This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

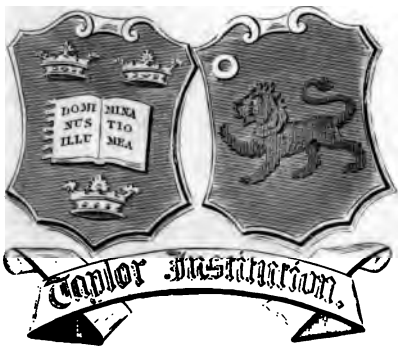
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



[redacted]

Conrad Kiefer,

oder

Anweisung

zu einer

vernünftigen Erziehung

der

Kinder.

Ein Buch für's Volk

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Vierte verbesserte Auflage.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1845.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 3 APR 1943
OF OXFORD

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Ich bin kein vornehmer und auch kein reicher Mann; wenn mir aber mancher vornehme, reiche Herr alle ſeine Titel, ſein Geld, ſeine Landgüter und ſeine Bedienten geben wollte, ich tauſchte, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nicht mit ihm. Und warum nicht? Meine Kinder ſind mir gut gerathen, und dieſe machen mir gröſſere Freude, als ein vornehmer Stand und Reichthum mir geben könnte. Sie ſind geſund, ehrlich, geſchickt, arbeitſam, und haben mich alle recht herzlich lieb. Durch ihren, meinen und meiner Frau Fleiß habe ich mir auch ein ziemliches Vermögen erworben. Wenn nun auf meine Kinder die Rede kommt, ſo ſprechen die Nachbarn in meinem Dorfe immer: Das ſind keine Künſte, daß Kiefers Kinder ſo gut gerathen, der hat Geld genug, der kann etwas an ſie wenden, das muß unſer eins wohl bleiben laſſen. Darüber habe ich oft mit meiner Frau herzlich gelacht. Wenn ich's aber recht überlege, ſo ſollte man über ſolches Geſchwätz nicht lachen; ſondern die Leute, die es führen, bedauern. Die Erziehung meiner Kinder koſtet wenig Geld, und das Mehreſte davon kann der ärmſte Mann nachthun.

Vor einiger Zeit ſtattete ich meinen älteſten Sohn, Conrad, aus. Daß er gut gerathen ſei, ſagt jedermann; warum er aber gut gerathen ſei? dieß ſchreiben viele meinem Vermögen zu.

Deßwegen entſchloß ich mich, die Art und Weiſe, wie ich meinen Conrad erzogen habe, aufzuſchreiben und drucken zu laſſen, damit doch die Leute ſehen, daß es bei einer guten Erziehung gar nicht auf das Geld, ſondern auf ganz etwas anderes ankomme, das vielen reichen Leuten fehlt, und das der Arme, ſo gut als der Reiche, haben kann.

Zweites Kapitel.

Von allerlei, was ſich vor Conrad Kiefers Geburt zugetragen.

Ein Kind iſt keine Kohlpflanze; aber in manchen Stücken hat es mit ihr doch Aehnlichkeit. Wenn ich gute Kohlpflanzen ziehen will, ſo gehört dazu ein guter Same und gute Wartung. Fehlt eins von beiden, ſo wird nichts daraus. Säe ich Samen, der von unvollkommenen Pflanzen genommen iſt, ſo bekomme ich zwar auch Pflänzchen, allein ich mag ſie nun düngen, gießen, pflegen und warten wie ich will, ſo bleiben es doch Knürpſe. Säe ich hingegen guten Samen aus, und bekümmere mich um die Pflänzchen entweder gar nicht oder behandle ſie unvernünftig, ſo wird wieder nichts daraus; entweder die Erdflöhe, oder die Raupen freſſen ſie ab, oder ſie verdorren und verknurpſen. Mit der Kinderzucht iſt es eben ſo. Wenn ich alſo ſagen ſoll, woher es komme, daß meine

Kinder so gut gerathen sind, so muß ich etwas weit ausholen.

Ich hatte das große Glück, mein Leben von recht gesunden Eltern zu bekommen, und kam auch gesund auf die Welt. Sie waren auch so vernünftig, daß sie meine Gesundheit zu erhalten wußten. Mein Vater wußte mein Herz so zu gewinnen, daß ich ihm alles sagte, und vor ihm kein Geheimniß hatte. Dadurch gelang es ihm, mich vor vielen heimlichen Sünden, die damals in der Schule im Schwange gingen, und gar viele meiner Schulkameraden siech und elend machten, zu bewahren. Da ich größer wurde, gab er mir noch allerlei andere Ermahnungen, wie ich mich z. E. gegen das weibliche Geschlecht zu verhalten hätte. Dadurch hielt er mich von Ausschweifungen ab, und ich wurde 24 Jahr alt, ohne daß ich durch liederliches Leben meine Kräfte geschwächt, oder meine Säfte verderbt hatte.

Da er nun einmal seinen Geburtstag feiern wollte, nahm er mich mit in unser Wäldchen, wo wir ganz allein waren, und setzte sich mit mir unter eine Eiche. Komm, sagte er, setze dich mit mir unter diesen Baum, der mir unter allen Bäumen, die auf der ganzen Erde sind, der liebste ist. Weißt du wohl warum?

Wie kann ich denn das wissen, Vater? antwortete ich.

Nun, so will ich dir's sagen, fuhr er fort. Hier unter diesem Baume gab mir deine Mutter ihr Jawort. Einigemal hatte ich darum angehalten, aber immer hatte sie mich zur Geduld verwiesen. Endlich ging ich mit ihr einmal am dritten Pfingstfeiertage spaziren, kam zu dieser Eiche, setzte mich mit ihr nieder, drückte ihre Hand, und fragte: ob sie sich denn gar nicht entschließen könnte, die

Meinige zu werden? Sie wurde roth, wie Scharlach, wendete ihr Geſicht weg, hielt mir die rechte Hand hin, und ſagte: Ja!!

Lieber Sohn! was das für eine Freude für mich war, das kann ich dir nicht mit Worten ausdrücken. Ich ſchloß ſie in meine Arme, küßte ſie, und nun gingen wir geſchwind zu ihren und zu meinen Eltern, und ſagten ihnen, daß wir einander heirathen wollten.

Daß du mir die Eiche nicht umhauen läßt! das ſage ich dir. Daß du es auch deinen Kindern und Kindeskindern unterſagen, daß du ſie, alle Jahre wenigſtens einmal, hieher führen, und ihnen erzählen willſt, wie ihr Stammvater von ihrer Stammmutter hier das Jawort erhalten habe, damit ſie dieſen Baum recht lieb bekommen — das mußt du mir verſprechen.

Ich gab ihm die Hand darauf.

Dann rieb er ſich die Stirn, und fuhr fort: nun lieber Sohn! muß ich dir noch etwas ſagen. Ich bin heute fünfzig Jahr alt geworden, und wünſche vor meinem Ende noch Großvater zu werden. Haſt du nicht Luſt zu heirathen?

Ich ſchlug die Augen nieder, und ſagte: warum denn nicht?

Haſt du vielleicht ſchon ein Mädchen in dein Herz geſchloſſen?

J. Ich?

V. Du.

J. Ein Mädchen?

V. Ja doch! ein Mädchen. Warum wirſt du roth? willſt du aufhören gegen deinen Vater aufrichtig zu ſein? Sag! haſt du ein Mädchen in dein Herz geſchloſſen?

J. Ja, Vater!

V. Und dieß Mädchen heißt?

J. Malchen! des Herrn Schulmeisters Tochter.

V. So! So! und davon hat mir doch das Söhnchen noch kein Wort gesagt.

Du *) hast mich ja noch nicht darum gefragt, lieber Vater!

V. Nun ich muß dir sagen, daß du gut gewählt hast. Das Mädchen ist gesund, klug, geschickt, rechtschaffen. Hast du denn aber das Mädchen auch recht lieb?

J. Vater! zu lieb! Tag und Nacht kommt es mir nicht aus den Gedanken. Seit der Zeit, daß ich es kennen lernte, mag ich kein anderes Mädchen mehr ansehen.

V. Desto besser! denn das muß ich dir sagen, lieber Sohn! wenn Eheleute solche Kinder erzeugen wollen, wie du eins bist, so müssen sie einander recht innig und herzlich lieb haben. Haben sie einander nur deßwegen lieb, weil es ihre Schuldigkeit ist, so erzeugen sie nichts als Schlafmützen. Mit Schlafmützen ist aber nichts anzufangen. Aber noch eins! weißt du denn, daß Malchen dich auch lieb hat?

J. Ich glaube es. Wenigstens spricht sie mir allemal gar freundlich zu, wenn sie mir begegnet.

V. Wie wäre es, wenn ich heute den Herrn Schulmeister mit Malchen zu mir bäte?

Ich fiel dem Vater um den Hals, und sagte: du bist ein recht guter Vater!

---

*) Anm. In unserer Familie ist es schon lange eingeführt gewesen, daß die Kinder den Vater und die Mutter, so wie den himmlischen Vater nennen: Du.

Nun ſtanden wir auf, und gingen nach unſerm Hauſe zu.

Ehe wir aber dahin kamen, verließ mich mein Vater, und ging nach der Schule zu. Nach einer Stunde kam er wieder und brachte den Herrn Schulmeiſter und Malchen mit.

Wie mir da zu Muthe war, das kann ich nicht beſchreiben. Wir ſetzten uns zu Tiſche, und meine Mutter, mit welcher mein Vater erſt vieles heimlich geſprochen hatte, wies jedem Gaſte ſeinen Platz an, und — ſetzte Malchen neben mich. Ich zitterte am ganzen Leibe, da ich mich zu ihr ſetzte, und konnte faſt kein Wort vorbringen.

Nach Tiſche ging mein Vater mit dem Herrn Schulmeiſter bei Seite, kam dann freundlich zurück, zog mich in eine Ecke, und liſpelte mir in's Ohr: „lieber Sohn! deine Mutter und ich ſind es zufrieden, daß du Malchen heirathеſt. Ihr Vater hat auch ſeine Einwilligung dazu gegeben. Es fehlt alſo weiter nichts, als daß du von Malchen das Jawort erhältſt. Geh' mit ihr ſpaziren, ſetze dich auch mit ihr unter jene Eiche, die mir ſo lieb iſt, und ſieh, wie weit du es bringen kannſt."

Ich ließ mir es nicht zweimal ſagen, und wir gingen alle mit einander ſpaziren. Als wir an den Wald kamen, bat ich Malchen mit mir hineinzugehen, und ſetzte mich mit ihr unter meines Vaters Eiche.

Hier ſaßen wir nun beide, und ſahen gerade vor uns hin. Da ich nun wohl merkte, daß bei dem vor ſich hinſehen kein Jawort herauskommen würde, ſo fing ich folgendes Geſpräch an: Es iſt heute ſchönes Wetter!

M. Vortreffliches Wetter!

J. Es ist mir nur lieb, daß heute gerade meines Vaters Geburtstag ist.

M. Das ist wahr!

J. Ich habe einen recht guten Vater.

M. Einen recht guten Vater!

J. Er hat mir heute eine rechte Freude gemacht.

M. So?

J. Er erzählte mir heute, daß er unter dieser Eiche von meiner Mutter das Jawort bekommen hätte.

M. Hier unter dieser Eiche?

J. Unter dieser Eiche. Da wünschte er nun —

M. Was denn?

J. Daß ich hier auch das Jawort bekommen möchte.

M. Und von wem denn?

Ich schwieg — Endlich resolvirte ich mich kurz und gut, faßte Malchens Hand, drückte sie und lispete ihr in die Ohren: von Malchen! da gab nun ein Wort das andere, ich erhielt das Jawort, und nun sprang ich mit Malchen zu ihrem Vater und zu meinen Eltern, und sagte: ich habe das Jawort! Da war Freude in allen Ecken. Wir gingen nach Hause, verzehrten mit einander einen Schinken, und mein Vater ließ ein paar Bouteillen Wein dazu holen, trank auf des neuen Paares Gesundheit, und sagte dazu: das heiße ich doch einen Geburtstag! Ich habe mir es in meinem Leben sauer genug werden lassen, und habe meine Kinder zur Aufrichtigkeit gewöhnt; heute bekomme ich den Lohn dafür, da mein Sohn sich nicht ohne mein Vorwissen um ein Mädchen beworben hat. Nun will ich aber auch eine Hochzeit ausrichten, daß man im ganzen Lande davon reden soll.

Das thue er doch ja nicht! ſagte den Braut-Vater. Wozu hilft der groſſe Aufwand? es macht Koſten, und das neue Paar hat keinen Vortheil davon.

Da lachte mein Vater gar herzlich, und ſagte: er verſteht mich nicht recht, Herr Schulmeiſter! Wenn ich auf meines Sohnes Hochzeit viel verwendete, ſo thäte ich ja nichts beſonderes. Das iſt ja im ganzen Lande gewöhnlich, daß man auf die Hochzeiten ſo viel wendet, daß die neuen Eheleute ein oder zwei Jahre davon ihre Haushaltung hätten führen können. Das will ich nun nicht thun, ich will wenig oder gar keinen Aufwand machen. Das Brautpaar ſoll eine neue reinliche Kleidung bekommen, die es hernach des Sonntags anziehen kann, zur Hochzeit wollen wir Niemanden bitten, als unſere nächſten Anverwandten, und der Schmaus ſoll ſo eingerichtet werden, daß wir uns alle ſatt eſſen, und ſich Niemand den Magen verdirbt.

Das hielt er auch redlich. Nach vier Wochen richtete er meine Hochzeit aus. Wir hatten zwei Gerichte mehr, als gewöhnlich, und ein paar Flaſchen Wein, und waren dabei gar herzlich vergnügt.

Nach Tiſche nahm mich mein Vater auf die Seite, und ſagte: ſieh lieber Sohn, wie vergnügt wir ſind! Wir haben uns alle ſatt gegeſſen und getrunken, aber doch mäſſig. Nun wird uns morgen der Kopf nicht wehe thun und das Eſſen wird uns wieder gut ſchmecken. Wie es nun mit dem Eſſen und Trinken iſt, ſo iſt es mit andern Sachen auch: man muß alles mäßig genießen, und nicht eher etwas genießen, als bis man Appetit dazu hat. So bleibt man geſund und froh, und verdirbt ſich den Appetit nicht. Verſtehſt du mich, lieber Sohn.

Recht gut. Und wohlfeile ich. [illegible]

zu Ruh, ſuhr er fort, ſo thue denn auch immer darnach. Und nun möcht' ich gern noch ein Hochzeitpfänden machen. Du weißt, daß die Wittwe Schrötelin wegen eines Kapitals ausgeklagt und gerichtlich worden iſt, die Kuh aus dem Stalle zu verkaufen. Unter der Zeit, daß wir hier unſern guten Diatz ſind, ſitzt die gute Frau zu Hauſe, und grämt ſich und ſorgt. Unſere ſchwarze Kuh wird künftige Woche kalben. Wie wäre es, wenn wir uns, wenn alles im Dorfe zu Bette iſt, in ihren Hof ſchlichen und ihr die Kuh in den Stall bänden?

Ich war dazu ſogleich bereit, und wir führten unſer Spätzgen glücklich aus, ohne daß jemands etwas davon bemerkt hätte.

Den folgenden Morgen frühſtückten wir wieder zuſammen. Da wir bei einander ſaßen, trat die Wittwe herein, und erzählte mit großen Freuden, daß ſie heute eine trächtige Kuh im Stalle gefunden hätte.

Mein Vater gratulirte ihr dazu. Aber, Herr Kiefer! ſagte ſie, wie ſoll ich denn das verſtehen? die Kuh gehört ja ihm zu?

W. Warum denn nicht gar! ich bin heute in meinen Ställen geweſen, und habe geſehen, daß meine Kühe noch alle da ſind.

W. Es iſt aber ſeine Kuh, ich kenne ſie.

V. Sie irrt ſich, liebe Frau! kurz und gut, ich habe meine Kühe noch alle. Geh' ſie nach Hauſe und warte ſie ihre Kuh gut, und denke, daß ſie ihr vom lieben Gott ſei beſcheert worden.

Da brach die gute Frau in Thränen aus, drückte meines Vaters Hände, und ſagte: Herr Kiefer! ſeinen Kin-

dern und Kindeskindern wird es der liebe Gott lassen wohlgehen, und wird sie in keiner Noth verlassen, weil er andern Leuten so gern aus der Noth hilft.

Mir wurde das Herz so weich, daß ich aus der Stube gehen mußte.

Nach dem Frühstück gingen wir spaziren, und mein Vater führte mich und meine junge Frau wieder unter seine Eiche. Kinder! sagte er, wie hat euch das Hochzeitspäßchen gefallen?

Herr Vater! sagte meine Frau, er ist doch ein recht herzensguter Mann. Er hat der ganzen Gesellschaft eine Freude gemacht; allen standen ja die Freudenthränen in den Augen.

Das habe ich um euretwillen gethan, liebe Kinder! daß ihr sehen sollt, was für große Freude der Mensch sich und andern machen kann, wenn er mit Vernunft sein Vermögen anwendet. Hätte ich eine Hochzeit ausrichten wollen, wie sie hier zu Lande gebräuchlich sind, so hätte es mich 2 — 300 Thaler kosten können. Und wozu hätte es genutzt? wir würden gewiß nicht so vergnügt gewesen sein, als wir es gestern waren; heute thäten uns die Köpfe weh, und wem hätte ich mit dem vielen Gelde etwas geholfen? Mein Hochzeitspäßchen kostet etwa zwanzig Thaler, die ganze Gesellschaft hat eine Freude darüber gehabt, und die gute Wittwe ist aus ihrem Kummer gerissen worden. Merkt's, liebe Kinder! und macht's auch so, so werdet ihr in eurem Ehestande immer Freude haben, und Gott wird es euch wohlgehen lassen.

Da das Hochzeitfest geendigt war, fing ich mit meiner jungen Frau meine Haushaltung an, und lebte recht glücklich mit ihr. Gab es ja bisweilen einen Verstoß, so zog

ich meinen Vater zu Rathe, und der gab mir immer Vorschläge, wie ich Zank und Verdruß vermeiden könnte.

Nach drei Monaten merkte ich, daß meine Frau in andern Umständen sei. Ich sprang zu meinen Eltern, verkündigte ihnen mit Freuden die Neuigkeit und fragte, ob es nicht gut sei, wenn ich einen Doktor rufen ließ, daß er meine Frau mit Arzneien versorgte?

Da lachte meine Mutter herzlich, und sagte: du redest wie ein Kind. Geh! laß deine Frau zu mir kommen, so will ich ihr alles sagen, wie sie sich zu verhalten hat.

Da nun meine Frau zu meiner Mutter kam, gab sie ihr folgende Ermahnung: Liebe Frau Tochter! ich freue mich über die gute Nachricht, die mir mein Sohn von ihr gebracht hat. Mache sie sich keinen Kummer! das Kindergebären ist bei weitem so fürchterlich nicht, als es sich manche Leute vorstellen. Ich habe sechs gesunde Kinder geboren, und der liebe Gott hat mir immer glücklich durchgeholfen. Sie ist eine junge, gesunde, rüstige Frau, mit ihr wird's auch gut gehen. Pülvere und quacksalbere sie nur nicht an sich! Höre sie! Es werden — wenn's erst im Dorfe bekannt wird, alle Nachbarinnen und Muhmen kommen und Hausmittelchen rathen. Lasse sie es zu einem Ohr hinein, und zum andern hinausgehen, und brauche sie nichts davon. Setze sie in Gottes Namen ihre Geschäfte fort. Je flinker eine Frau auf den Beinen ist, desto leichter wird ihre Geburtsstunde. Nur hüte sie sich vor Springen, und daß sie nicht schwere Lasten hebt oder trägt.

Was soll ich denn für Speisen genießen? fragte meine Frau weiter.

Was ihr gut schmeckt, antwortete meine Mutter. Was freilich an sich selbst ungesund ist, das taugt auch nicht

dern und Kindeskindern wird es der liebe Gott laſſen wohlgehen, und wird ſie in keiner Noth verlaſſen, weil er andern Leuten ſo gern aus der Noth hilft.

Mir wurde das Herz ſo weich, daß ich aus der Stube gehen mußte.

Nach dem Frühſtück gingen wir ſpaziren, und mein Vater führte mich und meine junge Frau wieder unter ſeine Eiche. Kinder! ſagte er, wie hat euch das Hochzeitſpäßchen gefallen?

Herr Vater! ſagte meine Frau, er iſt doch ein recht herzensguter Mann. Er hat der ganzen Geſellſchaft eine Freude gemacht; allen ſtanden ja die Freudenthränen in den Augen.

Das habe ich um euretwillen gethan, liebe Kinder! daß ihr ſehen ſollt, was für große Freude der Menſch ſich und andern machen kann, wenn er mit Vernunft ſein Vermögen anwendet. Hätte ich eine Hochzeit ausrichten wollen, wie ſie hier zu Lande gebräuchlich ſind, ſo hätte es mich 2 — 300 Thaler koſten können. Und wozu hätte es genutzt? wir würden gewiß nicht ſo vergnügt geweſen ſein, als wir es geſtern waren; heute thäten uns die Köpfe weh, und wem hätte ich mit dem vielen Gelde etwas geholfen? Mein Hochzeitſpäßchen koſtet etwa zwanzig Thaler, die ganze Geſellſchaft hat eine Freude darüber gehabt, und die gute Wittwe iſt aus ihrem Kummer geriſſen worden. Merkt's, liebe Kinder! und macht's auch ſo, ſo werdet ihr in eurem Eheſtande immer Freude haben, und Gott wird es euch wohlgehen laſſen.

Da das Hochzeitfeſt geendigt war, fing ich mit meiner jungen Frau meine Haushaltung an, und lebte recht glücklich mit ihr. Gab es ja bisweilen einen Verſtoß, ſo zog

ich meinen Vater zu Rathe, und der gab mir immer Vorschläge, wie ich Zank und Verdruß vermeiden könnte.

Nach drei Monaten merkte ich, daß meine Frau in andern Umständen sei. Ich sprang zu meinen Eltern, verkündigte ihnen mit Freuden die Neuigkeit und fragte, ob es nicht gut sei, wenn ich einen Doktor rufen ließ, daß er meine Frau mit Arzneien versorgte?

Da lachte meine Mutter herzlich, und sagte: du redest wie ein Kind. Geh! laß deine Frau zu mir kommen, so will ich ihr alles sagen, wie sie sich zu verhalten hat.

Da nun meine Frau zu meiner Mutter kam, gab sie ihr folgende Ermahnung: Liebe Frau Tochter! ich freue mich über die gute Nachricht, die mir mein Sohn von ihr gebracht hat. Mache sie sich keinen Kummer! das Kindergebären ist bei weitem so fürchterlich nicht, als es sich manche Leute vorstellen. Ich habe sechs gesunde Kinder geboren, und der liebe Gott hat mir immer glücklich durchgeholfen. Sie ist eine junge, gesunde, rüstige Frau, mit ihr wird's auch gut gehen. Pülvere und quacksalbere sie nur nicht an sich! Höre sie! Es werden — wenn's erst im Dorfe bekannt wird, alle Nachbarinnen und Muhmen kommen und Hausmittelchen rathen. Lasse sie es zu einem Ohr hinein, und zum andern hinausgehen, und brauche sie nichts davon. Setze sie in Gottes Namen ihre Geschäfte fort. Je flinker eine Frau auf den Beinen ist, desto leichter wird ihre Geburtsstunde. Nur hüte sie sich vor Springen, und daß sie nicht schwere Lasten hebt oder trägt.

Was soll ich denn für Speisen genießen? fragte meine Frau weiter.

Was ihr gut schmeckt, antwortete meine Mutter. Was freilich an sich selbst ungesund ist, das taugt auch nicht

für eine Schwangere. Daher muß ſie ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht zu viel ſcharfe und gekalzene Speiſen genießt. Die Schärfe geht in das Blut des Kindes, und daraus entſtehen hernach allerlei ſchlimme Zufälle. Noch eins will ich ihr ſagen, Frau Tochter! das merke ſie wohl. Wenn ſie auf ſich Achtung geben will; ſo wird ſie merken, daß ſie jetzt viel heftiger iſt, als ſonſt; daß ſie ſich mehr ärgert, wenn etwas nicht nach ihrem Kopfe geht, daß ſie über jede Kleinigkeit erſchrickt, nach manchen Speiſen gewaltig lüſtern wird, zu anderer Zeit das Köpfchen hängt, und ſich mit vergeblichen Grillen plagt. Da habe ich's nun in ſolchen Umſtänden ſo gehalten, daß ich alle Morgen einen guten Spruch oder einen guten Vers in die Gedanken gefaßt habe. Wenn mir hernach etwas vorkam, das mich angriff, ſo dachte ich immer an den guten Vers, und ſo gab ſich alles wieder. Wenn wir Weiber ſchwanger ſind, ſo ſind wir allemal zärter und empfindlicher, als ſonſt, wir müſſen uns alſo zu ſtärken ſuchen; und was ſtärkt beſſer als gute Gedanken?

Gut war es, daß meine Frau dieſe Lehren bekommen hatte, denn nun kamen eine Menge junge und alte Weiber, die Stunden lang mit ihr über Schwangerſchaft und Kindergebären diſcurirten, und ſo vielerlei Hausmittel anriethen, und von ſo vielerlei unglücklichen Gedanken redeten, daß meiner guten Frau angſt und bange wurde. Da erinnerte ich ſie aber allemal wieder an das, was die Schwiegermutter geſagt hatte, und ſie wurde bald wieder ruhig. Denn Verſtand hatte meine Frau. Wo dieſer fehlt, wo eine Frau, wie ein kleines Kind, alles glaubt und alles thut, was andre Weiber ihr vorſchwatzen, da iſt Hopfen und Malz verloren.

Da die Zeit der Entbindung meiner Frau ſich näherte, meldete ſich bei ihr die Wehemutter unſers Orts, und bot ihr ihre Dienſte an. Meine Mutter ſagte aber, ſie habe ſchon eine andere gewählt, zu welcher ſie mehr Vertrauen hätte. Das verdroß dieſe, und ſie machte meiner Mutter deßwegen die bitterſten Vorwürfe. Iſt das auch erlaubt, Frau Kieferin ſagte ſie, daß ſie mich ſo zurückſetzen will? habe ich mich nicht immer als eine ehrliche und brave Frau gehalten?

Meine Mutter war aber ganz kurz gebunden und ſagte: das ſie eine ehrliche und brave Frau iſt, das weiß ich wohl; aber zu einer guten Wehemutter gehört noch mehr, die muß auch vom Grunde aus verſtehen, wie man eine gebärende Frau und ihre Frucht behandeln ſoll, daß nicht etwa das Kind verloren geht, und die Mutter auf ihre ganze Lebenszeit zu Grunde gerichtet wird. Und auf dieſen Fall habe ich zu Frau Margarethen mehr Zutrauen.

So mußte ſie abziehen, und Frau Margarethe wurde angenommen. Dieſe war nun eine herzensgute Frau, und verſtand ihr Geſchäft meiſterhaft. Sie ſprach meiner Frau immer Muth ein, erkundigte ſich nach allen ihren Umſtänden ſehr genau, und wenn ihr etwas vorkam, wo ſie nicht zu rathen wußte, ſo wendete ſie ſich an den Arzt, der in unſerm Lande als Beurtshelfer angeſtellt war, wo ſie allezeit guten Rath erhielt.

Drittes Kapitel.

Von Conrad Kiefers Geburt und Beförderung zur heiligen Taufe.

Die Geburtsſtunde kam nun, und der liebe Gott half ſo glücklich, daß, nach einem trüben halben Stündchen, alles vorbei war, und mein lieber Conrad zur Welt kam. Was für Freude war das für mich und meine Frau, für meine Eltern, für meinen Schwiegervater! Da fühlte ich es recht, daß die Freuden rechtſchaffener Familien doch weit mehr werth ſind, als alle Freuden, die man mit vielem Gelde erkauft.

Meine Mutter fiel meiner Frau um den Hals, ließ ein Paar Thränen auf ſie fallen, und ſagte: ſeh' ſie, Frau Tochter! weil ſie guten Rath gefolgt, nicht gequackſalbert, ihre Geſchäfte, als eine gute Hausmutter, fleißig fortgetrieben hat, ſo hat's ihr der liebe Gott auch in der Geburtsſtunde vergolten.

Nun folge ſie ferner, Frau Tochter! fuhr meine Mutter fort, trinke ſie keinen Kaffee, keinen Wein, kein ſtarkes Bier — alle dieſe Getränke ſind Gift für eine Wöchnerin. Und keinen Branntwein! fuhr mein Bruder fort, der ein Arzt iſt, und mich damals eben beſucht hatte.

Zum Guckguck! ſagte meine Mutter, was denkſt du denn von meiner Schwiegertochter? ſie trinkt keinen Branntwein in geſunden Tagen und wird es noch weniger im Wochenbette thun.

Ach ich weiß wohl, ſagte die Wehemutter, worauf der Herr Doktor zielt. Es gibt viele Wehemütter, die die alberne Gewohnheit haben, der Wöchnerin, gleich nach der Ge-

burt, ein Glas Branntwein zu reichen. So etwas, Herr Doktor! haben Sie von mir nicht zu beſorgen.

Deſto beſſer! antwortete mein Bruder; ich dächte aber, eine gute Erinnerung könnte nichts ſchaden.

Nun nahm er mich bei Seite, und fragte mich: Wann wirſt du dein Kind taufen laſſen?

Doch morgen, antwortete ich.

Morgen ſchon? ich dächte du ließeſt die Taufe aufſchieben, bis deine Frau zur Kirche geht. Es iſt doch gar zu fein und erbaulich, wenn eine Mutter das Kind, das ſie mit vielen Schmerzen zur Welt gebracht hat, ſelbſt dem lieben Gott gleichſam überbringen kann. Bei Beſorgung der Taufe und des damit verknüpften Schmauſes wird oft die Hauptperſon, die Wöchnerin, vernachläſſigt und ich habe gar viele Exempel von Wöchnerinnen, die dafür mit dem Leben haben büßen müſſen. Du glaubſt aber vermuthlich, dein Kind ſei, ſo lange es nicht getauft iſt, in des Teufels Gewalt.

So einfältig bin ich nun wohl nicht, war meine Antwort, ich glaube aber nicht, daß es unſer Herr Pfarrer thun wird. Ich will es unterdeſſen verſuchen, wie weit ich es bei ihm bringen kann.

Ich ging alſo zu ihm, und ſtellte ihm alle die Urſachen vor, warum ich glaubte, daß es gut ſei, wenn mein Kind erſt nach vier Wochen getauft würde. Er hörte mir lächelnd zu, und gab mir zur Antwort: Recht mag er wohl haben, lieber Herr Kiefer, und wenn die Sache von mir abhinge, ſo wollte ich die Taufe gleich verſchieben. Allein dieß iſt, wie er wohl weiß, gegen unſere Kirchenordnung, und dieſe darf ich nicht überſchreiten.

gewesen, nun, da ihm der liebe Gott glücklich herausgeholfen hat, soll er auch seine Freiheit haben. Deßwegen ließ ich ihm nur ein leinenes Tuch ganz locker um den Leib wickeln. Arme und Füße behielt er aber frei, und strampelte damit nach Herzenslust.

Meine Frau hatte ihm, in ihrer Schwangerschaft, einige Paar Strümpfe gestrickt, und lächelte gar herzlich, da sie ihm das erste Paar anzog. Gleich den andern Tag sah ich aber, daß sie ihm nichts nütze wären; sie waren durchaus benetzt. Sieh, liebe Frau! sagte ich, wie naß diese Strümpfe sind! das kann doch dem Kinde unmöglich gut sein. Ich dächte, du ließest die Strümpfe weg und ließest dem Kinde seine Füße, wie sie der liebe Gott erschaffen hat, da blieben sie doch fein trocken.

Meine Frau, die nun ihr Köpfchen auch hatte, so wie ich mir habe sagen lassen, daß es alle Weiber hätten, sagte etwas hitzig: so? da sollte ich 4 Wochen umsonst an den Strümpfen gestrickt haben? Ich will sie ihm aus- und ein-Paar andere anziehen, damit ist's gut. Sie that es, kaum war sie aber damit fertig, und hatte das Kind wieder an die Brust gelegt, so rauschte Conrädchen, daß die Mutter selbst durch und durch naß wurde. Sie biß die Zähne zusammen, und wollte es verbergen, ich ging aber auf das Bette los, und sagte: Aha! es ist gewiß etwas passirt, gib mir einmal Conrädchen! Ich untersuchte ihn, und fand, daß die Strümpfe durchaus naß waren. Sogleich holte ich das dritte Paar herbei, und sie mußte es ihm anziehen. Nach etlichen Stunden untersuchte ich Conrädchen wieder, und fand, daß die Strümpfe so naß wie zuvor waren. Da ließ ich ihm das vierte Paar anziehen, und freute mich recht sehr darauf, daß die auch sollten naß werden, weil ich

wußte, daß meine Frau nicht mehr als 4 Paar gestrickt hatte. Darauf ging ich in die Ställe, und untersuchte wie das Gesinde das Vieh besorgt hatte, ließ mir die Milch, die gemolken worden war, bringen und messen, dann ging ich geschwind zu Conrädchen, und untersuchte ihn. Es war richtig, die Strümpfe waren wieder naß.

Die Strümpfe, sagte ich, sind wieder naß, liebe Frau! Hast du nicht ein Paar andere?

Ich habe keine mehr, gab sie mir zur Antwort.

Nun sagte ich, muß das Kind doch ohne Strümpfe bleiben, denn diese nassen Strümpfe kann ich ihm unmöglich lassen.

So will ich, fuhr sie fort, ihm noch zehn Paare stricken.

Ja! das ist wohl ganz gut; aber die Strümpfe, die du ihm stricken willst, sind doch noch nicht da. Und kurz und gut! warum bestehst du denn nun schlechterdings darauf, daß das Kind Strümpfe tragen soll?

Fr. Weil alle Kinder Strümpfe tragen.

J. Und das sagt die Frau Kiefern, die im ganzen Orte als eine verständige Frau bekannt ist? da müssen wir das Kind auch wickeln, weil alle Kinder in unserm Orte gewickelt werden.

Fr. Das ist eine ganz andere Sache.

J. Es ist die nämliche. Sei so gut, liebe Frau, und sage mir eine vernünftige Ursache, warum du dem Kinde die Strümpfe nicht wegnehmen willst?

Fr. Weil es ohne Strümpfe die Füßchen erkältet.

J. So! warum erkältet es denn die Händchen und das Näschen nicht? wollen wir ihm vielleicht auch Handschuhe und einen Nasenschuh machen lassen?

Fr. Das habe ich doch mein Tage gehört, daß die Kiefer harte Köpfe haben. Nun wenn du darauf beſtehſt und beſtehſt ſchlechterdings darauf, daß das Kind keine Strümpfe haben ſoll, ſo magſt du deinen Willen haben, nimm ſie in Gottes Namen weg! aber — aber — wenn dem Kinde etwas zuſtößt, ſo haſt du es auf deinem Gewiſſen. Daß du es weißt!

J. Und das will ich von Herzen gern auf mein Gewiſſen nehmen.

So waren alſo die Strümpfe glücklich weg, und mein Conrädchen hatte davon den Vortheil, daß ſeine Füße trocken blieben, und ſich an die freie Luft gewöhnten.

Mein Bruder hatte mir gerathen, ich ſolle das Kind alle Tage in kaltes Waſſer tauchen; ich muß aber geſtehen, daß ich mich dazu nicht entſchließen konnte. Das Kind, dachte ich, iſt vor ſeiner Geburt immer in der Wärme geweſen, wenn es nun ſo ſchleunig in's kalte Waſſer ſoll, ſo kann dieß unmöglich gut ſein. Ich ließ es alſo in den erſten Wochen mit laulichem Waſſer waſchen, und brachte es nach und nach ſo weit, daß es ganz in kaltem Waſſer gewaſchen und gebadet wurde.

Wegen der Nahrungsmittel, die dem Kinde gereicht wurden, war ich mit meiner Frau vollkommen einerlei Meinung, wozu meine Mutter vieles beigetragen hatte. Ehe noch Conrädchen auf die Welt kam, predigte ſie ihr immer vor, daß kleine Kinder ſchlechterdings keinen Mehlbrei bekommen dürften; das wäre viel zu ſchwer für ſie zu verdauen! Sie habe von vielen verſtändigen Leuten gehört, daß der Mehlbrei meiſtens daran Urſache ſei, daß die Kinder dicke Bäuche, krumme Beine und die böſe Krankheit bekämen, die man insgemein die Engliſche nennt. Die viele But-

ter, die man gewöhnlich in den Brei thäte, tauge auch nichts; ſie wäre den Erwachſenen nicht geſund, und noch weniger den Kindern. Manche Leute glaubten ihren Kindern etwas zu Gute zu thun, wenn ſie ihnen den Brei ſo fett machten, daß er gleichſam in der Butter ſchwimme, ſie verderbten ihnen aber damit die Mägen; das geſundeſte Nahrungsmittel für ein junges Kind wäre ein dünner Brei, den man von geriebener Semmel und Milch, mit etwas Waſſer vermiſcht, gemacht und mit Zucker beſtreut hätte. Dieß hatte ſich meine Frau gemerkt, und machte alſo den Brei für das Kind gerade ſo, wie ihr meine Mutter gerathen hatte.

Ich kam einmal dazu, da ſie das Kind fütterte. Sie hatte einen Theelöffel, mit welchem ſie ihm die Nahrung einflößte. Die erſten 10 Löffel floſſen recht gut hinunter; dann hob es aber bei dem Kinde, und es wollte nichts mehr zu ſich nehmen. Meine Frau wollte es nun erzwingen, und ſtrich dem Kinde immer wieder ein, was es von ſich gegeben hatte, und wenn ich etwas dagegen ſagte, ſo meinte ſie, das Kind habe erſt ein Paar Löffel voll zu ſich genommen, es müſſe doch ſeine gehörige Portion genießen. Da ich darauf ſagte, der Appetit des Kindes wäre das beſte Maaß, wonach man die Portion abmeſſen könnte, ſo gab ſie mir zur Antwort, ich verſtände es nicht. Das war nun etwas viel geſagt. Was ſollte ich aber thun? ich ſchlich mich zur Thür hinaus, ging in den Garten und putzte die Bäume aus, bis ich merkte, daß das Blut ſich ein bischen abgekühlt hatte; denn wirklich war es mir etwas warm im Kopfe geworden, als mir geradezu geſagt wurde, daß ich's nicht verſtände. Nach der Zeit brachte ich es doch durch gute Worte dahin, daß dem Kinde nichts mehr eingeſtri-

chen wurde, und daß es aufhörte zu eſſen, wenn es keinen Appetit mehr hatte.

Bald hätte ich vergeſſen zu ſagen, wie das Bette des Kindes eingerichtet war. Seit Chriſti Geburt war gewiß ſo ein Bette nicht in unſern Ort gekommen.

Es war keine Wiege, weil mein Bruder behauptete, daß das Wiegen die Kinder nur ſchwindlich mache; ſie wären entweder zum Schlafe geneigt oder nicht; wäre das erſte, ſo ſchliefen ſie von ſelbſt ein, wäre das andere, ſo wäre es ihnen ſchädlich, ſie in den Schlaf zu bringen. Das Bette war ein länglicher Korb, den man bequem von einem Orte zum andern tragen konnte. In demſelben lag ein Kiſſen, das — mit Stroh, nebſt einem weichen Kopfkiſſen, das mit Pferdehaaren ausgeſtopft war, und darüber eine leichte Decke, die mit Baumwolle durchnäht war. Auf dieſem wohlfeilen Lager ſchlief mein Conrädchen ſanft, und wenn er erwachte, ſo konnte man ihn herausnehmen, und mit ihm an die freie Luft gehen, ohne daß man beſorgen durfte, der Schweiß werde etwa durch die Luft zurückgetrieben werden. In dieſem Bette dunſtete er zwar aus, aber er ſchwitzte nicht.

Fünftes Kapitel.

Erſte Sorge für Conrad Kiefers Seele.

Da Conrädchen ungefähr acht Wochen alt war, weinte er in ſeinem Bette. Ich nahm ihn heraus, weil die Mutter nicht zugegen war, und dachte bei mir ſelbſt: du ſorgſt nun immer für den Körper des Kindes, für die

Seele thuſt du gar nichts, und dieß iſt doch das Vorzüglichſte an dem Menſchen. Wenn du doch nur wiſſen ſollteſt, was du mit dem Kinde anfingeſt!

Da ich ſo dachte, was ich mit meinem Conrädchen anfangen ſollte, ſah ich das Kind wehmüthig an und ſagte: Conrädchen! — warum ich's ſagte? weiß ich ſelbſt nicht. Und was geſchah? Conrädchen lachte. Tauſend Element! was hatte ich da für eine Freude! es fuhr mir durch alle meine Glieder. Conrädchen! ſagte ich, ich glaube du kennſt mich? kennſt Vater? der dich ſo lieb hat? Ja! hat dich lieb. Wenn du ein gutes Conrädchen biſt — bin auch ein guter Vater — rechter guter Vater.

So ging das Plappern fort. Je mehr ich plapperte, deſto mehr lachte das Kind, und bewegte Hände und Füße.

Von dieſer Stunde an gab ich mich mehr mit dem Kinde ab, plauderte ihm vor, ordentlich, wie wenn es mich verſtände, und je mehr ich plauderte, deſto mehr lachte und ſtrampelte es.

Damals habe ich eine ganz beſondere Bemerkung gemacht, die ich doch mittheilen will. Es iſt bekannt, daß jedes Thier eine beſondere Stimme annimmt, wenn es ſeine Jungen lockt, und daß die Jungen die Stimme kennen. Bei den Menſchen ſcheint es anders zu ſein. Ich habe Väter gekannt, die die Stimme nicht veränderten, ſie mochten zu dem Kinde ſagen: Willſt du etwas zu trinken? oder zu dem Knechte: Haſt du den Pferden Heu aufgeſteckt? Es iſt aber nicht wahr. Der Menſch hat, ſo gut als die Thiere, ſeine Vater- und Mutterſtimme, die den Kindern verſtändlich iſt. Er muß nur mit ſeiner ganzen Seele bei dem Kinde ſein, und es ſo herzlich lieb haben, wie das Schaf das Lamm, und der alte Sperling

die Jungen, ſo kommt dieſe Stimme gewiß zum Vorſcheine. Wenn man aber das Kind in den Arm nimmt, und hat die Gedanken wo anders, denkt etwa an den Klee, der gewendet werden, oder an die Intereſſen, die bezahlt werden müſſen, ſo kann die Natur dieſe Stimme freilich nicht hervorbringen. Daß es ſo ganz eigene Vater- und Muttertöne für die Kinder gebe, das habe ich bei dieſer Gelegenheit gelernt. So wie das Schaf, wenn es das erſtemal ein Lamm zur Welt bringt, das Bä, welches dieſes ſchreit, mit einem Baa beantwortet, das es in ſeinem ganzen Leben zuvor nicht geblöket hat; ſo veränderte ſich auch mein ganzer Ton, und ich ſprach mit einer ganz ungewohnten Stimme, ſobald Conrädchen mich anlächelte und ich mich darüber recht herzlich freute.

Meine Frau wollte ſich oft krank lachen, wenn ſie die Discurſe hörte, die wir mit einander führten. Ich will doch zum Spaß einmal eines herſetzen.

Kennſt du mich? bin dein Vater, haſt mich lieb; ja! lieb hat mich das Conrädchen, recht lieb — habe dich auch lieb. Ach! was das für eine Freude ſein wird, wenn wir einander erſt recht kennen lernen! da nehm' ich das Conrädchen auf den Arm, auf den Arm nehm' ich's — da gehen wir zu den Hühnern — gluck! gluck! gluck! rufe ich — da kommen die Hühner alle mit einander. Da wirft Conrädchen das Brod hin — pick! pick! pick! da freſſen es die Hühner auf, und da kommt hernach der Hahn — krickrickkiki — ſo macht es der Hahn — da lacht hernach Conrädchen!

Wenn manche Gelehrte meine Discurſe mit angehört hätten, ſo würden ſie geglaubt haben, ich wäre nicht klug; was für närriſches Zeug, würden ſie geſagt haben,

macht der Mann! das Kind verſteht ja von allem nichts, was er ihm vorplappert.

Allein ich bin kein Gelehrter, und habe daher meine ganz eigenen Gedanken. Daß das Kind die Worte nicht verſtand, weiß ich wohl; aber es verſtand doch den Ton, es merkte doch, daß ich es gut mit ihm meinte, ſo wie es das Lamm merkt, wenn das Schaf ruft: baa! Conrädchen lernte doch bald meine Stimme kennen, und bekam mich lieb, Wenn es nach der Zeit an der Mutter Bruſt lag, und es ſchmeckte ihm noch ſo gut, und ich trat in die Stube, und ſprach — gleich fuhr er von der Bruſt weg, ſah ſich nach mir um und lächelte, legte ſich hernach wieder an die Bruſt, reichte mir die Hand und lächelte; ließ ich die Hand los, ſo drehete er ſich wieder nach mir um, lächelte und reichte mir ſie wieder. Ging ich zur Thür hinaus, ſo ſah er mir nach und weinte. Solche Auftritte ſind für einen Vater keine Kleinigkeiten.

Noch eins muß ich ſagen; wenn Conrädchen bisweilen unleidlich war, ſo nahm ſeine Mutter ein Bund Schlüſſel, klingelte ihm damit vor den Ohren, damit das Kind ſchweigen ſollte, und das Kind ſchwieg nicht. Das iſt, dachte ich, doch wohl die rechte Art nicht, wie man ein weinendes Kind beruhigen muß, und ich wurde darin beſtärkt, weil ich merkte, daß das Kind immer ſtärker ſchrie, je mehr ihm vorgeklingelt wurde. Ich ſagte es meiner Frau, nahm die Schlüſſel, klingelte ihr vor die Ohren, und fragte: wie gefällt dir dieſe Muſik?

Freilich, ſagte ſie, gefällt ſie mir nicht, und ich ſehe wohl ein, daß ſie dem Kinde auch nicht gefallen kann. Nun ſag' mir aber, was ich ſonſt mit dem Kinde vornehmen ſoll, wenn es ſo ſchreit, wie jetzt?

Da ſtanden nun, wie man hier zu Lande zu ſagen pflegt, die Ochſen am Berge, und ich wußte nicht, was ich antworten ſollte. Das war Waſſer auf meiner Frau ihre Mühle, ſie lachte laut auf, und ſagte: Ach! Herr Kiefer! du willſt ja immer ſo klug ſein., ſo ſag' mir doch, was ich thun ſoll, um das Kind zum Schweigen zu bringen?

Es wurmte mich, und ich ſchlich mich zur Thür hinaus. Nun hatte ich ſchon lange die Gewohnheit, daß ich, wenn mich etwas wurmte, in's Freie ging und etwas trällerte. Gemeiniglich trällerte ich die Melodie, nach welcher das Lied geſungen wird, es lebe Leopold, der Deutſchen Kaiſer, hoch, er lebe hoch! Ich fing alſo wieder an zu trällern, und lehnte mich an einen Kirſchbaum. Auf einmal ſchoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß Conrädchen dieß Trällern doch wohl lieber hören möchte, als das Klingeln mit den Schlüſſeln. Was hatte ich zu thun? ich ſchlich mich wieder in meiner Frau Stube — da ſchrie Conrädchen noch. Ich bat meine Frau mir das Kind zu geben, nahm es auf den Arm, und fing an zu trällern. Sogleich ſchwieg das Kind. Ein paarmal fing es freilich wieder an zu weinen; da ich aber fort trällerte, ſo ſchwieg es ganz und lächelte am Ende, zuckte mit den Armen, und ſtrampelte mit den Füßen. Ha! ha! ha! lachte ich, gab das Kind der Mutter und ſagte: Frau Kiefern! wer zuletzt lacht, der lacht am Beſten!

Sie ſchlug mich auf die Schultern, und ſagte: Geh' nur! du mußt doch immer Recht haben. Von dieſer Zeit an lernte meine Frau das Trällern auch, und beruhigte das Kind, wenn es ſchrie, mehrentheils. Mehrentheils ſage ich, denn immer half das Trällern freilich nicht.

So kam ſie einmal zu mir mit ihm in den Garten und ſagte: ſieh' nur, lieber Mann! wie ſich das Kind geberdet! ich habe ihm vorgeſungen, ich habe gethan was ich nur thun konnte — half alles nichts.

Sogleich nahm ich es auf den Arm, trällerte, und es half alles nichts.

Hier, ſagte ich, liebe Frau! hört meine Klugheit auf, wie wäre es, wenn du meine Mutter riefeſt? vielleicht weiß dieſe einen guten Rath zu geben.

Gut! antwortete ſie, und ging fort. Kaum war ſie aber einige Schritte gegangen, ſo blieb ſie ſtehen, kehrte dann um und ſagte: ehe ich zu deiner Mutter gehe, will ich doch noch etwas verſuchen. Thue mir den Gefallen, und gehe mit mir auf die Stube, da will ich das Kind auskleiden, und unterſuchen, ob es nicht etwa etwas an ſich hat, das ihm Schmerzen macht.

Ich folgte ihr, und die Auskleidung wurde vorgenommen. So bald das Hemde ausgezogen war, ſchrie meine Frau: um Gottes willen, Mann! ſieh einmal hier! da ſtak eine Stecknadel in des armen Kindes Rücken. Ich zog ſie heraus, das Kind wurde wieder angezogen, meine Frau trällerte ihm etwas vor, legte es dann an die Bruſt, und das Kind wurde ruhig.

Ich aber ſetzte mich auf einen Stuhl, und dachte nach. Endlich ſagte ich: liebe Frau! wir haben heute beide viel gelitten, aber auch viel gelernt. Wenn ein ſo kleines Kind ſo ſehr ſchreit, daß es durchaus durch nichts kann beruhigt werden, ſo muß es ſchlechterdings Schmerz haben. Wir Erwachſenen ſagen es mit ein Paar Worten, wenn wir Schmerz fühlen! da aber ein ſo kleines Kind nicht ſprechen kann, ſo bleibt ihm weiter nichts übrig, als daß es ſchreit

Da ſtanden nun, wie man hier zu Lande zu ſagen pflegt, die Ochſen am Berge, und ich wußte nicht, was ich antworten ſollte. Das war Waſſer auf meiner Frau ihre Mühle, ſie lachte laut auf, und ſagte: Ach! Herr Kiefer! du willſt ja immer ſo klug ſein., ſo ſag' mir doch, was ich thun ſoll, um das Kind zum Schweigen zu bringen?

Es wurmte mich, und ich ſchlich mich zur Thür hinaus. Nun hatte ich ſchon lange die Gewohnheit, daß ich, wenn mich etwas wurmte, in's Freie ging und etwas trällerte. Gemeiniglich trällerte ich die Melodie, nach welcher das Lied geſungen wird, es lebe Leopold, der Deutſchen Kaiſer, hoch, er lebe hoch! Ich fing alſo wieder an zu trällern, und lehnte mich an einen Kirſchbaum. Auf einmal ſchoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß Conrädchen dieß Trällern doch wohl lieber hören möchte, als das Klingeln mit den Schlüſſeln. Was hatte ich zu thun? ich ſchlich mich wieder in meiner Frau Stube — da ſchrie Conrädchen noch. Ich bat meine Frau mir das Kind zu geben, nahm es auf den Arm, und fing an zu trällern. Sogleich ſchwieg das Kind. Ein paarmal fing es freilich wieder an zu weinen; da ich aber fort trällerte, ſo ſchwieg es ganz und lächelte am Ende, zuckte mit den Armen, und ſtrampelte mit den Füßen. Ha! ha! ha! lachte ich, gab das Kind der Mutter und ſagte: Frau Kiefern! wer zuletzt lacht, der lacht am Beſten!

Sie ſchlug mich auf die Schultern, und ſagte: Geh' nur! du mußt doch immer Recht haben. Von dieſer Zeit an lernte meine Frau das Trällern auch, und beruhigte das Kind, wenn es ſchrie, mehrentheils. Mehrentheils ſage ich, denn immer half das Trällern freilich nicht.

So kam ſie einmal zu mir mit ihm in den Garten und ſagte: ſieh' nur, lieber Mann! wie ſich das Kind geberdet! ich habe ihm vorgeſungen, ich habe gethan was ich nur thun konnte — half alles nichts.

Sogleich nahm ich es auf den Arm, trällerte, und es half alles nichts.

Hier, ſagte ich, liebe Frau! hört meine Klugheit auf, wie wäre es, wenn du meine Mutter riefeſt? vielleicht weiß dieſe einen guten Rath zu geben.

Gut! antwortete ſie, und ging fort. Kaum war ſie aber einige Schritte gegangen, ſo blieb ſie ſtehen, kehrte dann um und ſagte: ehe ich zu deiner Mutter gehe, will ich doch noch etwas verſuchen. Thue mir den Gefallen, und gehe mit mir auf die Stube, da will ich das Kind auskleiden, und unterſuchen, ob es nicht etwa etwas an ſich hat, das ihm Schmerzen macht.

Ich folgte ihr, und die Auskleidung wurde vorgenommen. So bald das Hemde ausgezogen war, ſchrie meine Frau: um Gottes willen, Mann! ſieh einmal hier! da ſtak eine Stecknadel in des armen Kindes Rücken. Ich zog ſie heraus, das Kind wurde wieder angezogen, meine Frau trällerte ihm etwas vor, legte es dann an die Bruſt, und das Kind wurde ruhig.

Ich aber ſetzte mich auf einen Stuhl, und dachte nach. Endlich ſagte ich: liebe Frau! wir haben heute beide viel gelitten, aber auch viel gelernt. Wenn ein ſo kleines Kind ſo ſehr ſchreit, daß es durchaus durch nichts kann beruhigt werden, ſo muß es ſchlechterdings Schmerz haben. Wir Erwachſenen ſagen es mit ein Paar Worten, wenn wir Schmerz fühlen! da aber ein ſo kleines Kind nicht ſprechen kann, ſo bleibt ihm weiter nichts übrig, als daß es ſchreit

und dadurch Hülfe ſucht. Da iſt nun unſere Pflicht, zu unterſuchen, wo es dem Kinde fehle. Können wir es nicht finden, ſo müſſen wir die Zuflucht zu einem geſchickten Arzte nehmen.

Sechstes Kapitel.

Guter Rath einer Frau Muhme, welcher aber nicht befolgt wird.

Einmal ſchrie Conrädchen wieder ſo ſehr, daß wir es nicht beruhigen konnten. Wir zogen es aus, fanden aber nichts an ihm. Es ſchrie immer fort. Da trat eine alte Muhme von meiner Frau in die Stube, und, wie ſie das Schreien hörte, und unſere Aengſtlichkeit ſah, ſagte ſie ſogleich: das Kind hat ſich gewiß wehe gethan; ich will ſogleich zur Wehemutter gehen, und ſie rufen. Dieſe legt dann das Kind auf den Bauch, zieht den rechten Fuß gegen die linke Hand, und den linken Fuß nach der rechten, beſtreicht alsdann mit beiden Daumen das Kind, vom Nabel bis zum Rückgrate, dreimal mit Altheefett, dann iſt alles gut. Sie ging fort.

Da ſie aber fort war, legte ich den Kopf ein paar Minuten in die Hand, und dachte nach. Dann ſagte ich zu meiner Frau: liebe Frau! wir ſind mit einander darüber einig geworden, daß wir mit Conrädchen keine Quackſalberei vornehmen wollten; dieß ſcheint mir aber wahre Quackſalberei zu ſein. Thue mir doch den Gefallen, und rufe meine Mutter! Vielleicht weiß dieſe einen guten Rath zu geben. Ich will unterdeſſen das Kind behalten. Du haſt Recht, lieber Mann! ſagte ſie und ſprang fort.

Bald war meine Mutter da, und, so wie sie in die Stube trat, sagte sie: Narrenspossen mit dem Wehethun der Kinder! Ich habe so viele Kinder gehabt, und es hat sich keins wehe gethan. Anderer Weiber Kinder thaten sich alle acht Tage weh, wurden von der Wehemutter eingerichtet, und verschiedene davon starben. Mir hingegen starb keins. Das Wehethun der Kinder ist ein Schnickschnack, den die Wehemütter erfunden haben, um sich immer einen kleinen Verdienst zu verschaffen. Conrädchen hat wahrscheinlich verschlagene Winde. Statt ihn mit Altheefett zu bestreichen, bestreicht euch lieber selbst mit Geduld!

Sie nahm darauf das Kind auf den Arm, hob es in die Höhe, und trällerte ihm etwas vor. Das Kind schrie immer fort. Dieß schadet nichts, sagte sie, durch das Schreien macht sich das Kind eine Bewegung, und diese treibt die verschlagenen Winde fort.

Es währte nicht lange, so traf meiner Mutter Rede ein, die verschlagenen Winde gingen ab, und, da dieß geschehen war, kam meine Frau Muhme mit der Wehemutter an, die aber sogleich wieder fortgeschickt wurde, nachdem ihr meine Mutter einige Groschen für den Weg gegeben hatte.

Siebentes Kapitel.

Conrädchen bekommt seinen ersten Zahn.

Da Conrädchen beinahe ein halbes Jahr alt war, bemerkte ich, daß ihm immer viel Geifer aus dem Munde

floß, und daß er immer eine Hand in dem Munde hatte und daran kaute. Ich überlegte dieſen Umſtand mit meiner Frau, und wir waren beide der Meinung, daß dieß daher rühre, weil bei dem Kinde die Zähne einträten. Wir zogen meine Mutter zu Rathe, und dieſe war mit uns gleicher Meinung. Am Zahnen ſterben viele Kinder, ſagte ſie. Gott ſei Lob und Dank! mir iſt keins daran geſtorben. Ich will es euch ſagen, wie ich es gemacht habe. Sehet, ein Kind, das Zähne bekommen will, hat immer die Händchen im Munde. Dadurch zeigt es den Eltern an, daß es etwas verlangt, woran es kauen will, damit das Zahnfleiſch durchgerieben werde. Da geben nun die mehreſten Mütter den Kindern Schlüſſel, Wolfszähne und dergleichen Sachen in die Hände, damit ſie daran kauen ſollen. Von allen dieſen Sachen bin ich keine Freundin geweſen. Ich gab meinen Kindern, wenn ſie zahnten, eine Brodrinde in die Hand, daran kauten ſie, und es ging alles gut!

Darauf nahm ſie mich bei der Hand, ging mit mir bei Seite, und ſagte: Mein lieber Sohn! eins muß ich dir ſagen — bei dem Eintreten der Zähne bekommen die Kinder bisweilen den Jammer, die Epilepſie, das böſe Weſen, oder wie man es zu nennen pflegt. Darüber darfſt du nicht erſchrecken. Es iſt wahr, es ſieht ſchrecklich aus; aber da dein Kind eine gute Natur hat, ſo hoffe ich, daß es dieß auch aushalten wird. Aengſtige dich nur nicht ſo ſehr, wenn es etwa eintreten ſollte, und brauche keine Quackſalbereien, ſondern laß der Natur ihren freien Lauf! du haſt, lieber Sohn! dieſen Zufall in deiner Jugend auch ein paarmal gehabt, und es hat dir nichts geſchadet. Sollte die Verzuckung zu lange anhalten, ſo zerquetſche

eine Zwiebel, und halte ſie dem Kinde unter die Naſe: da wird es Ruhe bekommen.

Das war für mich nun freilich keine angenehme Nachricht; unterdeſſen that ich, was meine Mutter mir gerathen hatte. Mein Kind bekam nun immer ein Schnittchen Brodrinde in die Hände, daran es kaute und ſaugte. Es geiferte dazu ſo ſehr, daß ſeine Kleider immer naß waren, und ihm die Mutter drei- bis viermal des Tages ein friſches Vortuch vorbinden mußte. Dabei war es ſehr unleidig, weinte oft, und das Trällern der Eltern wollte nicht immer helfen. Da ermunterten wir beide einander zur Geduld, und ſagten: ſo ſauer ſind wir unſern Eltern auch geworden, und ſie haben mit uns Geduld gehabt, es iſt alſo wohl unſere Schuldigkeit, daß wir ein Gleiches mit unſerm Kinde thun.

Einmal flößte meine Frau dem Kinde ſeine Mittagsmahlzeit ein, da hörte ſie, daß der Löffel, als ſie ihn zurück zog, klapperte. Sie ſah in den Mund — da war ein Zahn durchgebrochen. Mann! rief ſie mir zu: weißt du etwas Neues? Dein Conrädchen hat einen Zahn! Da war nun Freude in allen Ecken, und wir vergaßen allen Kummer, den wir mit dem Kinde ausgeſtanden hatten.

So geht's immer mit der Erziehung der Kinder. Es gibt nicht immer Freude dabei; es kommen oft traurige und ängſtliche Tage; wenn man aber nur nicht ungeduldig wird, und ſeine Schuldigkeit thut, ſo gehen ſie auch vorbei, und es kommen wieder Freuden, bei welchen wir alles ausgeſtandene Leid vergeſſen. Wir Eltern wenigſtens waren an dieſem Tage ſo vergnügt, wie Kinder, wenn ſie die Weihnachtsbeſcheerung bekommen haben.

Die übrigen Vorderzähne kamen nach und nach, ohne

viele Schmerzen, und ehe wir es uns verſahen, ſo hatte Conrädchen den ganzen Mund voll.

Achtes Kapitel.

Conrädchen wird ſeines Vaters Lehrmeiſter.

Ich merkte nun, zu meiner größten Freude, daß das Kind immer aufmerkſamer wurde, wenn ich mit ihm redete, und dadurch lockte es mich an, recht viel mit ihm zu plaudern. Aber wovon? das war die Frage, die ich mir nicht beantworten konnte. Conrädchen lehrte es mich aber.

Dabei muß ich doch eine Anmerkung machen. Ohne Ruhm zu melden, muß ich geſtehen, daß ich in dem Rufe ſtand, als wenn ich die Kinder gut zu erziehen verſtände. Meine Kinder waren geſund, geſchickt, ehrlich, folgten mir auf's Wort. — Da fragten mich die Leute oft: Herr Kiefer! ſag' er mir nur, wo er gelernt hat, die Kinder ſo gut zu erziehen? Da antwortete ich immer: von meinen Kindern. Und dieß iſt gewiß wahr. Wenn man ſich der Kinder recht annimmt, und beobachtet, was ihnen gut iſt, womit man ſie unterhalten und lenken kann, ſo lernt ſich alles von ſelbſt. Davon will ich jetzt ein Exempel geben.

Einmal mußte ich in den Pferdeſtall gehen, und da ich das Kind eben auf dem Arm hatte, ſo nahm ich es mit. Tauſend! was machte es für Augen, als es die Pferde ſah. Da merkte ich ganz deutlich, daß das Kind ſich darüber freute. Nun hatte ich genug, — jetzt ging der Discurs an. Siehſt du? ſagte ich, Conrädchen, da

iſt das Pferd! ſieh was es für große Augen hat, wie es tappt! (Ich ſtampfte dazu auf die Erde, damit das Kind auch wiſſen ſollte, was tappen wäre.) Jetzt frißt es! horch wie es mit den Zähnen ſchnarpt! (dazu wies ich auf meine Zähne.) So unterhielt ich es wohl eine Viertelſtunde lang. Da ich aus dem Stalle gehen wollte, drehete es ſich wieder nach den Pferden um, und ſtreckte die Arme danach aus, und ich ging wieder zurück, und fing den Discurs von vorn an.

Da ich nun ſah, was für Freude das Kind an den Thieren hatte, ſo ſtellte ich ihm alle Tage etlichemal welche vor. Bald ging ich mit ihm in den Kuhſtall, bald zu den Hühnern, bald in's Taubenhaus, bald zu den Schweinen, bald zu den Schafen und machte es aufmerkſam auf die Bewegungen und Stimmen der Thiere. Fing ich eine Maus, einen Maulwurf, einen Fiſch, Froſch, Käfer oder eine Fliege, ſo wurde es zu Conrädchen gebracht, und ich machte ihm die Erklärung darüber. Von dieſen Discurſen ſpürte ich bald gar großen Vortheil.

Erſtlich merkte ich, daß das Kind gewaltig klug wurde und auf alles Achtung gab, was um daſſelbe vorging. Ich konnte es nicht beſſer ſehen, als wenn bisweilen ein paar gute Freundinnen von meiner Frau ſie beſuchten, und ihre Kinder mitbrachten, die mit Conrädchen von gleichem Alter waren. Dieſen ſtanden die Augen gerade weg, und die Zungen hingen ihnen weit über die Lippen. Conrädchen gingen hingegen die Augen beſtändig im Kopfe herum, und er ſah nach allem, was in der Stube vorging.

Zweitens bekam mich das Kind dadurch gewaltig lieb. So oft ich in die Stube trat, ſchob es alles zurück, was es vor ſich hatte, und ſtreckte die Arme nach mir aus.

Nahm ich es auf den Arm, so wies es auf die Thür, und gab mir zu verstehen, daß es hinaus wolle. Wollen wir zur Kuh? fragte ich dann, da lachte es, und zappelte mit den Beinen.

Drittens hatte ich auch ein schönes Mittel das Kind zu beruhigen, wenn es bisweilen unruhig war. Andere Leute haben dazu freilich andere Mittel; einige haben Kinderklappern, mit denen sie den Kindern vorklappern; andere brauchen die Ruthe; andere schmälen mit den Kindern, und schelten sie. Alle diese Mittel mögen nun wohl ganz gut sein! nur haben sie den Fehler, daß — sie nichts helfen. Wenn Conrädchen bisweilen weinte, so machte ich es jetzt, da er verständiger war, so mit ihm: ich nahm z. E. ein Stück Brod, schnitt es klein und sagte dazu: will denn Conrädchen mit zu den Hühnern gehen? Sobald ich das gesagt hatte, verwandelte sich gemeiniglich das Weinen in Lachen, er streckte die Arme nach mir aus, und wir fütterten dann die Hühner. War gerade ein Thier in der Nähe, so zeigte ich es ihm, und brachte ihn dadurch leicht zum Schweigen. Einmal war gar kein Auskommen mit ihm, da schlich ich mich ganz stille zur Thür hinaus, fing einen Frosch, kam dann in die Stube, trällerte und ließ den Frosch auf die Erde hüpfen. Tausend! was für Augen machte das Kind! das Weinen war, wie weggeblasen, es streckte die Hand nach mir aus, ich mußte es auf den Arm nehmen, und ihm die Erklärung von dem Frosche machen.

Als ich auch einmal mit ihm bei dem Taubenhause stand, ihm die Tauben zeigte, und ihn darauf aufmerksam machte, wie sie in ihren Häuserchen aus- und eingingen, ruxten, sich schnäbelten u. dergl., und ihm eine Erklä-

rung darüber machte, rief jemand hinter mir: Guten Morgen Herr Kieſer! Da ich mich umdrehete, war es unſer Herr Pfarrer. Nun das freut mich doch, ſagte er, daß ich einen ſo verſtändigen Vater hier antreffe.

Wie ſo? fragte ich. Denn ich wußte wirklich nicht, wie ich zu der Ehre kam, daß ich dies Lob erhielt. Er ſagte mir darauf, das ich auf dem rechten Wege wäre, wo man mit der Erziehung der Kinder den Anfang machen müſſe. Dieß gefiel mir ſo wohl, daß ich ihn nöthigte mit in die Stube zu gehen.

Da ſetzte er ſich nun hin und hielt eine lange Predigt über die Erziehung der Kinder. Ich will doch etwas davon wieder erzählen, ſo gut als ich es mir gemerkt habe.

Faſt alle Eltern, ſagte er, haben den beſten Willen ihre Kinder gut zu erziehen, nur eins fehlt ihnen, ſie wiſſen nicht, wie ſie es anfangen ſollen. Das erſte, was ſie ihnen lehren, iſt das große A.

Daß du lehren müßteſt! Gibt's denn ſonſt gar nichts Wichtiges für ein Kind zu lernen, als das große A? Weil nun das Kind vor dem vierten und fünften Jahre noch zu einfältig iſt, als daß es Buchſtaben lernen könnte, ſo lehren ſie ihm gar nichts. Und in den erſten fünf Lebensjahren muß doch das Kind am mehreſten lernen.

J. Das begreife ich doch nicht.

Pf. So will ich es ihm begreiflich machen.

Woher weiß er denn, daß die Kühe Haare haben und keine Federn?

J. Weil ich es geſehen habe.

Pf. Woher weiß er denn aber, daß es ein Land gibt, welches Amerika heißt? hat er es denn auch geſehen?

J. Das wohl nicht, aber ich habe es gehört.

Pf. Ganz recht. Alles, was wir wiſſen, das haben wir durch unſere Sinne, das Gehör, oder das Gefühl, oder den Geruch, oder den Geſchmack erfahren. Das Erſte alſo, was man bei dem Unterrichte des Kindes zu thun hat, iſt dieſes — man muß ſeine Sinne üben. Und da das Gehör und das Geſicht ſeine vorzüglichſten Sinne ſind, ſo müſſen dieſe vorzüglich geübt werden. Kann er ſich denn vorſtellen, wie eine Pipa ausſieht?

J. Nein.

Pf. Kann er ſich denn aber vorſtellen, wie eine Kröte ausſieht.

J. Das wäre ja ſchlecht, wenn ich das nicht könnte.

Pf. Woher kömmt es denn aber, daß er ſich eine Kröte vorſtellen kann, und keine Pipa?

J. Ja! Kröten habe ich in meinem Leben genug geſehen, aber noch niemals eine Pipa.

Pf. Ganz recht! wenn ich nun aber ſage, die Pipa iſt eine Amphibie, da kann er ſich doch wohl die Pipa vorſtellen?

J. Auch noch nicht.

Pf. So ſtelle er ſich doch einmal eine Pipa vor! wie glaubt er denn daß ſie ausſieht?

J. Eine Pipa? ich weiß nicht, wie ich ſie mir vorſtellen ſoll. Wenn ich Ihnen aber meine aufrichtige Meinung ſagen ſoll, ſo ſtelle ich ſie mir vor wie eine Tabackspfeife. Wenn ich bisweilen in's Lüneburgiſche ging, um Pferde zu handeln, ſo nannten die Bauern dort eine Tabackspfeife eine Pipe, das iſt ja kein großer Unterſchied.

Pf. Ha! ha! ha! Nun habe ich den Herrn Kiefer, wohin ich ihn haben will. Pipa iſt eine große Art von

Kröten. Wenn er nun, da er ein ſo kluger Mann iſt, ſich bei Pipa ſo etwas ganz Falſches denkt: wie muß es da den armen unwiſſenden Kindern gehen, wenn ſie erſt Worte lernen müſſen, ehe ſie die Sachen kennen, die dadurch angezeigt werden. Wenn die Kinder ſagen ſollten, was ſie ſich bei den Worten denken, die ſie lernen müſſen, ſo würde man finden, daß ſie ſich davon eben ſo wunderliche und unrichtige Vorſtellungen machen, wie er von der Pipa. Nein, erſt müſſen die Kinder Sachen kennen lernen, ehe man ſie Worte lehrt. Wenn ſie hernach die Worte hören, ſo ſtellen ſie ſich auch wieder Sachen vor, die dadurch angezeigt werden. Wie kommt es denn aber, Herr Kiefer! daß er ſein Kind auf die Thiere aufmerkſam machte, und nicht auf die Stakete, auf die Holzaxt, den Wetzſtein u. dgl.

J. Ich weiß nicht woher es kommt; das Kind hat über nichts ſo eine Freude, als über die Thiere.

Pf. Er hat ganz gut beobachtet, Herr Kiefer. Wenn ich die Sachen ausnehme, die es gern ißt und trinkt, ſo hat es an nichts ſo eine Freude, als an Thieren, ſelbſt an Menſchen nicht. Wenn er es verſuchen will, und will in einen Arm ein Kind, und in den andern einen jungen Pudel, oder ein Lamm nehmen, und ſo zu ſeinem Conrädchen treten, ſo wette ich tauſend gegen eins, Conrädchen wird nicht nach dem Kinde, ſondern nach dem Pudel oder Lamme ſehen. Woher dieß komme, wollen wir jetzt nicht unterſuchen. Wahr iſt es aber. Auf dieſe Art ſtößt uns ja der liebe Gott gleichſam mit der Naſe darauf, daß wir die Kinder vor allen Dingen auf die Thiere aufmerkſam machen ſollen.

Bisher war Conrädchen, das ich noch immer auf dem

Schooße hatte, ganz ruhig geweſen; auf einmal aber ſträubte er ſich, wollte fort, zeigte mit der Hand nach dem Fenſter, und rief: hu! hu! hu!

Was hat denn das Kind vor? fragte der Herr Pfarrer.

Ich weiß es wohl, antwortete ich. Am Fenſter kriecht eine große Fliege, die ſoll ich dem Kinde zeigen, und ihm eine Erklärung davon machen. Komm, Conrädchen! wir wollen zu der Fliege! ſieh wie ſie da kriecht! (ich krabbelte dazu mit den Fingern auf ſeinen Händchen) jetzt fliegt ſie fort! ſiehſt du? immer fliegt ſie da herum — rur rur rur — ſo ſchnurrt die Fliege.

Vortrefflich! ſagte der Herr Pfarrer, da will ich hundert Kinder von dieſem Alter nehmen, die die Fliege alle nicht bemerkt hätten. Da ſieht er alſo, was es hilft, wenn man die Kinder früh mit den Thieren bekannt macht, ſie lernen ſehen und aufmerken. Dieß müſſen ſie in der erſten Kindheit lernen. Wenn ſie hernach größer werden, ſo hat man nicht nöthig alle Augenblicke zu ihnen zu ſagen: gib doch Achtung! und bei jeder Sache, die ihnen vorkommt, ſie gleichſam mit der Naſe darauf zu ſtoßen. Sie geben von ſelbſt Achtung, bemerken alles, was um ſie iſt, und ſtellen ihre Betrachtungen darüber an.

Mit ſolchen Kindern läßt ſich auch eher etwas ſprechen. Die meiſten Eltern wiſſen nicht, was ſie mit ihren Kindern, wenn ſie ſo alt, wie ſein Conrad ſind, anfangen ſollen, daher wird ihnen in ihrer Geſellſchaft die Zeit lang, ſie geben ihnen Klappern, Docken und allerlei andere Poſſen, daß ſie ſich damit die Zeit vertreiben ſollen. Hilft dieß nicht mehr, ſo ſuchen ſie ſie in den Schlaf zu bringen, und machen ihnen durch den unzeitigen Schlaf den Kopf

nur ſchwindlich. Wenn man dem Kinde aber oft Thiere gezeigt, und ſich mit ihm darüber beſprochen hat, ſo kann man hernach auch ihm etwas von den Thieren erzählen. Das Kind wird zuhören, und wenigſtens das Meiſte davon verſtehen. Und ein Kind, das verſteht, was man mit ihm ſpricht, hat man gern um ſich.

Von dieſer Zeit an gab ich mich nun noch mehr mit Conrädchen ab, und lernte von ihm immer mehr.

Neuntes Kapitel.

Conrad Kiefer ſtrebt nach dem Commando über ſeine Eltern, und wie es ihm gelungen iſt.

Weil Conrädchen nun ein gar zu freundliches, drolliges Kind war, ſo thaten wir ihm alles, was wir ihm an den Augen abſahen. Wenn er nach etwas reichte, ſo bekam er es gewiß! und wenn ihm auch bisweilen etwas abgeſchlagen wurde, ſo brauchte er nur zu ſchreien, und er erhielt alles, was er haben wollte.

Das iſt ja, dachte ich am Ende, die verkehrte Welt. Sonſt war es Mode, daß die Kinder den Eltern gehorchen mußten; jetzt gehorchen die Eltern dem Kinde. Wenn das Ding ſo fortgeht, und das Kind wird größer, ſo muß ihm ja alles zu Gebote ſtehen.

Ich wollte, daß alle Eltern auf die heftigſten Begierden der Kinder frühzeitig Achtung gäben, ſo würden ſie gewiß beſſere Kinder bekommen. Hier verſehen ſie es aber gemeiniglich. Das Stammeln des kleinen Kindes iſt dem Vater und der Mutter etwas Neues, es klingt ſo artig

und gefällig. So oft es ein neues Wort stammeln kann, freut man sich und lacht darüber. Wenn es in seiner drolligen Sprache etwas verlangt, so kann man es ihm nicht abschlagen. Spricht es auch etwas Albernes, so wird es doch belacht; und verlangt es auch etwas Unschickliches, so schlägt man es ihm doch nicht ab. So werden die Kinder nach und nach dazu gewöhnt, daß sie in allen Stücken ihren Willen haben wollen, und verlangen, daß alle ihre Unarten gut geheißen werden. Werden sie nun größer, so sieht man ein, daß sie sich das alles abgewöhnen müssen; es will aber nun nicht gehen. Die Eltern brauchen daher Zwangsmittel; das Kind wird darüber böse und trotzt; die Liebe der Eltern nimmt ab, und, ehe man es sich versieht, so ist Zank und Verdruß da, und man klagt über die Ungezogenheit der Kinder, bedenkt aber nicht, daß man durch seine Nachgiebigkeit sie selbst ungezogen gemacht habe.

Dies alles sah ich nun ein; wie ich es aber ändern sollte, das wußte ich nicht. Einmal lag eine Scheere auf dem Tische, das Kind reichte danach und wollte sie haben. Nein, sagte ich, Conrädchen! du mußt nicht in allen Stücken deinen Willen haben, du bekommst die Scheere nicht.

So sagte ich, und legte die Scheere etwas stark auf den Tisch.

Was that Conrädchen? der schrie, wie wenn er am Spieße stäke. Mir lief auch die Galle über, ich gab dem Kinde ein paar derbe Klapse auf die Hände. Hatte das Kind nicht geschrien, so schrie es nun erst, strampelte mit den Füßen und zuckte mit den Händen, daß ich gar nicht wußte, was ich mit ihm anfangen sollte. Gut war es nur, daß seine Mutter nicht da war, sonst hätte es viel-

leicht noch einen Streit gegeben, und ſie hätte wohl gar dem Kinde das Wort geredet.

Da ich nicht wußte, was ich thun ſollte, legte ich das Kind auf die Erde, ließ es ſchreien und trat an das Fenſter. Da es ſich ſatt geſchrieen hatte, nahm ich es auf, brachte es ſeiner Mutter und lief nun in's Feld, um andere Gedanken zu bekommen.

Ich muß geſtehen, daß mir alle Glieder zitterten, theils weil das Kind mich dauerte, theils weil ich auf mich ſelbſt böſe war, daß ich nicht verſtand, wie man über ein ſo kleines Kind Herr werden muß. In tiefen Gedanken ging ich zu meinem Weizenacker.

Da ich bald dabei war, ſah ich ein Rebhuhn mit ſeinen Jungen. Sobald es mich erblickte, lief es in den Weizen, lockte — huſch da waren alle ſeine Jungen bei ihm, und kein einziges blieb zurück.

Hm! dachte ich bei mir ſelbſt, es iſt eine curioſe Welt. Das Rebhuhn, das keinen Verſtand hat, in keine Schule gegangen iſt, und nicht aus dem Katechismus iſt examinirt worden, das verſteht, wie es ſeine Jungen regieren ſoll, und der Menſch, der ſo klug iſt, und ſo vieles lernt, hat oft nicht ſo viel Einſicht, daß er ſein Kind nach ſeinem Willen lenken könnte. Und es muß doch gehen! wenn dir der liebe Gott das Vermögen gegeben hat, ein Kind zu erzeugen, ſo hat er dir auch gewiß das Vermögen gegeben, es zu erziehen.

Mit dieſem Gedanken ging ich wieder nach Hauſe, und überlegte, ob ich nicht ein Mittel finden könnte, mein Kind auf andere Gedanken zu bringen, wenn es etwas verlangte, das ich ihm mit gutem Gewiſſen nicht geben könnte. Ich konnte aber immer nichts ausgrübeln.

Ich nahm Conrädchen wieder auf den Arm, kaum hatte ich ihn aber ein paar Minuten gehabt, so wollte er wieder zur Mutter, und die Mutter konnte ihn doch nicht nehmen, weil ſie im Hauſe allerlei Geſchäfte zu verrichten hatte. Da wurde mir angſt und bange, weil ich voraus ſah, daß es wieder eben ſo ein Geſchrei, wie vorhin geben würde. Zum Glück trat mein Knecht und mit ihm mein Hund herein. Ich machte Conrädchen auf den Hund aufmerkſam, und Conrädchen ſah nun nicht mehr auf die Mutter, ſondern auf den Spitz, und war zufrieden. Meiner Frau winkte ich unterdeſſen mit den Augen, daß ſie hinaus gehen ſollte; ſie that es, und ſo war alles gut.

Aha! dachte ich, kannſt du Conrädchen ſo kriegen, ſo ſoll es künftig ſchon beſſer gehen.

Wirklich ging es auch beſſer. Ich hielt nun immer etwas in Bereitſchaft, was das Kind gern ſah, z. B. ein Bild oder ein Thier. Wenn es nun ſchlechterdings darauf beſtand, daß es etwas haben wollte, was ich ihm doch nicht geben konnte, ſo holte ich etwas anderes herbei, und zeigte es ihm. Da vergaß es das, was es haben wollte, und freuete ſich über das, was ich ihm zeigte.

So lernte ich die große Kunſt, die heftigen Begierden eines kleinen unverſtändigen Kindes zu brechen. Sie beſteht darinne, daß man ihm nur gleich etwas anderes zeigt, was ihm Freude macht. Darüber vergißt es das, was es verlangte, und iſt zufrieden.

Aber freilich iſt's mit dem Zeigen allein nicht ausgerichtet. Man muß dabei Gebehrden machen, und eine Stimme annehmen, die das Kind glaubend machen, als wenn man ihm etwas recht Wichtiges zeigen wolle. Hätte ich nur geſagt: ſieh! da iſt der Spitz! ſo hätte das Kind

vielleicht fortgeſchrieen. Ich machte es aber anders. Lächelnd ſagte ich: „I Spitz wo kommſt du denn her? willſt du denn Conrädchen beſuchen? ſieh! da iſt Conrädchen.“ Damit war es gut.

Zehntes Kapitel.

Von einem großen Schrecken, welches Conrädchen ſeinen Eltern einjagt.

Da Conrädchen ungefähr drei Vierteljahr alt war, fing er einmal des Morgens an gar jämmerlich zu weinen. Ich nahm ihn auf und ſuchte ihn zu begütigen, trug ihn in den Pferdeſtall, in's Taubenhaus, brauchte alle meine Künſte, um ihn zum Lachen zu bringen, das war aber alles umſonſt. Das Kind weinte fort, die Backen glüheten ihm, der Geifer floß ihm aus dem Munde, es zuckte bisweilen mit den Armen, und ſteckte immer die Fäuſte in den Mund. Da merkte ich denn wohl, daß die Backenzähne durchbrechen wollten; was ich aber dabei thun ſollte, das wußte ich nicht. Ich überließ das Kind alſo der lieben Natur, und bat die Mutter nur, daß ſie mit ihm Geduld haben möchte, welches ſie auch redlich that.

Nachmittags legte ſie es auf's Bette, weil es ſchien, als wenn es ſchlummern wollte; kaum hatte es aber eine halbe Stunde gelegen, ſo kam die Mutter mit einem heftigen Schrei zu mir, und ſagte: das Kind hat das böſe Weſen!

Daß ich darüber auch erſchrak, kann man leicht denken; nicht nur über das Kind, ſondern auch über die Mutter,

die durch den Schrecken ſo angegriffen wurde, daß ich beſorgen mußte, ſie möchte eine Krankheit davon bekommen. Ich bat ſie alſo zurück zu bleiben, ging allein zu dem Kinde in die Kammer, und ſchloß die Thüre hinter mir zu.

Da hatte ich freilich einen ſchrecklichen Anblick. Hände und Füße zuckten an dem Kinde, das ganze Geſicht wurde verzogen, und immer trat ihm der Schaum vor den Mund.

Nachdem ich den Jammer eine Viertelſtunde mit angeſehen hatte, hielt ich ihm eine zerquetſchte Zwiebel unter die Naſe, es wurde darauf ruhig, und nach etlichen Tagen waren ein paar Backenzähne durchgebrochen.

Mir war aber doch nicht wohl dabei zu Muthe; es waren noch nicht alle Backenzähne da, und die Spitzzähne gar nicht. Was will daraus werden, dachte ich bei mir ſelbſt, wenn das Kind allemal, ſo oft ein Zahn durchbrechen will, ſo viel ausſtehen ſoll! das kann doch dem Kopfe unmöglich gut ſein. Was hatte ich zu thun? ich reiſte zu meinem Bruder und bat ihn um ſeinen guten Rath. Dieſer gab mir nun ein Dutzend rothe Pülverchen, die er Verwahrungspulver nannte, wovon ich allemal eins in Milch rühren, und dem Kinde geben ſollte, ſo oft ich merkte, daß dieſer ſchreckliche Anfall wieder auf dem Wege wäre. Davon habe ich nun immer gute Wirkung verſpürt. Weder Conrädchen noch eins von meinen übrigen Kindern bekam das böſe Weſen wieder, ſeitdem ich das Pulver im Hauſe hatte. Schade! daß mein Bruder nicht geſagt hat, wovon es gemacht wird; ſonſt wollte ich's gern hier mittheilen. In den Apotheken bekommt man es nicht. Ich erhielt es zuletzt von dem Herrn Doktor Vogneß zu

Waltershauſen bei Gotha. Ohne Zweifel werden auch andere Aerzte die Zubereitung deſſelben verſtehen.

Elftes Kapitel.

Conrädchen bekommt eine Weihnachtsbeſcheerung und ſein Vater macht ihm die Erklärung davon.

Kurz darauf fiel Weihnachten, und es wurde für Conrädchen eine Weihnachtsbeſcheerung zubereitet. Die Großmutter putzte für ihn ein Bäumchen, und die beiden Großväter, die Mutter und der Vater, jedes machte etwas für Conrädchen fertig, ohne daß eins dem andern ſagte, was es dem Kinde zugedacht hätte. Den Tag vor Weihnachten, Abends acht Uhr, ging die Beſcheerung vor ſich.

Da ſetzte nun die Großmutter ein Tannenbäumchen hin, woran Roſinen, Mandeln, Aepfel und Nüſſe hingen, mein Vater brachte einen Schlitten, der ſo eingerichtet war, daß das Kind bequem darinnen ſitzen konnte, mein Schwiegervater ſtellte einen Gängelwagen und einen Laufzaum hin, die Mutter brachte einen leinenen Anzug, wozu ſie das Garn ſelbſt geſponnen hatte, und ich legte ein Bilderbuch hin, in welchem Pferde, Kühe, Schafe, Hirſche, Tauben, Hühner, Rebhühner u. dgl. abgebildet waren. Da nun alles fertig war, holte ich Conrädchen herbei, öffnete langſam die Thür, ließ ihn in das Zimmer ſehen, und dann traten die Alten um ihn, und zeigten ihm alle die Raritäten, die ſie für ihn angeſchafft hatten.

Und was that Conrädchen? der ſperrte die Augen weit auf, und ſah alle die Sachen an, wie man bei uns zu ſa-

gen pflegt, wie die Kuh das neue Thor. Große Freude bezeigte er aber eben nicht darüber. Wie das zuging, kann man leicht errathen. Es war da zu vielerlei auf einmal, er konnte es nicht genau betrachten, und ſich alſo auch nicht darüber freuen. Die Alten ſuchten ihm zwar eine Erklärung darüber zu machen; eins rief: Conrädchen! ſieh einmal den ſchönen Schlitten! das andere: guck einmal! den ſchönen Gängelwagen; das dritte: haſt du denn keine Freude über das neue Kleidchen? — das half aber alles nichts. Conrädchen war wie betäubt, und ſchien weder zu ſehen noch zu hören.

Nun, ſagte ich, haben die Alten ihre Luſt gehabt, das Kind hat an dem Spaße weiter keine Freude, weil es noch nicht verſteht, wozu die Sachen gut ſind, ich dächte alſo, wir löſchten die Lichter aus, und brächten das Kind zur Ruhe.

Das geſchah denn, und jedes wünſchte, daß Conrädchen noch recht viele Weihnachten erleben möchte.

Den andern Tag zeigte ich ihm nun die Sachen einzeln, und erklärte ſie ihm; er hatte aber über nichts eine ſo große Freude, als über das, was er in den Mund ſtecken konnte, und — über das Bilderbuch. Da ich ihm das aufſchlug, da hätte man ſehen ſollen, wie er lachte und ſich freute. Ich zeigte ihm nun jedes Bild einzeln, und erklärte es ihm, indem ich durch die Stimme und durch Gebehrden, die Sachen recht begreiflich zu machen ſuchte.

Will's doch verſuchen, ob ich die Erklärungen recht begreiflich machen kann:

Was iſt denn da? da ſind ja Täubchen; ſieh wie ſie da freſſen; pick! pick! (mit dem Finger auf den Tiſch pickend) da picken ſie die Gerſte auf. Da ſind wieder ein

paar Tauben! Rucku! Rucku! ſo machen es die Tauben. Und wer kömmt denn da? das iſt der Falke. Der fliegt da oben herum (die Hand in der Luft bewegend), da guckt er herunter auf die Täubchen, da ſind ſeine Krallen — da kömmt hernach der Falke herunter mit den Krallen — Wup! da hat er ein Täubchen weg! hernach hackt er es mit dem Schnabel, und frißt es. (Als das Wort Wup kam, um klammerte ich ſeine Hand mit meinen Fingern, und das Hacken des Geiers drückte ich dadurch aus, daß ich mit dem Finger auf des Kindes Hand hackte.)

Da war nun mein Conrädchen recht in ſeinem Elemente. Worüber ich mich aber am mehreſten wunderte, das war, daß das Kind die Bilder von allen den Thieren kannte, die es wirklich geſehen hatte. Und doch waren die Bilder ganz klein, und nicht einmal illuminirt.

Fragte ich z. B. wo iſt denn das Pferd? wo iſt denn der Hund? wo iſt denn aber die Kuh? ſo wies das Kind richtig jedesmal mit dem Finger auf das Bild, wonach ich gefragt hatte.

Da ich nun etliche Bilder hinlänglich erklärt hatte, ſo machte ich auch eine Erklärung über den Laufzaum und den Gängelwagen; aber nicht für Conrädchen, ſondern für mein Weibchen. Liebe Frau! ſagte ich, einen Gefallen thue mir: den Laufzaum ſchließe in deine Lade, und den Gängelwagen ſtelle auf den Boden. Conrädchen wird dadurch nur verwöhnt. Wenn er anfängt zu laufen, ſo verläßt er ſich auf den Gängelwagen, oder auf den Laufzaum, und — wenn er hernach ohne dieſe Sachen anfangen ſoll fortzuſchreiten, ſo muß er wieder von vorn anfangen, und wird alle Augenblicke fallen. Unſer Spitz hat ja auch weder

Gängelwagen noch Laufzaum gebraucht, und hat ſo hübſch laufen gelernt.

Fr. Das iſt auch was ganz anderes. Spitz hat vier Beine, Conrädchen aber nur zwei.

J. Ja ſo! daran habe ich nicht gedacht. Aber weißt du was, liebe Frau! was wir thun wollen? Conrädchen ſoll erſt lernen auf allen vieren kriechen, ehe er auf zwei Beinen geht.

Sie wollte noch etwas antworten, da trat aber zum Glück unſer Herr Pfarrer herein.

Kommen Sie doch, ſagte ich, Herr Pfarrer! wie gerufen. Da habe ich einen kleinen Streit mit meiner Frau. Dieſen kann kein Menſch beſſer entſcheiden, als Sie.

Ich trug ihm den Streit vor, und er gab mir in allen Stücken recht. Und nun, ſagte er noch zuletzt, muß ich doch das Wichtigſte hinzuſetzen. Hat ſie denn, Frau Kiefern, nicht viele Kinder mit krummen Beinen geſehen? Daran ſind gar vielmal die Gängelwagen und Laufzäume ſchuld. Wie dieß zugehe, das will ich ihr erklären. Wenn ich einem Kinde ſeine Freiheit laſſe, ſo tritt es nicht eher auf, bis es Kräfte in den Knochen fühlt, und ſetzt ſich nieder, wenn es Müdigkeit verſpürt. Hingegen wenn man dieſes Zeug gebraucht, ſo ſtellt man das Kind oft hin, ehe es hinlängliche Kräfte hat, und zwingt es zum Stehen, wenn es gleich lieber ſitzen möchte. Dadurch werden die ſchwachen Glieder über Vermögen angeſtrengt, und verwachſen und werden krumm.

Was ſagt ſie denn dazu, Frau Kiefern?

Nichts! antwortete ſie, als daß ich dem Herrn Pfarrer und meinem lieben Manne folgen will.

Zwölftes Kapitel.

Conrads Vater läßt sich zu ihm herab.

Dazu hatte ich meine liebe Frau schon beredet, daß sie Conrädchen oft auf die Erde setzte, und allerlei Spielwerk, z. E. Bälle, Bilder, u. dgl. um ihn legte. Im Anfange fiel er bisweilen um; er fiel aber nicht hart, weil immer ein Mantel um ihn gebreitet war. Er wurde auch gleich wieder aufgerichtet, weil immer eins bei ihm sein mußte, da ich glaubte, daß man ein so kleines Kind nie allein lassen dürfe. Als er einigemal umgefallen war, lernte er nach und nach sich selbst wieder aufrichten, und bald versuchte er auch fort zu kriechen, um seinen Ball, oder anderes Spielwerk, das er etwas weit von sich geworfen hatte, wieder zu holen. Ich hatte meine herzliche Freude daran, wenn ich ihn so kriechen sah.

Bei andern Vätern habe ich gesehen, daß sie das Kind bei der Hand nahmen, und es herum führten, damit es laufen lernen möchte.

Mir wollte es immer nicht recht gefallen, wenn ich sah, wie die Eltern ihre Kinder umherführten, wenn sie das Gehen lernen sollten. Wer führt denn die jungen Hunde? und doch lernen sie laufen. Sollte denn der Mensch allein so ungeschickt sein, daß er das Gehen nicht von sich selbst lernen könnte? Ueberdieß ist auch immer zu besorgen, daß man ein Kind über seine Kräfte anstrengt, wenn es umher geführt wird, ohne selbst Lust dazu zu bezeigen.

Ich ließ also mein Conrädchen immer kriechen, und es gefiel mir so wohl, daß ich bisweilen, wenn ich recht bei guter Laune war, selbst mit ihm auf allen Vieren herum

kroch. Das war Conrädchen eben recht, er lachte und kroch noch einmal ſo geſchwinde.

Unſer Herr Pfarrer kam einmal dazu, da wir ſo mit einander in der Stube herum krochen. Er lachte, und ſagte: nun das heiße ich doch, ſich zu den Kindern herablaſſen! Wer die Kinder gut erziehen will, der muß ſich nothwendig zu ihnen herablaſſen können, er mag ihnen das Gehen oder ſonſt etwas lehren wollen; dann bekommen die Kinder ihn lieb, freuen ſich wenn er in die Stube tritt, und begreifen leicht ſeine Lehren. Will man ſich aber nicht zu dem Kinde herablaſſen, verlangt man von ihm, daß es gleichſam heraufſteigen ſoll, ſo bekommt es gegen uns eine Abneigung, lernt mit Verdruß und folglich ſehr langſam. Unſer Heiland ſagt: So ihr nicht umkehret, und werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Man könnte auch ſagen: So ihr nicht werdet wie die Kinder, ſo ihr nicht lernet euch zu ihnen herablaſſen, könnt ihr ſie auch nicht erziehen.

Dreizehntes Kapitel.

Conrädchen lernt laufen und fühlt Regungen von der Erbſünde.

Da Conrädchen einige Wochen gekrochen war, bemühte er ſich, an dem Fuße eines Stuhls aufzuſtehen, und es gelang ihm. Er ging um denſelben herum, und freute ſich darüber. Nach etlichen Tagen lernte er ſtehen ohne ſich anzuhalten, und, wenn er das Gleichgewicht verlor, ſo fiel er nicht hin, ſondern ſetzte ſich gleich auf den Hin-

tern. Auf dieſe Art lernte er alle ſeine Glieder brauchen, und ſich, wenn er fallen wollte, ſo zu helfen, daß es ihm keinen Schaden that. Dieß war ihm in der Folge ſehr nützlich.

Einmal hatte ich einen recht vergnügten Tag. Ich ſaß an meinem Tiſche, ſchrieb auf, was ich die Woche über eingenommen und ausgegeben hatte — und Conrädchen kroch neben mir herum, und richtete ſich auch bisweilen auf. Auf einmal ſah ich, daß er etliche Schritte fortging, ſich niederſetzte, wieder aufrichtete und fortging, und am Ende durch die ganze Stube lief. Geſchwind lief ich zu meiner Frau in die Küche, rief ſie herbei, und ſagte, daß ich ihr etwas zeigen wollte, wozu ſie aber kein Wort reden dürfe. Denn, wenn ſie darüber viel geſchwatzt, oder gar laut gelacht hätte, ſo würde das Kind nur irre geworden ſein.

Da ſie nun in die Stube trat, und ſich ſtellte, als wenn ſie das Kind gar nicht bemerkte, ſo lief es hin und her, und die Alten freuten ſich darüber, wie die Sperlinge, wenn ihre Jungen das erſtemal von einem Dache zum andern fliegen.

Von dieſer Zeit an wurde Conrädchen von Tage zu Tage im Laufen geſchickter, ſo daß er, als wir ſeinen erſten Geburtstag feierten, ohne allen Anſtoß laufen konnte, und Fremde, die ihn ſahen, gar nicht glauben wollten, daß er erſt ein Jahr alt ſei. Meiner Muhme Chriſtine ihr Kind, ob es gleich zwei Jahre alt war, konnte ſo gut noch nicht gehen, immer wackelte es wie eine Ente, und ſtolperte über jedes Steinchen. Gleichwohl hatte es Stunden lang im Gängelwagen gehen müſſen, und war lange am Laufzaume herumgeführt worden. Wie geht denn dieß zu?

Einmal war die Muhme mit dem Kinde, Chriſtelchen hieß es, bei mir. Ich ſpielte nach meiner Art mit Conrädchen, ſetzte mich auf einen Stuhl, faßte mit meinen Händen die ſeinigen, ließ ihn auf meinen Fuß treten, hob ihn auf und nieder, und trällerte etwas dazu. Chriſtelchen gefiel dieß ſo wohl, daß ſie die Arme nach mir ausſtreckte, und mir dadurch zu verſtehen gab, daß ſie wünſche, auch auf meinen Fuß zu treten. Ich that es, ließ Conrädchen herabtreten, und Chriſtelchen hinaufſteigen.

Dieß war Conrädchen aber gar nicht recht; er ſchrie, daß er kirſchbraun wurde, faßte Chriſtelchens Kleider, und wollte ſie herabziehen. Dieß betrübte mich ſehr, und ich wußte gar nicht, wie ich mich dabei benehmen ſollte. In der Angſt lief ich in die andere Stube, ſetzte mich an den Tiſch, und legte den Kopf in die Hand.

Da haſt du nun, dachte ich bei mir ſelbſt, bisher an Conrädchen deine Freude gehabt, weil er ſo geſund und klug war. Was hilft denn dieß aber alles, wenn er neidiſch iſt, und ſich ärgert, wenn ſeine Nebenmenſchen eine Freude haben? Auf dieſe Art wird er ja niemals froh. Was machſt du? ſchlägſt du ihn, ſo wird er dir gram; nimmſt du ſeines Schreiens ungeachtet Chriſtelchen auf den Fuß, ſo wird er immer boshafter. Ich ſprang vom Stuhle auf, ging in der Stube hin und her, und bekam einen Einfall, der unter Brüdern tauſend Thaler werth war. Ich lief ſogleich wieder in die andere Stube und ſuchte ihn auszuführen.

Trällernd ſetzte ich mich auf den Stuhl, hob den Fuß auf und nieder, und Conrädchen kam ſogleich, ſtellte ſich darauf, und Chriſtelchen ſah dem Spiele betrübt zu.

Das arme Christelchen! sagte ich wehmüthig, das möchte auch gern mitspielen. Conrädchen! willst du Christelchen nicht auch lassen aufsteigen? Conrädchen stieg ab und Christelchen auf. Da ich sie ein paarmal auf und nieder gehoben hatte, mußte sie ab- und Conrädchen wieder aufsteigen. Ich hatte ihn aber kaum zweimal in die Höhe gehoben, so sprang er herab, wies nach Christelchen, dann auf meinen Fuß, und sagte: Da! da! Sogleich ließ ich Christelchen wieder auf- und bald herabsteigen. Conrädchen mußte wieder auf den Fuß treten. So groß nun auch die Freude des Kindes bisher gewesen war, wenn ich es so mit dem Fuße auf und nieder hob, so freute es sich jetzt doch noch mehr, wenn es Christelchen vergnügt sah. Es sprang sogleich wieder herunter, wies auf den Fuß, sagte: da! und ich ließ Christelchen wieder aufsteigen. So setzte ich das Spiel wohl eine halbe Stunde fort, und freute mich gar herzlich, daß ich bei meinem Kinde den ersten Anfall vom Neide gedämpft hatte. Ich ließ von nun an Christelchen täglich zu mir kommen, und mit Conrädchen spielen. Schrie dieser nun bisweilen, wenn jene etwas von seinem Spielwerk nahm, so sagte ich nur mit wehmüthiger Stimme: Die arme Christel! und Conrädchen schob ihr sein Spielwerk, wo nicht allemal, doch mehrentheils hin.

Ueber diesen Einfall freue ich mich jetzt noch, weil ich gewiß weiß, daß ich dadurch meinen Conrad zuerst gelehrt habe, sich über die Freude seines Nebenmenschen zu freuen und daran Theil zu nehmen. Ich brachte ihn auf diesem Wege immer weiter, und hatte gar vielmal die Freude, zu sehen, daß er sein Frühstück mit Christelchen theilte, wenn diese keins hatte, und ich zu ihr sagte: Armes Christelchen! hast du kein Frühstück bekommen?

Aber freilich ſah ich darauf, daß Chriſtelchen nicht Unbilliges von ihm verlangte, und daß ſie, auch ihm bisweilen von ihrem Frühſtück und ihrem Spielwerke et was gab.

Da ich dieß einmal dem Herrn Pfarrer erzählte, wa er vollkommen damit zufrieden, und ſagte: mein liebe Herr Kiefer! er hat ſeine Sachen gut gemacht. Hätte e ſein Söhnchen nicht bald curirt, ſo würde es ein neidiſche und boshaftes Kind geworden ſein, das ihm vielen Ver druß gemacht hätte. Dann würde er über daſſelbe bit tere Klagen geführt, und die Schuld von ſeinem Eigen ſinne und ſeiner Unverträglichkeit wohl gar auf die Erb ſünde geſchoben haben. Wäre dieß wohl recht geweſen ſieht er nun nicht ein, daß der Grund von Conrädchen Starrſinne nicht in Conrädchen, ſondern in ihm ſelbſt und in ſeiner Unwiſſenheit, die Kinder ordentlich zu be handeln, hätte müſſen geſucht werden? Lieber Herr Kie fer! es gibt eine Erbſünde, eine Neigung zum Böſe und Abneigung vom Guten, die die Kinder von ihren E tern bekommen; ſie wird ihnen aber nicht ſowohl angeb ren, als — anerzogen.

Vierzehntes Kapitel.

Enthält einen Discurs zwiſchen Conrädchen und ſeinem Vater.

Conrädchen war nun ein und ein halbes Jahr al und war ſo geſund, ſo klug, konnte ſo gut laufen, daß j dermann ſeine Freude an ihm ſah. Nur mit dem Spr

chen wollte es nicht recht fort. Er konnte noch gar nichts reden, außer daß er die Stimmen der Thiere nachahmte. Mu! hieß bei ihm eine Kuh, Bä! ein Schaf, hau! hau! ein Hund, Miau! eine Katze, kiki! ein Hahn, uku! Taube. Meine Frau war darüber bisweilen verdrießlich und sagte: der Junge lernt doch in seinem Leben nicht reden. Ich gab ihr aber immer zur Antwort: sei nur ruhig! er wird das Reden lernen, wie das Laufen. Wenn er erst einmal anfängt, dann geht es desto geschwinder.

Einmal reiste ich auf den Pferdemarkt nach Buttstedt, um mir da ein Pferd zu kaufen, und blieb drei Tage aus. Da ich wieder zurück kam und in die Stube trat, hatte das Kind eine so herzliche Freude, daß es mir entgegen lief und rief: Ate! Ate! Dieß sollte Vater heißen. Was war das für eine Freude für uns Eltern! Ich nahm ihn auf den Arm und küßte ihn, und die Mutter konnte des Herzens gar nicht satt werden. Von dieser Stunde nannte er eine Sache nach der andern bei ihrem rechten Namen, aber freilich ein bischen undeutlich. Bod hieß nach seiner Sprache Brod, Pitz, unser Hund Spitz, Esse ein Messer u. s. w. Das klang aber so schnurrig, daß ihn die Mutter fast allemal durchherzte, so oft er ein neues Wort herausbrachte. Und die Wahrheit zu sagen, so bekam er von mir auch manchen Kuß.

Mir kam es immer vor, als wenn dieses nicht recht wäre, und unser Herr Pfarrer bestärkte mich darin. Da er einmal bei uns speiste, hatte meine Frau das Kind auf dem Schooße, und lachte und küßte es allemal, so oft es etwas stammelte. Frau Kiefern! Frau Kiefern! sagte der Herr Pfarrer, das geht nicht gut. Jetzt wird alles bewundert, was das Kind spricht und thut, es wird

deßwegen geſchmeichelt und geküßt. Dadurch wird das Kind gewöhnt, jedesmal Bewunderung und Schmeichelei zu erwarten, ſo oft es etwas gethan hat, und wenn das nun in der Folge nicht geſchieht, ſo wird es mürriſch und verdrießlich. Daher gebe ich allen Eltern den guten Rath, daß ſie ihren Kindern nicht zu viel ſchmeicheln und ſie nicht zu ſehr bewundern ſollen.

Von dieſer Zeit an hielten wir mit dem Herzen und Küſſen etwas an uns. Ganz unterblieb es aber freilich nicht.

Ich glaube auch nicht, daß es nöthig iſt. Der Trieb der Eltern, ein Kind, wenn es gut und artig iſt, zu küſſen, iſt ein natürlicher Trieb, der ſo wie alle Naturtriebe unſchuldig iſt, und nur erſt dann Schaden thut, wenn man ihn unmäßig befriedigt.

Ob nun ſchon Conrädchen nur einzelne Worte, und dieſe nur undeutlich ſprechen konnte, ſo daß ſie außer ſeinen Eltern niemand verſtand, ſo konnte ich doch ſchon ein Geſpräch mit ihm führen, und freute mich herzlich darüber, wenn ich merkte, daß er mich verſtand, und daß er mir ſeine Gedanken wieder ausdrücken konnte. Manche Leute lachten darüber, wenn ſie uns discuriren hörten, und ſagten, das wäre Kinderei und Narrenspoſſen; ich habe aber doch erfahren, daß dieſe Discurſe ihren guten Nutzen hatten. Ich will nur ein Exempel davon erzählen.

Conrädchen hatte die Gewohnheit, daß er allemal einſchlief, wenn er ſein Abendbrod genoſſen hatte. Nach meinen wenigen Einſichten glaubte ich, daß ich ihm dieß nicht wehren dürfte, weil es mir vorkam, als wenn die Natur jetzt den Schlaf verlange. Ich ließ ihn alſo ſchlafen. Aber nun ereignete ſich oft der Umſtand, daß Conrädchen munter

wurde, wenn wir Eltern zu Bete gehen wollten. Er lärmte und tobte dann, ſtieg aus dem Bette und wieder hinein, ſo daß wir kein Auge zuthun konnten. Was war da zu thun? Ich wußte es nicht, und meine Frau wußte es eben ſo wenig. Ich ſchwieg ganz ſtille und dachte nach, wie ich mich dabei zu verhalten hätte. Meine Frau brauchte alle die Mittelchen, die bei Müttern gewöhnlich ſind, wenn ſie die Kinder einſchläfern wollen. Erſt nahm ſie Conrädchen in den Arm, ſchlug ihn ſanft mit der Hand, und ſagte: Biſch! Biſch! — half nichts, Conrädchen ſuchte ſich aus der Mutter Armen heraus zu winden, und — da dieſe es nicht zuließ, ſo fing er an zu ſchreien. Da wurde die Mutter endlich ungeduldig, fuhr auf und ſagte: Conrad! leg' dich hin und ſchlafe, oder ich klitſche dich durch!

Nun glaubte ich, daß es Zeit ſei, dazwiſchen zu ſpringen. Ich ſtand alſo auf und ſagte: liebe Frau! wenn du einmal nicht einſchlafen könnteſt, wie würde es dir denn gefallen, wenn man dich durchklitſchen wollte? gib mir das Kind her, ich will ſehen, was ich mit ihm anfange.

Da gab ſie es mir, und ich — ich wußte noch immer nicht, was ich mit ihm thun ſollte. Erſt wollte ich das Bilderbuch holen und es ihm erklären; hernach dachte ich aber auch, wenn du das einmal anfängſt, ſo will er allemal Bilder ſehen, wenn andere Leute ſchlafen wollen, auf dieſe Art kommſt du um deine Ruhe. Glücklicherweiſe fiel mir ein, was ich zu thun hatte. Conrädchen! ſagte ich, ſoll ich dir denn etwas erzählen? tähle, war ſeine Antwort. Nun ſo komm, fuhr ich fort, mit in mein Bette, da will ich dir etwas erzählen. Ich nahm ihn alſo mit in mein Bette, und fing mit ihm folgendes Geſpräch an:

J. Jetzt ſchläft alles, der Hahn ſchläft, die Hühner ſchlafen, die Tauben ſchlafen.

C. Weine.

J. Die Schweine ſchlafen, der Spitz ſchläft.

C. Mutte.

J. Die Mutter ſchläft auch, und nun ſchläft auch Conrädchen und der Vater. Aber morgen, da ſpreche ich: Conrädchen! willſt du mit in den Hof gehen?

C. Of tehn.

J. Ja, da gehn wir in den Hof, zu den Hühnern.

C. Täfe.

J. Da ſuchen wir Käfer und bringen ſie dem —

C. Ahn.

J. Der Hahn, ja der kommt dann, und macht es ſo: Gluck! Gluck! Gluck! da kommen die Hühner alle und freſſen die Käfer.

C. Taube.

J. Auch zu den Tauben wollen wir gehen.

C. Geſte.

J. Ja, Gerſte wollen wir mitnehmen in einem Körbchen, da wirft ſie Conrädchen hin, und die Tauben kommen geflogen und freſſen die Gerſte.

C. Ucku!

J. Rucku! ſo machen es die Tauben.

C. Pitz.

J. Spitz! der wird eine Freude haben, wenn er uns ſieht, und wird ſpringen!

C. Hau! Hau!

J. Bellen wird er auch —

C. Bod.

J. Ja, das verſteht ſich, ein Stück Brod ſollſt du ihm geben.

C. Mutte.

J. Die Mutter ſoll uns das Brod geben, und Conrädchen gibt das Brod dem Spitze, und Spitz hat eine Freude darüber und wedelt mit dem Schwanze.

So ſprach ich mit ihm, immer leiſer, immer leiſer, bis er mir nicht mehr antwortete, und ihm die Augen zufielen. Dann drückte ich noch einen Kuß auf ſeine rothen Backen, und ſchlief ruhig ein. So machte ich es nun jedesmal, wenn er keine Luſt zum Schlafen hatte, und es ging immer gut. Da ſah ich denn doch, daß es ſeinen Nutzen habe, wenn man mit kleinen Kindern ſprechen lernt.

Wie gefällt dir meine Art, Kinder einzuſchläfern? fragte ich meine Frau. Gut gefällt ſie mir, war ihre Antwort, und ich danke dir dafür, daß du mir des Abends, wenn ich ſchlafen will, Ruhe verſchafft haſt. Wenn du mir nur auch ein Mittel angäbſt, wie ich das Kind dahin bringen könnte, daß es ſich ordentlich waſchen und baden ließe. Seit einigen Wochen habe ich recht meine Plage mit ihm. So oft ich mit dem kalten Waſſer komme, ſo ſchreit es, wie ein Zahnbrecher.

Jetzt, liebe Frau! ſagte ich, fällt mir nicht gleich etwas bei. Ich will der Sache aber weiter nachdenken, vielleicht habe ich wieder einen guten Einfall.

Fünfzehntes Kapitel.

Vom guten Exempel.

Nach einigen Tagen hatte ich den Einfall wirklich. Schon lange hatte ich die Gewohnheit, daß ich mich badete. Ich ließ nämlich wöchentlich ein paarmal vor Tiſche einen Kübel voll kaltes Waſſer auf meine Stube bringen, ſchloß die Thür zu, zog mich dann nackend aus, wuſch mit einem großen Schwamme, erſt den Kopf, dann das Genick und die Bruſt, endlich den ganzen Leib. Da ich nun das nächſtemal mich wieder badete, nahm ich mein Conrädchen dazu und ließ ihn zuſehen. Da ich fertig war, ſagte ich: nun habe ich mich gebadet! willſt du dich auch baden, Conrädchen.

Bade, war ſeine Antwort.

Gut! ſagte ich, Conrädchen ſoll ſich baden, zog ihn ſogleich aus, und wuſch ihn eben ſo wie ich mich gewaſchen hatte. Da die Operation vorbei war, zog ich ihn wieder an, nahm ihn auf den Arm und ſagte: nun wollen wir auch zur Mutter gehen und wollen es ihr erzählen, daß wir uns gebadet haben.

Mutter! ſagte ich, da bring ich das Conrädchen, das hat ſich gebadet mit dem Vater.

Bade! Bade! ſagte er, und die Mutter umarmte ihn, und ſagte: haſt du dich gebadet? das iſt brav!

Da ich mich das nächſtemal badete, ſagte ich, Conrädchen! wollen wir uns baden? ſogleich warf er ſein Spielwerk hin, ſtreckte die Arme nach mir aus, lachte, und ſagte: Bade! Bade!

So gingen wir lachend zum Bade. Da es vorbei war, plätſcherte er noch mit den Händen im Waſſer, dann hob er das eine Bein über den Kübel, ſah mich dazu ſchelmiſch an, und da ich dazu lächelte, ſtieg er in's Waſſer und plätſcherte darin nach Herzensluſt.

Da das Kind jetzt am Baden Vergnügen gefunden hatte, ſo ſcheuete es das kalte Waſſer gar nicht mehr, und badete ſich, da es größer war, auch mit mir im Fluſſe. Dieſem fleißigen Baden ſchreibe ich es vorzüglich zu, daß er ſo geſund und ſtark geworden iſt, denn wenn der Menſch ſich fleißig mit kaltem Waſſer wäſcht und badet, ſo wird der Körper reinlicher erhalten, die Nerven werden geſtärkt, und wenn hernach der liebe Gott einmal mit einem tüchtigen Regenguſſe badet, ſo ſchadet es weiter nichts, da der Körper einmal daran gewöhnt iſt.

Ich erzählte das Späßchen unſerm Herrn Pfarrer, und er ſagte: daß ich meine Sache gut gemacht hätte. Das Hauptwerk bei der Erziehung, ſetzte er noch hinzu, iſt, daß die Alten den Kindern vormachen, was ſie thun ſollen. Wer dieß recht verſteht, der kann aus den Kindern machen, was er will. Das Exempel wirkt mehr, als alle Ermahnungen.

Das habe ich in der Folge gar vielmal erfahren.

Da z. E. Conrädchen zwei Jahre alt war, klagte er einmal über Kopfweh, und rieb ſich die Augen, die ausſahen, als wenn Molken darin wären. Da nun in der Nachbarſchaft die Maſern waren, ſo merkte ich gleich, daß er auch die Maſern bekommen würde. Ich ließ alſo einen Arzt kommen. Dieſer ſagte ebenfalls, daß die Maſern auf dem Wege wären, — ſprach mir aber Muth ein und ſagte: die Maſern ſind gar nicht gefährlich, wenn man

die Kinder nur vor der frischen Luft bewahrt. Die frische Luft ist eine herrliche Sache, nur nicht für Kinder, die die Masern oder das Scharlachfieber haben. Diese müssen nicht nur so lange die Krankheit dauert, sondern auch nachher, wenn sie vorbei ist, so lange, bis sie hinlänglich purgirt worden sind, der frischen Luft entzogen werden. Hierauf gab er uns noch verschiedene Vorschriften, die wir pünktlich befolgten. Dieß hatte ich von meinem lieben Vater gelernt, der mir immer zu sagen pflegte, wenn mir oder den Meinigen etwas fehlt, so brauche ich entweder einen Arzt, oder ich brauche keinen. Thue ich das Letztere, so folge ich meinem eigenen Kopfe, brauche ich aber einen, so richte ich mich ganz nach seinen Vorschriften.

Conrädchen wurde bald wieder gesund und die Masern trockneten ab. Nun schickte der Arzt ein Purgierpulver.

Ich rührte es nach seiner Vorschrift in einen Löffel voll Wasser, und wollte es nun Conrädchen eingeben. Da ich aber mit dem Löffel an den Mund kam, wendete er den Kopf weg und sagte: nein! Ich gab ihm die besten Worte, er aber sagte immer nein! nein! Ich versprach ihm, das große Bilderbuch beizuholen, und es ihm zu erklären, wenn er würde eingenommen haben; das half aber alles nichts. Ich wurde hitzig und wollte ihn mit Gewalt zwingen, zum Glück aber besann ich mich eines bessern. Wenn du nicht einnehmen willst, sagte ich, so laß es bleiben, und schüttete die Purganz zum Fenster hinaus.

Nun nahm ich meinen Hut und ging nach dem Arzte, um eine andere Purganz zu holen, und ihn auch um Rath zu fragen, wie ich sie dem Kinde am besten beibringen

könnte. Ehe ich aber noch an seine Thür kam, fiel mir wieder ein, daß der Herr Pfarrer gesagt hatte, daß das Exempel bei Kindern mehr ausrichte, als alle Ermahnungen. Vielleicht, dachte ich bei mir selbst, kannst du auch jetzt mit dem Exempel mehr, als mit Ermahnungen und Zwang ausrichten. Gedacht gethan!

Den andern Morgen ließ ich Christelchen kommen und verabredete mit meiner Frau, wie wir die Sache angreifen wollten. — Es wurde eine Kanne voll Thee aufgetragen, und ich sagte, so daß es Conrädchen hörte: heute will ich einnehmen. Darauf goß ich etwas Wasser in einen Löffel, rührte eine Messerspitze voll klaren Zucker darunter, den ich zuvor in ein Papierchen gewickelt hatte, nahm es ein und trank eine Schaale Thee darauf. Meine Frau that ein Gleiches. Nun kam die Reihe an Christelchen, die schluckte auch frisch. Ehe sie aber den Thee hinunter getrunken hatte, kam Conrädchen herbei, und sagte: einnehme! Da bekam er denn seine Purganz, die er frisch verschluckte, und sich darüber freute.

So habe ich durch Exempel noch manches andere bei ihm ausgerichtet. Er war schon achtzehn Monate alt und verrichtete seine Nothdurft noch immer da, wo er stand. Dieß war nun freilich etwas Verdrießliches. Oft, wenn ich mit meiner Mutter frühstückte, und er neben uns stand, entstand ein so übler Geruch, daß uns aller Appetit verging. Meine Mutter, welcher er auch einmal so etwas unter die Nase legte, wurde darüber so böse, daß sie sagte: pfui! schäme dich, du garstiger Junge! kannst du denn nicht auf das Stühlchen gehen? ja sie holte schon mit der Hand aus, um ihm ein Paar Klapse zu geben. Da ich ihr aber mit den Augen winkte, that sie es doch nicht.

Das Kind weinte jämmerlich, und mich dauerte es. Ich hätte es gern vertheidigt, wenn mir mein Herz nicht gesagt hätte: daß es albern sei, die Fehler eines Kindes in seiner Gegenwart zu vertheidigen.

Sobald aber meine Mutter hinausging, folgte ich ihr nach, und sagte, daß das Kind unschuldig wäre, weil ich es ihm noch nicht verboten hätte, seinen Unrath in die Stube fallen zu lassen.

Aber lieber Sohn, sagte sie, da solltest du doch mehr Verstand haben, und dem Kinde —

Liebe Mutter, antwortete ich, darin laß mir nur meinen Willen. Wenn das Kind erst verständiger wird, wird es sich diesen Fehler schon von selbst abgewöhnen.

Ei! sagte sie, du mußt ihm die Ruthe geben, da wird es sich bald reinlicher halten.

Die Ruthe? aber liebe Mutter! warum soll ich denn das Kind schlagen? es thut ja nichts Böses! es thut ja blos das, wozu es von der Natur getrieben wird.

Meine Mutter wollte weiter disputiren, ich brach aber ab, und ging mit ihr in den Kuhstall, wo eben ein junges Kalb angekommen war.

Unterdessen ging es mir doch in dem Kopfe herum, ob nicht vielleicht die Mutter recht habe. Um zur Gewißheit zu kommen, ging ich zum Herrn Pfarrer und trug ihm die Sache vor.

Er lächelte und sagte: Ich freue mich, lieber Herr Kiefer! daß er abermals auf rechtem Wege ist. Ich halte auch nicht viel von Ruthe und Schlägen bei der Kindererzucht. Zwischen der Erziehung eines Jagdhundes und eines Kindes, soll und muß ein Unterschied bleiben. Der Jagdhund wird durch Prügel gezogen, aber der Mensch durch

Exempel, Liebe und vernünftige Vorstellungen. Jesus Sirach sagt zwar: beuge ihm den Hals, weil er noch klein ist; bläue ihm den Rücken, weil er noch jung ist. Aber Sirach, den ich von ganzem Herzen hochschätze, hat in den vorigen Zeiten gelebt, wo man über die Erziehung der Kinder nicht so nachgedacht hatte, als in unsern Tagen. Heutigen Tages wollen die neuern Erzieher wenig oder gar nichts mehr von Schlägen wissen. Wenn man nur nachdenkt, so findet man gewiß mancherlei Mittel, die Kinder dahin zu bringen, wohin man sie haben will, ohne daß man sie wie Hunde behandelt. Nur Trotz und Hartnäckigkeit bei kleinen Kindern machen Schläge bisweilen nothwendig. Sieht man sich dann genöthigt, dazu seine Zuflucht zu nehmen, so muß man recht derb zuschlagen, damit es das Kind auch recht fühle. Wer außerdem immer zuschlägt, der gibt dadurch zu erkennen, daß er nicht versteht, wie ein Kind behandelt werden müsse.

Es ist wahr, mit Schlägen kann man ein Kind viel weiter bringen, als mit Gelindigkeit. Nur ein paarmal haue er seinen Conrad recht durch, was gilt's, in ein paar Tagen wird er reinlich werden. Will ein Kind nicht lernen, nicht arbeiten, prügelt es nur recht durch, es wird bald sich besser angreifen. Ich kann daher gewissen Eltern und Schullehrern es nicht ganz verdenken, wenn sie so viel auf Schläge halten, und fast nie unter den Kindern sein können, ohne den Stock oder die Ruthe in den Händen zu haben. Aber — aber — was sie auf der einen Seite gut machen, verderben sie auf der andern. Da ich noch Candidat war, unterrichtete ich zwei Knaben, Martin und Melchior, die beide, ich weiß nicht wovon, die Krätze be-

kamen. Der Vater nahm einen Arzt an, der sie zur Geduld ermahnte, und sie warnte, daß sie ja keine Quacksalbereien an sich brauchen möchten. Dann gab er ihnen Arznei. Sie brauchten sie acht Tage — half nichts — noch acht Tage und es erfolgte keine Besserung. Der Doktor, sagte die alte Magd, mag es besser lernen, wie man die Krätze kuriren muß. Wenn die jungen Herrschaften mir folgen wollten, so sollten sie in 24 Stunden die Plage los sein. Ich warnte die Kinder, daß sie ja von der Magd nichts nehmen sollten. Martin folgte mir, Melchior aber bestrich sich mit einer Salbe, die ihm die Magd gegeben hatte, und war den andern Tag kurirt. Aber — nun war ihm die Materie auf die Brust gefallen, und er wollte ersticken. Es ist viel an ihm kurirt worden, er hat ganze Bouteillen voll Arznei eingenommen, aber — immer hat er noch einen kurzen Athem, keucht wie eine fette Gans und schnappt nach Luft, wenn er einen Berg ersteigen soll. Martin hingegen brauchte die vorgeschriebene Arznei. Sie wirkte langsam, aber gut. Nach einem Vierteljahre war er von der Krätze vollkommen wieder hergestellt.

Wie es nun mit der Krätze ist, so ist es auch mit den Fehlern der Kinder. Durch Schläge kann man sie schnell vertreiben, aber — sie setzen sich auf's Herz. Die Kinder bekommen eine Abneigung gegen den Zuchtmeister, werden tückisch, lernen lügen, sich verstellen u. dgl. und solche innerliche Fehler sind in meinen Augen weit größer und gefährlicher, als die äußerlichen. Wenn man bei seinem Kinde einmal die Liebe und das Zutrauen verloren hat — dann ist's schon halb verdorben."

Ich ging also nach Hause und dachte über die Lection, die mir der Herr Pfarrer gegeben hatte, weiter nach.

Nach ein Paar Tagen fand ich auch das Mittel, Conrädchen zur Reinlichkeit zu bringen, worüber gar herzlich gelacht wurde. Ich ließ nämlich zwei Stühlchen machen, und setzte sie auf den Abtritt. Dann ließ ich einmal des Morgens, wo die Natur bei meinem Kinde sich gewöhnlich reinigte, Christelchen rufen, und richtete sie ab. Meine Frau sagte dann, Christelchen! ich habe neue Stühlchen, willst du dich denn darauf setzen? Ja, sagte sie. Meine Frau nahm sie bei der Hand, und Conrädchen folgte ihr nach. Christelchen setzte sich sogleich auf's Stühlchen und drückte, Conrädchen that es nach, und so war dießmal die Sache abgethan. Nun gab meine Frau ein Paar Tage sich die Mühe, daß sie ihn allemal auf das Stühlchen setzte, so oft sie merkte, daß er es nöthig habe; sie sagte dazu: setz' dich drauf Conrädchen! Christelchen wird sich auch bald darauf setzen. So gab sich nach und nach alles von selbst, ohne daß ich nöthig hatte, das Kind zu schlagen.

Sechzehntes Kapitel.

Conrädchen bekömmt die Ruthe.

Ich hatte mir fest vorgenommen, ihn ganz ohne Schläge zu erziehen, dieß ging aber nicht so, wie ich wünschte. Bald kam ich in die Nothwendigkeit, einmal die Ruthe zu gebrauchen.

Die Sache war folgende: Christelchen besuchte uns und brachte eine Puppe mit. Kaum hatte sie Conrädchen gesehen, so wollte er sie haben. Ich bat Christelchen, sie ihm zu geben, und sie that es. Da Conrädchen sie einige

Zeit gehabt hatte, wollte ſie Chriſtelchen wieder haben; Conrädchen aber wollte ſie ihr nicht geben. Was ſollte ich nun anfangen? Wenn ich ihm das Bilderbuch herbei geholt, und ihm dann geſagt hätte, er ſolle Chriſtelchen die Puppe geben, ſo würde er es vielleicht ohne Widerrede gethan haben. Dieß fiel mir aber nicht ein, und wenn es mir auch eingefallen wäre, ſo weiß ich doch nicht, ob ich es würde gethan haben. Ich glaubte, es wäre doch nun Zeit, daß das Kind ſich gewöhnen müſſe, dem Vater auf's Wort zu gehorchen. Ich ſagte alſo: Conrädchen! willſt du Chriſtelchen die Puppe nicht wieder geben?

Nein! ſagte er etwas heftig.

Aber die arme Chriſtel hat ja keine Puppe.

Nein! antwortete er wieder, weinte, drückte die Puppe feſt an ſich, und drehte mir den Rücken zu.

Da ſagte ich ihm denn im ernſthaften Tone: Conrädchen! du mußt die Puppe Chriſtelchen gleich wiedergeben, ich will es haben.

Und was that Conrädchen? Er warf die Puppe Chriſtelchen vor die Füße.

Gott! wie erſchrak ich darüber. Ich glaube, wenn mir die beſte Kuh im Stall gefallen wäre, es hätte mir ſo einen Schrecken nicht verurſacht. Chriſtelchen wollte die Puppe aufheben, ich ließ es aber nicht zu. Conrädchen! ſagte ich, gleich heb' die Puppe auf und gib ſie Chriſtelchen.

Nein! nein! ſchrie Conrädchen.

Da holte ich eine Ruthe bei, zeigte ſie ihm und ſagte: heb' die Puppe auf, oder ich haue dich mit der Ruthe. Aber das Kind beharrte auf ſeinem Kopfe, und ſchrie: nein! nein!

Da hob ich denn die Ruthe in die Höhe und wollte

ihn ſchlagen. Allein da entſtand ein neuer Auftritt. Die Mutter rief: lieber Mann! ich bitte dich um Gottes Willen —

Nun war ich zwiſchen zwei Feuern. Ich reſolvirte mich aber kurz und gut, nahm Puppe und Ruthe, und das Kind auf den Arm, ſprang zur Stube hinaus, in eine andere Stube, ſchloß die Thür zu, daß die Mutter nicht nachkommen konnte, warf die Puppe auf die Erde und ſagte: heb' die Puppe auf! oder ich ſchlage dich mit der Ruthe! Mein Conrad blieb aber bei ſeinem Nein.

Da ging es nun: fick! fick! fick! Willſt du die Puppe aufheben? fragte ich.

Nein! war ſeine Antwort.

Da bekam er die Ruthe noch viel derber, und nun ſagte ich wieder: gleich heb' die Puppe auf!

Da hob er ſie endlich auf, ich nahm ihn bei der Hand, führte ihn in die andere Stube und ſagte, gib die Puppe Chriſtelchen.

Er gab ſie ihr.

Nun rief er lautſchreiend zur Mutter, und wollte ſeinen Kopf in ihren Schooß legen. Dieſe hatte aber ſo viel Verſtand, daß ſie ihn zurückwies und ſagte: geh! biſt kein guter Conrad.

Freilich rollten ihr die Thränen über die Backen, da ſie es ſagte. Da ich es merkte, bat ich ſie, daß ſie zur Stube hinausgehen möchte. Da es geſchehen war, ſchrie Conrädchen etwa noch eine Viertelſtunde, dann wurde er ruhig.

Ich kann wohl ſagen, daß durch dieſen Auftritt mein Herz gewaltig angegriffen wurde, theils weil mich das

Kind dauerte, theils weil ich mich über ſeine Hartnäc
keit betrübte.

Bei Tiſche konnte ich nicht eſſen, ließ die Mahl
ſtehen, und ging zum Herrn Pfarrer, um mein Herz
ihm auszuſchütten. Da bekam ich nun wieder Troſt.
hat recht gethan, lieber Herr Kiefer! ſagte er zu
Wenn die Neſſel noch jung iſt, ſo kann man ſie leicht
raufen; läßt man ſie aber lange ſtehen, ſo wachſen
Wurzeln, und wenn man ſie hernach ausraufen will,
bleiben die Wurzeln ſtecken. Mit den Unarten der Kin
iſt's eben ſo. Je länger man ihnen nachſieht, deſto ſch
rer ſind ſie hernach wegzubringen. Daß er den klei
Starrkopf tüchtig durchgebauen hat, das war auch g
Das wird er in einem halben Jahre nicht vergeſſen. H
er ihn nur ſanft geſchlagen, ſo hätte es nicht nur d
mal nichts geholfen, ſondern er würde ihn nun imm
haben ſchlagen müſſen, und der Junge würde ſich ſo
die Schläge gewöhnt haben, daß er ſich am Ende gar ni
mehr daraus gemacht hätte. Daher kommt's, daß
Kinder ſich gemeiniglich ſo wenig aus den Schlägen
Mütter machen, weil dieſe den Muth nicht haben, d
zuzuſchlagen. Das iſt auch die Urſache, warum es Kin
gibt, die ſo verſtockt ſind, daß man durch die ſtärk
Prügel nichts mehr bei ihnen ausrichten kann.

Ich will's ihm einmal mit einem Exempelchen erl
tern. Iſt's nicht wahr, wenn er einen Löffel voll R
barber einnimmt, ſo muß er oft zu Stuhle gehen? D
kommt aber daher, weil er ſie ſelten nimmt. Wollte
es probiren, und wollte täglich eine Meſſerſpitze voll nehm
die zweite Woche täglich $1\frac{1}{2}$, und ſo fortfahren und j
Woche etwas zulegen, ſo würde er ſo hartleibig werd

daß er am Ende einen Eßlöffel voll verſchlucken könnte, ohne daß es etwas bei ihm wirkte. So iſt's auch mit den Schlägen. Gibt man dem Kinde heut ein Kläpschen, und übermorgen ein Kläpschen, und ſchlägt immer ſtärker zu, ſo wird das Kind am Ende ſo hart, daß es ſich aus einer derben Portion Prügel ſo wenig macht, als vorhin aus einem Kläpschen. Da nun bei ſeinem Conrädchen die Hiebe noch im friſchen Andenken ſind, ſo rathe ich ihm, daß er dieſe Zeit benutze. Wenn er nach Hauſe kommt, ſo kommandire er ihn fein oft. Laſſe er ſich Stiefeln, Schuhe, die Tabackspfeife beiholen und wieder wegtragen; laſſe er ihn die Steine im Hofe von einem Platze zum andern legen. Er wird alles thun, und ſich zum Gehorſam gewöhnen.

Ich kommandirte nun das Kind, wie mir der Herr Pfarrer gerathen hatte, und es hatte ſeinen guten Nutzen. Wenn ich ihm in Zukunft etwas befahl, ſo fiel es ihm gar nicht ein, ſich zu weigern; es glaubte, es müſſe ſo ſein, daß es gehorche.

Siebenzehntes Kapitel.

Welches von Conrädchens Winterbeluſtigungen handelt.

Der Winter rückte herbei, und ich wußte oft nicht, was ich mit dem Kinde anfangen ſollte. Es immer in der Stube zu laſſen, das hielt ich nicht für gut, denn da würde es zu weichlich und zärtlich geworden ſein, und wenn ich es hinaus trug, und die Kälte kam ihm unter die Nägel, ſo heulte es. Da mußte ich nun auf mancherlei

Mittel ſinnen, um es an die kalte Luft zu gewöhnen. Einigemal des Tages ging ich mit ihm zum Viehe, beſonders wenn es gefüttert wurde. Da konnte es nun manches halbes Stündchen aushalten, und zuſehen, wie es fraß.

Waren ihm die Händchen erſtarrt, ſo machte es ein Jammermäulchen, ſah mich an und ſagte: Mutte tehn (ich will zur Mutter gehen), und ich brachte es wieder in die Stube. Ferner holte ich den Schlitten herbei, den er am vorigen Weihnachten geſchenkt bekommen hatte. Um ihm Luſt dazu zu machen, gingen wir an einem heitern Tage mit einander zu einem Platze, wo die Knaben auf dem Schlitten fuhren. Dieſe jauchzten und waren vergnügt, und das Kind hatte ſeine Freude daran.

Wollen wir, ſagte ich, nicht auch auf dem Schlitten fahren? er lachte und ſagte, litte fahre. Da holte ich denn den Schlitten, ſetzte ihn darauf, und fuhr ihn herum, bis er ſagte, Mutte tehn. In der Stube machte ich ihm allerlei Beſchäftigungen, und ich merkte, daß er ſtille und froh war, ſo lange er etwas zu thun hatte, daß er aber eigenſinnig und unwillig wurde, ſobald er nicht wußte, was er vornehmen ſollte. Ich glaube, wer die Kunſt recht verſteht, ſeinen Kindern immer etwas zu thun zu geben, was ſich für ſie ſchickt, der wird wenig oder keinen Verdruß von ihnen haben. Ich will doch eines und das andere ſagen, was ich mit ihm vornahm. Ich erklärte ihm z. E. das Bilderbuch, das ich für ihn gekauft hatte. Wenn ich dieß that, ſo war er am vergnügteſten. Es war aber nur dabei die Schwierigkeit, daß ich für mich nichts thun konnte, ſo lange ich das Bilderbuch erklärte. Was hatte ich alſo zu thun? Ich gab ihm das Buch ſelbſt zum

Ansehen. Damit richtete ich aber wenig aus. Erstlich währte es nicht lange, so hatte er es zerrissen, zweitens kam er alle Augenblicke zu der Person, die in der Stube war, und wollte Erklärungen haben. Wenn diese nun nicht Zeit hatte, so wurde er unwillig darüber.

Ich hatte einen andern Einfall. Conrädchen, sagte ich einmal, soll ich dir denn einen Spitz mahlen? da lachte er und sagte: Pitz! Pitz! Ich nahm ihn also auf den Schooß, legte ein Stück Papier auf den Tisch und machte mit Dinte ein Ding darauf, das wie ein Spitzhund aussah. Darüber war er außer sich vor Freude, und nahm, wie ich es vorausſah, die Feder, kritzelte damit etwas auf das Papier, zeigte es allen, die in der Stube waren, und gab ihnen zu verstehen, das wäre der Spitz.

Mit diesem Späßchen hatte ich mir aber eine gewaltige Ruthe auf den Rücken gebunden. Nun plagte er mich beständig um Feder und Dinte, um einen Spitz zu mahlen. Gab ich sie ihm nicht, so weinte er, gab ich sie ihm aber, so besudelte er Hände und Kleider so sehr mit Dinte, daß ich kein freundliches Gesicht von meiner Frau bekam. Da lernte ich denn mit Schaden, daß man einem Kinde kein Spiel lehren dürfe, das man ihm in der Folge nicht erlauben will.

Unterdessen machte ich meinen Fehler bald wieder gut, gab ihm einen dicken Bleistift und Papier, und ließ ihn nun mahlen, so viel er wollte.

Ein anderesmal kaufte ich ihm ein Kegelspiel, davon die Kegel nur einen Finger hoch waren, und, da die hölzernen Kugeln so viel Lärm in der Stube machten, so machte ihm meine Frau einen ledernen Ball, mit welchem

Das Kind weinte jämmerlich, und mich dauerte es. Ich hätte es gern vertheidigt, wenn mir mein Herz nicht gesagt hätte: daß es albern sei, die Fehler eines Kindes in seiner Gegenwart zu vertheidigen.

Sobald aber meine Mutter hinausging, folgte ich ihr nach, und sagte, daß das Kind unschuldig wäre, weil ich es ihm noch nicht verboten hätte, seinen Unrath in die Stube fallen zu lassen.

Aber lieber Sohn, sagte sie, da solltest du doch mehr Verstand haben, und dem Kinde —

Liebe Mutter, antwortete ich, darin laß mir nur meinen Willen. Wenn das Kind erst verständiger wird, wird es sich diesen Fehler schon von selbst abgewöhnen.

Ei! sagte sie, du mußt ihm die Ruthe geben, da wird es sich bald reinlicher halten.

Die Ruthe? aber liebe Mutter! warum soll ich denn das Kind schlagen? es thut ja nichts Böses! es thut ja blos das, wozu es von der Natur getrieben wird.

Meine Mutter wollte weiter disputiren, ich brach aber ab, und ging mit ihr in den Kuhstall, wo eben ein junges Kalb angekommen war.

Unterdessen ging es mir doch in dem Kopfe herum, ob nicht vielleicht die Mutter recht habe. Um zur Gewißheit zu kommen, ging ich zum Herrn Pfarrer und trug ihm die Sache vor.

Er lächelte und sagte: Ich freue mich, lieber Herr Kiefer! daß er abermals auf rechtem Wege ist. Ich halte auch nicht viel von Ruthe und Schlägen bei der Kindererzucht. Zwischen der Erziehung eines Jagdhundes und eines Kindes, soll und muß ein Unterschied bleiben. Der Jagdhund wird durch Prügel gezogen, aber der Mensch durch

Exempel, Liebe und vernünftige Vorstellungen. Jesus Sirach sagt zwar: beuge ihm den Hals, weil er noch klein ist; bläue ihm den Rücken, weil er noch jung ist. Aber Sirach, den ich von ganzem Herzen hochschätze, hat in den vorigen Zeiten gelebt, wo man über die Erziehung der Kinder nicht so nachgedacht hatte, als in unsern Tagen. Heutigen Tages wollen die neuern Erzieher wenig oder gar nichts mehr von Schlägen wissen. Wenn man nur nachdenkt, so findet man gewiß mancherlei Mittel, die Kinder dahin zu bringen, wohin man sie haben will, ohne daß man sie wie Hunde behandelt. Nur Trotz und Hartnäckigkeit bei kleinen Kindern machen Schläge bisweilen nothwendig. Sieht man sich dann genöthigt, dazu seine Zuflucht zu nehmen, so muß man recht derb zuschlagen, damit es das Kind auch recht fühle. Wer außerdem immer zuschlägt, der gibt dadurch zu erkennen, daß er nicht versteht, wie ein Kind behandelt werden müsse.

Es ist wahr, mit Schlägen kann man ein Kind viel weiter bringen, als mit Gelindigkeit. Nur ein paarmal haue er seinen Conrad recht durch, was gilt's, in ein paar Tagen wird er reinlich werden. Will ein Kind nicht lernen, nicht arbeiten, prügelt es nur recht durch, es wird bald sich besser angreifen. Ich kann daher gewissen Eltern und Schullehrern es nicht ganz verdenken, wenn sie so viel auf Schläge halten, und fast nie unter den Kindern sein können, ohne den Stock oder die Ruthe in den Händen zu haben. Aber — aber — was sie auf der einen Seite gut machen, verderben sie auf der andern. Da ich noch Candidat war, unterrichtete ich zwei Knaben, Martin und Melchior, die beide, ich weiß nicht wovon, die Krätze be-

kamen. Der Vater nahm einen Arzt an, der sie zur Geduld ermahnte, und sie warnte, daß sie ja keine Quacksalbereien an sich brauchen möchten. Dann gab er ihnen Arznei. Sie brauchten sie acht Tage — half nichts — noch acht Tage und es erfolgte keine Besserung. Der Doktor, sagte die alte Magd, mag es besser lernen, wie man die Krätze kuriren muß. Wenn die jungen Herrschaften mir folgen wollten, so sollten sie in 24 Stunden die Plage los sein. Ich warnte die Kinder, daß sie ja von der Magd nichts nehmen sollten. Martin folgte mir, Melchior aber bestrich sich mit einer Salbe, die ihm die Magd gegeben hatte, und war den andern Tag kurirt. Aber — nun war ihm die Materie auf die Brust gefallen, und er wollte ersticken. Es ist viel an ihm kurirt worden, er hat ganze Bouteillen voll Arznei eingenommen, aber — immer hat er noch einen kurzen Athem, keucht wie eine fette Gans und schnappt nach Luft, wenn er einen Berg ersteigen soll. Martin hingegen brauchte die vorgeschriebene Arznei. Sie wirkte langsam, aber gut. Nach einem Vierteljahre war er von der Krätze vollkommen wieder hergestellt.

Wie es nun mit der Krätze ist, so ist es auch mit den Fehlern der Kinder. Durch Schläge kann man sie schnell vertreiben, aber — sie setzen sich auf's Herz. Die Kinder bekommen eine Abneigung gegen den Zuchtmeister, werden tückisch, lernen lügen, sich verstellen u. dgl. und solche innerliche Fehler sind in meinen Augen weit größer und gefährlicher, als die äußerlichen. Wenn man bei seinem Kinde einmal die Liebe und das Zutrauen verloren hat — dann ist's schon halb verdorben."

Ich ging also nach Hause und dachte über die Lection, die mir der Herr Pfarrer gegeben hatte, weiter nach.

Nach ein Paar Tagen fand ich auch das Mittel, Conrädchen zur Reinlichkeit zu bringen, worüber gar herzlich gelacht wurde. Ich ließ nämlich zwei Stühlchen machen, und ſetzte ſie auf den Abtritt. Dann ließ ich einmal des Morgens, wo die Natur bei meinem Kinde ſich gewöhnlich reinigte, Chriſtelchen rufen, und richtete ſie ab. Meine Frau ſagte dann, Chriſtelchen! ich habe neue Stühlchen, willſt du dich denn darauf ſetzen? Ja, ſagte ſie. Meine Frau nahm ſie bei der Hand, und Conrädchen folgte ihr nach. Chriſtelchen ſetzte ſich ſogleich auf's Stühlchen und drückte, Conrädchen that es nach, und ſo war dießmal die Sache abgethan. Nun gab meine Frau ein Paar Tage ſich die Mühe, daß ſie ihn allemal auf das Stühlchen ſetzte, ſo oft ſie merkte, daß er es nöthig habe; ſie ſagte dazu: ſetz' dich drauf Conrädchen! Chriſtelchen wird ſich auch bald darauf ſetzen. So gab ſich nach und nach alles von ſelbſt, ohne daß ich nöthig hatte, das Kind zu ſchlagen.

Sechzehntes Kapitel.

Conrädchen bekömmt die Ruthe.

Ich hatte mir feſt vorgenommen, ihn ganz ohne Schläge zu erziehen, dieß ging aber nicht ſo, wie ich wünſchte. Bald kam ich in die Nothwendigkeit, einmal die Ruthe zu gebrauchen.

Die Sache war folgende: Chriſtelchen beſuchte uns und brachte eine Puppe mit. Kaum hatte ſie Conrädchen geſehen, ſo wollte er ſie haben. Ich bat Chriſtelchen, ſie ihm zu geben, und ſie that es. Da Conrädchen ſie einige

Zeit gehabt hatte, wollte ſie Chriſtelchen wieder haben, Conrädchen aber wollte ſie ihr nicht geben. Was ſollte ich nun anfangen? Wenn ich ihm das Bilderbuch herbei geholt, und ihm dann geſagt hätte, er ſolle Chriſtelchen die Puppe geben, ſo würde er es vielleicht ohne Widerrede gethan haben. Dieß fiel mir aber nicht ein, und wenn es mir auch eingefallen wäre, ſo weiß ich doch nicht, ob ich es würde gethan haben. Ich glaubte, es wäre doch nun Zeit, daß das Kind ſich gewöhnen müſſe, dem Vater auf's Wort zu gehorchen. Ich ſagte alſo: Conrädchen! willſt du Chriſtelchen die Puppe nicht wieder geben?

Nein! ſagte er etwas heftig.

Aber die arme Chriſtel hat ja keine Puppe.

Nein! antwortete er wieder, weinte, drückte die Puppe feſt an ſich, und drehte mir den Rücken zu.

Da ſagte ich ihm denn im ernſthaften Tone: Conrädchen! du mußt die Puppe Chriſtelchen gleich wiedergeben, ich will es haben.

Und was that Conrädchen? Er warf die Puppe Chriſtelchen vor die Füße.

Gott! wie erſchrak ich darüber. Ich glaube, wenn mir die beſte Kuh im Stall gefallen wäre, es hätte mir ſo einen Schrecken nicht verurſacht. Chriſtelchen wollte die Puppe aufheben, ich ließ es aber nicht zu. Conrädchen! ſagte ich, gleich heb' die Puppe auf und gib ſie Chriſtelchen.

Nein! nein! ſchrie Conrädchen.

Da holte ich eine Ruthe bei, zeigte ſie ihm und ſagte: heb' die Puppe auf, oder ich haue dich mit der Ruthe. Aber das Kind beharrte auf ſeinem Kopfe, und ſchrie: nein! nein!

Da hob ich denn die Ruthe in die Höhe und wollte

ihn ſchlagen. Allein da entſtand ein neuer Auftritt. Die Mutter rief: lieber Mann! ich bitte dich um Gottes Willen —

Nun war ich zwiſchen zwei Feuern. Ich reſolvirte mich aber kurz und gut, nahm Puppe und Ruthe, und das Kind auf den Arm, ſprang zur Stube hinaus, in eine andere Stube, ſchloß die Thür zu, daß die Mutter nicht nachkommen konnte, warf die Puppe auf die Erde und ſagte: heb' die Puppe auf! oder ich ſchlage dich mit der Ruthe! Mein Conrad blieb aber bei ſeinem Nein.

Da ging es nun: fick! fick! fick! Willſt du die Puppe aufheben? fragte ich.

Nein! war ſeine Antwort.

Da bekam er die Ruthe noch viel derber, und nun ſagte ich wieder: gleich heb' die Puppe auf!

Da hob er ſie endlich auf, ich nahm ihn bei der Hand, führte ihn in die andere Stube und ſagte, gib die Puppe Chriſtelchen.

Er gab ſie ihr.

Nun rief er lautſchreiend zur Mutter, und wollte ſeinen Kopf in ihren Schooß legen. Dieſe hatte aber ſo viel Verſtand, daß ſie ihn zurückwies und ſagte: geh! biſt kein guter Conrad.

Freilich rollten ihr die Thränen über die Backen, da ſie es ſagte. Da ich es merkte, bat ich ſie, daß ſie zur Stube hinausgehen möchte. Da es geſchehen war, ſchrie Conrädchen etwa noch eine Viertelſtunde, dann wurde er ruhig.

Ich kann wohl ſagen, daß durch dieſen Auftritt mein Herz gewaltig angegriffen wurde, theils weil mich das

Kind dauerte, theils weil ich mich über seine Hartnäckigkeit betrübte.

Bei Tische konnte ich nicht essen, ließ die Mahlzeit stehen, und ging zum Herrn Pfarrer, um mein Herz vor ihm auszuschütten. Da bekam ich nun wieder Trost. Er hat recht gethan, lieber Herr Kiefer! sagte er zu mir. Wenn die Nessel noch jung ist, so kann man sie leicht ausraufen; läßt man sie aber lange stehen, so wachsen die Wurzeln, und wenn man sie hernach ausraufen will, so bleiben die Wurzeln stecken. Mit den Unarten der Kinder ist's eben so. Je länger man ihnen nachsieht, desto schwerer sind sie hernach wegzubringen. Daß er den kleinen Starrkopf tüchtig durchgebauen hat, das war auch gut. Das wird er in einem halben Jahre nicht vergessen. Hätte er ihn nur sanft geschlagen, so hätte es nicht nur dießmal nichts geholfen, sondern er würde ihn nun immer haben schlagen müssen, und der Junge würde sich so an die Schläge gewöhnt haben, daß er sich am Ende gar nichts mehr daraus gemacht hätte. Daher kommt's, daß die Kinder sich gemeiniglich so wenig aus den Schlägen der Mütter machen, weil diese den Muth nicht haben, derb zuzuschlagen. Das ist auch die Ursache, warum es Kinder gibt, die so verstockt sind, daß man durch die stärksten Prügel nichts mehr bei ihnen ausrichten kann.

Ich will's ihm einmal mit einem Exempelchen erläutern. Ist's nicht wahr, wenn er einen Löffel voll Rhabarber einnimmt, so muß er oft zu Stuhle gehen? Dieß kommt aber daher, weil er sie selten nimmt. Wollte er es probiren, und wollte täglich eine Messerspitze voll nehmen, die zweite Woche täglich $1^1/_2$, und so fortfahren und jede Woche etwas zulegen, so würde er so hartleibig werden,

daß er am Ende einen Eßlöffel voll verſchlucken könnte, ohne daß es etwas bei ihm wirkte. So iſt's auch mit den Schlägen. Gibt man dem Kinde heut ein Kläpschen, und übermorgen ein Kläpschen, und ſchlägt immer ſtärker zu, ſo wird das Kind am Ende ſo hart, daß es ſich aus einer derben Portion Prügel ſo wenig macht, als vorhin aus einem Kläpschen. Da nun bei ſeinem Conrädchen die Hiebe noch im friſchen Andenken ſind, ſo rathe ich ihm, daß er dieſe Zeit benutze. Wenn er nach Hauſe kommt, ſo kommandire er ihn fein oft. Laſſe er ſich Stiefeln, Schuhe, die Tabackspfeife beiholen und wieder wegtragen; laſſe er ihn die Steine im Hofe von einem Platze zum andern legen. Er wird alles thun, und ſich zum Gehorſam gewöhnen.

Ich kommandirte nun das Kind, wie mir der Herr Pfarrer gerathen hatte, und es hatte ſeinen guten Nutzen. Wenn ich ihm in Zukunft etwas befahl, ſo fiel es ihm gar nicht ein, ſich zu weigern; es glaubte, es müſſe ſo ſein, daß es gehorche.

Siebenzehntes Kapitel.

Welches von Conrädchens Winterbeluſtigungen handelt.

Der Winter rückte herbei, und ich wußte oft nicht, was ich mit dem Kinde anfangen ſollte. Es immer in der Stube zu laſſen, das hielt ich nicht für gut, denn da würde es zu weichlich und zärtlich geworden ſein, und wenn ich es hinaus trug, und die Kälte kam ihm unter die Nägel, ſo heulte es. Da mußte ich nun auf mancherlei

Mittel ſinnen, um es an die kalte Luft zu gewöhnen. Einigemal des Tages ging ich mit ihm zum Viehe, beſonders wenn es gefüttert wurde. Da konnte es nun manches halbes Stündchen aushalten, und zuſehen, wie es fraß.

Waren ihm die Händchen erſtarrt, ſo machte es ein Jammermäulchen, ſah mich an und ſagte: Mutte tehn (ich will zur Mutter gehen), und ich brachte es wieder in die Stube. Ferner holte ich den Schlitten herbei, den er am vorigen Weihnachten geſchenkt bekommen hatte. Um ihm Luſt dazu zu machen, gingen wir an einem heitern Tage mit einander zu einem Platze, wo die Knaben auf dem Schlitten fuhren. Dieſe jauchzten und waren vergnügt, und das Kind hatte ſeine Freude daran.

Wollen wir, ſagte ich, nicht auch auf dem Schlitten fahren? er lachte und ſagte, litte fahre. Da holte ich denn den Schlitten, ſetzte ihn darauf, und fuhr ihn herum, bis er ſagte, Mutte tehn. In der Stube machte ich ihm allerlei Beſchäftigungen, und ich merkte, daß er ſtille und froh war, ſo lange er etwas zu thun hatte, daß er aber eigenſinnig und unwillig wurde, ſobald er nicht wußte, was er vornehmen ſollte. Ich glaube, wer die Kunſt recht verſteht, ſeinen Kindern immer etwas zu thun zu geben, was ſich für ſie ſchickt, der wird wenig oder keinen Verdruß von ihnen haben. Ich will doch eines und das andere ſagen, was ich mit ihm vornahm. Ich erklärte ihm z. E. das Bilderbuch, das ich für ihn gekauft hatte. Wenn ich dieß that, ſo war er am vergnügteſten. Es war aber nur dabei die Schwierigkeit, daß ich für mich nichts thun konnte, ſo lange ich das Bilderbuch erklärte. Was hatte ich alſo zu thun? Ich gab ihm das Buch ſelbſt zum

Ansehen. Damit richtete ich aber wenig aus. Erstlich währte es nicht lange, so hatte er es zerrissen, zweitens kam er alle Augenblicke zu der Person, die in der Stube war, und wollte Erklärungen haben. Wenn diese nun nicht Zeit hatte, so wurde er unwillig darüber.

Ich hatte einen andern Einfall. Conrädchen, sagte ich einmal, soll ich dir denn einen Spitz mahlen? da lachte er und sagte: Pitz! Pitz! Ich nahm ihn also auf den Schooß, legte ein Stück Papier auf den Tisch und machte mit Dinte ein Ding darauf, das wie ein Spitzhund aussah. Darüber war er außer sich vor Freude, und nahm, wie ich es vorausſah, die Feder, kritzelte damit etwas auf das Papier, zeigte es allen, die in der Stube waren, und gab ihnen zu verstehen, das wäre der Spitz.

Mit diesem Späßchen hatte ich mir aber eine gewaltige Ruthe auf den Rücken gebunden. Nun plagte er mich beständig um Feder und Dinte, um einen Spitz zu mahlen. Gab ich sie ihm nicht, so weinte er, gab ich sie ihm aber, so besudelte er Hände und Kleider so sehr mit Dinte, daß ich kein freundliches Gesicht von meiner Frau bekam. Da lernte ich denn mit Schaden, daß man einem Kinde kein Spiel lehren dürfe, das man ihm in der Folge nicht erlauben will.

Unterdessen machte ich meinen Fehler bald wieder gut, gab ihm einen dicken Bleistift und Papier, und ließ ihn nun mahlen, so viel er wollte.

Ein anderesmal kaufte ich ihm ein Kegelspiel, davon die Kegel nur einen Finger hoch waren, und, da die hölzernen Kugeln so viel Lärm in der Stube machten, so machte ihm meine Frau einen ledernen Ball, mit welchem

er die Kegel umwerfen konnte. Mit dieſem Spiel konnte er ſich halbe Tage lang beſchäftigen.

Auch verſchaffte ihm meine Frau eine Menge Spiele, mit welchen er ſich die Zeit vertreiben konnte, z. E. ein Steckenpferd und eine kleine Peitſche, einen kleinen Wagen, ſchnitzte ihm Böcke von Möhren u. ſ. w. Wenn Eltern nur ein klein wenig nachdenken wollen, ſo wird ihnen gewiß noch mancherlei beifallen, womit ſie ein Kind beſchäftigen können.

Freilich ſind Kinder flüchtig, und bekommen ihre Spiele und Geſchäfte bald ſatt, werfen dann alles umher, werden verdrießlich und weinen auch wohl. Da darf man ihnen nun das alte Spielwerk, deſſen ſie überdrüſſig wurden, nicht ſogleich wiedergeben, und ſie zu bereden ſuchen, es anzunehmen. Ein paarmal verſuchte ich es mit Conrädchen, da ich aber ſah, daß es nichts half, ſo holte ich ihm etwas anderes bei, worüber er eine Freude hatte.

Bisweilen half auch dieſes nichts. Er nahm z. E. den Ball, den ich ihm gab, verdrießlich in die Hand, warf ihn dann auf die Erde, rieb ſich die Augen und gähnte. Da merkte ich nun, daß er ſchläfrig war, und legte ihn auf ſein Bette. Bisweilen fügte es ſich aber auch, daß er ſich umherwarf und zu weinen anfing. Was hatte ich da zu thun? Ich nahm ſein Steckenpferd, und ſagte: Conrädchen! das Steckenpferd iſt ſchläfrig, leg es in's Bette und laß es ſchlafen! Da lächelte er, nahm es in den Arm, legte ſich mit ihm zu Bette und ſchlummerte ſo ein.

Dergleichen Späßchen machte ich oft, beruhigte damit das Kind, und dachte wunder wie gut ich es gemacht

hätte. Da beſuchte mich aber einmal meiner Schweſter Sohn, Herr Grill, und verdarb mir meine ganze Freude. Da ich das Späßchen mit dem Steckenpferde machte, klopfte er mich auf die Achſeln und ſagte: ei! ei! Herr Vetter! Sie machen ihre Sachen nicht gut. Ein Vater muß ſchlechterdings das völlige Zutrauen ſeines Kindes haben, und wenn er es haben will, ſo darf er ſchlechterdings keine Unwahrheit ſagen. Iſt denn das aber nicht Unwahrheit, wenn Sie ſagen, das Steckenpferd iſt ſchläfrig? Wenn nun das Kind zu Verſtande kommt, und ſieht, daß Sie es belogen haben, wie kann es denn Zutrauen zu Ihnen erhalten?

Da ſtand ich, ſperrte das Maul auf, und wußte nicht, was ich antworten ſollte. Ich ging zum Herrn Pfarrer und fragte ihn um ſeine Meinung. Dieſer ſchüttelte den Kopf und ſagte: Herr Grill hat hören läuten, aber nicht zuſammen ſchlagen. (Er hat etwas gehört, aber nicht recht verſtanden.) Wahr iſt's wohl, daß man gegen die Kinder immer die Wahrheit reden muß. Man muß doch aber bedenken, warum dieß geſchehen ſoll? Deßwegen, damit ſie das Zutrauen zu uns nicht verlieren ſollen. Deßwegen muß man ſchlechterdings zu einem Kinde, das ſeinen Verſtand zu brauchen anfängt, die ſtrengſte Wahrheit reden, und ihm lieber gar nichts ſagen, wenn man Bedenken trägt, ihm die Wahrheit wiſſen zu laſſen. Wenn z. E. ein ſechsjähriges Kind, das einen Bruder oder eine Schweſter bekommen hat, mich fragte, woher iſt denn das kleine Kind gekommen? und ich trüge Bedenken, ihm die Wahrheit zu ſagen, ſo würde ich doch lieber antworten: heute kann ich dir es nicht erklären, du ſollſt es aber bald erfahren, als daß ich dem Kinde ſagte: der

Storch habe das Brüderchen oder Schweſterchen gebracht. Kleinen Kindern, die ihren Verſtand, wie ſein dritthalbjähriger Conrad, noch nicht brauchen können, darf man auch keine Unwahrheit ſagen, wodurch ſie in Schrecken und Furcht geſetzt werden, denn ſo etwas verliert ſich ſo leicht nicht wieder. Ich kann es daher ſchlechterdings nicht leiden, wenn man, um weinende Kinder zum Schweigen zu bringen, an die Thür klopft und ihnen ſagt: der ſchwarze Mann ſei draußen, oder wenn man dem Kinde, das eine Maus angreift, haſtig zuruft: greif ſie nicht an, ſie iſt giftig. Aber einem kleinen Kinde, das ſeinen Verſtand noch nicht brauchen kann, einmal eine Unwahrheit zu ſagen, die weder Schrecken noch Furcht erregt, um es zu beruhigen, halte ich für ganz unſchuldig. Er kann z. E. ſeinem Conrädchen getroſt ſagen, daß das Steckenpferd ſchläfrig ſei. Ehe er ſeinen Verſtand brauchen lernt, hat er es ſchon längſt vergeſſen.

Wenn man kleinen Kindern gar keine Unwahrheit ſagen wollte, ſo dürften ſie auch nicht ſpielen, ſo dürfte ſein Conrädchen auf ſeinem Steckenpferde nicht reiten, er dürfte ihm nichts zu freſſen vorlegen u. ſ. w., weil es nicht wahr iſt, daß das Steckenpferd fortgeht, und daß es Futter zu ſich nimmt.

Achtzehntes Kapitel.

Wie ſich Conrädchen in der lieben Natur herum tummelt.

Ob ich nun gleich den Winter hindurch das Kind beſchäftigte, ſo gut ich konnte, ſo ging es doch im Frühlinge noch weit beſſer. Da war ich und ſeine Mutter faſt den ganzen Tag im Felde und im Garten, und wir hatten das Kind faſt immer um uns. Da es auf die Natur war aufmerkſam gemacht worden, ſo hatte es Unterhaltung genug. Bald betrachtete es einen Raben, der ſein Grab! Grab! vom Baume herunter rief, bald ſah es einer Biene zu, die ſich auf einer Blume wiegte, oder einem Schmetterlinge, der in der Luft flatterte, bald verfolgte es einen Käfer oder einen Froſch.

Und wenn es ſo etwas bemerkt hatte, ſo rief es mich allemal mit vollem Halſe und zeigte mir es.

Einmal wendete ich in ſeiner Gegenwart einen großen Stein um, und ſagte: gib Achtung! Wie jauchzte da Conrädchen, als er einige Käfer, Ameiſen und Regenwürmer darunter erblickte! Von nun an ging er vor keinem Steine vorbei, ohne ihn umzuwenden, und zu ſehen, was ſich darunter befände.

Aber bei dieſer Gelegenheit nahm er auch eine Gewohnheit an, die mir gar keine Freude machte — er nahm die Käfer in die Hand, drückte ſie, ohne auf ihr Krabbeln zu achten, und warf ſie am Ende todt oder verſtümmelt auf die Erde. Da ich nun immer der Meinung geweſen bin, daß ein Kind kein Thier quälen dürfe, daß es vielmehr an der Verpflegung der Thiere ler-

nen müſſe, ſeinen Mitgeſchöpfen Freude zu machen, damit es hernach geneigt ſei, auch ſeinem Nebenmenſchen Gutes zu thun, ſo ging ich ganz verdrießlich umher, und bedauerte es, daß ich dem Kinde das Umwälzen der Steine gelehrt, und ihm dadurch Veranlaſſung gegeben hatte, ſeine Mitgeſchöpfe zu mißhandeln. Ich ſagte zwar ein paarmal: der arme Käfer, es thut ihm weh — er ſchien es aber nicht zu verſtehen.

Da ich nun auch einmal mit Unwillen dem Umwälzen der Steine zuſah, fiel ihm einer auf die Finger; er weinte und ſagte: Mutte tehn. Aha, dachte ich, nun weiß ich, wie man dir das Peinigen der Thiere abgewöhnen kann. Ich trug ihn zur Mutter, und da er nach ein Paar Stunden wieder kam, und einen Käfer erwiſchte, ſagte ich: Conrädchen, laß den Käfer laufen, er will zu ſeiner Mutter gehen. Da lachte er, ſetzte das arme Thier in Freiheit, ſah zu wie es fortlief, und ſagte: Mutte tehn. Durch dieß Späßchen rettete ich allen kleinen Thieren, die in ſeine Hände geriethen, das Leben.

Gut war es, daß es Herr Grill nicht hörte, ſonſt würde er mir gewiß wieder Vorwürfe gemacht haben.

Wenn ich nun dem Kinde bisweilen zuſah, wie herzlich vergnügt es in der Natur war, wie es ſich ſo artig die Zeit vertreiben konnte, wie es jauchzte, wenn es etwas beſonderes bemerkte, und wie geſund es dabei war, ſo dachte ich bei mir ſelbſt: ſind die großen Herren nicht Thoren, daß ſie große Städte anlegen, und die Menſchen ſo zuſammen pfropfen, daß ſie einander immer im Wege ſind, und ihre Kinder keine friſche Luft, keinen Tummelplatz haben können, daß ſie von der Natur ſo ganz abgeſchieden ſind. Wenn ein Mann einen Teich anlegte, worein

ungeſundes Waſſer flöße, und Fiſche hineinſetzte, die darin ungeſund würden und verknurpſten, ſo würde man ſagen, daß er ſeine Sachen ſehr ſchlecht verſtände. Wenn aber Menſchen zwiſchen die Mauern geſperrt werden, wo die wenigſten geſund bleiben, und die wenigſten ein Plätzchen haben, wo die Kinder ſich freuen und ſich mit der Natur bekannt machen könnten, ſo ſoll dieß Weisheit ſein.

Einmal war ich auch im Garten und legte Bohnen, da kam ein ſchweres Gewitter angezogen. Die Blitze ſchoſſen hin und her, und der Donner ließ ſich in einiger Entfernung hören. Da rief Conrädchen: Vate! Vate! Feue! Feue! (das R konnte er noch nicht ausſprechen) und lud mich ſo ein, ihn mit dem Donner bekannt zu machen, und ihn vor der Furcht vor Gewittern zu bewahren. Ich nahm ihn alſo bei der Hand, zeigte ihm die Blitze und ſagte: ſieh! da blitzt es! und, wenn es donnerte, ſagte ich: horch! da donnert es! da ſperrte er das Maul weit auf, und ſagte allemal: blitzt — donnet, ſo oft es blitzte und donnerte. Von den wohlthätigen Wirkungen des Gewitters ſagte ich ihm wenig. Warum? weil er doch nicht viel davon verſtanden hätte. Deß allem ungeachtet lernte er doch in dieſer Viertelſtunde viel von mir. Weil ich bei Blitz und Donner keine Furcht blicken ließ, ſo fürchtete er ſich auch nicht, und ließ in der Folge nicht die geringſte Furcht vor dem Gewitter blicken.

Der Herr Pfarrer ſagte, ich hätte es gut gemacht. Hätte ich ängſtlich gethan, ſo würde das Kind Furcht vor dem Gewitter bekommen haben; und wenn dieſe einmal da wäre, ſo koſtete es viele Mühe, ſie wieder wegzuſchaffen.

Neunzehntes Kapitel.

Conrädchen kommt mit einem Teufelsbraten und einem Engel in Gesellschaft.

Bald darauf besuchte mich mein Schwager mit seinem Sohne, und sah die Freude, die ich an dem Kinde hatte. Statt aber, daß er sich mit mir hätte freuen sollen, wurde er verdrießlich, hing den Kopf und sah zum Fenster hinaus.

Warum, Herr Schwager! fragte ich, ist er so verdrießlich?

Sollte ich nicht verdrießlich sein? antwortete er. Ich sehe da ein so liebes, gesundes, munteres, kluges Kind. Ich gönne es ihm herzlich. Aber — wenn ich nun daran denke, was ich für elende Kinder, für Rangen, für Teufelsbraten habe, so möchte ich vor Verdruß vergehen. Den Grindkopf werden sie das ganze Jahr nicht los, eins ist gewöhnlich immer krank, wenn es aufsteht und wieder gesund ist, so legt sich ein anderes. Es ekelt mich, unter sie zu treten, denn wenn ich in die Stube komme, so ist da nichts als Schreien und Zanken. Oft schlagen und raufen sie sich mit einander. Sage ich, daß mir eins dieß oder jenes herbei holen soll, so antwortet es gemeiniglich, ich mag nicht. Sind sie auf dem Spielplatz und werden mich gewahr, so laufen sie, wie wenn ihnen der Kopf brennte. Wahre Teufelsbraten sind es. Ich weiß gar nicht, wie ich es bei dem lieben Gott verdient habe, daß er mir solche ungezogene Rangen gegeben hat.

Ich dachte dabei mein Theil, und meinte, der liebe Herr Schwager möchte wohl selbst davon Ursache sein, daß

er so kranke Kinder und ungezogene Rangen hätte. Unterdessen getraute ich mir doch nichts zu sagen, weil ich besorgte, er möchte es übel nehmen, schwieg also stille, ließ aber den Herrn Pfarrer auf den andern Tag zu mir zu Tische bitten.

Da wir unsern Braten verzehrt hatten, lenkte ich das Gespräch auf meines Schwagers Kinder, und dieser stimmte die nämliche Klage an, die ich schon hatte hören müssen. Der Herr Pfarrer hörte aufmerksam zu, zuckte die Achseln, und sagte: Das ist traurig. Hernach lenkte er das Gespräch auf den Türkenkrieg, der damals geführt wurde, und da er damit fertig war, sah er nach dem Schranke, den ich mir vor einigen Wochen hatte verfertigen lassen, bewunderte ihn, und fragte, wer ihn verfertigt hätte?

Ich nannte ihm den Meister. Nun, sagte er, da trifft es recht ein: das Werk lobt den Meister. Ich habe einmal einen Tischler gekannt, der klagte beständig über seine Arbeit. Wenn ich sehe, sagte er, was andere Tischler gemacht haben, so ärgere ich mich allemal. Da ist alles so nett, so sauber — wenn ich meine Arbeit hingegen ansehe, so möchte ich sie anspeien. Was hält er von diesem Tischler, Herr Ahorn? (so hieß mein Schwager.)

Wenn ich meine aufrichtige Meinung sagen soll, antwortete mein Schwager, so hat der Tischler seine Profession nicht verstanden. Wenn mir ein Tischler selbst sagt, der Schrank, den ich verfertigt habe, der tauge nichts, so muß ich ja nothwendig denken, daß der Mann nicht versteht, wie man einen guten Schrank machen muß.

Da sind wir einerlei Meinung, sagte der Herr Pfarrer. Nun kommt es mir aber vor, als wenn es mit den Kin-

dern wäre, wie mit den Schränken. Wenn mir ein Vater oder ein Schulmeiſter viel klagt, daß ſeine Kinder ungezogene Rangen ſeien, ſo denke ich allemal, daß er nicht verſtehe, wie man ein Kind erziehen müſſe. Ein Kind iſt freilich von Natur beſſer, als das andere; allein, ſo wie ein geſchickter Tiſchler auch ein ſchlechtes Bret noch zu etwas brauchen kann, ſo kann auch ein vernünftiger Vater und Schulmeiſter aus jedem Kinde noch etwas Gutes erziehen.

Es iſt wahr, daß bei der Erziehung der Kinder manches ſchwere Pünktchen vorkommt, bei dem auch der vernünftigſte Vater nicht gleich weiß, was er zu thun oder zu laſſen hat. Da bekommt das eine Kind einen körperlichen Zufall, wovon man den Grund nicht ſogleich finden kann, ein anderes nimmt einen Fehler an, von dem man nicht weiß, woher er kommt. Wer ſich's nun commode machen will, der läßt's halt gehen wie es geht, und ſchiebt die Schuld von allen Krankheiten und Fehlern der Kinder auf ſie ſelbſt und ſagt: dies Kind iſt von Natur ſchwächlich, jenes iſt ein Teufelsbraten u. ſ. w. Wem aber die Erziehung ſeiner Kinder ein Ernſt iſt, der denkt ſo lange nach, bis er auf den wahren Grund gekommen iſt, und ein Mittel gefunden hat, das Uebel wegzuſchaffen. Und dann gelingt es faſt immer. Faſt immer, ſage ich, denn das iſt freilich nicht zu läugnen, daß manche Kinder ſchwächlich und kränklich geboren werden, andere höchſt einfältig oder träge oder heftig ſind, ſo daß die größte Mühe, die man auf ſie wendet, weiter nichts als Flickwerk iſt. Dieß ſind aber nur Ausnahmen. Die mehreſten Kinder werden doch geſund geboren, und haben gute Anlagen.

Ich gebe daher allen Eltern, die mir klagen, daß ihre Kinder krank oder böse wären, den Rath, daß sie sogleich untersuchen, ob sie nicht etwas an der Erziehung versehen haben. Diejenigen, die mir folgen, danken mir für meinen guten Rath; diejenigen aber, die die Schuld, warum die Kinder nicht gerathen, den Kindern beimessen, werden auch nichts Gutes aus ihnen erziehen. Wenn er mir nicht glauben will, so lese er nur das Krebsbüchlein, da werden ihm die Augen bald aufgehen.

Da ich noch Candidat war, unterrichtete ich einige Knaben im Schreiben. Wenn ich nun ihre Schriften durchsah und ihnen die Nachlässigkeiten zeigte, die sie begangen hatten, so nahmen es die mehresten mit Dank an, und suchten es in der künftigen Stunde besser zu machen; einer von ihnen, welcher Crispin hieß, widersprach mir aber allemal, und schob die Schuld von seinem schlechten Schreiben bald auf das Papier, bald auf die Dinte, oder auf die Feder, oder auf seinen Nachbar; kurz, er schob die Schuld davon auf alles Mögliche, nur nicht auf sich selbst. Was geschah? Alle meine Schüler lernten eine gute Hand schreiben, Crispinen ausgenommen, der war ein Schmierer und blieb ein Schmierer.

So lernen diejenigen Eltern auch immer besser ihre Kinder erziehen, die fein bescheiden gute Lehren annehmen, und den Grund von den Fehlern, die die Kinder angenommen haben, erst in sich suchen; andere hingegen, die die Schuld immer von sich wegwälzen, werden nie etwas Kluges erziehen.

Uebrigens bleibt es immer dabei, daß es unüberlegt ist, über die Fehler und Untugenden der Kinder Klage zu führen. Es ist damit eben so, als wenn ein Tischler klagen

wollte, daß ſeine Arbeit nichts taugе, ein Uhrmacher, daß ſeine Uhren nichts nutzten, und ein Gärtner, daß ſein Kohl, Sellerie, Rüben und Erbſen unſchmackhaft wären. Wenn verſtändige Leute ſo etwas hören, ſo kommen ſie allemal auf den Gedanken, daß diejenigen, die dieſe Klagen führen, ihr Geſchäft nicht recht verſtehen.

Mein Schwager ſchwieg ſtille, und ſchlich ſich bald nach Hauſe. Ehe er noch ging, kam der Herr Vetter Schlüſſel, und hörte noch einen Theil von dem Geſpräche. Kaum war mein Schwager fort, ſo ſagte er: Ich bin gerade Ihrer Meinung, Herr Pfarrer! wenn Kinder nicht gerathen, ſo liegt die Schuld allemal an den Eltern oder Lehrern.

Allemal? Das will ich nun eben nicht ſagen, aber — faſt immer, meinte der Herr Pfarrer.

Ueber meine Kinder, fuhr der Herr Vetter fort, kann ich ganz und gar nicht klagen. Das ſind herrliche Kinder. Da iſt der Ferdinand, der hier ſitzt — wenn Sie hören ſollten, was das Kind alles kann, Sie würden erſtaunen. Den ganzen Tag ſitzt er hinter den Büchern und lieſt, und was er geleſen hat, behält er auch. Er ſpielt ſein Klavier, ſeine Violine — Hör' einmal, Ferdinand! laß doch einmal ſehen, was du gelernt haſt!

Nun ging das Examen an; und wirklich wußte das Kind gewaltig viel. Unterdeſſen nun, daß der Herr Vetter examinirte, ſchnitt der Herr Pfarrer Würfel von Brod, gab ſie hernach Ferdinanden auf einen Teller und ſagte: Nun, mein lieber Ferdinand! du haſt genug geantwortet, da nimm den Teller mit dem Brode und gib es den Hühnern. Ferdinand wurde roth wie Zinnober, guckte bald den Vater, bald mich an, als wenn er ſich darüber

beſchweren wollte, daß ihm der Herr Pfarrer ein ſo geringes Geſchäft aufgetragen hätte. Da ich aber nichts dazu ſagte und der Vetter Schlüſſel ſich nichts dazu zu ſagen getraute, ſo ſchlich er ſich ganz beſchämt zu den Hühnern und — kam nicht wieder.

Dieß war es nun eigentlich, was der Herr Pfarrer haben wollte, denn kaum war Ferdinand zur Thür hinaus, ſo hob der Herr Pfarrer mit Herrn Schlüſſel folgendes Geſpräch an. Das muß ich ſagen, Herr Schlüſſel, Ihr Kind weiß viel für ſeine Jahre.

Schl. Viel! ſehr viel! alle Leute verwundern ſich darüber.

Pf. Wenn es aber noch mehr wüßte, büßte aber dabei ſeine Geſundheit ein, wäre Ihnen das wohl lieb?

Schl. Freilich möchte ich dieß nicht gern.

Pf. Ich glaube es wohl. Ein geſunder Bauer lebt glücklicher, als ein kranker Gelehrter, und nutzt gemeiniglich auch mehr als jener. Es gibt aber eine doppelte Geſundheit, eine Geſundheit des Leibes und eine Geſundheit der Seele. Die Geſundheit der Seele iſt bei Ihrem Kinde in großer Gefahr.

Schl. Wie ſo?

Pf. Ihr Kind iſt in Gefahr, ſtolz und hochmüthig zu werden. Stolz und Hochmuth ſind aber eine gar gefährliche, ekelhafte Seelenkrankheit. Wie man ſich von einer Perſon zurückzieht, der es aus dem Halſe riecht, ſo entfernt man ſich von einem Menſchen, der vom Stolze und Hochmuth geplagt wird. Wie ſich ein kränkelnder Menſch übel befindet in jeder Geſellſchaft, und oft nach dem Genuſſe der unſchädlichſten Speiſen Magendrücken bekommt, ſo findet auch der Hochmüthige allenthalben Urſache miß-

vergnügt zu ſein. Wenn er in eine Geſellſchaft kommt, ſo will er, daß Jedermann auf ihn ſehen, ihn bewundern und loben ſoll. Unterbleibt dieſes, ſo wird er verdrießlich, ſchleicht ſich fort, geht nach Hauſe und ärgert ſich, woher kommt dieß? blos von ſeinem Hochmuth. Haben Sie nicht an Ihrem Ferdinand ſchon ſo etwas gemerkt? Da ich auf ſeinen Examen nicht Achtung gab, und ihn nicht lobte, wurde er verdrießlich, da ich ihm auftrug, die Hühner zu füttern, welches ſich gar wohl für einen ſo jungen Knaben ſchickt, ärgerte er ſich, und bleibt nun gar weg. Herr Schlüſſel! Herr Schlüſſel! es ſteht ſchon böſe mit Ihrem Kinde aus.

Schl. Aber was ſoll ich denn thun? ſoll ich denn den Knaben nichts lernen laſſen?

Pf. Mit dem Lernen iſt es, wie mit dem Eſſen. Eſſen muß der Menſch, wenn er leben, und lernen muß er, wenn er einmal geſchickt und thätig werden ſoll. Sirach ſpricht aber: viel haben ſich zu Tode gefreſſen, und man könnte wohl auch ſagen, viele haben ſich zu Narren gelernt. Wenn ich nun einen Vater, der ein gefräßiges Kind hat, darauf aufmerkſam machen wollte, und er fragte mich, ſoll denn mein Kind gar nichts eſſen? ſo würde mir dieß eben ſo vorkommen, als Ihre Frage: ſoll denn mein Kind gar nichts lernen? Lernen ſoll es, aber nur nicht übermäßig. Denn wenn es ſo übermäßig lernt, daß es den ganzen Tag nicht von den Büchern kommt, ſo muß es ja nothwendig bald ſo weit kommen, daß alle ſeine Kameraden gegen daſſelbe ſehr unwiſſend ſind. Muß es alsdann nicht glauben, es ſei weit mehr als ſie? muß es nicht hochmüthig werden? Wenn man nun noch überdieß den Hochmuth nährt, ſo wie Sie thun —

Schl. Ich? ich nährte des Kindes Hochmuth? Herr Pfarrer! wie wollen Sie mir denn dieß beweiſen?

Pf. Der Beweis iſt ſehr leicht. Sie loben ja das Kind. — Sie loben es ja in ſeiner Gegenwart. Heißt dieß nicht das Kind hochmüthig machen? Es hat ja ein Erwachſener Urſache auf ſeiner Hut zu ſein, daß er nicht hochmüthig werde, wenn er beſtändig gelobt und gerühmt wird, wie viel mehr ein unverſtändiges Kind.

Herr Schlüſſel ſchien an dieſem Geſpräche kein großes Vergnügen zu finden. Er entfernte ſich unter dem Vorwande, daß er vieles zu thun habe, und ging mit ſeinem Ferdinand nach Hauſe.

Nun redete der Herr Pfarrer noch vielerlei über die Fehler, die in der Erziehung begangen werden. Einige Eltern, ſagte er, ſchimpfen und tadeln ihre Kinder beſtändig, ſagen, ſie wären Böſewichte, Dummköpfe. Wenn man nun einem Menſchen täglich vorſagt, daß er ein Böſewicht! ein Dummkopf ſei, ſo wird er es auch. Andere Eltern hingegen loben ihre Kinder immer, und ſetzen ihnen in die Köpfe, ſie wären klüger und beſſer, als andere. Wenn nun dieß oft geſchieht, ſo glauben es die Kinder und werden hochmüthig. Die Mittelſtraße! die Mittelſtraße! Herr Kiefer, die iſt in allen Dingen die beſte, auch bei der Erziehung. Dieß merke er ſich wohl!

Ich machte nun die Anwendung von dem, was der Herr Pfarrer geſagt hatte, auf mich und mein Kind, und ſah ein, daß ich manchen Fehler auch begangen hatte, indem ich mein Conrädchen bei jeder Gelegenheit zeigte, und ſeine Künſte in anderer Leute Gegenwart machen ließ. Wahr iſt's, ich lobte ihn deßwegen nicht, aber andere Leute lobten ihn doch, und küßten ihn, wegen ſeiner arti-

gen Einfälle und Antworten, und ich merkte allemal, daß er sich etwas mehr, als sonst herausnahm, wenn ihm so war geschmeichelt worden.

Zwanzigstes Kapitel.

Worin Rechenschaft abgelegt wird über das, was Conrädchen bisher gelernt und was es nicht gelernt hat.

Bis in sein viertes Jahr lehrte ich Conrädchen hauptsächlich viererlei: — aufmerken, gehorchen, sich vertragen und seine Begierden mäßigen.

Das erste geschah dadurch, daß ich fortfuhr ihm allerlei Thiere, Blumen und andere Merkwürdigkeiten der Natur zu zeigen und ihm Bilder zu erklären; das zweite, daß ich ihn, so oft er um mich war, beständig etwas nach meinem Willen thun ließ; das dritte, indem ich bisweilen einige Kinder zu ihm bat, und sie mit ihm spielen ließ, wobei ich allemal zugegen war, und so oft ein Zank entstand, genau untersuchte, wer ihn angefangen habe, und den Zänker eine Zeit lang vom Spiele entfernte; das vierte lehrte ich ihn, indem ich ihm oft abschlug, was er mit großer Heftigkeit verlangte. So hatte ich einmal Honig geschnitten, und brachte eine große Schüssel voll in die Stube. Honig! Honig! rief er freudig aus, Vater gib mir Honig, rückte den Stuhl an den Tisch, setzte sich, und erwartete nun, daß ich ihm sogleich ein paar Semmeln mit Honig bestreichen solle. Ich that es aber nicht, setzte den Honig vor ihn hin, und sagte: jetzt theile ich noch

keinen Honig aus; erſt wollen wir Erbſen in den Garten ſäen, dann, wenn dieß geſchehen iſt, wollen wir eine Honigſemmel mit einander verzehren. Er ſah erſt mich, hernach den Honig an, dann ging er mit mir in den Garten. Auch pflegte ich es bei Austheilung der Speiſen immer ſo zu halten, daß er zuletzt bekam. So ſpeiſeten einmal meine Eltern und Chriſtelchen bei mir, und wir hatten einen Reisbrei, den er vorzüglich gern aß. Brei! Brei! rief er freudig und hing ſich an die Mutter an. Ja, ſagte ich, das iſt Reisbrei, davon ſoll Conrädchen auch bekommen. Erſt bekommen die großen Leute, hernach die kleinen Leute. Da Großmutter haſt du Brei! da Großvater haſt du auch etwas; da Mutter iſt etwas für dich! Dieß ſoll dem Vater, dieß Chriſtelchen, und dieß? wer wird das wohl bekommen? Onnäde, gab er freudig zur Antwort. Er fand dieſe Ordnung nicht unbillig, und ich erſparte mir damit alle den Verdruß, den Eltern haben, die ihren Kindern zuerſt von allem, was auf den Tiſch kommt, geben.

Da ich ſeinen vierten Geburtstag feierte, ſchenkte ihm ſeine Frau Pathe ein ABC-Buch, und ermahnte ihn, daß er fleißig daraus lernen ſollte. Mich aber fragte ſie, ob ich denn das Kind noch keine Sprüche und Verſe lernen ließ? es wüchſe doch nun heran, und man müſſe dafür ſorgen, daß es im Chriſtenthum unterrichtet würde.

Was für Verſe und Sprüche, fragte ich, ſoll denn das Kind lernen?

Das gibt's ja, gab die Frau Pathe zur Antwort, in unſerm Spruch- und Liederbuche Verſe und Sprüche genug. Z. E.:

Chriſti Blut und Gerechtigkeit
Soll ſein mein Schmuck und Ehrenkleid,

Damit will ich vor Gott beſtehn,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn. Amen.

Es iſt ein hübſch Verschen, ſagte ich; aber was ſoll denn mein Conrad damit machen? er verſteht ja faſt kein Wort davon. Er weiß ja noch nicht einmal was ein Schmuck oder ein Ehrenkleid iſt. Bisher iſt er immer in ſeinem Kittel gelaufen, ohne daß es mir oder ihm eingefallen wäre, an einen Schmuck und ein Ehrenkleid zu denken.

Sie. Da liegt ja nichts daran, ob es das Kind verſteht, oder ob es nicht verſteht; genug, wenn das Kind das Verschen nur lernt.

Ich. Darin ſind wir nun verſchiedener Meinung, Frau Gevatterin! Unſer Herr Pfarrer meinte, es wäre mit dem Lernen, wie mit dem Eſſen. Ich laſſe mein Kind nichts eſſen, was es nicht verdauen kann; denn wozu nutzt es, wenn es der Magen nicht verdauen kann? man hat Exempel, daß man durch unverdauliche Speiſen den Magen verdorben hat. Wenn man etwas lernt, was man nicht verſteht, ſo nutzt es ebenfalls nicht nur nichts, ſondern es kann auch den Verſtand verwirren.

Sie. Aber man muß doch ſein Gewiſſen verwahren und ſeine Kinder zu Chriſtenmenſchen erziehen.

Ich. Ei das verſteht ſich, und das ſoll auch geſchehen; muß man ſie denn aber deßwegen Verschen lernen laſſen, die ſie nicht verſtehen?

Sie. Ja, was ſollen ſie denn ſonſt lernen?

Ich. Was für ein Verschen ließ denn unſer Heiland und ſeine Apoſtel die Kinder lernen?

Sie. Ei, wer will das wiſſen?

Ich lenkte nun das Gespräch auf die Butter, und fragte, wie viel sie die Woche hindurch schlüge. Da nun das Buttermachen ihr Lieblingsgeschäft war, so erzählte sie mir wohl eine Stunde lang von ihrem Buttermachen, und ich war froh, daß ich auf diese Art einem Religionsstreite glücklich entgangen war.

Den folgenden Tag trug ich die Sache dem Herrn Pfarrer vor, der darüber gar herzlich lächelte. Was hat er denn, fragte er, seinem Kinde bisher gelehrt?

Nichts weiter, antwortete ich, als aufmerken, gehorchen, sich vertragen, und seine Begierden brechen.

Das ist ja schön, sagte der Herr Pfarrer; auf diese Art ist ja mit dem Religionsunterrichte der Anfang gemacht. Alles dieses verlangt ja die Religion von uns; und es ist ja besser, wenn die Kinder thun was die Religion sagt, als wenn sie es blos lernen mit dem Munde hersagen.

Daß doch die Menschen alles besser wissen und alles besser machen wollen, als es unser Heiland machte. Dieser hat seine Zuhörer weder Sprüche noch Verschen lernen lassen, sondern hat sie auf die Natur, auf die Vögel des Himmels, die Blumen auf dem Felde, Weinstöcke, Feigenbäume gewiesen, und ihnen hernach Geschichten erzählt: vom ungerechten Haushalter u. dgl. Bisher hat er sein Kind nach dem Sinne Jesu unterrichtet, indem er es mit der Natur bekannt machte; nun fahre er auf diesem Wege fort, und erzähl' er ihm bisweilen etwas Gutes.

Das wird er schon selbst einsehen, was er ihm erzählen darf, und was er ihm nicht erzählen darf. Nichts von Gespenstern und Hexen und dergleichen, nichts von Dingen, die es nicht verstehen kann — nichts, was böse Begier-

den bei ihm rege machen könnte, sondern lauter solche Geschichten, die ihm Lust und Liebe zum Guten einflößen. Dies alles muß stufenweise geschehen. So wie Conrädchen erst kriechen, dann gehen, und endlich laufen und springen, aber nicht erst springen und hernach kriechen lernte, so muß ihm auch erst Lust gemacht werden, das Gute zu thun, was in seinen schwachen Kräften steht. Ehe er ihm noch etwas vom Tode für's Vaterland, von Treue in Verwaltung öffentlicher Gelder, von Vorbereitung zu einem seligen Ende sagt, muß er es lehren gegen seine Eltern folgsam und dankbar, gegen seine Gespielen verträglich, gegen die Thiere barmherzig zu sein, seinen Körper reinlich zu erhalten u. dgl.

Und so wie er, lieber Herr Kiefer, wenn er sein Conrädchen zu den Thieren führte, und ihm die Bilder erklärte, sich ganz zu ihm herabließ, und das, was er ihm mit Worten nicht erklären konnte, durch die Stimme und die Geberden auszudrücken suchte; so muß er es auch mit der Erzählung machen. Ich will doch einmal einen Versuch in seiner Gegenwart mit meinem kleinen Fritz machen. Und nun rief er Fritzen, setzte ihn auf seinen Schooß, und hob folgende Erzählung an: Vater! sagte einmal der kleine Philipp, es ist dir gar zu schön draußen, der Guckguck ruft, der Finke singt, und alles, alles ist voll Blumen! willst du mich nicht lassen in unsern Grasgarten gehen? Und mich auch lieber Vater! sagte Wilhelm.

Und was wollt ihr denn da machen? fragte der Vater.

Wollen die Vögel singen hören, und Muschelschalen im Sande suchen, sagte Philipp.

Nun so geht hin, gab der Vater zur Antwort. Ihr

ſeid heute gute Kinder geweſen, und habt mir Freude gemacht, da will ich euch wieder eine Freude machen.

Wer war froher als Philipp und Wilhelm! ſie faßten einander bei den Händen, ſprangen zur Mutter und riefen: Mutter! weißt du was Neues? der Vater hat uns erlaubt, in den Grasgarten zu gehen.

Ei wie ſchön war's da! Guckguck! Guckguck! rief der Guckguck. Ti ti ti ti ti ti ti tiria! ſang der Finke! pink! pink! pink pfiff eine Meiſe, die auf einem Weidenbaume herumhüpfte, und in dem Bache, der durch den Garten floß, ſpielten kleine Schmerle.

Philipp ſetzte ſich am Bache nieder, und ſah den Fiſchchen zu, die darin ſpielten, Wilhelm aber ſchlich am Zaune herum und ſuchte Raupen. Auf einmal ſtand er ſtille, ſperrte das Maul auf und machte große Augen — Was war da? da war ein Neſt mit jungen Vögeln, die noch keine Federn, ſondern nur Stoppeln hatten. Die Mutter erſchrak, da ſie merkte, daß Wilhelm ihre Jungen entdeckt hatte, hüpfte ängſtlich von einem Aſte zum andern und rief: tiri! tiri! tiri! als wenn ſie ſagen wollte: liebes Kind, thu' doch meinen Jungen nichts zu Leide, bitte! bitte! aber Wilhelm hörte nicht auf das Klagen des armen Vogels, er griff zu, nahm die Jungen mit dem Neſte hinweg, wickelte ſie in ſein Schnupftuch, ſprang fort und rief: Philipp! Philipp! he! da habe ich ein ganzes Neſt voll Vögel.

Was? rief Philipp, Vögel haſt du? und lief ihm entgegen, um ſie zu ſehen. Da machte Wilhelm ſein Schnupftuch auf und zeigte ſie ihm. Die armen Thiere — ſie riefen ängſtlich nach der Mutter und ſperrten die Schnäbel auf, daß ſie ihnen etwas hinein ſtecken ſollte.

Philipp bedauerte die armen Thiere, und ſagte: ach! warum haſt du ſie nicht bei ihrer Mutter gelaſſen? Da kam die Mutter, ſetzte ſich auf einen Baum, und rief immer, tiri! tiri! Das jammerte den Philipp noch mehr; er lief zu ſeinem Vater und ſagte: Vater! ſieh nur, was der Wilhelm für böſe Streiche macht! da hat er ein ganzes Neſt voll junger Vögel, ausgenommen; die Mutter rief immer tiri! tiri! und wollte ſie gern wieder haben. Wenn du es gehört hätteſt, es hätte dich gewiß gejammert.

Wilhelm ſchlich ſich indeſſen mit ſeinen Vögeln fort, that ſie in einen Bauer, und fütterte ſie mit Semmel und Milch.

Sein Vater ließ ihn zu ſich kommen. Wilhelm! ſagte er, was höre ich von dir! nimmſt den armen Vögeln ihre Jungen weg, die ſie ſo lieb hatten. Wie viel waren denn Junge in dem Neſte? Fünf, antwortete Wilhelm.

So ſeufzen alſo ſieben unſchuldige Thiere über dich. Die zwei Alten, denen du ihre Freude geraubt haſt, und fünf Junge, die du um ihre Eltern brachteſt. Gehe fort, böſes Kind! und komme heute nicht wieder auf meine Stube.

Wilhelm ging fort und heulte jämmerlich. Den folgenden Morgen lief er geſchwind zu ſeinen Vögeln und wollte ſie füttern. Auf einmal fing er aber wiederum an zu heulen, hu! hu! hu! daß man es durch's ganze Haus hörte. Philipp kam herbei gelaufen, und fragte: was fehlt dir denn Wilhelm? Ach! ſagte er, meine Vögel ſind todt — alle alle — todt.

Vor Jammer lief er zum Hauſe hinaus in den Grasgarten. Sobald ihn die alten Vögel erblickten, flogen ſie um ihn herum, und riefen: Tiri! tiri! tiri! als wenn ſie

ihre Jungen zurückforderten. Da heulte er noch mehr, lief in das Haus zurück, begegnete ſeinem Vater, drückte ihm die Hand und ſagte: lieber Vater! in meinem Leben will ich keine Vögel wieder aus dem Neſte holen: die Jungen ſind todt, und die Alten — rufen — immer — tiri! — tiri! — und — wollen — ihre — Jungen — wieder — haben — und — ich — kann — ſie — ihnen — doch — nicht — wieder — geben — (Hiebei ſchluchzte der Herr Pfarrer immer, als wenn er weinte, und Fritz weinte im Ernſte dazu.) Habe ich dir's nicht geſagt, antwortete der Vater, daß du ſieben unſchuldige Thiere über dich haſt ſeufzend gemacht? thue mir ſo etwas ja nicht wieder!

Lieber Vater! ſagte Wilhelm, glaub' es mir! ich thue es in meinem Leben nicht wieder.

Er hielt Wort, und that es nicht wieder.

Nach ein Paar Tagen ging Philipp in den Grasgarten und fand — wie freuete er ſich! ein Neſt voll junger Neuntödter. Er ſchlug in die Hände, betrachtetete ſie ein Paar Minuten — dann ſah er die Mutter, welche ängſtlich umher flog. Was that Philipp? er trat ſogleich etliche Schritte zurück. Da kam die Mutter und fütterte die Jungen, und Philipp hatte eine rechte Freude, als er es ſah. Nun ſchlich er ſich alle Tage in den Garten, und ſah, wie die jungen Neuntödter gefüttert wurden.

Die folgende Woche kam er wieder in den Garten — da waren die Jungen ausgeflogen, und flatterten um ihre Eltern herum, die ſie von einem Zweige zum andern lockten. Tauſend! wie freute er ſich da! geſchwind lief er zum Vater und ſagte: Vater, ich will dir etwas Neues ſagen: Vor etlichen Tagen fand ich ein ganzes Neſt voll junge Neuntödter. Ich habe ſie aber nicht herausgenommen, ich

habe nur zugesehen, wie sie von den Alten gefüttert wurden, nun sind sie ausgeflogen und hüpfen um die Alten herum.

Da nahm der Vater Philippen in seine Arme, gab ihm einen Kuß und sagte: du bist ein braver Junge, wirst dich auch allemal freuen, wenn du die jungen Neuntödter im Garten siehst.

Nun sag' mir einmal, Fritz! wer gefällt dir am besten, Philipp oder Wilhelm?

Ach der Philipp, sagte Fritz, das war doch ein rechter guter Junge.

Mir gefällt er auch besser, sagte der Herr Pfarrer, gab dem Fritz einen Kuß und ließ ihn gehen.

Dann sagte er zu mir: die Kinder auf diese Art unterrichten heißt — sie nach dem Sinne Jesu unterrichten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Unterricht nach dem Sinne Jesu.

Ich merkte es mir. Der Herr Pfarrer borgte mir einige Bücher, in welchen Geschichten für Kinder standen. Aus diesen suchte ich immer solche aus, die für meinen Conrad schicklich und verständlich waren. Wenn ich nun bisweilen eine Viertelstunde frei hatte, so nahm ich ihn auf den Schooß und erzählte sie ihm. Da hätte man nur sehen sollen, wie er aufpaßte, wie er mir gleichsam ein jedes Wort aus dem Munde zu nehmen suchte, da sah ich recht deutlich, daß der Unterricht sich durch Erzählungen am besten

für die Natur der Kinder ſchicke, und merkte auch, daß Conrädchen damit gebeſſert wurde.

Wenn ich ihm ein Geſchichtchen von einem Kinde erzählt hatte, das den Armen mittheilte, ſo fragte ich, ob er nicht auch ein armes Kind kenne? ſogleich nannte er mir eins, nahm etwas von ſeinem kleinen Eigenthume und beſchenkte es damit. So konnte ich ihn bringen, wozu ich wollte, wenn ich ihm erſt eine Geſchichte von einem Kinde erzählte, welches eben das gethan, und ſich dabei wohl befunden hatte.

Wie viel man bei einem Kinde mit Erzählungen ausrichten kann, ſah ich niemals deutlicher, als da mein Conrad die Blattern bekam. — Sie waren damals im ganzen Orte, und die mehreſten Eltern hatten mit ihren Kindern die größte Mühe, zu verhindern, daß ſie ſich nicht kratzten. Einige banden ihnen, um es zu verhüten, die Hände, da nahmen dann die Kinder die gebundenen Hände und rieben ſich das Geſicht damit, daß es wie aufgeſchunden wurde. Als nun dieſe Kinder wieder geſund wurden, ſo waren ſie wegen der Nähte und Narben, die ſie im Geſichte hatten, ganz entſtellt. Conrädchen hingegen kratzte ſich nicht und bekam auch keine Narben. Und daran waren größtentheils meine Erzählungen Urſache. Ich machte nämlich ſelbſt ein Geſchichtchen von zwei Brüdern, davon der eine Franz, der andere Chriſtian hieß, die beide die Blattern bekamen. Franz kratzte ſich und bekam ein häßliches zerfleiſchtes Geſicht, und eine ſchiefe Naſe. Chriſtian hingegen war geduldig und kratzte ſich nicht, und behielt ſein rundes Geſicht, ſeine glatte Haut und ſeine gerade Naſe. Ich machte die Erzählung recht rührend, und machte alle die Reden nach, die die Kinder geführt hatten. Z. E.

„Da Franz ſich das erſtemal im Spiegel ſah — wie erſchrak er da über ſeine Häßlichkeit; er heulte, lief zum Vater und ſagte: Vater! Vater! kennſt du mich noch? ich ſehe ja ganz abſcheulich aus! das ganze Geſicht iſt mir ja verzogen. Vater! hilf mir doch! ach, lieber Vater! hilf mir! ſchaff mir mein glattes Geſicht wieder!

Dem Vater liefen die Thränen über die Backen und er ſagte: ich wollte dir ja helfen, als ich dich ermahnte, du ſollteſt fein geduldig ſein und dich nicht kratzen. Du wollteſt mir aber nicht folgen, du krazteſt dich. Jetzt kann ich dir nicht mehr helfen.

Kann mir denn der Arzt nicht helfen? fragte Franz.

Auch dieſer nicht, antwortete der Vater.

Ach Vater! wenn du ihm aber fünfzig Thaler gäbeſt! thue es doch, lieber Vater! ich bitte dich, du haſt mich ja immer lieb gehabt.

Und wenn ich ihm mein ganzes Vermögen gäbe, ſo kann er dir nicht helfen.

Da ſchrie Franz jämmerlich: ach, bin ich nicht ein Narr geweſen! Durch eine ungeduldige Stunde habe ich mein Geſicht auf meine ganze Lebenszeit zu Grunde gerichtet.“

Daß ich bei der Erzählung, da ich den Franz reden ließ, ſo ſprach, als wenn ich auch heulte, verſteht ſich von ſelbſt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Von den Blattern, Komplimenten und andern Materien.

(Es würde, da die Kinderblattern, ſeit der Verfaſſer ihre rechte Behandlungsweiſe beſchrieb, eine der ſeltenſten Krankheiten geworden ſind, zwecklos ſein, dieſe Beſchreibung in der neuen Auflage wieder abdrucken zu laſſen. Lieber wollen wir uns daher Herrn Kiefers Erzählung in die ſpätern Jahre verſetzt denken, wo das bewährte Mittel, die Kinder gegen die ſo gefährlichen Blattern zu ſchützen, durch den engliſchen Arzt Doktor Jenner bereits erfunden, oder doch auf's Neue bekannt gemacht worden war. Herr Kiefer mag alſo weiter erzählen, wie folgt.)

Wenn mein Conrad nach dem Jahre 1798 geboren worden wäre, in welchem die ſchützende Kraft der Kuhpocken gegen die Menſchenpocken allgemein bekannt gemacht wurde, ſo hätte ich keinen Augenblick angeſtanden, ihm dieſelben durch einen geſchickten Arzt oder Wundarzt einimpfen zu laſſen. Ich würde, wenn nicht beſondere Hinderniſſe eingetreten wären, die Impfung im erſten Vierteljahre nach der Geburt haben vornehmen laſſen, weil in dieſem Alter die Kinder noch nicht, durch Kratzen an den im Abtrocknen begriffenen Blattern, die Entzündung derſelben vermehren und die Heilung verzögern können.

Einer recht großen Sorge ſind doch die Eltern durch die Erfindung dieſer Kuhpocken- oder Schutzpocken-Impfung los geworden. Mit Aengſtlichkeit denke ich noch manchmal daran, wie ehedem die Väter und die Mütter ſchon vor dem Gedanken zurückbebten, daß ihre Lieblinge von

den schrecklichen Kinderblattern nothwendig, über Kurz oder Lang, befallen werden müßten, wie sie sich, mit Thränen in den Augen, die großen Leiden dachten, die dann ihre armen Kleinen würden erdulden müssen, und die Gefahr, welche jene unabwendbare Krankheit ihrem Leben, ihrer Gesundheit, ihrer einnehmenden Gesichtsbildung drohete. Jetzt ist die Angst glücklich beseitigt. Die Schutzpocken, deren Einimpfung den Eltern nur gar geringe Kosten verursachen kann, ja wohl von menschenfreundlichen Aerzten bei Unvermögenden ganz unentgeldlich verrichtet wird, sichern gegen die Kinderblattern vollkommen, wie es sich nun schon durch eine dreißigjährige Erfahrung bestätigt hat. Sie sind auch nicht mit der geringsten Gefahr weder für das Leben, noch für die Gesundheit verbunden, und können auch auf keine Weise zu Verunstaltungen des Gesichts Veranlassung geben. Eigentlich krank werden die Kinder gar nicht dabei, es müßte denn Krankheit oder gar Tod während der Zeit durch eine ganz andere Veranlassung erfolgen, die auch vorhanden gewesen wäre, wenn man die Schutzpocken nicht eingeimpft hätte, und die dann dieselbe Wirkung hervorgebracht haben würde.

Nicht lange nach der Genesung meines Conrads von den Blattern besuchte mich meines Schwiegervaters Bruder, ein Herr Pfarrer, mit seinem kleinen Sohne, der gerade so alt wie mein Conrad war. Kaum hatte er mir sein Kompliment gemacht, so wandte er sich an seinen Sohn, und sagte: nun, Gottfried! sagst du denn nichts? da machte Gottfried ein tiefes Kompliment und sagte: gehorsamer Diener, Herr Vetter! es ist mir lieb, Sie wohl zu sehen, nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie incommodire.

Närrchen, sagte ich, die Komplimente laß nur weg, diese sind bei mir nicht Mode. Willst du ein Stückchen Kuchen haben?

Wenn Sie befehlen, gab er zur Antwort.

Da ich ihm das Stückchen Kuchen gab, trat mein Conrad herein, und sagte weder gehorsamer Diener, noch es ist mir lieb, Sie wohl zu sehen! — Vater! sagte er, mich hungert, willst du mir auch ein Stückchen Kuchen geben?

Der Herr Vetter und ich wir guckten einander an und — sagten kein Wort. Im Herzen dachten wir aber beide unser Theil. Ich lachte heimlich über den kleinen Gottfried, der gewöhnt war, wie ein Staar Worte herzusagen, bei welchen er nichts dachte; der Herr Vetter hingegen hielt sich in seinem Herzen über die Unhöflichkeit des Conrads auf, der nicht einmal gehorsamer Diener sagte.

Ich ließ die beiden Kinder ihren Kuchen verzehren, hernach gab ich ihnen ein kleines Kegelspiel, mit dem sie sich die Zeit vertrieben, und ich sprach mit dem Herrn Vetter vom Häringsfange. Gegen Abend schieden wir von einander.

Nach einigen Tagen sprach ich den Herrn Pfarrer und fragte ihn, ob ihm Gottfrieds oder Conrads Aufführung besser gefiele?

Conrads Aufführung gefällt mir besser, gab er zur Antwort. So lange die Kinder noch so klein sind, wie Gottfried und Conrad, muß man sie der lieben Natur gemäß handeln lassen, und darf sie nicht zu Komplimenten gewöhnen. Sie verstehen davon nichts, und ich möchte gern, daß die Kinder nichts lernten, als was sie verstehen.

Nur darauf muß man ſehen, daß die Kinder nicht wirklich ungezogen werden. Wenn ſein Conrad z. E. geheult hätte, da er dem Gottfried ein Stück Kuchen gab, oder hätte es dem Gottfried gar aus der Hand geriſſen, ſo hätte er es nicht leiden dürfen, dieß wäre ungezogen geweſen. Wenn er aber ſagte, wie es ihm um's Herz war: Vater mich hungert, gib mir ein Stück Kuchen! ſo ſehe ich darin nichts Unrechtes.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Conrädchen fühlt eine ſonderbare Art von Hunger, und wie ihm dieſer iſt vertrieben worden.

Ich und meine Frau ſahen auch nichts Unrechtes darin, wenn Conrädchen ſagte, mich hungert, und gaben ihm daher allemal, was wir eben bei der Hand hatten, ein Butter- oder Honigbrod, Beeren, Obſt u. dgl. Kurz darauf ſahen wir darin aber doch etwas Unrechtes. Conrädchen hatte bisweilen üble Laune, und heulte, wenn nicht alles nach ſeinem Kopfe ging. Wenn wir ihn nun fragten, was ihm fehle? ſo ſagte er immer: mich hungert. Da gaben wir ihm denn allemal etwas zu eſſen. Dieß hätten wir freilich nicht thun ſollen, weil es ein großer Fehler iſt, wenn man den Kindern gibt, was ſie mit Heulen verlangen. Genug, aber wir begingen dieſen Fehler, Conrädchen merkte es ſich, und, ſo oft der Eigenſinn ihn zum Heulen verleitete, ſo ſagte er — mich hungert.

Einmal ſchrie er auch wie ein Zahnbrecher; Conrad! fragte ich, warum heulſt du? mich hungert, war ſeine Antwort.

Ich war so unbesonnen, ihm einen Apfel zu geben, obgleich erst eine Stunde nach der Mittagsmahlzeit verstrichen war. Was that mein Conrad? er ließ den Apfel liegen.

Nun erst gingen mir die Augen auf, welche mir gar nicht hätten zufallen sollen. Ich sah nun, daß wir durch unsere Willfährigkeit das Kind zum Lügen gewöhnten, sprach über diesen Punkt mit meiner Frau und wir versprachen einander, daß wir dem Kinde nie etwas zu essen geben wollten, wenn es dasselbe mit Heulen verlangte. Wir hielten es auch.

Um Conrädchen darauf vorzubereiten, erzählte ich ihm ein Geschichtchen von Thömschen und Crömschen. Wenn Thömschen etwas von dem Vater haben wollte, so heulte er gemeiniglich, und, wenn ihn der Vater fragte, was ihm fehle, so sagte er, mich hungert, oder ich will in den Garten gehen. Verlangte aber Crömschen etwas, so heulte er nicht, sondern sprach: Vater, gib mir etwas zu essen, oder gib mir etwas zu trinken, oder laß mich ein Bischen in den Garten gehen.

Welches gefällt dir nun besser? Conrad!

Crömschen! war seine Antwort.

Mir auch. Crömschen bekam nun fast immer was er verlangte. Verlangte er etwas zu essen, oder zu trinken, so hieß es gemeiniglich: da Crömschen, hast du etwas; wollte er in den Garten gehen, so erlaubte es ihm der Vater, wenn er nicht besondere Ursachen hatte, es nicht zu erlauben.

Thömschen aber bekam niemals was er wollte, wenn er dazu heulte. Mich hungert! schrie er bisweilen; aber

der Vater antwortete, ſo lange du heulſt, bekommſt du nichts.

War denn dieß recht vom Vater?

Ja! antwortete Conrädchen, und wurde blutroth im Geſichte.

Ein paar Tage darauf heulte er wieder und ſagte: mich hungert!

Du willſt, fragte ich, doch wohl nicht Thömschen werden?

Da ſah er mich an, ſchluchzte und ſagte: nein, ich will kein Thömschen werden. Er gab ſich darauf Mühe, das Heulen zu unterdrücken, und, da er ſah, daß er damit niemals etwas ausrichtete, gewöhnte er es ſich endlich gar ab.

Ich rathe daher allen Eltern, daß, wenn ihre Kinder heulen, ſie ja nicht geradezu glauben, daß die Urſache, die ſie vorgeben, allemal gegründet ſei. Sonſt können ſie, ohne es zu wiſſen, die Kinder zum Lügen gewöhnen.

Ich habe ein Kind gekannt, das bisweilen Bauchweh hatte, und deßwegen von den Eltern bedauert wurde. Das merkte es ſich, und wenn es hernach aus Trotz und Eigenſinn heulte, und die Eltern fragten, was ihm fehle, ſo ſagte es allemal, der Bauch thut mir weh.

Einem andern war der Großvater geſtorben, und es weinte um ihn. Das gefiel den Eltern, und ſie ſagten, das Kind hat doch ſeinen Großvater recht lieb gehabt. So oft es nun in der Folge heulte, und die Eltern fragten, warum es heule, ſo ſagte es immer: ich heule um meinen lieben Großvater.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Von Zank und Streit.

Bis jetzt hatte ich mit meiner lieben Frau noch keinen Zank und Streit gehabt, jetzt aber fügte es ſich, daß wir beide einmal hart an einander geriethen. Ich hatte den Weizen binden laſſen, und da ich ihn anſah, war der Brand darin. Darüber wurde ich ärgerlich. Als ich nach Hauſe kam, war das Mittageſſen noch nicht fertig; dieß brachte mich noch mehr in die Hitze. Meine Frau hatte unterdeſſen auch einen kleinen Streit mit der Magd gehabt, und war alſo auch nicht guter Laune. So ſetzten wir uns mit einander zu Tiſche.

Das iſt aber doch auch nicht erlaubt, ſagte ich, daß du für deinen Mann nicht beſſer ſorgſt. Da habe ich nun den halben Tag gearbeitet, und es mir ſauer werden laſſen, und nun, da ich nach Hauſe komme, und einen Biſſen eſſen will, finde ich nicht einmal einen Löffel voll Suppe.

Tauſend! was entſtand da für ein Lärmen! Es war, wie wenn ich in ein Weſpenneſt geſtört hätte. Meine Frau ſchalt mich einen Tyrannen, der nichts darnach fragte, wenn ſie ſich auch zu Tode arbeitete, der ſie wohl noch unter die Erde bringen würde. Dadurch wurde ich noch mehr zum Zorn gereizt, und ſchalt meine Frau auch, und dieſe ſchalt wieder. Conrad hörte dieß alles mit an. Bisher hatte er bei ſeinen Eltern nichts als Liebe geſehen, jetzt hörte er, wie ſie ſich ſchimpften und ſchalten. Er machte erſt ein Jammermaul, hernach fing er laut an zu heulen. Wären wir nur ein Bischen bei Vernunft geweſen,

so hätten wir sogleich die Mäuler gehalten, sobald wir sahen, wie das Kind dadurch geärgert wurde.

So viel Nachdenken hatten wir aber bei unserm Zanke nicht, daß wir, um des unschuldigen Kindes willen, die Mäuler gehalten hätten. Wir wurden immer heftiger, und jedes gab sich Mühe, seine Unschuld zu beweisen, und dem andern Vorwürfe zu machen, damit das Kind mit ihm Mitleiden haben möchte. Endlich erhielt die Mutter den Sieg, sie fing an zu weinen und sagte: ich arme unglückliche Frau! wenn sich doch der liebe Gott über mich erbarmte, und nähme mich von der Erde weg! Conrad lief auf sie zu, legte den Kopf in ihren Schooß, und schluchzte: Mutter! Mutter! liebe Mutter!

Da ergriff ich das Hasenpanier, lief was ich laufen konnte, immer nach meinem Weizenacker zu. Als ich gegen Abend nach Hause kam, sprang mir Conrad nicht entgegen, wie sonst seine Gewohnheit war, er wich mir vielmehr aus, und schmiegte sich an seine Mutter an. Wie mich das schmerzte, kann ich nicht wohl beschreiben. Ich verbiß den Schmerz aber, verzehrte mein Abendbrod in der Stille, ohne ein Wort zu sagen, weil ich besorgte, es möchte etwa wieder so ein Lärmen, wie zu Mittage geben, und ging ganz ruhig zu Bette.

Den folgenden Morgen konnte ich wieder ein vernünftiges Wort mit meiner Frau reden. Ich drückte ihr die Hand, und fing mit ihr folgendes Gespräch an: Liebe Frau! wie bist du seither mit unserm Conrad zufrieden gewesen?

Sie. Warum fragst du das? Conrad ist ein herzensguter Junge. Wenn nur alle Leute so gut wären.

J. Wem haſt du es denn zu danken, daß er ſo ein herzensguter Junge iſt.

S. Wem? je nun, ich glaube, er hat dir vieles zu verdanken.

J. Ich glaube es auch. Aber ſag' mir einmal, liebe Frau! glaubſt du wohl, daß der Conrad ferner ſo gut bleiben wird, wenn er ſeinen Vater nicht mehr lieb hat?

S. Wenn's der Vater darnach macht, daß er ihn lieb haben kann, ſo wird er ihn immer lieb haben.

J. Das glaube ich nicht. Wenn der Vater auch der rechtſchaffenſte Mann iſt, und die Mutter ſagt, er ſei ein Tyrann, ſo glaubt es das Kind, und wird dem Vater gram.

S. Wenn aber der Vater ein Tyrann iſt? (ſie lächelte als ſie das ſagte.)

J. Ich wünſchte, daß alle Weiber ſolche Tyrannen haben möchten, wie du! Kurz und gut, liebe Frau! wir haben beide gefehlt. Wenn wir uns mehrmals in Gegenwart unſers Conrads ſo zanken, ſo wird nichts aus ihm, er bekommt gegen uns beide einen Abſcheu, und gehorcht uns hernach nicht mehr. Ich dächte alſo, wir zankten nicht wieder.

J. Ich will es gewiß nicht wieder thun.

J. Ich verſpreche dir es auch. Es kommt nun alles darauf an, daß wir es halten. Sollten wir es ja nicht halten können, ſollten wir uns ja bisweilen mit einander zanken müſſen, ſo dächte ich, es wäre das Beſte, daß wir erſt den Conrad wegſchickten, damit dieſer es nur nicht höre, und uns nicht gram werde.

Wir verſprachen es einander und hielten es. Wenn uns hernach bisweilen eine Luſt zum Zanken ankam, ſo ſchickten wir erſt den Conrad fort, und wenn er fort war,

ſo beſannen wir uns gemeiniglich eines andern, gaben einander die Hände und zankten nicht.

Wenn dieß doch alle Eltern ſo mit einander hielten und ſich in ihrer Kinder Gegenwart nicht zankten! ſo würden dieſe gewiß weit beſſer gerathen. Ein Kind muß ja den Eltern glauben. Wenn nun die Mutter den Vater einen Tyrannen, und dieſer die Mutter eine ſchlechte Frau ſchilt, ſo glaubt das Kind entweder dem einen oder dem andern, oder vielleicht beiden Theilen, und fängt an, entweder den einen oder den andern Theil, oder vielleicht beide zu verachten.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Conrädchen geht zum Herrn Pfarrer in den Unterricht, und was er da gelernt hat.

Mein Conrad wurde nun fünf Jahre alt und ich glaubte, daß es Zeit ſei, ihn in die Schule zu ſchicken. Meines Nachbars Sohn konnte ſchon buchſtabiren, und Conrad kannte das große A noch nicht. Dieß war mir verdrießlich.

Ich ging alſo geſchwind zum Herrn Pfarrer und fragte ihn, ob er es nicht für gut hielt, daß ich meinen Sohn in die Schule ſchicke, damit er das ABC, das Buchſtabiren und Leſen lerne?

Der Herr Pfarrer antwortete: meine Kinder laſſe ich vor dem ſechsten Jahre noch nicht das große A lernen. Kinder müſſen erſt gewöhnt werden, aus der Natur ſich zu unterrichten, ehe man ihnen Bücher in die Hände gibt.

Dieß geſchieht aber in den gewöhnlichen Schulen nicht, auch in der unſrigen nicht. Denn wollte ich die Kinder in der Schule mit der Natur bekannt machen laſſen, ehe ſie den Katechismus lernten, ſo würde man ausſprengen, ich wäre ein Naturaliſt. Ich gebe daher meinen Kindern den erſten Unterricht ſelbſt, und da ich einen Knaben habe, der mit ſeinem Conrad in gleichem Alter iſt, ſo wäre wohl das Beſte, wenn er ihn mir zum Unterricht ſchickte.

Ich nahm den Vorſchlag mit Freuden an, und der Unterricht ging herrlich von ſtatten. Er war faſt ſo wie er, nach Conſtants Beſchreibung, in Amerika eingerichtet iſt. Alle Tage wurde etwas aus der Natur vorgezeigt, betrachtet und darüber geſprochen; bald ein Thier, bald eine Pflanze, bald ein Stein. Es währte nicht lange, ſo war um unſern ganzen Ort herum faſt keine Pflanze, noch Thier, noch Stein, das Conrad nicht zu nennen, wovon er nicht etwas zu erzählen wußte. Dabei bekam er Augen wie ein Falke, und ſah Dinge, die hundert Leute nicht bemerkten. Zur Abwechſelung gab der Herr Pfarrer auch Unterricht über Bilder, wodurch die Seele auch gar artig in Thätigkeit geſetzt wurde.

Ich will doch zur Probe ſo eine Unterredung erzählen, die ich mit anhörte. Der Herr Pfarrer hatte ein Bild, das ein Feld vorſtellte, wo geerntet wurde.

Hierüber ſtellte er folgende Unterredung mit meinem Conrad an.

Pf. Was machen denn da die Leute?

C. Sie ſchneiden Roggen ab.

Pf. Da iſt's alſo wohl Winter?

C. Warum denn nicht gar, Sommer iſt es.

Pf. Woran ſiehſt du es denn, daß es Sommer iſt?

C. Weil so langer Roggen hier steht, und die Bäume Laub haben.

Pf. Womit schneiden denn die Leute den Roggen ab?

C. Mit der Sichel.

Pf. Aber warum geben sie sich denn mit dem Roggen so viel Mühe?

C. Das weiß ich! Sie machen Brod davon.

Pf. Nun wenn das ist, so haben sie wohl Ursache, daß sie sich darum so viele Mühe geben. Machen sie denn aus den Halmen Brod?

C. Ha! ha! ha! aus den ganzen Halmen! Nur aus den Körnern machen sie Brod, die hier oben in den Aehren sind.

Pf. Wenn sie weiter nichts brauchen, als die Körner, so thäten sie wohl besser, wenn sie nur oben die Aehren abschnitten. Das Bücken muß ihnen ja gewaltig sauer werden.

C. Ja sie brauchen auch das Stroh.

Pf. Wozu denn?

C. Zu vielerlei; sie geben es dem Vieh zu fressen und streuen damit.

Pf. Ist denn auf allen Aeckern, die du hier siehst, Roggen?

C. Nein, da sind viele leere Aecker.

Pf. Woher kömmt es denn, daß nicht auf allen Aeckern Roggen wächst?

C. Weil die Leute nicht auf alle Aecker Roggen gesäet haben.

Pf. Also muß man das, was auf einem Acker wachsen soll, erst dahin säen?

C. Ei freilich.

Pf. Was ſiehſt du denn, Conrad! hier auf dieſem Acker? iſt denn das auch Roggen?

C. Bei Leibe nicht! das ſind Diſteln.

Pf. Haben denn dieſe die Leute auch dahin geſäet?

C. Das glaube ich nicht.

Pf. Ja wie kommen ſie denn hieher?

C. Sie ſind von ſelbſt gewachſen.

Pf. Woraus wächst denn der Roggen?

C. Aus Samen.

Pf. Aber die Diſteln entſtehen wohl aus Steinchen oder Erde?

C. Das glaube ich nicht. Ich denke ſie entſtehen auch aus Samen.

Pf. Ich denke auch, fuhr der Herr Pfarrer fort, daß die Diſteln aus Samen entſtehen. Wie mag aber dieſer auf den Acker gekommen ſein?

C. Ich glaube, er iſt aus den alten Diſtelbüſchen gefallen.

Pf. Dieß möchte wohl ſein. Und alſo iſt es doch falſch, daß alles, was auf dem Acker wachſen ſoll, dahin müſſe geſäet werden.

So waren die Unterredungen ungefähr beſchaffen, die der Herr Pfarrer mit den Kindern anſtellte. Dieß ſind, ſagte er, die erſten Uebungen im Nachdenken. Dadurch werden die Kinder gewöhnt, von jedem Dinge die Abſicht und die Urſache aufzuſuchen, und dieſe Uebung hilft ihnen wenigſtens mehr, als wenn ich ſie ſchon jetzt mit der Kraft des heiligen Abendmahls und andern Sachen bekannt machen wollte, die ſie nicht verſtehen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Conrädchen lernt auf eine kurioſe Art leſen.

Nach einem Jahre fing denn endlich der Herr Pfarrer an, die Kinder zum Leſen vorzubereiten. Die Vorbereitung war aber kurios. Die Kinder bekamen dabei weder ein Buch in die Hände, noch einen Buchſtaben zu ſehen. Der Herr Pfarrer machte es auf folgende Art. Er zeigte ihnen verſchiedene Dinge, und buchſtabirte ſie ihnen vor. Z. E. dieß iſt ein MANN Mann, dieß iſt eine FRAU Frau. Dieß iſt ein STEIN Stein; hier iſt ein MES-Meſ-SER ſer Meſſer. Nachdem er dieß ein Paar Tage gethan hatte, nahm er eines ſeiner größeren Kinder dazu, that verſchiedene Fragen an daſſelbe, und dieß mußte die Antworten buchſtabiren, z. E. was iſt das? BROD Brod, und das? GELD Geld.

Conrad und Fritz hörten dieß einige Tage mit an, hernach fingen ſie von ſelbſt an, die Antworten zu buchſtabiren. Es währte nicht gar lange, ſo konnten die Kinder friſch weg buchſtabiren, und — kannten noch keinen Buchſtaben. Dieß kam mir und allen Nachbarn ſonderbar vor. Ich konnte es daher nicht laſſen, ich ging einmal zum Herrn Pfarrer, und fragte ihn: wäre es denn aber nicht beſſer, wenn die Kinder erſt die Buchſtaben kennen, hernach das Buchſtabiren lernten?

Wenn ich, gab der Herr Pfarrer zur Antwort, entſcheiden will, welche von zweien Methoden die beſſere ſei, ſo ſehe ich immer auf den Erfolg, den jede Methode hat. Diejenige Methode, die den beſten Erfolg hat, die iſt mir

die beſte. Wenn z. E. darüber disputirt wird, ob es beſſer ſei, den Hafer unter zu pflügen, oder unter zu eggen, ſo disputire ich nicht, ſondern, wenn die Beſtellzeit iſt, gehe ich mit meinem Hans auf's Feld, und ſage ihm: Hans! auf dieſer Hälfte des Ackers pflüge den Hafer unter, auf der andern egge ihn unter, dann, wenn die Ernte kommt, gehe ich hinaus und ſehe zu, welche von beiden Methoden, den Acker zu beſtellen, die beſſere ſei. Weiß er denn wohl, woran ich es ſehe?

Doch wohl an den Früchten, antwortete ich. Diejenige Methode, den Hafer zu beſtellen, die die mehreſten Garben und Körner liefert, iſt wohl die beſte.

Nun wollen wir einmal die Anwendung davon machen. Seither iſt es gewöhnlich geweſen, daß die Kinder erſt die Buchſtaben, hernach das Buchſtabiren lernten; ich habe es umgekehrt. Nun ſage er mir einmal auf ſein gutes Gewiſſen, Herr Kiefer! haben denn unſere Kinder geſchwinder oder langſamer das Buchſtabiren gelernt, als andere, die nach der alten Methode unterrichtet wurden?

Freilich haben es unſere Kinder geſchwinder gelernt, als andere, antwortete ich. Sie können aber das ABC noch nicht. Nun fuhr der Herr Pfarrer fort, ſo ſollen ſie morgen das ABC zu erlernen anfangen.

Der Anfang wurde gemacht; wie wunderte ich mich aber, noch war kein Buch da. Statt des Buches brachte der Herr Pfarrer lauter einzelne Buchſtaben mit, die auf Pappe geleimt waren. Nun fragte er den Conrad: was iſt das? BROD. Brod, antwortete er. Gebt Achtung, Kinder! fuhr er fort, bisher habt ihr mir die Buchſtaben genannt, aber ihr habt noch keinen geſehen. Jetzt will ich euch dieſe Burſche kennen lehren. Seht hier iſt das B,

hier das R, und da O und D. Da ſtehen ſie hinter einander, wie die Soldaten. Wenn ich ſie nun zuſammen ausſprechen will, B. R. O. D., wie ſage ich dann? Brod, antworteten die Kinder.

So machte er es noch mit einigen Worten. Hernach hob er die Buchſtaben, einen nach dem andern, in die Höhe, legte ſie dann auf den Tiſch und ſagte: das iſt A, das iſt Æ, das R, u. ſ. w.; dieß that er einigemal. Hernach ſagte er, nun wollen wir ein Späßchen machen! lächelte, zog ganz langſam etwas aus der Taſche, machte die Kinder ſo neugierig, daß ſie um ihn herum traten, nach der Taſche ſich bückten, und, da das Herausziehen gar zu lange dauerte, endlich Gewalt brauchten, des Herrn Pfarrers Arm hielten, und das, worauf er ſie neugierig gemacht hatte, ihm aus der Hand riſſen. Es waren Bilderchen! ſie lachten darüber, und hüpften damit in der Stube herum. Der Herr Pfarrer lachte auch mit.

Ein anderer würde ſich dadurch für beleidigt gehalten und geglaubt haben, daß dies Betragen der Kinder gegen ſeinen Reſpekt ſei! würde ſie wohl ungezogene Rangen geſcholten, und, wenn's ein rechter Altgläubiger geweſen wäre, ihnen durch ein Paar derbe Maulſchellen Mores gelehrt haben. Aber, wie geſagt, unſer Herr Pfarrer lachte herzlich mit. Da er ein Paar Minuten mit ihnen gelacht hatte, ſagte er: wollt ihr denn die Bilderchen haben?

K. Ja! Ja!

Pf. Welches iſt euch denn lieber, wenn ihr ſie mir raubt, oder wenn ich ſie euch gebe?

K. Wenn du ſie uns gibſt.

P. Soll ich ſie euch ſchenken, oder wollen wir darum ſpielen?

K. O ja, Vater! wir wollen darum ſpielen.

Nun da ſetzt euch denn hin, ich will euch das Spiel lehren. Gebt Achtung! Hier ſind die Buchſtaben alle! Einer um den andern ſucht den Buchſtaben heraus, den ich ſage; wer am Ende die mehreſten hat, der bekommt ein Bild!

Nun fing er an: Conrad, ſuch' das R. Fritz das T. Conrad das C. Fritz das X! u. ſ. w. Jetzt waren die Buchſtaben alle, Fritz hatte die mehreſten und bekam ein Bild. Noch ein paarmal wurde das Spiel gemacht, hernach fragte der Herr Pfarrer: wollen wir aufhören?

O nein, ſagten die Kinder, laß uns noch ein paarmal ſpielen!

Nun wenn ihr wollt, ſagte er, aber jetzt will ich ein anderes Spiel anfangen, das zum todtlachen iſt. Sebt alle die Buchſtaben noch einmal durch; nun will ich mir einen um den andern in die Gedanken nehmen, wer ihn rathet, der nimmt ihn weg, und wer am Ende die mehreſten hat, der bekommt ein Bild. Fritz, du fängſt an zu rathen, dann räth Conrad, und ſo wechſelt ihr immer mit einander ab.

Fr. Iſt's das K?

Pf. Nein.

C. Das R?

Pf. Nichts vom R.

Fr. Das Y?

Pf. Weiß nichts vom Y.

C. Das O?

Pf. Ja, das O iſt's, nimm ihn!

So wurde gerathen, bis die Buchſtaben alle waren, und die Kinder hatten auf dieſe Art das ABC über zwanzigmal angeſagt, ohne daß ſie es wußten. Nach zwei Tagen konnten ſie es durchaus. Nun that der Herr Pfarrer weiter nichts, als daß er noch dieſe Uebung mit verſchiedenen Arten von Buchſtaben, großen, kleinen, lateiniſchen und geſchriebenen, anſtellte. Da nun die Kinder die Buchſtaben vollkommen kannten, das Buchſtabiren aus dem Kopfe ſchon gelernt hatten, ſo war es ihnen leicht, jetzt aus dem Buche zu buchſtabiren. Und da das Leſen von ſelbſt erfolgt, wenn man erſt gut buchſtabiren gelernt hat; ſo gab es ſich auch mit dieſem bald.

Sobald die Kinder fertig leſen konnten, ließ mich der Herr Pfarrer zu ſich rufen, die Kinder mußten mir vorleſen, dann fragte er mich, welche Methode, Kindern das Buchſtabiren und Leſen zu lehren, gefällt ihm nun beſſer, Herr Kiefer! meine oder die alte? Ihre, Herr Pfarrer! antwortete ich. Wenn ich bedenke, was für Mühe bei der alten Methode der Lehrer hat, wie verdrießlich dabei die Kinder werden, wie oft ſie ſich dabei anfahren laſſen müſſen, wie viele Zeit ſie damit zubringen, ſo kann man's ja mit Händen greifen, daß Ihre Methode den Vorzug hat.

Da wir noch darüber ſprachen, bekam der Herr Pfarrer einen Beſuch von einem benachbarten Herrn Geiſtlichen, der ſein Söhnchen bei ſich hatte, das mit unſern Kindern ungefähr in gleichem Alter war.

Wie halten Sie es denn mit ihren Kindern, Herr Bruder, fragte der Geiſtliche, Sie laſſen ſie doch nicht buchſtabiren?

Allerdings laſſe ich ſie buchſtabiren.

Dieß wundert mich. Sie ſind doch ſonſt ein ſehr aufgeklärter Mann, wie können ſie denn eine Gewohnheit beibehalten, die von allen neuern Erziehern verworfen wird?

Pf. Mein lieber Herr Bruder! Bei der Behandlung meiner Kinder kehre ich mich weder an die alten, noch an die neuen Erzieher, ſondern ich thue das, was ich, nach meinen Einſichten, für das Beſte halte.

G. Wie können Sie denn das Buchſtabiren für etwas Gutes halten? Bedenken Sie doch ſelbſt, wie lächerlich es iſt, wenn das Kind buchſtabirt: RO Ro- SER ſen Roſen WAS was Roſenwas SER ſer Roſenwaſſer. Iſt es denn nicht vernünftiger, wenn das Kind angehalten wird, die Sylben gleich ganz nach einander herzuſagen, ohne die Sylben ſo vielmal zu wiederholen?

Pf. Ich bin, lieber Herr Bruder! kein Freund vom Disputiren. Ihr Söhnchen hat wohl das Leſen ohne Buchſtabiren gelernt?

G. Allerdings.

Das Kind, welches nicht buchſtabiren gelernt hatte, mußte leſen, und las herzlich ſchlecht.

Nun mußte es abtreten und Fritz wurde hereingerufen. Dieſer mußte die nämliche Stelle leſen — und las ſie weit beſſer und ſchneller.

Der Herr Pfarrer ſchickte ihn fort und fragte nun den Herrn Bruder, welcher von beiden Knaben am beſten leſe? Ich muß es geſtehen, antwortete er. Ihr Fritz.

Ich glaube es auch, ſagte der Herr Pfarrer. Ich habe ſo viele Kinder gekannt, die das Leſen ohne Buchſtabiren lernten, die immer ſchlecht laſen, und, wenn ſie ſchrieben, die Wörter immer falſch abtheilten, z. E. Roſ-en, Hon-ig.

Hingegen Kinder, die erſt fertig buchſtabiren, dann leſen lernten, laſen immer gut, und theilten im Schreiben die Wörter richtig ab. Sehen Sie, Herr Bruder! dieß ſind die Gründe, warum ich das Buchſtabiren beibehalte.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Conrädchen bekommt, ſtatt des Katechismus, Tauben zu rupfen.

Daß mein Conrad geſchwind leſen gelernt hatte, wurde nun weit und breit bekannt. Kaum hatte es ſeine Frau Muhme gehört, ſo brachte ſie ihm einen recht hübſchen Katechismus, und ermahnte ihn, daß er darin recht fleißig leſen ſollte. Der Junge hatte eine gewaltige Freude darüber, ſchlug das Buch auf und las mit lauter Stimme: Welches iſt das ſechste Gebot? du ſollſt nicht ehebrechen.

Vater, ſagte er, wie macht man's denn, wenn man Ehe bricht?

Das weiß ich nicht, antwortete ich. Frage deine Frau Muhme.

Frau Muhme, ſagte er, weißt du es denn, wie man's macht, wenn man Ehe bricht?

Alle Dinge, antwortete ſie, zu wiſſen, biſt du noch viel zu jung.

Da ging er zur Mutter, und bat dieſe, ihm zu erklären, wie man's mache, wenn man Ehe bräche, wurde aber auch mit einer kurzen Antwort abgefertigt. Da fing

er an zu heulen, und ſagte: was hilft mir denn das Buch, wenn ich's nicht verſtehe? Wenn ich doch nur wiſſen ſollte, wie man Ehe bricht!

Da ſah ich nun recht deutlich, daß der Katechismus ſich gar nicht zum Leſebuch für ſo zarte Kinder ſchicke. Ich hatte alſo weiter nichts zu thun, als ihm den Katechismus auf eine gute Art wieder aus den Händen zu bringen.

Meiner Frau hatte ich verſprochen, ihr einige Paar junge Tauben in die Küche zu liefern. Dieſen Umſtand benutzte ich, ziſchte Conraden in die Ohren, wollen wir denn junge Tauben ausnehmen? Ja, Vater! antwortete Conrad, warf den Katechismus auf den Tiſch, faßte mich bei der Hand, und ging mit mir zum Taubenhauſe hin. Ehe ich aber noch dahin kam, lief ich wieder zurück zur Mutter, und ſagte ihr, ſie möchte geſchwind den Katechismus in ihren Schrank verbergen.

Dann ging ich mit ihm in's Taubenhaus. Tauſend! was für Freude hatte der Junge, als er hineintrat, und hier eine Taube über den Eiern, da eine andere, die ihre Jungen fütterte, dort ein Paar flügge Tauben ſah. Ich nahm ein Paar junge Tauben aus dem Neſte, und ſagte zu ihm nicht: da, Junge! nimm die Tauben und bring' ſie deiner Mutter! ſondern ich ſagte ganz anders. Conrädchen, ſagte ich, willſt du denn dieſe Tauben deiner Mutter bringen? Ja! ja! ſagte er, nahm die Tauben freudig und lief damit fort.

Unter der Zeit, daß er die Tauben zur Mutter trägt, will ich doch eine Anmerkung machen. Ich habe bemerkt, daß der Menſch, er ſei groß oder klein, immer lieber ſeinen eigenen, als eines andern Willen thut, und daß diejenigen immer am ſicherſten andere nach ihrem Willen

lenken, die ihnen nicht gerade befehlen, sondern sie dahin zu bringen suchen, daß sie von sich selbst zu thun glauben was man von ihnen verlangt.

Bei der Erziehung habe ich dieß gar deutlich gesehen. Kommandirte ich das Conrädchen, so gehorchte es mir zwar, aber es war bei dem Gehorchen doch keine rechte Freudigkeit. Fragte ich ihn: willst du dieß oder das thun? so antwortete er immer recht freudig: ja lieber Vater!

Jetzt kam Conrad wieder und fragte: soll ich noch mehr Tauben zur Mutter tragen? Ja, sagte ich, gab ihm noch zwei Paare, und ich nahm zwei Paare, und so gingen wir zur Mutter.

Diese nahm die Tauben, nachdem sie ein Messer gesucht hatte, und ging in die Küche, um sie zu schlachten. Conrad lief ihr nach. Dieß gab mir einen Stich an's Herz. Es flog mir der Gedanke durch die Seele: sollte der Knabe auch wohl grausam werden, wenn er die unschuldigen Tauben schlachten, und mit dem Tode ringen sieht? Genug, ich konnte mich nicht entschließen, ihn mit in die Küche gehen zu lassen, sondern suchte seine Wünsche wieder auf etwas anderes zu lenken.

Nach einiger Zeit kam die Mutter wieder und fragte ihn: Conrädchen, willst du denn Tauben rupfen? Ja, sagte er, und lief geschwind zu dem Siebe, in welchem die abgeschlachteten Tauben lagen. Während dem Rupfen that er verschiedene Fragen an mich und seine Mutter, wegen der Tauben und ihrer Lebensart. Unter andern that er auch folgende verfängliche Frage an mich: ist denn das recht, daß du die Tauben todt machst? sie haben dir ja nichts gethan, und die Alten betrüben sich nun darüber, daß ihre Jungen todt sind.

Dieſe Frage machte mich ganz verwirrt, und ich wußte nicht, was ich darauf antworten ſollte. Deßwegen machte ich eine Entſchuldigung und ging zur Stube hinaus. Der Herr Pfarrer hatte mir nämlich die Lehre gegeben, man ſolle lieber auf die Fragen eines Kindes gar nicht antworten, wenn man nicht gleich im Stande wäre, etwas Vernünftiges darauf zu antworten.

Ich war kaum ein Paar Minuten im Hofe geweſen, ſo fiel es mir ein, was ich zu antworten hatte, und ich ging wieder in die Stube zurück.

Conrad, ſagte ich, weißt du denn, was die Tauben freſſen?

C. O ja! ſie freſſen Gerſte, Hafer, Linſen, Weizen und Erbſen.

J. Und woher bekommen ſie denn dies Alles?

C. Sie holen es vom Felde.

J. Wie kommt denn dies Alles auf das Feld?

C. Es wächst darauf.

J. Von ſich ſelbſt?

C. Nein! die Bauern haben es darauf geſäet.

J. Alſo gehört die Gerſte, der Hafer, der Weizen, die Erbſen, welche die Tauben freſſen, eigentlich den Bauern. Da ſind die Tauben doch loſe Vögel, daß ſie wegfreſſen, was nicht ihnen, ſondern den Bauern gehört. Weißt du, wie viele Junge gemeiniglich ein Paar Tauben ausbrütet.

C. Nein, Vater! das weiß ich nicht.

J. So will ich dir es ſagen. Gemeiniglich brütet ein Paar alte Tauben jährlich 4 Paar Junge aus.

C. Jährlich?

J. Jährlich.

C. Ei, das iſt viel!

J. Freilich iſt es viel. Wenn ich alſo alle dieſe Jungen leben laſſe, ſo habe ich künftiges Jahr, ſtatt 50 Paaren, die jetzt bei mir fliegen, 250 Paare. Geſetzt auch, daß 50 Paare davon ſterben, oder durch die Raubvögel gefreſſen werden, ſo bleiben doch gewiß 200 Paare übrig. Das folgende Jahr habe ich 800 Paare, und das nächſtfolgende Jahr 3200 Paare.

C. Ei Vater! wenn du 3200 Paar Tauben hätteſt!

J. Wenn nun aber dieſe 3200 Paar Tauben auf das Feld fielen, und bei andern Bauern vermehrten ſich die Tauben auch ſo ſehr, ſo fräßen ſie ja alles Getreide weg, was behielten denn die Menſchen?

C. Aber Vater! eine Taube frißt ja nicht viel?

J. Freilich frißt ſie nicht viel in einem Tage, aber das Jahr hindurch frißt ſie ziemlich viel. Und wie viel freſſen 3200 Paare! Siehſt du alſo, lieber Conrad, warum ich die jungen Tauben ſchlachten laſſe? Entweder ich muß mein Getreide von den Tauben auffreſſen laſſen oder ich muß einen Theil davon ſchlachten und ſelbſt eſſen. Wenn ich dieſe Thierchen blos aus Muthwillen tödtete, da wäre ich freilich ein grauſamer Mann, da ich ſie aber ſchlachten laſſe, damit ſie mir nicht ſchaden, und weil ſie mir eine gute Mahlzeit geben, handle ich denn da noch unrecht?

C. Nein. Aber es thut doch den armen Tauben weh, wenn ſie geſchlachtet werden.

J. Freilich thut es ihnen weh. Aber ſterben müſſen ſie doch. Sie mögen ſterben, wann ſie wollen, ſo thut es ihnen weh.

Nach der Zeit fragte ich den Herr Pfarrer, ob ich recht daran gethan hätte, daß ich Conrädchen nicht erlaubte,

bei dem Abſchlachten der Tauben zuzuſehen? und der Herr Pfarrer gab mir Recht. So lange, ſagte er, ein Kind noch nicht belehret iſt, warum, und in welchen Fällen es erlaubt ſei, die Thiere zu tödten, laſſe ich es nicht gern das Abſchlachten der Thiere mit anſehen. Entweder thut es das, wozu es ſein Herz treibt, es bedauert ſie, und dann bekommt es von denen, die ihr Blut vergießen, eine üble Meinung, oder es erſtickt das Mitleiden, und wird dadurch hartherzig und grauſam. Wenn das Kind aber erſt Verſtand genug hat, um einzuſehen, daß das Tödten der Thiere unter gewiſſen Umſtänden nothwendig ſei, dann wird es ihm nicht leicht ſchaden, wenn es auch bisweilen die Todesangſt eines Thieres mit anſieht.

Auch billigte er, daß ich Conraden den Katechismus aus den Händen geſpielt hatte, und gab mir dafür ein anderes Buch, worin ich ihn ſollte leſen laſſen. Darin waren kurze Beſchreibungen von natürlichen Dingen, die das Kind mehrentheils ſchon geſehen hatte, z. B. von der Kuh, dem Pferde, den Hühnern, Tauben, Schwalben, Karpfen, Hechten, Fröſchen, Raupen, Regenwürmern u. drgl. Ferner enthielt es kleine Geſchichten von guten Kindern. In dieſem Buche, ſagte der Herr Pfarrer, wird der Knabe gern leſen, weil er alles, was er lieſt, verſteht.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Conrad wird zum Schreiben angeführt.

Jetzt fing der Herr Pfarrer an, die Kinder dazu zu gewöhnen, ihre Gedanken schriftlich aufzusetzen. Schreiben hatten sie aber noch nicht gelernt. Den Tag vorher, ehe er die Uebung anfing, that er mir es zu wissen. Ich mußte herzlich darüber lachen. Buchstabiren hatte er sie gelehrt, ehe sie einen Buchstaben kannten, und nun sollten sie angeführt werden, ihre Gedanken schriftlich auszudrücken, ehe sie einen Buchstaben schreiben konnten. Unterdeß war ich kurios zu sehen, wie das Ding ablaufen würde. Ich ging also zum Herrn Pfarrer. Das, worüber er dießmal Unterricht gab, war — eine Laus. Mir schien es sonderbar, daß er über ein so ekelhaftes Geschöpf eine Lehrstunde gab. Unterdessen wußte er doch alles so einzurichten, daß ich mit Vergnügen zuhörte, und manches noch lernte, was ich nicht gewußt hatte. Da der Unterricht vorbei war, fragte er die Kinder: wer will mir nun dictiren, was ich über die Laus gesagt habe? Ich! antworteten beide. Nun, sagte er, beide könnt ihr nicht dictiren. Einer darf nur dictiren. Der soll es thun, der mir sagen kann, welches Thier mit der Schaflaus die größte Aehnlichkeit hat?

Die Kinder riethen hin und her, endlich rief Conrad aus: nun weiß ich es, Herr Pfarrer! die Lämmerlaus. Conrad, du dictirst. Mach' es hübsch, damit dein Vater Freude daran hat. Da dictirte denn Conrad etwas, welches der Herr Pfarrer nachschrieb; zum Spaß habe ich es aufbewahrt, es lautet so:

Die Laus iſt ein Inſekt ohne Flügel, hat ſechs Füße und einen Saugrüſſel, womit ſie Blut ſaugt. Sie pflanzt ſich durch Eier fort, welche Niſſe heißen, und an die Haare gelegt werden. Es gibt an dem Menſchen Kopfläuſe und Kleiderläuſe. Andere Thiere haben auch Läuſe, z. E. die Gans, die Henne, die Kuh, das Schwein u. ſ. w. Wenn man keine Läuſe haben will, ſo muß man ſich fleißig waſchen, oft reine Wäſche anziehen, ſich fleißig kämmen, und mit unbedecktem Kopfe gehen.

Ich hatte eine herzliche Freude darüber.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Einführung eines neuen Kantors.

Kurz darauf bekam unſer Herr Kantor die Auszehrung. Da der Herr Pfarrer vorausſah, daß keine Rettung möglich ſei, ſo ſorgte er in der Stille für einen geſchickten Nachfolger. Er hatte den jungen Lindenbaum kennen lernen, und in ſein Herz geſchloſſen, weil er ſehr geſchickt war, und die Kinder ſehr gut zu behandeln wußte. Dieſen ſchlug er dem Edelmanne vor, und bat ihn, dieſen jungen Mann nach Rekahn zum Domherrn von Rochow zu ſchicken, um da in der vortrefflichen Landſchule, welche der Domherr angelegt hat, zu lernen, wie die Kinder müſſen unterrichtet werden. Der Edelmann, der die Gemeinde lieb hatte, that es ſehr gerne, und der junge Lindenbaum wurde von dem Herrn von Rochow, ſowohl als auch von dem Herrn Pfarrer Rudolph und dem Herrn Kantor

Bruns, der jetzt leider nicht mehr lebt, sehr gut aufgenommen, und mit der dortigen Lehrart bekannt gemacht.

Unterdessen starb unser Herr Kantor. Herr Lindenbaum wurde zurückgerufen und rückte in seine Stelle ein.

Als ihn der Herr Pfarrer in sein neues Amt wies, hielt er, in Gegenwart der Kirchenvorsteher, folgende Rede an ihn, die ich hier mittheilen will.

„Ich führe Sie heute, lieber Herr Kantor! in ein sehr wichtiges Amt ein, das zwar nicht viel Ehre vor der Welt, aber desto mehr Ehre vor Gott hat. Sie bekommen das Amt, junge Menschen zu gesunden, vernünftigen, frohen, rechtschaffenen, thätigen Erdenbürgern zu erziehen. Es sind nur Bauernkinder, die Sie erziehen sollen, aber sie sind doch viel werth. Der Bauernstand ist einer der nützlichsten Stände, da er die übrigen ernährt, und wenn die Bauern aufgeklärt werden, so herrscht Ueberfluß im ganzen Lande.

Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie in Ihrem neuen Amte mit recht vielem Segen arbeiten mögen. Dieser wird Ihnen gewiß nicht fehlen, wenn Sie immer freudig, im Vertrauen auf Gott, ihre Geschäfte verrichten und über dieselben recht nachdenken.

Man hat seither immer gesagt, das Schulamt wäre ein sehr schweres Amt, und es mag auch in vielen Fällen wahr sein; wenn ich aber bisweilen gesehen habe, wie manche Herren Schullehrer ihr Amt führten, so habe ich oft gefunden, daß sie es sich selbst schwer machten.

Ich halte es also für Pflicht, Sie auf die Fehler aufmerksam zu machen, wodurch sich die Schullehrer oft ihr Amt erschweren.

Der erste Fehler, den sie begehen, ist dieser, daß sie

die Schuld, warum ihre Kinder nichts lernen, in der Dummheit der Kinder ſuchen. Nun iſt's wahr, daß nicht alle Kinder gleiche Fähigkeiten haben; wahr iſt es auch, daß gewöhnlich in einer Schule Einer oder der Andere ſich befindet, der wirklich dumm iſt; aber gewöhnlich liegt doch die Schuld, warum die Kinder nichts lernen, an dem Lehrer, ſo wie die Schuld, daß mancher Leute Aecker nichts tragen, an ihnen ſelbſt, aber nicht geradezu an den Aeckern liegt.

Ich gebe Ihnen alſo den guten, wohlgemeinten Rath, daß Sie, ſo oft die Kinder nicht ſo lernen, wie Sie wünſchen, die Schuld davon nicht den Kindern, ſondern ſich ſelbſt beimeſſen, und überlegen, wo Sie gefehlt haben, und wie Sie es künftig beſſer machen können. So oft Sie eine Lehrſtunde anfangen, muß Ihre erſte Sorge ſein, den Kindern Luſt zum Lernen beizubringen. So wenig das Eſſen etwas nützt, das man ohne Appetit genießt, ſo wenig nützt eine Lehrſtunde, der man ohne Luſt beiwohnt. Wenn man mit verdrießlicher Miene in die Schule kommt, und den Unterricht etwa folgendermaßen anfängt: Kinder! ſetzt euch und ſeid ruhig; der erſte, der Unruhe anfängt, bekommt Schläge! kann dieß wohl den Kindern Luſt zum Lernen machen?

Ein vernünftiger Schullehrer fängt ſeinen Unterricht etwa mit folgender Anrede an: Liebe Kinder! heute habe ich euch wieder viel Gutes zu ſagen; wenn ihr aufmerkſam ſeid, ſo werdet ihr viel Nützliches lernen. Seid fein ruhig, damit ich nicht verdrießlich werde, und euch etwas Unangenehmes ſage, der Aufmerkſamſte ſoll einen beſondern Beweis meiner Liebe bekommen.

Während des Vortrags muß man nie vergeſſen, daß

man zu Kindern spreche, und sich daher in Acht nehmen, daß man nicht zu ernsthaft werde, sondern immer durch einen Scherz, durch eine Abänderung des Vortrags u. dgl. die Kinder wieder munter zu machen suchen. Ein Lehrer, der die Kunst versteht, seinen Schülern Lust zum Lernen beizubringen, wird gewiß immer mit Vergnügen unterrichten, und nicht leicht darüber klagen, daß ihm die Schularbeit zu sauer werde.

Der zweite Fehler, den die Schullehrer oft begehen, ist dieser, daß sie die Schuld von dem Ungehorsam der Kinder geradezu ihnen, und nicht auch sich selbst beimessen. Dadurch muß ihnen ihr Amt nothwendig beschwerlich werden. Wie ist es denn möglich, daß ein Lehrer mit Vergnügen in der Schule arbeiten kann, der seine Schüler für eine Rotte Bösewichte hält? Lieber Herr Kantor, glauben Sie mir, als einem Manne, der viel Kinder erzogen hat, die Kinder sind von Natur keine Bösewichte, der Schöpfer hat sie gut gemacht, Vieles, was den Anschein von Ungehorsam, Starrsinn und Bosheit hat, ist, wenn man es genauer untersucht, weiter nichts als Muthwille und Flatterhaftigkeit, die der Jugend eigen sind, und worüber sich ein vernünftiger Lehrer nie ärgert. Wenn sie aber wirklich ungehorsam und boshaft sind, so muß man die Ursache davon immer in der Art suchen, wie sie von den Erwachsenen behandelt werden. Daß die Kinder oft verdorben in die Schule gebracht werden, daß es alsdann dem Lehrer sehr schwer fällt, solche Kinder zur Folgsamkeit zu bringen, daß diese durch ihre Halsstarrigkeit oft machen, daß er sein Amt mit Seufzen thut, und nicht mit Freuden, das ist bekannt. Aber — gar vielmal sind die Lehrer selbst daran Ursache, wenn die Kinder ungehorsam und

halsſtarrig ſind. Wenn die Befehle, die ſie geben, unüberlegt ſind, ſo ſträubt ſich die menſchliche Natur dagegen, und der Menſch, er mag groß oder klein, alt oder jung ſein, weigert ſich, albernen Befehlen zu gehorchen. Daher kommt oft der Ungehorſam. So befahl einmal ein Schullehrer, die Kinder ſollten, wenn ſie aus der Schule gingen, niemals laufen, ſondern fein ſachte gehen. Was geſchah? die Kinder gingen ſachte, ſo lange ſie in der Gaſſe waren, welche der Lehrer überſehen konnte; ſobald ſie aber um die Ecke waren, ſprangen ſie wie die Pferde, die den Zaum zerriſſen haben. Der gute Lehrer erfuhr es wieder, ärgerte ſich, und prügelte die Kinder zur Reihe durch. Dieß erbitterte die Kinder, ſie wurden dem Lehrer gram, ſprangen nach wie vor, und machten dem Lehrer recht vorſätzlich Verdruß.

Darüber ärgerte ſich der gute Mann erſtaunlich, bekam ein Gallenfieber, und wäre bald geſtorben. Er erzählte mir's, und ſagte, daß in ſeinem Dorfe eine recht gottloſe, teufliſche Brut von Kindern wäre, und bedachte nicht, daß er ſelbſt in den beſten Abſichten ſie verderbt hatte.

Springen und Laufen iſt den Kindern natürlich, es ihnen geradezu verbieten, iſt unnatürlich. Die Natur der Kinder empört ſich dagegen. Ferner war dieß unbedachtſam, daß der Schullehrer einen Befehl gab, über den er nicht wachen konnte. Es war ja nicht möglich, daß er den Kindern nachgehen und ſehen konnte, wie ſie ſeinem Befehle nachkamen. Und drittens fehlte der gute Mann darin, daß er die Kinder prügelte, deßwegen, daß ſie gethan hatten, was eigentlich gar nichts Unrechtes war. Das ſicherſte Mittel, einen Menſchen verſtockt und boshaft zu machen, iſt — daß man ihm Unrecht thut.

Lieber Herr Kantor! der Menſch hat eine natürliche Abneigung gegen alle Befehle und Vorſchriften. Da aber doch die Ordnung erfordert, daß er Befehle annehmen muß, ſo muß man die Befehle und Vorſchriften immer ſo einrichten, daß der, dem ſie gegeben werden, erſt von ihrer Güte überzeugt wird, und daß er glaubt, er befolge ſie freiwillig.

Wir müſſen einen Unterſchied machen zwiſchen Befehlen, die für den gegenwärtigen Augenblick gegeben werden, und zwiſchen ſolchen, die auf eine lange Zeit gelten ſollen. Beiden muß man alles Rauhe zu benehmen ſuchen. Ein kluger Schulmann kann ſeine Befehle für den gegenwärtigen Augenblick gewöhnlich ſo einrichten, daß ſie gar nicht wie Befehle, ſondern wie eine Frage klingen. Er will z. E., daß ein Buch oder ſo etwas weggetragen werden ſoll, ſo kann er geradezu ſagen: du Stephan oder Heinrich, trage dies Buch da oder dorthin, und es iſt gut, wenn dies auch bisweilen geſchieht; gewöhnlich aber pflegt er zu ſagen: Kinder! wer will mir denn dies Buch wegtragen? da ruft denn gemeiniglich die ganze Schule: ich! und er gibt es dem, der ſich bisher am beſten betrug, zum Beweiſe ſeiner Zufriedenheit. Dieſer ſpringt dann vor Freuden, und vollzieht den Befehl weit freudiger, als wenn ihm ſo ganz trocken wäre geſagt worden: trage das Buch weg.

Gibt er Verordnungen, die auf einige Zeit gültig ſein ſollen, ſo hütet er ſich wieder ſehr, geradezu zu befehlen, er ſucht vielmehr erſt die Kinder zu überzeugen, daß die Liebe zu ihnen dieſe Verordnung nothwendig mache. Ich will Ihnen dieß mit einem Exempel erläutern. Geſetzt, ein Lehrer wollte die Verordnung machen, daß die Kinder,

ſo oft er in die Schule träte, vor ihm aufſtehen, und ihm ein Kompliment machen ſollten, ſo könnte er dieß auf zweierlei Art thun, entweder daß er ſagte: „Kinder, ich befehle euch hiermit, daß ihr hinführo allemal, ſo oft ich in die Schule trete, vor mir aufſteht, und ein Kompliment macht; richtet euch darnach, ich ſage es euch! ihr müßt wiſſen, daß ich euer Lehrer bin, und daß ihr meine Schüler ſeid.“ Was meinen Sie, lieber Herr Kantor! was dieſer Befehl wirken wird? ganz gewiß Abneigung gegen den Lehrer. Die Kinder werden ihn für einen hochmüthigen Mann halten, der dieſen Befehl nur gebe, um deſto mehr Ehre zu haben.

Es könnte dieſes aber auch auf folgende Art geſchehen: „Liebe Kinder! ich wünſche herzlich, daß alle Leute von euch eine recht gute Meinung haben ſollen. Ich möchte ſo gern, daß meine lieben Schüler den Ruhm hätten, daß ſie die beſten und artigſten in der ganzen Gegend wären. Ihr wünſcht es gewiß auch. Wie wäre es alſo, wenn wir uns mit einander in der Höflichkeit übten? Wenn ich hereinkomme, wünſche ich euch einen guten Morgen, oder einen guten Tag, und ihr ſeid dann ſo höflich und ſteht auf, und macht mir ein Kompliment. Um meinetwillen habt ihr das nicht nöthig. Ich bleibe, wer ich bin, ihr möget aufſtehen oder ſitzen bleiben; es geſchieht dieß blos um euretwillen. Wenn ihr euch gewöhnt, gegen mich höflich zu ſein, ſo ſeid ihr es auch gewiß gegen Andere, und dieß wird euch bei ihnen beliebt machen, und euch Ehre bringen.“ Iſt's nicht wahr, dieſe Verordnung werden die Kinder mit Vergnügen befolgen?

So muß es mit allen Verordnungen ſein. Nie darf man eine geben, ohne die Kinder erſt zu überzeugen, daß

ſie ihr Beſtes zur Abſicht habe. Wenn dieſe Ueberzeugung erſt da iſt, dann erfolgt der Gehorſam von ſelbſt.

Nur muß man ſich hüten, daß man nicht zu Unwahrheiten ſeine Zuflucht nehme, und den Kindern etwas glaubhaft zu machen ſuche, das nicht wahr iſt.

Wenn z. E. ein Lehrer die Schüler dadurch bewegen wollte, daß ſie in der Schule ſtille wären, daß er ihnen mit Gottes Strafen drohete und ihnen ſeinen Zorn und ſeine Strafen recht fürchterlich beſchriebe, ſo ſpräche er nicht die Wahrheit. Wie kann man doch von dem Allgütigen glauben, daß er wie ein böſer Schulmeiſter ſich über den jugendlichen Muthwillen entrüſte, und deßwegen ſchwere Strafen verhänge! Ein vernünftiger Schullehrer hat immer wahre Gründe genug, wodurch er ſeine Schüler von der Güte ſeiner Verordnungen überzeugen kann.

Geſetzt, er wollte die Verordnung machen, daß die Kinder während des Unterrichts nicht plaudern ſollten, ſo würde er es folgendermaßen anfangen. Kinder! würde er ſagen, wißt ihr denn, warum ihr in die Schule gebt?

Ganz gewiß würden die Kinder antworten: weil wir etwas lernen wollen.

Nun, würde ein guter Lehrer fortfahren, ſo dürft ihr auch in der Schule nicht plaudern. Denn wer plaudert, der hört nicht zu, und wenn er nicht zuhört, ſo kann er auch das nicht lernen, was geſagt worden iſt. Und das habt ihr auch wohl gern, daß ich immer freundlich bin, und bisweilen ein Späßchen mache. Das iſt euch auch wohl lieber, als wenn ich ungeduldig werde, und euch harte Worte ſage. Nun wenn ihr das wollt, ſo dürft ihr wieder nicht plaudern, denn dieß macht mich verdrießlich und ungeduldig. Wenn ich aber immer ſtille und freundliche Schüler

vor mir habe, ſo bin ich vergnügt und freundlich. Wenn wir alſo in der Schule etwas lernen und vergnügt bei einander ſein wollen, ſo müſſen wir nicht plaudern, ſondern wir müſſen ſtille und ruhig ſein. Ich habe euch lieb, Kinder! das wißt ihr, deßwegen muß ich die Verordnung machen, daß künftig, wenn ich Unterricht ertheile, nicht geplaudert werde. Wer demungeachtet plaudert, der ſtört unſere Freude, er verdient ausgeſchloſſen zu werden, und verdient allein auf jenem Bänkchen zu ſitzen.

Kurz das Geſchäft des Schullehrers iſt nicht ſowohl Befehlen und Verordnungen zu machen, als — die Kinder zu überzeugen, daß ſie dieß und jenes um ihres eignen Beſten willen thun oder unterlaſſen müſſen.

Dieſe Erziehungsart iſt dem Sinne Jeſu recht gemäß, welcher nicht durch Furcht und Drohungen, ſondern durch Ueberzeugung und Liebe die Menſchen dahin zu bringen ſuchte, daß ſie ſich nach ſeinem Willen richteten. Zu Moſes Zeiten mochte es angehen, daß man den Menſchen immer ſagte: du ſollſt dieß thun, du ſollſt jenes laſſen, und durch die ſchrecklichſten Drohungen die Menſchen zur Befolgung dieſer Geſetze zu bringen ſuchte, denn damals waren die Menſchen noch nicht hinlänglich aufgeklärt; allein ſeitdem Jeſus, der große Aufklärer, die Menſchen belehrt, und ſie vom Geſetze erlöſet hat, ſchickt ſich dieſe Methode gar nicht mehr, am wenigſten für diejenigen, die dazu berufen ſind, das Evangelium oder die liebevolle Lehre Jeſu den Menſchen zu verkündigen.

Am wenigſten ſchickt ſich das beſtändige Befehlen und Verordnen für die gegenwärtigen Zeiten, in welchen wir leben, wo Jedermann für Freiheit ſpricht, wo man über jedes harte Geſetz laut ſchreit. Wie? ſind denn die Kin-

der nicht so gut Menschen als wir? Sind wir denn ihnen nicht eben die Schonung schuldig, die wir von andern verlangen?

Noch eins muß ich Ihnen sagen, lieber Herr Kantor! es betrifft die Strafen. Strafe muß sein! pflegt man zu sagen, und es ist freilich wahr. Da die Kinder noch viel zu leichtfertig sind, als daß sie die traurigen Folgen, die künftig einmal Unfleiß, Unordnung, Unfolgsamkeit, Unredlichkeit, überhaupt jede Unart für sie haben werde, sich vorstellen, und sich dadurch zur Besserung leiten lassen sollten, so muß man ihnen durch Strafen davon einen Vorschmack geben. Aber, lieber Herr Kantor! zu dem Bestrafen der Kinder, wenn es gute Wirkung thun soll, gehört viel Klugheit.

Die Hauptregel bei der Bestrafung ist diese, daß man so strafe, daß die Kinder darüber nicht böse werden, daß sie nach erduldeter Strafe ihren Lehrer nicht weniger, sondern vielleicht noch mehr lieben, als zuvor. Wer durch Strafen die Kinder erbittert, gesetzt auch, daß er sie dadurch von ihren Fehlern abbrächte, stiftet bei ihnen mehr Schaden als Nutzen; er kommt mir vor wie ein Arzt, der seinen Patienten so starke Vomitive gibt, daß zwar dadurch der Magen von aller Unreinigkeit befreiet, aber die Adern auch zersprengt werden, so daß er in der Folge Blut auswirft.

Ich will Ihnen sagen, lieber Herr Kantor, wie man strafen muß, daß die Kinder darüber nicht böse werden.

1. Muß man sich hüten, daß man nicht willkührlich strafe, nicht gleich die erste, die beste Strafe den Kindern zuerkenne, die der Zorn und die üble Laune eingibt. Willkührliche Strafen erbittern allemal.

Wenn Sie es mir nicht glauben wollen, lieber Herr Kantor! so stellen Sie sich vor, daß Sie in einem Lande lebten, wo willkührliche Strafen gewöhnlich wären, wo man Sie, wenn Sie diesen oder jenen obrigkeitlichen Befehl nicht pünktlich befolgt hätten, sogleich auf ein halbes Jahr vom Amte suspendirte, oder Ihnen eine Geldstrafe von 30 bis 40 Gulden zuerkennte, was würden Sie dazu sagen? Würden Sie nicht über Ungerechtigkeit und Despotismus schreien? und die Kinder, lieber Herr Kantor, haben ein eben so feines, oft ein noch weit feineres Gefühl als wir. Sie fühlen es tief, tief, tief fühlen sie es, wenn sie jeden Zorn, jede üble Laune des Lehrers entgelten müssen. Laut dürfen sie darüber freilich nicht schreien, aber — sie thun etwas, das noch weit schlimmer ist, sie klagen einander ihr Leid, bedauern einander, und vereinigen sich gegen den Lehrer. Wenn Sie von Schulen hören, wo die Lehrer vorsetzlich von den Schülern gekränkt werden, so erkundigen Sie sich nur, wie man dort die Kinder behandelt, und Sie werden gewiß finden, daß in solchen Schulen willkührliche Strafen gewöhnlich sind. Auch klagen es die Kinder ihren Eltern. Diese werden dadurch auch aufgebracht, lassen im Zorn manches heftige Wort gegen den Lehrer fallen, und so sinkt sein Ansehen bei den Kindern immer mehr.

2. Wenn die Kinder über die Strafen nicht böse werden sollen, so muß man es so weit zu bringen suchen, daß für jede Art von Unart, z. E. Unfolgsamkeit, Unfleiß, Plaudern u. drgl. eine gewisse Strafe festgesetzt wird. Bei der Festsetzung muß man auch nicht geradezu verfahren, sonst werden die Strafen wieder willkührlich, sondern man muß mit den Kindern gleichsam zu Rathe gehen. In

dieſem Falle würde es ein vernünftiger Lehrer, wenn er z. E. es dahin bringen wollte, daß kein Kind das andere ſchlüge, folgendermaßen anfangen. Er hält an ſeine Kinder eine herzliche Anrede. Kinder! ſagt er, ich habe euch alle herzlich lieb, das wißt ihr. Ihr ſeid mir von euern lieben Eltern anvertraut worden, das iſt euch bekannt. Nun ſtellt euch einmal vor, was für ein ſchrecklicher Anblick es für mich ſein würde, wenn einmal einer von euch das Unglück hätte, daß ihm ein Auge ausgeſchlagen oder die Naſe zerſchlagen, oder ihm ein Loch in den Kopf geworfen würde. Ein ſolches Unglück muß ich zu verhüten ſuchen, wenn ich euer Freund ſein, wenn ich das Zutrauen eurer Eltern ferner verdienen will. Ich darf es alſo nicht dulden, daß ein Kind das andere ſchlägt oder wirft. Oder glaubt ihr vielleicht, daß ihr euch beſſer dabei befinden würdet, wenn ihr einander ſchlagen, ſtoßen, raufen dürftet? Antwortet, Kinder, aufrichtig!

Die Kinder antworten gewiß einſtimmig nein!

So ſeht ihr, daß derjenige beſtraft werden muß, der den andern ſtößt oder wirft. Ich ſetze alſo hiermit feſt, daß jeder, der den andern ſchlägt, ſtößt oder wirft, eine ganze Woche lang in der Stunde, in welcher es geſchehen iſt, nicht ſitzen, ſondern vor dem Tiſche ſtehen ſoll. Seid ihr denn damit zufrieden? die Kinder werden gewiß antworten: ja! Geſetzt aber, daß nun auch ein unruhiger Kopf antwortete: nein! ſo könnte er bald eines Beſſeren belehrt werden, wenn man ihm ſagte: gut! wenn du dieß nicht zufrieden biſt, ſo ſoll jeder die Erlaubniß haben, dich zu ſchlagen, zu ſtoßen und zu werfen. Willſt du das wohl? Er wird antworten: nein, und der Lehrer kann erwiedern: nun ſo mußt du auch zugeſtehen, daß dieſe Strafe billig ſei.

Wenn nun die Schüler in eine gewisse Strafe eingewilligt haben, so kann man sie vollziehen, so oft es nöthig ist, man braucht sie nur an ihre Einwilligung zu erinnern, und sie werden darüber gewiß nicht böse werden.

Freilich weiß ich wohl, daß unerfahrene Schullehrer gegen meinen Rath einwenden werden, man dürfe den Kindern nicht zu viel einräumen, man müsse sich bei ihnen in Autorität setzen, allein das beste Mittel, sich bei den Kindern in Autorität zu setzen, und ihnen nicht zu viel einzuräumen ist zuverlässig dieses, daß man sie mit Vernunft behandelt, und ihnen nicht eher eine Strafe zuerkennt, bis man sie überzeugt hat, daß sie dieselbe verdient haben. Ich habe Lehrer gekannt, die ihre Schulkinder braun und blau schlugen, um gewisse Absichten zu erreichen, und sie nie erreichten! und wieder andere, die ihre Schulkinder nach der eben angegebenen Methode behandelten, und mit ein Paar Worten ihren Zweck sogleich erreichen konnten. Wer Menschen regieren will, lieber Herr Kantor, er sei Kaiser, König, oder Kantor, der muß durch Ueberzeugung sie zu regieren wissen.

Noch eins muß ich Ihnen sagen, lieber Herr Kantor! Es betrifft die Strafmittel. Das gewöhnliche Strafmittel in der Schule ist, wie Sie wissen, der Stock. Dieß ist ein sehr hartes Mittel, dessen sich eigentlich Niemand bedienen sollte, als diejenigen, die Hunde oder Pferde erziehen. Ein Menschenerzieher muß darnach streben, immer mehr Herr über seinen Zorn zu werden, und eben deßwegen muß er es zu vermeiden suchen, daß er die Kinder schlage. Denn, wenn man auf sich selbst Achtung gibt, so wird man finden, daß man durch Schläge den Zorn noch mehr reizt. Wenn der erste Schlag geschehen ist, so

kocht das Blut noch heftiger, es folgen gewiß noch zehn andere Schläge, die immer ſtärker ausfallen. Iſt das Schlagen zu Ende, und das Blut abgekühlt, ſo ſieht man gewöhnlich ein, daß man zu hitzig geweſen ſei, und dem Kinde zu wehe gethan habe. Man will die Sache wieder gut machen, überſieht dem Kinde manchen Fehler, und vergibt dadurch ſeinem eigenen Anſehen ſehr vieles. Ferner werden die Kinder dadurch erbittert, bekommen gegen den Schläger Abneigung und verſchließen ihm ihr Herz.

Ich weiß es gar wohl, daß, ſo lange die Kinder noch in der Eltern Hauſe geſchlagen werden, ſie ſich auch ſchwerlich ohne Schläge in der Schule ziehen laſſen. Sie ſind, wie man zu ſagen pflegt, ſtöckiſch geworden, achten Vorſtellungen, freundliche Worte und Verweiſe wenig, und folgen nur erſt dann dem Willen ihrer Vorgeſetzten, wenn dieſe durch einige Hiebe ihnen ihre Stärke fühlen laſſen. Unterdeſſen muß doch ein guter Schulmann darnach ſtreben, daß er die Schläge nach und nach aus ſeiner Schule wegſchaffe. Es iſt dieß zwar ſchwer, aber doch möglich, und ich habe ſelbſt Schullehrer gekannt, die ſie ganz abgeſchafft hatten.

Dazu gehört aber ein recht guter Verſtand, eine recht heitere ruhige Seele, die ſich durch kleine unangenehme Vorfälle nicht leicht in Hitze bringen läßt.

Als ich einſt einen Schullehrer fragte, wie er es denn nur möglich gemacht habe, daß die Kinder ihm ohne Schläge gehorchten, antwortete er: ich ſuche meine Schüler durch mein ganzes Betragen zu überzeugen, daß ich es gut mit ihnen meine, und zeige ihnen durch Exempel und Gleichniſſe, daß es ihr eigener Schade ſei, wenn ſie mir nicht gehorchen. Ferner mache ich es zu einer Belohnung,

daß der Gefälligſte, der Folgſamſte, der Fleißigſte in den Lehrſtunden den andern vorgezogen wird; ich frage ihn am mehreſten, ich erlaube ihm, ſeinen Aufſatz öffentlich vorleſen zu dürfen, ich laſſe ihn an die Tafel ſchreiben, was angeſchrieben werden muß. Dadurch bringe ich Eifer in die Kinder, daß jeder gern ſich auszeichnen, jeder gern vorgezogen ſein will. Wenn dann bisweilen einer eine Strafe verwirkt hat, ſo ſetze ich ihn in der Lehrſtunde zurück, ich frage ihn nichts, ich laſſe ihn nichts vorleſen, ich thue, als wenn er nicht zugegen wäre. Dieß thut den Kindern gemeiniglich ſo wehe, daß die Geſtraften heiße Thränen vergießen, und findet ſich ja bisweilen einer, der durch ſolche gelinde Mittel ſich nicht wollte ziehen laſſen, ſo muß ich ihn freilich ſchlagen; ich mache aber zu der Execution eine ſo lange Vorbereitung, daß ſie ihm empfindlicher iſt, als die Schläge ſelbſt. Ich ſchlage ihn nicht in dem Augenblicke, da er die Strafe verdient hat, ſondern verſchiebe es bis zum folgenden, oder bis auf den dritten Tag. Davon habe ich zweierlei Vortheile: erſtlich kühlt ſich unterdeſſen mein Blut ab, und ich bekomme Ruhe zu überlegen, wie ich die Sache recht klug anfangen will; hernach fühlt auch der kleine Delinquent die Strafe zehnfach, nicht nur auf dem Rücken, ſondern auch durch beſtändiges Andenken an dieſelbe.

Kommt nun der Tag der Strafe, ſo halte ich, gleich nach dem Morgengebete, eine wehmüthige Anrede an ſämmtliche Kinder, und ſage ihnen, daß ich heute einen ſehr traurigen Tag hätte, indem ich durch die Unfolgſamkeit eines meiner lieben Schüler in die Nothwendigkeit wäre verſetzt worden, ihn zu ſchlagen. Da fließen ſchon viele Thränen, nicht nur von dem, der gezüchtigt werden ſoll,

ſondern auch von ſeinen Mitſchülern. Nach Endigung dieſes Vortrags laſſe ich die Kinder ſich niederſetzen, und fange meine Lection an. Erſt wenn die Schule geendigt iſt, laſſe ich den kleinen Sünder hervortreten, kündige ihm ſein Urtheil an, und frage ihn, ob er wiſſe, womit er es verdient habe? Hat er dieß gehörig beantwortet, ſo zähle ich ihm, in Gegenwart ſämmtlicher Schulkinder, ſeine Schläge zu, wende mich dann an die Zuſchauer und ſage, wie ich herzlich wünſche, daß dieß das letztemal geweſen ſein möge, da ich genöthigt geweſen wäre, ein Kind zu ſchlagen.

So ungefähr, lieber Herr Kantor! müſſen Sie die Kinder behandeln. Dann wird Ihnen Ihr Amt aber auch nicht läſtig ſein; Sie werden es mit Freuden thun und nicht mit Seufzen; Sie werden ſich freuen, wenn die Schulſtunden angehen; Ihre Schüler werden Sie wie ihren Vater lieben, Sie werden die große Freude haben, zu ſehen, daß Ihre Schüler immer mehr lernen, immer geſchickter und verſtändiger werden. Und was für eine Freude wird es für Sie ſein, wenn Sie einſt ihre Schüler entlaſſen, wenn dieſe nun rechtſchaffene, fleißige, glückliche Nachbarn werden; wenn Sie ſich als den Mann anſehen können, der das ganze Dorf durch Verbeſſerung ſeiner Schule umgeſchaffen hat. So glücklich können Sie werden, wenn Sie nur ernſtlich wollen."

Nachdem dieſe Rede geendigt war, wurde der Herr Kantor zu den Kindern geführt, ſie wurden zur Folgſamkeit ermahnt, und jedes mußte dem neuen Herrn Kantor die Hand darauf geben, daß es dieſer Ermahnung nachkommen wollte.

Dreißigſtes Kapitel.

Wie der Herr Kantor Lindenbaum ſein Amt angetreten hat.

Die folgende Woche fing der Herr Kantor ſeinen Unterricht an, und machte ſeine Sachen ſo gut, daß Jedermann ſeine Freude daran hatte.

Gleich in der erſten Lehrſtunde redete er ſeine Schüler folgendermaßen an: „Liebe Kinder! ich bin zu euch gerufen worden, daß ich euch zu vernünftigen und guten Menſchen erziehen ſoll. Das will ich nun gern thun. Damit iſt's aber noch nicht ausgerichtet. Sehet liebe Kinder! zu einer guten Erziehung gehört zweierlei, erſtlich eine Perſon, die erziehet, zweitens Perſonen, die ſich erziehen laſſen. Ich will mir Mühe geben, euch gut zu erziehen; wollt ihr euch denn aber auch erziehen laſſen?“

Ja! ja! riefen alle.

„Nun das iſt mir lieb,“ antwortete der Herr Kantor. „Wenn ihr euch nun wollt erziehen laſſen, ſo müßt ihr mir auch folgen, und müßt thun, was ich haben will. Ich will euch ſagen, warum — deßwegen, weil ich weiß, was euch gut und was euch nicht gut iſt. Immer habe ich das auch nicht gewußt, denn ſonſt war ich eben ſo ein Kind, wie ihr jetzt ſeid. Da erinnere ich mich nun noch wie unverſtändig ich damals war, wie wenig ich wußte, wie ich nicht begreifen konnte, wozu das Lernen und das Stillſitzen in der Schule nütze, und was es ſchade, wenn man mit ungewaſchnen Händen in die Schule komme. Da hatte ich aber einen verſtändigen Vater und einen verſtän-

digen Lehrer. Dieſe machten mir dies Alles begreiflich, und ich danke ihnen jetzt noch dafür. Auch ihr werdet mir es einſt danken, liebe Kinder, wenn ihr älter und verſtändiger ſeid, das weiß ich ganz gewiß.

Gewöhnlich werden die Kinder mit Schlägen gezogen. Ich muß euch aber ſagen, liebe Kinder! daß ich kein Freund von Schlägen bin, und daß ich die Kinder lieber mit Liebe erziehe. Wenn ihr es zufrieden wäret, ſo wollte ich die Schläge lieber gar weglaſſen und euch mit Liebe erziehen. Seid ihr es zufrieden?

Ja! ja! riefen alle.

„Das iſt wohl ganz gut, daß ihr ſo ruft, ich muß aber auch wiſſen, ob dieß euer aller Wille ſei. Vielleicht ſteckt doch einer oder der andere unter euch, der ein Freund von Schlägen iſt, und dieß muß ich doch wiſſen. Jetzt ſtehet alle auf! Wer nun mit Schlägen will gezogen ſein, der bleibe ſtehen, wer aber mit Liebe ſich will ziehen laſſen, der ſetze ſich wieder nieder.“

Sie ſetzten ſich alle nieder, und wollten ſich vor Lachen ausſchütten, daß Niemand ſtehen blieb.

Nun fuhr der Herr Kantor fort, „ich ſehe wohl, daß wir uns recht gut zuſammenſchicken; ich ſchlage nicht gern und ihr laßt euch auch nicht gern ſchlagen. Wenn wir erſt einander beſſer kennen lernen, ſo werden wir wohl finden, daß wir uns in mehreren Stücken gut zuſammen ſchicken. Ihr wollt z. E. keinen böſen Lehrer, und ich bin kein böſer Lehrer; ihr ſeid gern vergnügt, und ich will, daß ihr immer vergnügt ſein ſollt.

Um nun aber wieder auf die Schläge zu kommen, ſo habt ihr mir zwar geſagt, daß ihr euch lieber mit Liebe als mit Schlägen wollt ziehen laſſen; es könnte aber auch

ſein, daß einen oder den andern es gereute, daß er ſich nicht mehr mit Liebe wollte ziehen laſſen, und mir daher zu verſtehen gäbe, daß ich ihn ſchlagen ſollte. Dieſer ſoll nun ſeinen Willen auch haben; denn ich bin meinen Schülern in ſo vielen Stücken zu Willen, als es möglich iſt. Ich will daher dieſen Stock, der vor der Hand überflüſſig zu ſein ſcheint, noch nicht zerbrechen, ſondern ihn hier an dieſen Nagel hängen, für diejenigen, die ſich nicht mehr mit Liebe wollen ziehen laſſen.

Damit ich dieſe aber nicht mit den andern verwechſele, ſo iſt's wohl nöthig, daß ich ſie von ihnen abſondere, und ſie beſonders ſetze. Hier dies Bänkchen ſoll für ſie beſtimmt ſein. Seid ihr dieß zufrieden?"

Ja! riefen wieder alle.

Nun gut, fuhr der Herr Kantor fort, und damit wir es nicht vergeſſen, ſo will ich gleich mit Kreide über das Bänkchen ſchreiben:

Für Zöglinge des Stocks.

Die Kinder pisperten einander in die Ohren, willſt du auf dies Bänkchen? und jeder antwortete: nein! nein! mag nicht auf dies Bänkchen.

Durch dieſe Behandlung brachte es der Herr Kantor Lindenbaum ſo weit, daß die Schläge faſt ganz abgeſchafft wurden. Führte ſich ja ein Kind bisweilen ſo ſchlecht auf, daß er es ſchlagen mußte, ſo machte dieß ein ſolches Aufſehen im Dorfe, daß man eine Woche lang davon ſprach.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Conrad wird zur Schule geſchickt, und was er da gelernt hat.

Der Herr Pfarrer rieth mir nun, daß ich meinen Conrad auch in die Schule ſchicken ſollte. Ehe dieß aber geſchah, mußte ich ihn darauf vorbereiten. Viele Eltern, ſagte er, ſchicken ihre Kinder in die Schule ohne alle Vorbereitung, wie die Bauern ihre Kälber auf die Weide. Wenn ſie nun hineinkommen, ſo trifft es ſich wohl gerade, daß eine Execution vorfällt, und ein Paar Kinder durchgeprügelt werden. Was wird das Kind davon denken? es wird glauben, es werde deßwegen zur Schule geſchickt, daß es ſolle geſchlagen werden, und wird dagegen einen Widerwillen bekommen. Und wenn ein Kind mit Widerwillen zur Schule geht, was kann dabei Kluges herauskommen?

Ich fing daher die Zubereitung an, ſo wie es mir der Herr Pfarrer gerathen hatte. Da ich einmal vom Felde nach Hauſe kam, hüpfte mir Conrad entgegen, und brachte mir einen Teller voll Kirſchen, die ihm ſeine Mutter für mich gegeben hatte. Denn das hatten wir unter einander ausgemacht, daß, wenn eins von uns Jemandem etwas geben oder ſchenken wollte, das ihm Freude machte, dieß bisweilen durch Conraden geſchehen mußte, damit er ſich nach und nach dazu gewöhnte, gegen andere Leute gefällig zu ſein, und ihnen Freude zu machen.

Ich lächelte, da er ſie mir brachte, und gab ihm dafür einen herzlichen Kuß!

Vater! ſagte er darauf, willſt du mir nicht etwas erzählen?

Dieſe Gelegenheit benutzte ich, meine Vorbereitung anzufangen.

So ſetze dich neben mich, ſagte ich, ich will dir etwas recht Artiges erzählen.

„Es wohnten einmal in einem Dorfe zwei Brüder, der eine hieß Michel, der andere Bernhard. Es waren Brüder, ſie ſahen einander aber gar nicht ähnlich. Michel hatte eine gerade Naſe, und Bernhard eine krumme Naſe. Michel hatte weiße und Bernhard ſchwarze Haare. Michel ließ ſeine Kinder den ganzen Tag herum laufen, Bernhard ſchickte ſeine Kinder fleißig in die Schule; Michels Kinder, weil ſie gar Niemanden bei ſich hatten, der ſie unterrichtete, wurden böſe Menſchen; wenn ſie Jemanden tücken konnten, ſo thaten ſie es; alle Vogelneſter ſtörten ſie aus, ſtiegen in die Gärten, wo es reifes Obſt gab und ſtahlen es; hatte ihnen Jemand etwas zu Leide gethan, ſo ſchlugen ſie ihm des Nachts die Fenſter ein. Deßwegen wurden ihnen alle Leute gram, und, wenn wo im Dorfe ein Schade war angerichtet worden, ſo ſagten alle Nachbarn, dieß haben gewiß Michels Kinder gethan. Dabei lernten ſie gar nichts. Der älteſte Sohn, Melchior hieß er, hatte ſchon einen Bart und konnte weder ſchreiben noch leſen, vom rechnen verſtand er gar nichts.

Ganz andere Leute waren Bernhards Kinder. Da ſie fleißig in die Schule gingen, ſo hörten ſie da viel Gutes und wurden auch gut. Jeden, der ihnen begegnete, grüßten ſie, und wenn ſie Jemanden einen Gefallen thun konnten, ſo thaten ſie es. Deßwegen hatten ſie alle Leute lieb, und ſagten, das ſind doch recht artige Kinder. Da-

bei lernten ſie auch etwas, ſie lernten ſchreiben, rechnen und andere nützliche Sachen mehr.

Nach einiger Zeit ſtarben beide Brüder. Da Bernhard merkte, daß er ſterben würde, ließ er die Kinder um ſein Bette kommen, und ſagte: liebe Kinder! ich werde euch nun bald verlaſſen müſſen, weil mich der liebe Gott zu ſich ruft. Ich hoffe aber doch, daß es euch wohlgehen ſoll. Ich habe euch fleißig zur Schule gehalten, da habt ihr gute Lehren bekommen, habt leſen, ſchreiben und rechnen und andere nützliche Dinge gelernt. — Da, denke ich, werdet ihr euch ſchon ſelbſt helfen können.

Die Kinder weinten, fielen ihrem Vater um den Hals und ſagten: tauſend Dank, lieber Vater! daß du uns zur Schule gehalten haſt; wir wollen gewiß nach den guten Lehren thun, die wir in der Schule bekommen haben.

Michels Kinder wurden alle unglücklich. Ihr Vater hatte ihnen nichts hinterlaſſen, gelernt hatten ſie nichts, arbeiten wollten ſie nicht. Da ging der eine unter die Soldaten und wurde gehängt, weil er geſtohlen hatte. Der andere ging unter eine Räuberbande und wurde geköpft, und die Tochter legte ſich auf das Betteln und erfror einmal in der Chriſtnacht, weil ſie zu tief in den Schnee gerathen war.

Ganz anders ging es Bernhards zweien Söhnen. Ihr Vater hinterließ ihnen zwar auch wenig Vermögen, aber ſie befanden ſich doch wohl. Heinrich kam zu einem Edelmanne in Dienſte, und, weil er ehrlich war, und gut ſchreiben und rechnen konnte, ſo machte er ihn zu ſeinem Verwalter, und er wurde bei dieſem Amte ein reicher Mann; Franz wurde, da Rekruten ausgehoben wurden, unter die Soldaten genommen, hielt ſich brav, und weil

er etwas gelernt hatte, ſo wurde er nach einigen Jahren Major.

Darüber hatte er eine Freude und dachte, willſt einmal deinen Bruder Heinrich beſuchen.

Heinrich ſaß einmal eines Sonntags mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern bei Tiſche. Trapp! Trapp! Trapp! da kam Jemand über den Hof geritten. Die Kinder fuhren an das Fenſter. Vater! ſagten ſie, da kommt dir ein vornehmer Herr, mit einem Treſſenhute.

Der Vater wollte ihm entgegen gehen. Ehe er aber einen andern Rock anzog, war der vornehme Herr ſchon in der Stube. Die ganze Tiſchgeſellſchaft ſtand auf und machte ihm ihr Kompliment. Heinrich aber fragte, mit wem er die Ehre hätte zu ſprechen?

Der vornehme Herr ſtand ein Paar Minuten ſtill, ſah dem Heinrich lächelnd in die Augen; endlich ſagte er: je Bruder Heinrich, kennſt du denn deinen Bruder Franz nicht mehr? und nun fiel er ihm um den Hals, herzte ihn, und Mutter und Kinder freuten ſich.

Bruder Franz mußte ſich ſogleich zu Tiſche ſetzen und einen Gänſebraten mit verzehren helfen. Die beiden Brüder erzählten nun von den vorigen Zeiten, und wie gut ſie es jetzt hätten. Endlich ſagte der Herr Major: das alles haben wir doch unſerm guten Vater zu danken. Hätte dieſer uns ſo wild aufwachſen laſſen, wie es ſein Bruder mit ſeinen Kindern machte, ſo würde aus uns beiden nichts geworden ſein; da er uns aber fleißig zur Schule angehalten hat, ſo haben wir etwas gelernt, und ſind beide zu Ehren und Brod gekommen.“

Conrad hatte dieſer Erzählung ſo aufmerkſam zugehört, daß er vergeſſen hatte, ſeine Kirſchen zu eſſen.

Da ſie zu Ende war, fragte er: Vater willſt du mich denn nicht auch in die Schule gehen laſſen?

Das war es nun eigentlich, was ich hören wollte. Wenn du mir verſprichſt, daß du fein fleißig ſein willſt, antwortete ich, ſo kann dazu Rath werden.

Er verſprach es mir.

Ich ließ ihm nun einen neuen Rock machen, kaufte ihm einen neuen Hut, den nächſten Montag ließ ich ein Paar Kuchen backen, bat ein Paar gute Freunde zuſammen, und da ſie zuſammen waren, ſagte ich, daß ich nun die Freude hätte, daß mein Conrad ein Schüler werden ſollte.

Die Geſellſchaft gratulirte mir dazu. Darauf nahm ich ihn bei der Hand, führte ihn in die Schule und hielt an meinen Schwiegervater ſowohl, als an den Herrn Kantor, ein kleines Redchen, worin ich ſie bat, ſich des kleinen Conrads anzunehmen.

Nun war Niemand froher, als Conrad. Wenn die Glocke ſchlug, die zur Schule rief, ſo konnte ihn Niemand mehr aufhalten. Er ſprang nach der Schule zu.

Hier lernte er nun für's erſte ſchreiben und rechnen.

Bei dem Schreiben beobachtete der Herr Kantor den Vortheil, daß er ihm erſt die Grundzüge, hernach die leichten, dann die ſchweren Buchſtaben vorſchrieb. Da er dieſe ſchreiben konnte, ſchrieb er erſt leichte, dann ſchwere Worte vor. So ging es immer weiter, bis er ihn dahin brachte, daß er ganze Zeilen ſchreiben konnte.

Im Rechnen hatte er auch eine beſondere Methode, die er in Rekahn gelernt hatte. Ehe er die Kinder noch Zahlen ſchreiben ließ, lehrte er ſie erſt zählen. Z. B. erſt

mit eins, zwei, drei bis hundert, dann rückwärts von hundert bis eins.

Hierauf mußten ſie mit 2 zählen: 1 und 2 iſt 3, u. ſ. w. bis 100. Da ſie dieß konnten, mußten ſie mit 2 rückwärts zählen von 100 bis 0. 2 von 100 macht 98, 2 von 98 macht 96 u. ſ. w.

So wurden ſie ferner angeführt mit 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, u. ſ. w. vor- und rückwärts zu zählen.

Erſt da ſie dieß konnten, mußten ſie die Zahlen ſchreiben lernen.

Nun ging eine neue Uebung vor ſich. Der Herr Kantor zeigte ihnen einen Pfennig und einen Groſchen, und ſagte, wie viel Pfennige zu einem Groſchen gehören; darauf fragte er, wie viel Pfennige gehen auf 2 Groſchen? wie viele auf 3? wie viele auf 4? wie viele auf 5? u. ſ. w.

Dann fragte er: wie viel ſind 77 Pfennige Groſchen? wie viel 107 u. dergl.

Hatten ſie dieß hinlänglich begriffen, ſo wurden ſie geübt, die Groſchen zu Thalern, die Thaler zu Groſchen, die Groſchen zu Gulden und Gülden, und dieſe wieder zu Groſchen zu machen. Nun lehrte er ſie die Dukaten, die Louisd'or, die Laubthaler, die Konventionsthaler kennen, machte ihnen den Unterſchied zwiſchen Courant- und Kaſſengelde begreiflich. Dann fragte er: ein Kaufmann hat zu bezahlen 250 Laubthaler, wie viel macht dieß in Kaſſen-, wie viel in Courantgelde? ein anderer kauft ein Haus für 211 Louisd'or, wie viel macht dieß in Kaſſengelde? wie viel in Courant? ferner fragte er: wenn ich 213 Rthlr. Courant in Konventionsthalern zahlen ſoll, wie viel Stück muß ich haben? ich bin 911 Rthlr. in Kaſſengelde ſchuldig, und

ſoll die Zahlung in Louisd'or leiſten, wie viel Stücke muß ich haben?

Ebenſo lehrte er ſie die Gewichte und Gemäße kennen, und exercirte ſie ſo artig, daß ſie auf ein Haar zu ſagen wußten, wie viele Pfund 3266 Loth ausmachten, und wie viele Loth in 159 Pf. ſtecken. Da ſie alle dieſe Uebungen durchgemacht hatten, ſo konnten die Kinder rechnen. Sie hatten weder Papier, noch Tinte, noch Federn verbraucht und konnten doch gut rechnen. Wenn ihnen der Herr Kantor ein Exempel aus der Regel de Tri, die ſie in ihrem Leben noch nicht hatten nennen hören, aufgab, ſo legten ſie die Finger an die Naſe oder die Hand an die Stirn, und in wenigen Minuten war es ausgerechnet.

Der Herr Pfarrer war mit dieſen Uebungen ſehr zufrieden, und verſicherte, daß Kinder, die auf dieſe Art das Rechnen lernten, ſich in allen Fällen, wo etwas auszurechnen wäre, ſelbſt zu helfen wüßten; ja ſie würden dadurch ſo gewitzt, daß ſie hernach auch andere Sachen, die etwas ſchwer zu begreifen wären, leicht begreifen könnten. Wenn die Kinder aber blos gewöhnt würden, vorgeſchriebene Exempel zu rechnen, ſo hätte man oft Fälle, daß ſie die Regel de Tri, die Kettenregel und alle mögliche Regeln durchrechneten und am Ende doch nicht im Stande wären, die leichteſten Aufgaben, die im gemeinen Leben vorkommen, auszurechnen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Herr Kirſchbaum wird Superintendent, und was darauf erfolgte.

Kurz darauf ſtarb unſer alter Herr Superintendent. Er war ein herzensguter Mann und ein Freund von vielen Sachen, nur von Neuerungen war er kein Freund. Man laſſe es doch bei dem Alten! das war immer ſein Sprüchwort. Schlug Jemand eine Verbeſſerung vor, ſo nannte er ihn einen Neuerer oder einen Neologen. Er würde es auch nicht zugegeben haben, daß Herr Lindenbaum wäre Kantor geworden, wenn er ſelbſt nicht ſchon ſeines Alters wegen ſehr ſchwach geweſen wäre.

Nach ſeinem Tode wurde Herr Kirſchbaum Superintendent. Da er vorgeſtellt wurde, hielt er eine merkwürdige Rede an die Herren Prediger, über die Neuerungen. Zum Beſchluſſe ſagte er: meine Brüder! ich geſtehe Ihnen, daß ich kein Freund von vielen Neuerungen bin. Man wirft oft das Alte, das gut war, weg, und ſetzt an deſſen Stelle etwas anderes, das zwar neu, aber nicht ſo gut, wie das Alte iſt. Dieß kann ich nicht billigen. Von Verbeſſerungen bin ich aber ein großer Freund! Ich werde mir es nicht nur einen Ernſt ſein laſſen, in meinem Amte ſo viel ich kann, alles beſſer zu machen, ſondern ich werde auch gern jeden von Ihnen unterſtützen, der eine wirkliche Verbeſſerung in Vorſchlag bringt.

Dieß merkte ſich unſer Herr Pfarrer! Nach ein Paar Wochen überreichte er ſchon dem Herrn Superintendent Kirſchbaum einen Vorſchlag zur Verbeſſerung ſeiner Schule

Der Herr Superintendent nahm ihn an, verſprach, daß er ihn prüfen, und ihm nach vierzehn Tagen Antwort ſagen wollte.

Als der Herr Pfarrer nach vierzehn Tagen kam, um Antwort zu holen, reichte ihm der Herr Superintendent freundlich die Hand, nnd ſagte: lieber Herr Pfarrer! Sie haben mir mit Ihrem Aufſatze eine wahre Freude gemacht. Was für ein rechtſchaffener Mann müſſen Sie doch ſein, da Ihnen das Wohl Ihrer Schule ſo am Herzen liegt! was für ein glücklicher Mann wäre ich, wenn alle meine untergebenen Herren Prediger ſo dächten, wie Sie. Was für ein Himmel würde die Erde werden, wenn jeder Menſch ſich Mühe gäbe, in ſeinem Fache alles beſſer zu machen! Fangen Sie in Gottes Namen an, Ihre Verbeſſerungen auszuführen, ich will Sie dabei unterſtützen ſo viel ich kann. Von einem ſo klugen Manne, wie Sie ſind, kann ich ſchon erwarten, daß er die Verbeſſerungen mit der gehörigen Klugheit anfangen werde. Verbeſſerungen dürfen nicht aufgedrungen werden. Gegen alles Aufdringen hat der Menſch einen natürlichen Widerwillen. Wenn man den Menſchen erſt überzeugt hat, daß eine neue Einrichtung eine wirkliche Verbeſſerung ſei, ſo befördert er ſie von ſelbſt.

Der Herr Pfarrer war mit dem Herrn Superintendenten vollkommen einerlei Meinung. Als er den nächſten Sonntag ſeine Predigt geendigt hatte, bat er die Gemeinde, daß ſie zuſammen bliebe, weil er ihr einen Vortrag zu thun habe. Er ſtellte ihr dann vor, wie es ſeine, als eines evangeliſchen Lehrers, Schuldigkeit ſei, dafür zu ſorgen, daß ſeine liebe Gemeinde nicht nur in jener, ſondern auch ſchon in dieſer Welt glücklich werde. Er ſei

daher entſchloſſen, den bisherigen Unterricht in der Schule ganz zu verbeſſern, und den Kindern Anweiſung zu geben, wie ſie künftig glücklicher und vergnügter leben, und ſich gegen die Hudeleien, welchen die guten Bauersleute ausgeſetzt wären, ſichern könnten. Aber ohne Einwilligung ſeiner lieben Gemeinde würde er keinen Schritt thun; er wolle ihnen daher zwei Papiere vorlegen, über dem einen ſtände Verbeſſerung, über dem andern alte Art des Unterrichts; wer nun die Verbeſſerung wünſchte, ſollte ſeinen Namen auf das erſte, und wer ſie nicht wünſche, auf das zweite Papier ſchreiben. Die Gemeinde beſtand aus 50 Hausvätern, 48 ſchrieben ihre Namen auf das erſte, und 2 auf das andere Papier.

Der Herr Pfarrer ſah die Papiere an und ſagte: nun liebe Freunde! ich freue mich gar herzlich darüber, daß doch bei weitem der größere Theil die Verbeſſerung wünſcht. Ich will ſie alſo in Gottes Namen anfangen, und alles ſo gut machen, als es mir möglich iſt. Ich hoffe, ihr werdet mit mir zufrieden ſein. Was nun diejenigen betrifft, die ihre Kinder nach alter Art und Weiſe wollen unterrichtet wiſſen, ſo könnte ich freilich darauf beſtehen, daß es nach den mehreſten Stimmen gehen, und daß ſie alſo nachgeben müßten. Dieß will ich aber nicht thun. Ich will vielmehr es ſo einzurichten ſuchen, daß ihre Kinder nach der alten Art Unterricht erhalten können.

Nun überlegte er die Sache mit meinem Schwiegervater und dem Herrn Kantor Lindenbaum. Der erſtere zuckte die Achſeln und ſagte: herzlich gern wollte ich Ihnen zu Willen ſein, da ich aber nach der alten Art bin unterrichtet worden, ſo iſt es mir nicht möglich, nach der neuern zu unterrichten; ein Schelm gibt mehr als er hat.

Ich verſtehe die Sachen nicht, die die Kinder lernen ſollen, und kann ſie alſo ihnen auch nicht lehren.

Der Herr Pfarrer klopfte ihn aber auf die Achſeln und ſagte: mein lieber Herr Schulmeiſter! was der Menſch will, das kann er. Wenn Sie und der Herr Kantor nur den ernſtlichen Willen zur Verbeſſerung haben, ſo wird ſich das Uebrige alles von ſelbſt geben. Ich will ein Paar Wochen an Ihrer Statt den Unterricht ertheilen, und Sie mit den nöthigen Büchern verſehen, aus welchen Sie lernen können, was Sie der Jugend vortragen ſollen.

Geſagt, gethan! In der folgenden Woche wurde die Verbeſſerung eingeführt. Da wurde zuerſt gelehrt Naturgeſchichte. Die Kinder wurden bekannt gemacht mit den Thieren, Pflanzen, Steinen und Erdarten, die in ihrer Gegend waren. Alle Tage wurde ihnen ein Stück davon vorgezeigt, ſie mußten es genau betrachten, jedes mußte ſagen, was es daran bemerkte, ſie mußten es mit andern Dingen vergleichen und angeben, worin es von ihnen unterſchieden ſei. Dann wurde ihnen noch verſchiedenes davon geſagt. Der Herr Pfarrer zeigte ihnen z. B. eine Maus und fragte ſie: was iſt das? eine Maus, riefen alle. Eine Maus? fragte der Herr Pfarrer. Ich glaubte, es ſei eine Ente. Die Kinder lachten.

Da lacht ihr nun, ſagte der Herr Pfarrer zu den Kindern, woher wißt ihr es denn, daß es keine Ente ſei?

K. Je! das ſehen wir ja. Eine Maus ſieht ganz anders aus, als eine Ente.

Pf. Wo iſt denn der Unterſchied?

K. Eine Ente hat nur zwei Beine, aber eine Maus hat vier Beine.

Pf. Franz! weißt du ſonſt keinen Unterſchied?

Fr. Die Ente hat einen Schnabel, die Maus nicht.

So wurde immer fortgefragt, und dann erzählt, was man von der Maus wußte. Jedes Kind ſchrieb dann zu Hauſe ſeine Bemerkungen nieder, und brachte ſie den folgenden Tag zur Durchſicht. Dadurch bekam der Lehrer Gelegenheit, die Kinder in der Rechtſchreibung zu üben und ihnen den Nutzen von vielen Pflanzen, Steinen und Thieren zu zeigen, wovon ſie ſonſt nichts würden erfahren haben.

Ferner legten auch etliche Nachbarn Geld zuſammen und kauften dafür Landkarten in die Schule. Dieſe wurden den Kindern erklärt, und ihnen die merkwürdigſten Städte, Flüſſe, Thiere, Gewächſe und Sitten jedes Landes geſagt.

Auch wurde ihnen die Geſchichte der Deutſchen und alles Merkwürdige, was ſich ſonſt in unſerm Vaterlande zugetragen hat, erzählt. Endlich wurde ihnen auch die Religion nach einem gewiſſen Lehrbuche vorgetragen, und mit Hiſtorien und Exempeln erläutert, auch wurden hiezu ſchickliche Verschen dictirt, die ſie auswendig lernen mußten. Darüber freuten ſich nun Jung und Alt. Die Kinder gingen noch einmal ſo gern in die Schule. Da ſie ſonſt immer begierig darauf gehofft hatten, daß es ſchlagen und die Lehrſtunde geendigt ſein möchte, ſo waren ſie jetzt gemeiniglich etwas unwillig, wenn ſie ſchlagen hörten, und baten den Lehrer, daß er doch nur noch ein Paar Minuten erzählen möchte.

Die Eltern freuten ſich darüber, daß ihre Kinder ſo vieles lernten, wovon ſie in ihrer Jugend nichts gehört hatten, und die Lehrer verſicherten, daß ihnen jetzt die Schularbeit noch einmal ſo leicht als ſonſt würde. Mein

alter Schwiegervater ſagte oft: ſonſt war die Schule ein rechter Nothſtall, jetzt bin ich nicht vergnügter, als wenn ich in der Schule bin, und meine lieben Kinder unterrichten kann.

Der Herr Pfarrer freute ſich gewaltig darüber, daß ihm alles ſo wohl gelungen war. Der Schulunterricht war nun durchaus verbeſſert, ohne daß die Gemeinde darüber gemurrt oder geknurrt, oder ihn bei dem Konſiſtorium verklagt hätte. Vielmehr hatte Jedermann ſeine Freude daran. Selbſt die Nachbarn, die erſt durchaus darauf beſtanden, daß ihre Kinder nach der alten Methode ſollten unterrichtet werden, änderten ihre Meinung, und baten die Schullehrer, daß ſie ihre Kinder auch an der neuen Art des Unterrichts möchten Theil nehmen laſſen.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Es wird Examen gehalten.

Da das erſte Examen gehalten wurde, waren nicht nur die Kirchenvorſteher, ſondern auch viele andere Männer aus der Gemeinde dabei, und dankten dem Herrn Pfarrer für das viele Gute, das er an ihrer Schule gethan habe.

Der Herr Pfarrer dachte wohl, man muß das Eiſen ſchmieden, wenn es heiß iſt. Er bat alſo die Herren Schulinſpectoren zu ſich und dankte ihnen dafür, daß ſie das gute Werk hätten befördern helfen. Hernach ſagte er: Bis jetzt iſt alles nach Wunſche in unſerer Schule gegangen, eins fehlt aber noch — dieß ſind die Leibesübungen.

Der Menſch iſt ein kurioſes Geſchöpf. Er beſteht, wie bekannt, aus Seele und Leib und kann eins ſo wenig entbehren, als das andere.

Gleichwohl vergißt er bald das eine, bald das andere. Bei ſeinen Arbeiten ſorgt er gemeiniglich nur für den Leib, für Erwerbung von Speiſe, Trank und Kleidung; und bei der Erziehung denkt er an nichts, als an die Seele, und vergißt, daß er auch einen Leib hat. Daher kommt es, daß noch immer ſo viele Krankheiten graſſiren, daß ſo wenige Menſchen ſich und andern in Lebensgefahren zu helfen wiſſen. Wir wollen dieß bei uns abändern, lieben Freunde! und bei unſerer Schuljugend auch für die Erziehung des Körpers ſorgen.

Alle waren begierig, was für Vorſchläge der Herr Pfarrer thun würde.

Wenn wir, fuhr er fort, den Kindern zuſehen, ſo bemerken wir, daß ſie ſelten langſam gehen. Gemeiniglich laufen und ſpringen ſie. Dieſen Trieb hat ihnen der Schöpfer eingepflanzt, damit ſie ſich die gehörige Bewegung verſchaffen, ihr Blut in Umlauf bringen, und alle Gelenke und Muskeln in Thätigkeit ſetzen ſollen. Dieſen Trieb ſollten wir begünſtigen und ihnen recht viele Gelegenheit zum Laufen und Springen verſchaffen. Dieß geſchieht aber gewöhnlich nicht. Gemeiniglich werden die Kinder ermahnt, fein bedächtig und langſam zu gehen, und ich habe ſelbſt einen fünfzigjährigen Mann geſehen, der ſeinem kleinen zehnjährigen Knaben, als er auf einem Spaziergange bald da, bald dorthin lief, zurief: Martin lauf doch nicht ſo! ſieh doch auf mich und gehe auch ſo fein langſam.

So arbeiten die Menſchen der Natur entgegen, und erſticken die Triebe, die ſie von Gott bekommen haben.

Wir wollen dieß bei unſerer lieben Jugend nicht thun, ſondern ihr lieber Gelegenheit zum Laufen, Springen und andern Leibesbewegungen verſchaffen. Wenn Sie nichts dagegen haben, ſo will ich morgen, da eben Examenferien ſind, damit den Anfang machen.

Sie waren es alle wohl zufrieden. Da der Herr Pfarrer alſo wieder in die Schule kam, ſagte er: liebe Kinder! ihr habt mir heute durch eure Antworten viel Freude gemacht; es iſt wohl billig, daß ich euch auch wieder eine Freude mache. Morgen Vormittags zehn Uhr will ich eine Spielſtunde geben. Wer daran Theil nehmen will, der komme hinaus auf den Anger.

Das war eine Freude und ein Jubeln bei den Kindern!

Aber, ſetzte der Herr Pfarrer hinzu, vergeßt nicht, eure lieben Eltern um Erlaubniß zu bitten. Es kann ſein, daß morgen manches von euch Geſchäfte hat, oder daß die Eltern andere Urſache haben, warum ſie ihren Kindern nicht erlauben können, an dieſer Freude Theil zu nehmen. Dieſe dürfen morgen nicht kommen, weil ihr wohl wißt, daß gute Kinder ſich nach dem Willen ihrer Eltern richten müſſen.

Den folgenden Tag kamen faſt alle Kinder. Zuerſt ſchlug der Herr Pfarrer vor, daß ſie ein Wettlaufen anſtellen ſollten. Er theilte ſie in vier Partheien, und zwar ſo, daß in jede Parthei ſolche kamen, von welchen er glaubte, daß ſie einander im Laufen ziemlich gleich wären. Dann wurde ein gewiſſer Baum zum Ziele beſtimmt, nach welchem ſie laufen ſollten. Die erſte Parthei mußte ſich

dann in eine Linie ſtellen, der Herr Pfarrer trat an das Ziel und rief: eins! zwei! drei! dann liefen alle, die zur erſten Parthei gehörten, ſo geſchwind ſie laufen konnten, und der erſte, der zum Ziele kam, erhielt vom Herrn Pfarrer einen kleinen Eichenzweig. So liefen auch hernach die übrigen Partheien, eine nach der andern.

Vom Laufen ging es zum Springen. Die Kinder ſtellten ſich in eine Reihe nach einander, und auf ein gegebenes Zeichen fingen ſie an ſo zu ſpringen, wie wenn ſie über einen Graben ſetzen wollten. Wer am weiteſten ſpringen konnte, erhielt wieder eine Belohnung von Eichenlaube.

Dieſes waren die Uebungen dieſes Tages. Die Kinder waren damit ſo zufrieden, daß ſie den Herrn Pfarrer baten, er möchte ſie doch alle Tage ſpringen und laufen laſſen.

Vielleicht, ſagte er, kann dazu Rath werden, wenn ihr, verſteht ſich, ferner fleißig und aufmerkſam ſeid.

Verſchiedene von den Eltern, die dabei ſtanden, hatten darüber auch einige Freude, etliche aber murrten und ſagten: Narrenſpiel will Raum haben; man darf den Teufel nicht an die Wand malen, er kommt ſo wohl; ich will wohl noch erleben, daß die Kinder Hals und Beine brechen. Ein alter ehrlicher Mann ſagte: was für Zeiten muß ich doch noch erleben! da ich noch in die Schule ging, ſtand ein Buckel voll Schläge darauf, wenn die Kinder liefen und ſprangen, und nicht fein langſam gingen; jetzt halten ſie die Geiſtlichen und Schullehrer ſelbſt zu ſolchem Muthwillen an, das wird eine ſchöne Brut werden!

Der Herr Pfarrer, der es wohl gehört haben mochte, ſtellte ſich, als wenn er nichts gehört hätte. Statt zu

antworten, ſagte er: liebe Kinder! dies Vergnügen ſoll euch bisweilen gemacht werden, damit ihr recht geſund, ſtark und gelenk werdet, und euch helfen könnt, wenn ihr etwa einmal in Gefahr kommen ſolltet. Es brechen das Jahr lang viele Leute, die immer ſachte gingen, die Arme und Beine, mitunter auch die Hälſe; vielleicht hätten die mehreſten ihre Arme, Beine und ihr Leben behalten, wenn ſie in der Jugend zu Leibesübungen wären angehalten worden. Unterdeſſen, merkt es wohl, ihr Kinder! gezwungen wird Niemand dazu.

Er drehte ſich darauf herum, und ging mit den Herren Schullehrern und mit mir nach Hauſe.

Auf dem Wege ſprach er noch dieß und jenes, wie die Lehrer dieſe Uebungen einrichten ſollten, ſetzte aber immer dazu: gezwungen darf zu Leibesübungen Niemand werden. Sobald Sie anfangen zu zwingen, ſo iſt kein Vergnügen mehr dabei, und Sie richten damit nichts als Verdruß an.

In der Folge wurden immer mehr Uebungen eingeführt; z. E. es wurden zwei Stäbe ein Paar Schritte weit von einander geſtellt, in welche Löcher gebohrt waren; in zwei derſelben, davon immer eins ſo hoch von der Erde ſein mußte, als das andere, wurden Pflöckchen geſteckt, und auf dieſe eine Gerte gelegt. Ueber dieſe mußten nun die Kinder ſpringen. Stießen ſie etwa mit dem Fuße an die Gerte, ſo that es ihnen weiter keinen Schaden, denn die Gerte fiel herunter. Für diejenigen, die leicht darüber kamen, wurde die Gerte ein Loch höher gelegt, und wenn ſie auch darüber kommen konnten, noch immer ein Loch höher u. ſ. w.

Die Kinder bekamen darauf auch Springſtöcke, mit

welchen ſie ſich in die Höhe heben, viel höher ſpringen und über Graben ſetzen konnten; ſie lernten ferner auch klettern und an einem dicken Stricke hinauf ſteigen. Endlich wurden ſie auch im Schwimmen unterrichtet.

Binnen Jahr und Tag waren die mehreſten ſo geübt, daß die Nachbarn weit und breit herkamen, um den Spaß mit anzuſehen.

Der, welcher ſeine Sachen am beſten machte, war immer mein Conrad. Faſt niemals kam er nach Hauſe, ohne ein Büſchelchen Eichenlaub vor der Bruſt zu haben.

Im Winter mußten dieſe Uebungen freilich eingeſtellt werden; dagegen wurde deſto mehr auf dem Schlitten gefahren und auf dem Eiſe gelaufen.

Wenn dieß in einer Stunde geſchah, die zu Leibesübungen beſtimmt war, ſo führte immer ein Lehrer darüber die Aufſicht, und Herr Lindenbaum fuhr und lief wohl ſelbſt mit. Es geſchah dieſes auf Anrathen des Herrn Pfarrers, welcher immer zu ſagen pflegte: ein Lehrer, der die Liebe und das Zutrauen der Kinder haben will, muß an ihrem Vergnügen ſo viel als möglich Theil nehmen.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Conrädchen wird für einen Gott und Ehre vergeſſenen Jungen und einen Galgenſtrick erklärt.

Conrad mochte ungefähr zehn Jahre alt ſein, als einer von meinen Anverwandten Hochzeit hatte. Meine Frau und ich waren dazu eingeladen worden, und entſchloſſen

aus, dahin zu gehen; Conraden konnte ich nicht mitnehmen, weil unſere Hochzeiten leider noch ſo eingerichtet ſind, daß man mit gutem Gewiſſen die Kinder keinen Theil daran kann nehmen laſſen. Von allen Seiten ſteckt man ihnen Kuchen und anderes Eſſen zu, daß ſie gemeiniglich den Magen überladen und den folgenden Tag krank ſind, und die Tiſchgeſpräche und Späßchen, die dabei vorfallen, ſind gemeiniglich auch ſo beſchaffen, daß ſie für die Kinder nicht ſehr erbaulich ſind.

Da mein Schwager den Conrad immer zu ſich gebeten hatte, ſo erlaubte ich ihm, während der Hochzeit dort zu bleiben, und ich und meine Frau machten uns ein Paar Tage luſtig.

Sobald die Luſtbarkeit geendigt war, gingen wir wieder nach Hauſe, ſprachen auf dem Wege bei dem Schwager ein, und wollten Conraden mitnehmen. Da hatte ich aber einen lieblichen Auftritt, den ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde.

Das erſte Wort, das mir mein Schwager bei dem Eintritte in ſein Haus ſagte, war: Gott Lob und Dank, daß er wieder kommt, Herr Schwager! und ſeinen Conrad wieder holt. Das iſt ja ein Gott und Ehr' vergeſſener Junge, dergleichen ich in meinem Leben nicht geſehen habe; ich habe gedacht, wunder was für ein gutes Kind dieß wäre, und — iſt ſo ein Galgenſtrick. Meiner Seele! der Junge hat mir ſo vielen Verdruß gemacht in den paar Tagen, daß ich mich beinahe zu Tode geärgert habe.

Was? ſagte meine Frau, unſer Conrad wäre ein Gott und Ehren vergeſſener Junge? das kann er nicht reden als ein rechtſchaffner Mann, wir haben unſer Kind zu allem Guten erzogen, weiß er's?

Vater! ſchrie Conrad, glaub's nicht, daß ich ein böſer Junge bin, mein Vetter lügt.

Hört ihr's, ſagte der Schwager, was das für ein gottloſer Junge iſt? ſchilt er nicht ſeinen leiblichen Vetter einen Lügner?

Nun fehlte weiter nichts, als daß ich auch herauspolterte, ſo hätten wir einander bei den Köpfen gekriegt, und unſerm Kinde ein erbauliches Exempel gegeben.

Zum Glück faßte ich mich. Zuerſt ſagte ich zu Conraden: Kind, du gehſt gleich in den Garten und warteſt bis ich dich rufe, dann brachte ich meine Frau auch dahin, daß ſie einſtweilen in den Hof ging. Nun faßte ich meinen Schwager bei der Hand, und ſagte: jetzt ſind wir allein, lieber Herr Schwager! erzähle er mir doch nun kurz und gut, was mein Conrad gethan hat. Hat er gefehlt, ſo ſoll er geſtraft werden.

Das ſoll und muß er auch, und ich beſtehe darauf, denn er iſt ein gottloſer Junge.

Nun das habe ich ſchon gehört. Ich will aber wiſſen, worin ſeine Gottloſigkeit beſtehe.

Schw. Ein gottloſer Junge iſt er. Hat dem Edelmanne ſeine Fenſter eingeworfen, hat den Junker geprügelt, daß ihm das Blut zu Maul und Naſe herauslief, hat mich einen Lügner geſcholten, hat mir das Meſſer vor die Füße geworfen.

J. Sonſt nichts?

Schw. Ich weiß nicht, was ich von ihm denken ſoll, Herr Schwager! iſt denn das nicht genug? Wenn ich ſo einen Jungen hätte, ſo raufte ich mir alle Haare aus dem Kopfe.

J. Und wenn die Haare nun heraus wären, wärs

es denn nun beſſer? was mich betrifft, ſo werde ich mir deßwegen auch kein einziges Haar ausraufen, ſondern meinen Sohn mitnehmen, ihn verhören und nach Befinden beſtrafen.

Nun nahm ich Abſchied, ließ meinen Conrad rufen, und ging mit ihm und meiner Frau nach Hauſe.

Sobald wir auf dem Wege waren, mußte Conrad voraus laufen, und ich redete meiner Frau zu, daß ſie ganz ruhig ſein, und die ganze Sache mir und dem Herrn Pfarrer überlaſſen ſollte.

Sie hatte freilich, wie halt der Weiber Art iſt, noch vieles dagegen einzuwenden; aber auf mein Zureden gab ſie doch nach, und ich brachte es dahin, daß ſie mit mir überlegte, wie wir das Obſt benutzen wollten, womit uns der liebe Gott dies Jahr vorzüglich geſegnet hatte.

Da wir nach Hauſe kamen, ließ ich meine Frau vorausgehen, und bat ſie recht ſehr, daß ſie ja mit Conraden über den Vorfall nicht weiter ſprechen, ſondern alles mir überlaſſen ſollte. Ich ſchlich aber zum Herrn Pfarrer, erzählte ihm die ganze Sache, bat ihn um ſeinen guten Rath, und erhielt ihn.

Ich ging nach Hauſe, ſetzte mich zu Tiſche, ſprach mit Conraden kein Wort, ſondern mit meiner Frau über die Kartoffeln, die wir den folgenden Tag wollten ausnehmen laſſen.

Conrad fragte mich: lieber Vater! willſt du mich nicht auch laſſen Kartoffeln ausnehmen?

Wenn du es verdient haſt, gab ich ihm ganz kurz zur Antwort.

Dieß kränkte ihn ſo ſehr, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. Er legte ſich darauf zurück und ſchlief ein.

Den folgenden Morgen ſtellte ich nun das Verhör an, ſetzte mich in meinen Großvaterſtuhl, nahm eine ſehr ernſthafte Miene an, und ließ dann den Conrad herein kommen.

Conrad! ſagte ich, du biſt mir immer ein ſo guter Conrad geweſen, daß ich meine Freude an dir hatte. Nun biſt du kaum ein Paar Tage von mir weg geweſen, ſo muß ich hören, daß du ein Gott und Ehren vergeſſener Junge, ein Galgenſtrick geworden biſt.

Conrad ſchrie laut auf, und ſagte: Vater! lieber Vater! es iſt kein Wort wahr, ich bin noch dein lieber Conrad. Nun fiel er mir um den Hals, und machte meine Backen mit ſeinen Thränen ſo naß, daß ich beinahe mitgeweint hätte. Ich nahm mich aber zuſammen, riß ihn von meinem Halſe los und ſagte: auf Thränen und Lamentiren achte ich nicht, tritt hin und antworte. Aber das ſage ich dir, lüge nicht! mein Conrad hat nie gelogen. Dieß thun nur Gott und Ehren vergeſſene Kinder und Galgenſtricke.

C. Vater! ich lüge nicht.

J. Gut! ſo antworte mir. Haſt du dem Edelmanne die Fenſter eingeworfen?

C. Ja!

J. Hat dir denn der Edelmann etwas zu Leide gethan?

C. Nein.

J. Warum haſt du ihm denn die Fenſter eingeworfen?

C. Es ſaß ein Sperling über dem Fenſter.

J. Deßwegen haſt du ihm die Fenſter eingeworfen?

C. Ich wollte nach dem Sperlinge werfen, da flog der Stein in das Fenſter.

J. Warum warfſt du denn nach dem Sperlinge?

C. Er hatte etwas in dem Schnabel. Da wollte ich, daß er es ſollte fallen laſſen. Ich wollte gern ſehen, was es wäre.

J. Wie viele Fenſter haſt du denn eingeworfen?

C. Eine einzige Scheibe.

Biſt du denn, fragte ich den Conrad weiter, gleich zum Edelmanne gegangen, und haſt es ihm geſagt?

C. Nein!

J. Und warum denn nicht?

C. Ich fürchtete mich.

J. Das hätteſt du nicht thun ſollen. Du hätteſt ſollen zum Edelmanne gehen und ſagen: gnädiger Herr! da wollte ich nach einem Sperlinge werfen, und der Stein flog in Ihr Fenſter und zerſchlug eine Scheibe. Nehmen Sie es mir nicht übel! ich will es nicht wieder thun, ich will es meinem Vater ſagen, der wird die Scheibe bezahlen. Da würde dir der Edelmann geſagt haben, gehe hin, kleiner Schelm! und nimm dich ein anderes mal beſſer in Acht! Wenn du nach Sperlingen werfen willſt, ſo thue es, wenn ſie auf Bäumen, und nicht wenn ſie an einem Fenſter ſitzen. Hat denn dieß der Edelmann gethan?

C. Ach nein! er ließ meinem Vetter ſagen, ich hätte die Fenſter eingeworfen.

J. Da haſt du es. Hätteſt du dem Edelmanne gleich deinen Fehler geſtanden, ſo würde er dieß nicht gethan haben. Und was that denn dein Vetter, da er dieß hörte?

C. Er nahm einen Stock und gab mir fünf Hiebe.

J. Und was sagtest du dazu?

C. Ich schrie und sagte: es wäre nicht wahr, daß ich dem Edelmanne die Fenster eingeworfen hätte.

J. Die Fenster hattest du freilich nicht eingeworfen, aber doch eine Scheibe. Dieß hättest du fein offenherzig sagen sollen. Aber da du nun sagtest, es wäre nicht wahr, was that denn dein Vetter?

C. Er nahm den Stock und sagte: Du Galgenstrick! du willst mich Lügen strafen? Wart' ich will dir's anstreichen, und schlug mich noch ärger.

J. Dieß kommt alles daher, weil du deinen Fehler nicht gleich gestanden hast. Ist's denn aber auch wahr, daß du den Junker geprügelt hast?

C. Dieß ist auch nicht wahr.

J. Conrad! läugne mir's nicht so geradezu, sonst könntest du ein Lügner werden, und ein Lügner ist ein abscheulicher Mensch. Etwas Wahres muß doch daran sein, sonst würde es dein Vetter nicht gesagt haben.

C. Ich habe ihm weiter nichts gethan, als ich habe ihm ein Paar Maulschellen gegeben.

J. Und das heißt du nichts? Warum hast du denn dieß gethan?

C. Ich will dir alles sagen, lieber Vater! Als ich den andern Tag hinter unserm Garten war, kam der Junker gegangen, und fragte: haben die Schläge gut geschmeckt? Das verdroß mich, und ich sagte: das ist auch nicht erlaubt von deinem Vater, daß er mir vergebliche Schläge macht — Er lachte höhnisch und sagte: das müßte auch etwas sein, wenn so ein Lumpenjunge, wie du bist, einmal durchgewichst wird. Wer, fragte ich, ist ein Lumpenjunge?

Du! antwortete er, und ſogleich griff er mir auch in die Haare, ſchüttelte mich durch und wollte nun fortſpringen. Aber der arme Wicht war kaum fünf Schritte fort, ſo hatte ich ihn bei der Bruſt, drückte ihn an die Gartenmauer, und zählte ihm ein Paar Maulſchellen auf.

J. Wehrte er ſich denn nicht?

E. Nein, er heulte.

J. War's wohl recht, daß du ihn ſchlugſt?

E. Nein.

J. Warum thatſt du es denn?

E. Er hatte mich ſo gewaltig böſe gemacht, daß ich mich gar nicht halten konnte.

J. Wenn's nun der Edelmann geſehen hätte —

E. Er hatte es auch geſehen.

J. Hatte es geſehen? und was that er denn?

E. Er kam auf uns los und —

J. Und prügelte dich durch?

E. Nein, er fragte den Junker: haben die Maulſchellen gut geſchmeckt? und wollte noch etwas ſagen, aber ich lief, wie wenn mir der Kopf brennte, und machte, daß ich nach Hauſe kam.

J. Das war dein Glück; daß der Edelmann ſo gut war. Wäre er zornig geweſen, ſo hätteſt du wieder Schläge von ihm bekommen.

E. Ich bekam doch welche von meinem Vetter.

J. Wie machte er es denn?

E. Auf den Abend ſaß ich in allem Gutem und aß meine Paar Birnen. Da kam mein Vetter mit einem dicken Stocke in die Stube, fuhr auf mich los und ſagte: Du Teufelsbraten! haſt du nicht den Junker geprügelt? und ohne mich anzuhören, prügelte er mich wieder durch.

J. Und was sagtest du denn dazu?

C. Ich wurde so böse, daß ich das Messer, das ich in der Hand hatte, auf die Erde warf.

J. Nun da wurde wohl dein Vetter wieder gut?

C. Ach nein; nun wurde er noch böser, und gab mir noch mehr Schläge.

J. Da hast du also bei deinem Besuche wenig Freude gehabt. Wer ist denn aber an alle diesem Verdrusse schuld?

C. Mein Vetter.

J. So? und war doch so freundlich, da du zu ihm kamst, und küßte dich, und brachte dir einen Honigfladen —

(Conrad hing den Kopf.)

J. Woher kam es denn nun, daß dein Vetter hernach ganz anders gegen dich wurde, und dir, statt Honigfladen, Schläge gab?

C. Weil ich dem Edelmanne eine Scheibe einwarf.

J. Das war die einzige Ursache nicht, sondern weil du es verschwiegst und nicht gleich zum Edelmanne, oder wenigstens zum Vetter gingst, und deinen Fehler gestandst. Daß ein Kind bisweilen etwas versieht, verzeiht man gern, es darf aber sein Versehen nur nicht verschweigen, oder gar läugnen, oder vertheidigen. Dieß ist unverzeihlich, und ein Kind, das dieß thut, macht damit andere Leute böse und zornig, und wenn sie es hernach im Zorne hart behandeln, so muß es sich dies Böse selbst zuschreiben.

C. Aber das war doch nicht recht, daß mein Vetter so schrecklich böse war.

J. Und das war noch weniger recht, daß du ihn so böse machtest; du hast nun gefühlt, wie es thut, wenn

man einem zornigen Manne in die Hände fällt. Merk' es! und hüte dich, daß du durch deine Aufführung Niemanden wieder zum Zorne reizeſt. Dein Vetter hatte dich ſonſt ſo lieb, nun haſt du ſeine Liebe verloren.

C. (Weint.)

J. Nun wird er dich nicht wieder zu ſich bitten — wird dich nicht wieder ſein liebes Conrädchen nennen.

C. Wenn er mich nur wieder lieb hätte!

J. Ich will dir einen guten Rath geben! ſchreib' ihm einen Brief, und bitte es ihm ab, daß du ihn beleidigt haſt.

Conrad ſchrieb ein Briefchen, ſo gut er es machen konnte, ich ſchickte es meinem Schwager, und dieſer, der nun auch wieder zum Gebrauch ſeiner Vernunft gekommen war, antwortete ihm, ſo wie ich es ihm vorgeſchrieben hatte. Damit war denn die Sache abgethan.

Ich erzählte dies Alles dem Herrn Pfarrer, der mir erſt die Rathſchläge dazu gegeben hatte, und dieſer ſprach darüber noch weitläufig mit mir.

Da ſieht er, ſagte er, Herr Kiefer! woher die Bosheit der Kinder, über die ſo viel in der Welt geklagt wird, rührt — faſt immer von der Behandlung der Leute, die nicht mehr Kinder ſind. Leichtſinnig, unüberlegt, unordentlich, träge zu manchen Geſchäften ſind die Kinder, boshaft ſind ſie aber nicht, wenn man ſie nur nicht boshaft macht. Wer alſo Kinder erziehen will, darf den Verdruß, den ſie ihm bisweilen verurſachen, nicht der Bosheit, ſondern immer dem Leichtſinne, der Trägheit und dergleichen jugendlichen Fehlern zuſchreiben, und muß den erſten Grund von dem begangenen Fehler genau unterſuchen. Wer dieß nicht thut, wer von jedem Kinde, das einen

albernen Streich macht, ſagt, daß es aus Bosheit, daß es in der Abſicht dieß gethan habe, um Andern Verdruß zu machen, der verdirbt die Kinder, anſtatt daß er ſie beſſern ſollte. Muß es nicht ein Kind, das ſich keiner böſen Abſicht bewußt iſt, gewaltig verdrießen, wenn man ihm Bosheit ſchuld gibt? und wenn man es nun ſo hart behandelt, als wenn es ein Böſewicht wäre, muß es dadurch nicht ſchrecklich erbittert werden? Und was thut alsdann ein Kind nicht, das erbittert iſt! Eine Schlafmütze läßt ſich vielleicht Unrecht thun, aber ein Kind, das Ehre liebt, dem die Liebe und das Zutrauen ſeiner Vorgeſetzten etwas werth ſind, wird dadurch allemal aufgebracht, wenn man es durchaus zu einem Böſewichte machen will. Daher kommt es, daß oft die beſten Köpfe die größten Böſewichte werden, wenn man ſie in der Jugend unvernünftig behandelt, und jeden Muthwillen, jede Unbeſonnenheit, die ſie begehen, zu einem Bubenſtücke machen will.

Daß er aber Conraden nicht geradezu Recht gegeben hat, das hat er auch gut gemacht. Ich habe dergleichen Auftritte mehr gehabt. Kinder kamen zu mir und verklagten den Schulmeiſter, daß er ſie zu hart behandelt hätte; ich fühlte, daß ſie Recht hatten, und der Schulmeiſter Unrecht, ließ es ihnen aber doch nicht merken, ſondern gab ihnen den Rath, ſie möchten ſich in Zukunft in Acht nehmen, daß ſie den Schulmeiſter nicht in Zorn jagten, denn ſie hätten nun wohl gefühlt, wie nachtheilig es ihnen geweſen ſei, ihn in Zorn gebracht zu haben.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Von Conrad Kiefers Born, und wie er ihn beherrſchen gelernt hat.

Dieſer Verdruß mit meinem Conrad war nun glücklich überſtanden. Es war aber nicht der letzte. Conrad hatte ein hitziges Temperament, und es verging faſt keine Woche, da er nicht mit ſeinen Schulkameraden eine Prügelei hatte. Wenn ich ihn darüber vornahm und ihn fragte, warum er dieß gethan hätte, ſo ſagte er allemal, die, mit denen er ſich geſchlagen, hätten ihn geſchimpft.

Da ich aber nicht wußte, wie ich mich dabei benehmen ſollte, ſo fragte ich nur: mußt du denn deßwegen ſchlagen? und ließ es dabei bewenden.

Dieſen Rath hatte mir der Herr Pfarrer gegeben. Herr Kiefer! ſagte er zu mir, wenn ſein Conrad einmal einen albernen Streich machen ſollte, und er wüßte ſich auf keine ſchickliche Strafe zu beſinnen, ſo ſtrafe er ihn lieber gar nicht, ſondern laſſe es damit ſo lange anſtehen, bis ihm eine ſchickliche Strafe einfällt. Beſſer iſt es, gar nicht zu ſtrafen, als eine Strafe zu wählen, die unſchicklich iſt.

Nach langem Hin- und Herdenken, fiel mir endlich ein, was ich zu thun hatte. Ich ging einmal mit Conrad ſpazieren, und ſetzte mich mit ihm auf einem Platze hin, wo ich die Sonne konnte untergehen ſehen. Der Tag iſt nun wieder zu Ende, ſagte ich, da die Sonne uns verſchwunden war; der liebe Gott gebe doch allen Menſchen,

die nun zu Bette gehen, eine recht gute Nacht! Er wird ſie ihnen geben, denn er iſt ein guter Gott.

Wenn ſich doch die Menſchen nur nicht ſelbſt böſe Nächte und böſe Tage machten! Was hilft's ihnen denn nun, zum Exempel, wenn ihnen der liebe Gott Eſſen und Trinken, Bette und Ruhe beſchert, und ſie ſelbſt halten keine Ruhe, zanken und ſchlagen ſich. Lieber Gott! wie viele Menſchen werden ſich jetzt, da der liebe Gott zur Ruhe einladet, und ihnen gleichſam eine gute Nacht wünſcht, zanken und ſtreiten! Nun ſchwieg ich ein Paar Minuten.

Wenn die Menſchen doch nur recht klug wären, fuhr ich fort, ſo würde aller Zank und Streit unter ihnen aufhören. Daran fehlt's aber immer. Ich war vor einiger Zeit in Naumburg und ſah da einen recht artigen Knaben über die Straße gehen. Ein Gaſſenjunge begegnete ihm, und der gute Knabe verſah es und trat ihn auf den Fuß. Dummer Junge! ſagte dieſer, Hundejunge! lief ihm nach und gab ihm ſo viele abſcheuliche Namen, die ich gar nicht in meinen Mund nehmen mag. Verſchiedene Leute verſammelten ſich auf der Straße, hörten das Schimpfen und alle wurden böſe auf einen von dieſen beiden Knaben. Kannſt wohl rathen, auf welchen?

Auf den Gaſſenjungen, ſagte Conrad. Haſt Recht, antwortete ich, lieber Conrad! alle ſagten, das iſt ein abſcheulicher Junge. Es währte aber nicht lange, ſo gerieth der gute Knabe in die Hitze, drehte ſich um, und gab dem Gaſſenjungen ein Paar tüchtige Maulſchellen. Dieſer wehrte ſich, fiel ihm in die Haare, und pautz! da lagen ſie mit einander im Kothe, wälzten ſich darin herum, die Leute liefen zuſammen und ſagten: dieß ſind ja ein Paar

abſcheuliche Jungen! man riß ſie aus einander, einer war voll Koth wie der andere, einer hatte Haare gelaſſen wie der andere, einer war beſchimpft wie der andere. Der gute Knabe wurde nun eben ſo wie jener wilde Junge angeſehen.

Du ſagſt immer, daß andere dich ſchimpften. Wenn du dazu ſchweigſt, ſo hält man dich für verſtändig, und den, der dich ſchimpft, für unverſtändig. Wenn er ſagte, du wäreſt dumm, wirſt du denn deßwegen dumm? gewiß nicht, Jener aber wird für einen dummen Jungen gehalten. Er hat nicht dich, ſondern ſich ſelbſt beſchimpft. Sobald du aber dich mit ihm ſchlägſt, hält man dich und ihn für einerlei, beide für ungezogene Jungen! Merk' es, Conrad!

Aber! ſagte Conrad, ich kann es nicht laſſen. Gut! ſagte ich, ſo wollen wir es mit einander ausmachen. Wer den andern beſchimpft, der ſoll geſchlagen werden. Wenn du alſo andere ſchlägſt, ſo beſchimpfſt du dich, denn alle Leute werden ſagen: Kiefer muß doch ein ſehr ungezogenes Kind ſein, weil er wie ein Gaſſenjunge um ſich ſtößt und ſchlägt. Weißt du alſo, was ich mit dir thun muß?

Conrad hing den Kopf.

Du willſt, daß jeder, der dich ſchimpft, geſchlagen werde. Wenn du nun andere ſchlägſt, ſo beſchimpfſt du dich ſelbſt. Was muß ich alſo mit dir thun?

C. (murmelnd) mich ſchlagen.

J. Freilich muß ich dich ſchlagen. Willſt du das?

C. Nein! lieber Vater!

J. Ich glaube es wohl. Ich habe auch keine Luſt, dich zu ſchlagen, weil ich dich lieb habe. Wenn du es aber ſelbſt ſo willſt, ſo muß ich es halt thun. Jetzt gehe hin

und hole mir von dieſem Haſelbuſche einen Stock, ſo dick als etwa dein Daumen!

C. Ach lieber Vater! ſchlag mich nicht, in meinem Leben will ich keinen andern wieder ſchlagen.

J. Da iſt's ja gut! Wenn du keinen andern wieder ſchlägſt, ſo darfſt du auch von mir keine Schläge beſorgen. Jetzt gehe gleich hin und hole den Stock!

Er ging weinend fort, holte ihn, und gab ihn mir mit zitternden Händen. Ich band einen Bindfaden daran, und hing ihn über die Thür.

Conrad ging betrübt fort, und trauerte den ganzen folgenden Tag.

Gegen Abend fiel er mir um den Hals, weinte und ſagte: lieber Vater! In meinem Leben will ich Niemanden wieder ſchlagen, thu' mir nur auch den Gefallen und nimm den Stock da weg!

J. Den Stock kannſt du immer hängen laſſen. Wenn du andere nicht mehr ſchlägſt, ſo wirſt du dich nicht vor ihm zu fürchten brauchen.

C. Aber wenn nun andere Leute herein kommen, da ſehen ſie ja den Stock, und glauben, Conrad kriegte damit Schläge.

J. Nun, wenn du das meinſt, ſo will ich den Stock unter das Bette legen; aber — mach ja nicht, daß ich ihn wieder hervor holen muß.

So hatte ich nun Conraden ſo weit gebracht, daß er es ſich wirklich feſt vornahm, Niemanden wieder zu ſchlagen. In der Folge hatte er wieder einigemal Händel. Da ich aber dem Herrn Kantor von dem, was ich ihm geſagt, Nachricht gegeben hatte, ſo erinnerte er ihn allemal, ſo oft er zornig wurde: Conrad! Conrad! beſchimpfe dich

nichts; du weißt, was für eine Strafe dein Vater darauf geſetzt hat.

Dadurch gewöhnte er ſich nach und nach, über ſeinen Zorn Herr zu ſein. Das hilft ihm noch bis auf den heutigen Tag. Vielmals war der Fall, daß andere, die ihm die guten Umſtände, in denen er ſich befand, nicht gönnten, ihn ſchimpften und ſchmähten; andere hetzten ihn auf und ſagten, dieß dürfe er nicht auf ſich ſitzen laſſen, er müſſe die Schimpfer und Schmäher verklagen, und ſich Abbitte und Ehrenerklärung thun laſſen. Da lachte er allemal und ſagte: das verlohnte ſich auch wohl der Mühe, daß ich um ein Paar Worte willen Zank und Streit anfangen ſollte. Mögen doch andere mich einen Narren, oder Schelm oder was ſie wollen, ſchimpfen, dieß ſchadet mir alles nichts, wenn ich es nur nicht bin.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Enthält eine ausführliche Nachricht, wie Conrad Kiefer Haushalten gelernt hat.

Kurz darauf gab es einen andern Verdruß. Wenn er des Morgens in die Schule gehen wollte, ſo fehlte ihm bald ein Buch, bald ein Schreibebuch, bald eine Feder, bald das Tintenfaß. Da wurde er allemal unwillig, denn wenn er in die Schule kam, und hatte nicht alles bei ſich, ſo wurde er als ein unordentlicher Schüler behandelt und beſtraft, und kam deßwegen betrübt nach Hauſe.

Da er mir es nun auch einmal klagte, gab ich ihm

zur Antwort, da kann ich dir nicht helfen, liebes Kind! warum hebſt du deine Sachen nicht beſſer auf.

Was hilft mir denn das Aufheben, lieber Vater! antwortete er, wenn ſie nicht da bleiben, wohin ich ſie gelegt habe? So oft ich aus der Schule komme, lege ich alles dort auf die Bank, und wenn ich wieder komme, ſo iſt alles wieder weg. Da nimmt bald mein kleiner Bruder, bald meine Schweſter etwas davon weg. Manchmal beſchmieren ſie mir auch die Bücher. Sieh nur, was der kleine Rudolph da hinein gekritzelt hat! Hernach denkt der Herr Kantor ich hätte es gethan.

Da willſt du wohl gar ein Plätzchen haben, fragte ich, wozu andere Leute nicht kommen können? Er lächelte, ich aber machte die Kammerthür auf, zeigte ihm einen neuen Schrank, den ich ihm hatte machen laſſen, und ſagte, hier lieber Conrad! haſt du ein Plätzchen, wohin du künftig deine Sachen legen kannſt, hier iſt der Schlüſſel dazu. Wenn du den Schlüſſel in Acht nimmſt, und immer fein zuſchließeſt, ſo wird Niemand etwas wegnehmen können.

Und der ſoll mir gehören, der Schrank, fragte er mit blitzenden Augen.

Der ſoll dir gehören, lieber Conrad, antwortete ich.

Wie ein Pfeil flog er zu ſeiner Mutter; Mutter! rief er, der Vater hat mir einen Schrank geſchenkt, einen neuen! neuen! Komm her und ſieh ihn.

Die Mutter lächelte, ließ ſich den Schrank zeigen und examinirte, wie Conrad nun ſeine Sachen darin vertheilen wollte. Hier und da gab ihm die Mutter einen guten Rath. Nun wurde eine halbe Stunde dazu angewendet, alles, was er hatte, aus den verſchiedenen Winkeln des

Hauſes zuſammen zu ſuchen und in den Schrank zu ſetzen und zu legen.

Durch dies Mittel ließ ich es ihn fühlen, wie wohl ſich der Menſch befindet, wenn er ſeine Sachen fein in Ordnung hält, und damit er es nicht vergeſſen möchte, ſo nahm ich auch wohl die Sachen, die er nicht verſchloß, ſelbſt weg, und ließ ſie ihn ein Paar Tage ſuchen.

Der Herr Pfarrer, dem ich dieß erzählte, hatte auch eine ſonderliche Freude darüber und ſagte: Jetzt hat ſein Conrad den Werth des Eigenthums ſchätzen lernen, dieß müſſen wir benutzen, und ihm Mittel an die Hand geben, wie er es erweitern und vergrößern kann; er kann auf dieſem Wege ſich mancherlei Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten verſchaffen, die ihm in der Folge ſehr nützlich ſein werden.

Es hat jeder Menſch ein Verlangen, etwas Eigenes zu beſitzen. Wenn dies Verlangen auf eine vernünftige Art benutzt und jedem Gelegenheit an die Hand gegeben würde, ſein Eigenthum ſo zu vergrößern, daß andern damit kein Schade geſchähe, ſo würden die Menſchen gewiß weit geſchickter, beſſer und froher werden, als ſie jetzt ſind. Das thut man aber nicht. Wenn die Menſchen noch Kinder ſind, ſo wird ihnen alles geſchenkt. Dabei gewöhnen ſie ſich an die Trägheit und an's Wünſchen. Das Verlangen nach Eigenthum bleibt ihnen, aber ſie haben keine Luſt, es ſich durch Fleiß und Nachdenken zu erwerben. Als kleine Kinder beunruhigen ſie die Eltern immer mit Bitten um Geſchenke, und als große Kinder lamentiren ſie um Beſoldung, Penſionen, Gnadengelder, ſetzen in die Lotterie und in's Lotto, lernen Gold machen und den Teufel citiren. Auf ſolche Albernheiten wird ein Menſch nie

gerathen, der früh gelernt hat, daß die Kraft, ſich Vermögen zu erwerben nirgends ſicherer gefunden werde, als — in dem Menſchen ſelbſt.

Hat ſein Conrad nicht ſchon etwas geſchenkt bekommen?

Ja, antwortete ich, er hat wohl gegen 5 Thaler in ſeiner Sparbüchſe, die er nach und nach von ſeinen Anverwandten hat geſchenkt bekommen

Gut! fuhr der Herr Pfarrer fort, das ſoll die Anlage zu ſeinem künftigen Vermögen werden. Wenn er dieſe gut anwendet, ſo kann er ſich nach und nach ein hübſches Sümmchen erwerben. Und das Sümmchen, das er ſich auf dieſe Art erwirbt, iſt das Wenigſte. Das Beſte, was er damit erlangt, ſind Fleiß, Uebung im Nachdenken, und eine ordentliche Einrichtung ſeiner Ausgaben.

Sollte aber, ſagte ich, das Kind auf dieſe Art nicht etwa eine Neigung zum Geize bekommen?

Dafür, antwortete der Herr Pfarrer, laſſe er mich ſorgen.

Nun gab mir der Herr Pfarrer noch allerlei Anſchläge, wie ich die Sache angreifen ſollte, und ich befolgte ſie.

Den folgenden Tag ſchnitt meine Frau Zwetſchen, um Muß daraus zu kochen, und Conrad half mit. Ich kam dazu, half auch ein Paar Zwetſchen zerſchneiden, und da ich den Eimer voll Kern ſah, der hier ſtand, ſagte ich — in jedem dieſer Kerne ſteckt ein Baum. Schade! daß ſie nicht geſteckt werden! Was für eine Menge Zwetſchen könnten wir nach zwanzig Jahren ſchütteln laſſen.

Vater! ſagte Conrad, ich will ſie ſtecken.

Ich erlaubte es ihm, und verſprach ihm zugleich, daß alle Bäume, die er ziehen würde, ſein Eigenthum ſein, daß er ſie verkaufen, und das Geld davon in ſeine Spar-

büchſe ſtecken ſollte. Darüber hatte er eine gewaltige Freude. Nur war noch die kleine Bedenklichkeit übrig, wohin er ſie ſtecken ſollte?

In meinen Gemüſegarten? den konnte ich nicht entbehren, weil ich das Gemüſe, das ich darin zog, ſehr nöthig brauchte. In den Obſtgarten? der war bereits mit Bäumen beſetzt; auf's Feld? da würden ſie die Haſen abgefreſſen haben. Nachdem wir die Sache hin und her überlegt hatten, wurden wir endlich eins, daß er unſerm Nachbar ſeinen Garten, den er Alters halber nicht mehr bearbeiten konnte, abpachten wollte.

Wir gingen zu ihm, und fragten ihn, ob er dazu Luſt habe? Er hatte ſie, und verlangte jährlich drei Gülden Pacht.

Conrad verſprach ſie ihm ſogleich.

Conrad, ſagte ich, übereile dich nicht! wenn du etwas verſprichſt, ſo mußt du es halten, und ich weiß nicht, ob du es kannſt. Gute Nacht, Herr Nachbar! ſagte ich, wir wollen mit einander die Sache überlegen, morgen wollen wir Antwort ſagen.

Auf dem Rückwege fragte ich ihn, woher er denn dieſe drei Gülden Pacht nehmen wolle?

Aus meiner Kaſſe, war die Antwort, ich habe ja gegen 5 Thaler darin.

Ich ſtellte ihm dagegen vor, daß dieß nur auf ein Jahr reiche, und für das zweite ſchon nicht hinlänglich ſei. Er müſſe aber auf gar viele Jahre Pacht geben. In zehn Jahren betrüge dieß ſchon dreißig Gülden. Woher er dieß nehmen wolle?

Er wendete dagegen ein, daß er unterdeſſen ſchon Geld genug aus ſeinen Bäumen löſen würde. Da ich ihm

aber begreiflich machte, daß die Bäume mehrere Jahre wachſen müßten, ehe er einen einzigen verkaufen könnte, ſo war er ganz niedergeſchlagen, und wußte nichts mehr darauf zu antworten. Ich überſchlug nun mit ihm, wie viel er, bei mäßigem Glücke, in zehn Jahren gewinnen könne, und, da wir fanden, daß dieſer Gewinn weit mehr als dreißig Gülden betrug, ſo rieth ich ihm dazu, daß er den Garten pachten ſolle. Woher er aber jährlich drei Gülden nehmen wolle, das, ſagte ich, müßte er mir erſt zeigen. Denn, wenn der Tag käme, da der Pacht fällig wäre, ſo müſſe er auch hingezählt werden.

Er dachte hin und her, endlich meinte er, das kürzeſte Mittel wäre ja wohl dieſes, daß ich ihm das Geld zum Pachten ſchenkte.

Conrad! ſagte ich, guck mir einmal in die Augen!

Er guckte mir getroſt in die Augen, und ich freuete mich darüber gar herzlich. Der Herr Pfarrer ſagte einmal: So lange die Kinder dem Vater in die Augen ſehen können, und, wenn ſie mit ihm ſprechen, die Augen nicht niederſchlagen, auch den Kopf weder auf die rechte noch auf die linke Seite hängen laſſen, kann man immer ein gutes Zutrauen zu ihnen haben.

Da er mir ſo herzlich in die Augen ſah, faßte ich ſeine Hand und fragte: Conrad biſt du mein Sohn?

Ja, Vater! war ſeine Antwort.

Gut! antwortete ich, ſo beweis es auch, daß du mein Sohn biſt, und mache es eben ſo, wie es dein Vater immer gemacht hat. Dein Vater hat niemals um Geſchenke gebettelt, und, wenn du mein Sohn biſt, ſo darfſt du es auch nicht thun. Der alten Chriſtine gebe ich wöchentlich ein Geſchenk, weil ſie blind, Hans Jürgen, weil er lahm

ist, Nachbar Melchiorn, weil er in der Schlacht bei Torgau den rechten Arm verloren hat, und der Anne Grethe, weil sie wegen ihres hohen Alters nicht mehr arbeiten kann. Warum soll ich dir denn aber Geschenke geben? Deine Augen hast du noch, deine Beine sind gesund, beide Arme kannst du brauchen, zur Arbeit bist du auch noch jung genug, warum verlangst du denn, daß ich dir etwas schenken soll?

Ja, Vater! das ist wohl ganz gut, aber ich kann ja noch nichts verdienen.

J. Noch nichts verdienen? Willst du denn etwas verdienen?

C. O ja, Vater!

J. Nun wenn du etwas verdienen willst, so will ich dir etwas zu verdienen geben.

C. Und was denn?

J. Das wirst du schon erfahren. Jetzt will ich erst einen Versuch mit dir machen. Von heute an gebe ich dir das Amt, die Eier abzunehmen. Für jedes Schock Eier, das du bringst, gebe ich dir einen Groschen. Wenn du nun, eine Woche in die andere gerechnet, mir wöchentlich ein Schock bringst, wie viel bekömmst du jährlich von mir?

C. 48 Groschen machen 2 Thaler, 52 Groschen 2 Thaler 4 Groschen. 2 Thaler 4 Groschen bekomme ich also für das Eierabnehmen.

J. Wofür bekommst du 2 Thaler 4 Groschen?

C. Für das Eierabnehmen.

J. Merke es, Conrad! Nicht dafür bekommst du das Geld, daß die Hühner die Eier legen, sondern dafür, daß du sie abnimmst und mir bringst. Was mußt du also thun, wenn du bei mir Geld verdienen willst?

C. Ich muß Eier abnehmen und ſie dir bringen.

J. Ganz recht! und wenn du nun jährlich damit 2 Rthlr. 4 Gr. verdienſt, wie viel macht denn dies Gülden?

Gleich will ich's ſagen — — 2 Mſl. 10 Gr.

J. Wie viel fehlt dir denn da noch an 3 Gülden?

C. 11 Groſchen.

J. Nun dieſe wirſt du leicht auch noch verdienen können. Und wenn du nun das Geld zu deiner Baumſchule ſelbſt verdient haſt, und die Bäume werden groß, und du kannſt ſie verkaufen, und das Geld dafür einſtreichen, das wird dir gewiß mehr Freude machen, als wenn ich dir das Geld dazu geſchenkt hätte.

Auf dieſe Art gelang es mir, meinem Sohne den Trieb beizubringen, ſich durch ſeinen eigenen Fleiß ein Eigenthum zu erwerben. Es ging damit auch recht gut. Er war auf das Eierabnehmen nun ſo erpicht, daß mir nicht leicht ein Ei verloren ging, und daß er mir den Groſchen, den ich ihm für jedes Schock gab, reichlich wieder bezahlte.

So wie er älter wurde, vertraute ich ihm wichtigere Geſchäfte an, die ich ihm alle gut bezahlte. Dabei hatte ich viele wichtige Vortheile. Erſtlich gewöhnte ſich mein Conrad an die Arbeit, von der doch der Menſch eigentlich leben muß. Zweitens lernte er das Geld kennen, und mit dem Gelde ordentlich haushalten. Dieß iſt auch keine Kleinigkeit. Einmal iſt's doch ſo eingeführt, daß man Geld haben muß, wenn man in der Welt etwas anfangen will. Iſt's denn alſo nicht gut, wenn die Kinder früh lernen mit Gelde umgehen? Wenn ſie nun immer unter der Vormundſchaft der Eltern ſtehen, und nicht eher Geld

unter die Hände bekommen, als bis ſie ihre eigene Haushaltung anfangen, ſo darf man ſich auch nicht wundern, wenn ſie damit anfänglich lauter alberne Streiche machen, es entweder verſchwenden, oder im Schranke verſchimmeln laſſen. Drittens hatte ich nun auch Gelegenheit, zu beobachten, ob mein Conrad ehrlich ſei oder nicht? ob er nicht etwa bisweilen krumme Wege einſchlüge, um Geld zu bekommen? denn wenn die Kinder keine Gelegenheit haben, ſich Geld zu erwerben, wie kann ich denn wiſſen, ob ſie bei Erwerbung deſſelben ehrlich ſind? Viertens hatte mein Sohn nun auch Gelegenheit, wohlthätig zu ſein, und bisweilen einen Armen aus ſeiner Kaſſe zu erquicken. Es iſt lächerlich, wenn Kinder den Armen Gutes thun aus dem Beutel der Eltern. Da geben ja die Kinder nicht, ſondern die Eltern. Fünftens ſchaffte mir dieſe Einrichtung auch noch den Vortheil, daß mein Sohn ſich nie dazu gewöhnte, den alten Vater um Geld zu plagen. Nach der Einrichtung, die in den mehreſten Häuſern gewöhnlich iſt, möchte es einem ehrlichen Manne grauen, Kinder zu erzeugen. So lange ſie klein ſind, hat er von ihnen nichts als Mühe und Sorgen, und wenn ſie groß werden und ihre eigene Haushaltung anfangen, da geht erſt die rechte Plage an. Statt daß ſie die alten Eltern unterſtützen ſollten, plagen ſie ſie beſtändig um Zuſchuß, und ſaugen beinahe ganz aus, was ihre grauen Eltern mit vieler Mühe erworben haben. Dieß that mein Conrad niemals. Sobald er ſelbſt erwerben konnte, verlangte er von mir keinen Pfennig mehr als Geſchenk, und hat jetzt die Freude, daß er von ſeinem ſelbſt erworbenen Vermögen ſeine eigene Wirthſchaft anfangen kann. Dafür ſtehe ich, daß er mich nie um Zuſchuß plagen wird. Er hat ſich ſelbſt zu helfen gelernt,

und hat zu viel Ehre im Leibe, als daß er dem alten Vater mit Klagen beſchwerlich fallen ſollte.

Ueber dieſen Punkt las mir einmal unſer Herr Pfarrer folgende Stelle aus dem Carlsberg vor.

„Wenn wir immer den Weg gingen, den uns die Natur zeigt, ſo müßte jedes Kind, wenigſtens vom achtzehnten oder zwanzigſten Jahre an, ſich ſelbſt ernähren, und der alte Vater könnte dann unter ihnen und ſeinen Enkeln ſitzen und ſich freuen, wie man ſich freut in der Ernte. Und wenn er kraftlos würde, könnte er ſich auf ſeine Familie ſtützen. So aber, wenn ein ehrlicher Mann des Tages Laſt und Hitze getragen hat, ſo freſſen ihn ſeine Kinder auf, ſo wie es bei verſchiedenen wilden Nationen gewöhnlich iſt. Nur mit dem Unterſchiede, daß der Wilde ſeine Eltern erſt nach dem Tode, aber unſere kultivirte Jugend ihre Eltern bei ihrem Leben auffrißt.“

Bald hätte ich vergeſſen, einen ſechsten Hauptvortheil anzuführen, den mir dieſe Einrichtung verſchaffte. Es war dieſer, daß ich nun ein neues Mittel hatte, meinen Conrad zu beſtrafen, wenn er da oder dort zu nachläſſig war, oder einen Fehler beging. Er mußte mir nämlich, nachdem das Vergehen klein oder groß war, ſechs Pfennige, einen Groſchen, auch wohl zwei oder vier Groſchen Strafe geben. So lange der Menſch noch jung iſt, bleibt er immer leichtſinnig und flatterhaft, und fügt dadurch den Erwachſenen manchen Schaden und Verdruß zu. Was ſoll man nun da anfangen? ſoll man dazu ſchweigen? ſo wird er immer nicht bedachtſamer; ſoll man ihm immer Verweiſe geben, ſo wird man leicht zu heftig und braucht härtere Worte als man thun ſollte. Was für ein Lärmen entſteht in manchen Häuſern, wenn ein Kind ein Glas

zerbrochen, oder eine Fenſterſcheibe eingeſtoßen, oder einen Fleck in den neuen Rock gemacht hat! Durch dieſe ewigen Verweiſe und Vorwürfe werden nach und nach die Kinder harthäutig und gewöhnen ſich ſo daran, daß ſie ſich nichts mehr daraus machen. Oder ſoll man ſie gar ſchlagen? ſchlage wer da will, ich bin kein Freund davon. Meinen Hund und meine Fohlen ziehe ich mit Schlägen, der Menſch aber muß mit Vernunft gezogen werden, und ſelten, nur in außerordentlichen Fällen, ſind Schläge erlaubt.

Kurz, ich machte es mit meinem Conrad ſo: wenn er ein Geſchäft vergeſſen, oder ſchlecht ausgerichtet hatte, ſo mußte er mir eine Geldſtrafe bezahlen. Dieß that ihm wehe, und er wurde dadurch nach und nach vorſichtiger und bedachtſamer gemacht. Würden aber dieſe Geldſtrafen wohl etwas geholfen haben, wenn ich ihm das Geld dazu geſchenkt hätte?

Sonſt hatte Conrad den garſtigen Fehler an ſich, daß er anderer Leute Eigenthum nicht ſchonte. Wenn er Blumen ſuchte, durch die Wieſen und Saatfelder zu gehen, und Gras und Saat zu zertreten; Johannisbeeren, Kirſchen, Schoten u. dgl., wenn ſie ihm aufſtießen, abzureißen, daraus machte er ſich auch kein groß Gewiſſen. Ich hatte ihm zwar ein Paar Geſchichtchen erzählt, in denen die Häßlichkeit dieſes Fehlers vorgeſtellt wurde, es half auch, aber bisweilen vergaß er ſich doch wieder und fiel in die alte Sünde zurück. Seitdem er aber eine Baumſchule hatte und ihm durch muthwillige Kinder einige Bäumchen waren beſchädigt worden, und er nun gefühlt hatte, wie weh es thut, wenn das Eigenthum beſchädigt wird, wurde

er ganz anders, und nahm ſich gar ſehr in Acht, daß er Niemandem Schaden zufügte.

Meine Freunde ſahen nun das viele Gute, daß ich dadurch erlangte, daß Conrad Anleitung bekam, ſich durch ſeinen eigenen Fleiß etwas zu erwerben, und wunderten ſich darüber. Manche hatten doch aber allerlei Bedenklichkeiten. Vorzüglich war Herr Grill der Meinung, ich würde nichts Gutes aus ihm ziehen, weil er gewiß einmal ein alter Geizhals werden würde, da er in der Jugend das Geld ſchon ſo lieb hätte.

Ich kannte aber Conraden zu gut, als daß ich ſo etwas von ihm hätte beſorgen dürfen, und ließ es auch nicht daran fehlen, ihn zur Freigebigkeit zu locken. Wenn in der Nachbarſchaft eine Feuersbrunſt war, ſo ſammelte der Herr Pfarrer gemeiniglich eine Collecte für die Abgebrannten. Ich ließ dann auch einen Teller in meiner Familie herumgehen, darauf jedes legen konnte, ſo viel ihm beliebte. Conrad legte allemal ſeinen Beitrag darauf, ohne daß ich ihn dazu aufforderte, oder ihm deßwegen ein beſonderes Lob ertheilte. Höchſtens ſagte ich etwa, ſiehſt du Conrad, wie hübſch es iſt, wenn man etwas ſelbſt verdienet? da hat man immer etwas, wovon man Nothleidende erquicken kann. Auch einem Tagelöhner, der in meinem Dienſte blind geworden war, und ein Paar andern gebrechlichen Leuten gab er bisweilen etwas aus ſeiner Kaſſe.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Aus dieſem ergibt es ſich, daß ein braver Bauer glücklicher lebt, und mehr Gutes ſtiftet, als ein ſchlechter Gelehrter.

Da ich nun ſah, daß mein Sohn bei jeder Gelegenheit einen guten Kopf zeigte, ſo kam ich auf den Einfall, ich wollte ihn ſtudiren laſſen. Ich theilte ihn meiner lieben Frau mit, und dieſe freute ſich gar herzlich darüber. Dieß thue, ſagte ſie, lieber Mann! ich will daran wenden, was ich kann. Da haben wir hernach auch deſto größere Freude. Denk' einmal, was es für eine Freude und Ehre für uns ſein würde, wenn unſer Conrad einmal auf der Kanzel ſtände und — predigte. Sie weinte vor Freuden, und wollte ſchon hinlaufen, und es dem Conrad ſagen. Dieß ließ ich aber doch nicht zu, ſondern bat meine Frau, ſie möchte es anſtehen laſſen, bis ich die Sache mit dem Herrn Pfarrer überlegt hätte.

Ich that es ſchon den nächſten Sonntag. Der Herr Pfarrer hörte mich an, und da ich ausgeredet hatte, ſagte er: es iſt gut, daß Eltern bei Zeiten daran denken, was ihre Kinder einmal werden, und was für ein Geſchäft ſie einmal treiben ſollen. Wenn ſie mich in dieſer Sache um Rath fragen, ſo gebe ich ihnen immer dieſe Regel: gebt genau Achtung, wozu eure Kinder vorzüglich Luſt und Geſchicklichkeit haben! und das laßt ſie lernen. Hat er denn dieß gethan, Herr Kiefer? Hat er denn nicht bemerkt, womit ſein Sohn ſich am liebſten beſchäftigt?

Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, war meine Antwort, ſo beſchäftigt er ſich am liebſten mit der Oekonomie. Die

Pferde zu füttern, Bäume zu pflanzen, zu pfropfen und zu oculiren, das iſt ſeine größte Luſt.

Pf. Und doch will er ihn ſtudiren laſſen?

J. Es iſt aber doch hübſch, wenn man einen ſtudirten Sohn hat, der den Eltern im Alter Ehre und Freude macht.

Pf. Freilich iſt das hübſch. Macht denn aber ein rechtſchaffener, fleißiger, geſchickter Oekonom den Eltern nicht auch im Alter Ehre und Freude? Hat er denn ſeinem Vater nicht auch Ehre und Freude gemacht?

Ich wußte nichts darauf zu antworten, denn wahr war es, daß ich meinen Eltern Ehre und Freude gemacht hatte.

Und, fuhr der Herr Pfarrer fort, machen denn alle Studirte ihren Eltern Ehre und Freude? gibt's ihrer denn nicht genug, die ihnen Schande und Verdruß machen?

Auch dieß mußte ich zugeben!

Nun, ſagte der Herr Pfarrer weiter, wollen wir doch die Sache mit einander vernünftig überlegen. Wenn ſein Sohn bei der Oekonomie bleibt, ſo behält er ihn zu Hauſe und er kann ihm bei ſeinen Geſchäften nützen; wenn er aber ſtudiren ſoll, ſo muß er ihn auswärts auf eine Schule, dann auf eine Univerſität thun. Zu Hauſe koſtet er ihm faſt gar nichts, auswärts aber ſchweres Geld. Zu Hauſe hat er ihn immer unter den Augen, kann ihn zurechtweiſen, wenn er bisweilen auf Abwege gerathen ſollte. Dieß letztere iſt nicht leicht zu beſorgen, weil er in der Eltern Hauſe lauter gute Exempel ſieht. Auswärts hingegen iſt es ganz anders. Auf Schulen und noch mehr auf Univerſitäten gibt es viele Verführung, und der Vater kann ihn dagegen nicht ſchützen, weil er nicht zugegen

iſt. Mancher junge Menſch, der als ein unſchuldiger Jüngling auf die Univerſität geſchickt wurde, kam als ein Taugenichts zurück. Wenn ſein Conrad bei der Oekonomie aufwächst, ſo hat er in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre ſein gutes Auskommen und kann heirathen wenn er will. Iſt denn dieß auch ſo mit den jungen Gelehrten? fallen denn dieſe, wenn ſie von der Univerſität zurückkehren, nicht oft ihren Eltern zur Laſt? müſſen ſie nicht um eine Verſorgung ſupliciren und oft zehn bis zwölf Jahre warten, ehe ſie ſie erhalten? Und wenn dann endlich die Verſorgung kommt, ſo iſt ſie insgemein ſo elend, daß der Gelehrte dabei Hunger und Kummer leiden muß. Bleibt ſein Sohn in dem Stande ſeines Vaters, ſo braucht er nicht viel; er und ſeine Frau kleiden ſich, wie die Eltern, ſchlecht und recht, behelfen ſich mit wohlfeilem Hausgeräthe, und ſind vergnügt, wenn ſie täglich ihr Brod, Gemüſe und Fleiſch, und ein gutes Glas Bier haben. Wie viel braucht aber nicht der Gelehrte! er will ſich beſſer kleiden, beſſer eſſen und trinken, bequemer wohnen, als der Bauer! er will Geſellſchaften halten, er muß eine Bibliothek haben; Madame will in ihrer Kleidung den andern Frauenzimmern ihres Standes nicht nachſtehen — u. ſ. w. Daher findet man in dem Stande der Gelehrten den mehreſten Kummer.

Wenn alſo der Sohn des Bauers und Handwerksmanns nicht einen ganz außerordentlich guten Kopf hat, wenn er nicht ungleich mehr Luſt zum Nachdenken, als zur Handarbeit zeigt, ſo iſt und bleibt mein Rath dieſer: man laſſe ihn das Geſchäft ſeines Vaters lernen.

Aber, ſagte ich, ein Gelehrter kann doch ſo viel Gutes ſtiften!

Wenn er, fuhr der Herr Pfarrer fort, fleißig und geſchickt iſt. Außerdem ſtiftet aber ein fleißiger, vernünftiger Bauer gewiß ungleich mehr Nutzen, als ein ungeſchickter Gelehrter. Jener liefert doch Getreide, Gemüſe, Fleiſch, Milch, Butter und Käſe. Was liefert denn aber dieſer? Nichts. Er verzehrt nur das, was andere geliefert haben.

Von dieſer Stunde an beredete ich meine Frau, daß wir unſern Sohn nicht wollten ſtudiren laſſen.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Wie Conrad Kieſer ſeiner Eltern Geburtstage gefeiert hat.

Kurz darauf war mein Geburtstag. Da ich aufwachte, dankte ich dem lieben Gott für alles Gute, das er mir bisher gethan hatte, und nahm mir vor, daß ich mein Lebenlang als ein rechtſchaffener Mann meinen Beruf treiben, für meine Familie ſorgen, und, ſo viel als möglich, allen Menſchen nützlich ſein wollte.

Dann ging ich in meine Stube — was für eine Freude hatte ich, als ich da hineintrat! Eine Schüſſel voll Honig ſtand da, und daneben lag ein Brief an mich. Die Hand, die ihn geſchrieben hatte, erkannte ich ſogleich — es war meines Conrads Hand

Ich erbrach den Brief und las:

Lieber, guter Vater!

Heute iſt dein Geburtstag! Ich freue mich darüber, daß du ihn erlebſt haſt, und noch ſein geſund biſt. Ich

danke dir auch für alles Gute, das du mir erzeigt haſt, ſeitdem ich auf der Welt bin. Ach, was biſt du für ein guter Vater! wenn doch alle Kinder ſo gute Väter hätten! daß ich ſo geſund und ſtark bin, das habe ich dir zu danken. Denn von meiner Geburt an haſt du mich hart gewöhnt, daß mir nicht leicht etwas ſchaden kann! du haſt mich die Thiere und Bäume kennen gelehrt, und mich hernach zum Herrn Pfarrer geſchickt, wo ich noch mehr gelernt habe. Darüber freue ich mich allemal, wenn ich durch's Feld gehe, und allenthalben Sachen finde, die mir bekannt ſind. Du haſt mich Leſen, Schreiben, Rechnen lehren laſſen, und die Geographie und Geſchichte und Religion. Du haſt mich nun dreizehn Jahre genährt und gekleidet. Dir habe ich zu danken, daß ich ein guter Menſch geworden bin, weil du mir immer gute Ermahnungen gabſt, und mir ſo viel Gutes erzähltеſt. Dir habe ich es auch zu danken, daß ich eine Baumſchule, Bienenſtöcke, ein Paar Kälber, und ſo vieles Geld in meiner Kaſſe habe. Lieber Vater! ich kann dir nicht vergelten, was du an mir gethan haſt. Nimm dieſe Schüſſel voll Honig als ein kleines Geſchenk an. Ich will dir aber noch mehr Freude machen durch meine gute Aufführung. Was ich dir an den Augen abſehen kann, das will ich thun, darauf kannſt du dich verlaſſen. Und wenn du einmal ein alter Mann biſt und nicht mehr arbeiten kannſt, ſo will ich für dich arbeiten. Du haſt ja auch genug für mich gearbeitet, da ich noch klein war; Gott gebe, daß du recht alt werden magſt. Ich bin

Dein

guter Sohn
Conrad.

Die Thränen traten mir in die Augen, da ich den Brief las. Ich rief sogleich meine Frau, und las ihr den Brief vor. Diese weinte das ganze Schnupftuch voll und sagte: haben wir nicht ein gutes Kind!

Nun ließ ich Conraden rufen. Conrad, sagte ich, hast du denn den Brief selbst geschrieben?

C. Ja, Vater!

J. Bist du von dir selbst auf diesen Einfall gekommen?

C. Nein Vater! der Herr Pfarrer hat mir dazu gerathen.

J. Conrad! du hast mir mit deinem Briefe viele Freude gemacht. Wenn du willst, daß ich ein alter Vater werden soll, so sei du ein guter Sohn! Wohlgerathene Kinder machen Freude und verlängern das Leben. Die Bibel sagt: wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebet, des lebet er noch eins so lange. — Ich will ferner für dich als ein guter Vater sorgen, darauf kannst du dich verlassen.

Weil meine Frau auch eine Geburtstagsfeier veranstaltet hatte, so ließ ich den Herrn Pfarrer dazu bitten. Da er kam, zog ich ihn sogleich bei Seite und dankte ihm für die Freude, die er mir durch Conrads Brief gemacht hatte.

Ich habe den Brief, sagte er, nicht blos schreiben lassen, um Herrn Kiefer damit Freude zu machen, sondern auch deßwegen, daß Conrad Liebe und Dankbarkeit gegen seine guten Eltern bekommen möchte. Die Kinder genießen von ihren guten Eltern so viel Gutes, daß sie vor Freude darüber weinen würden, wenn sie es recht bedächten. Aber sie denken gemeiniglich darüber nicht nach. Weil sie es täglich, Jahr aus Jahr ein, genießen, so

glauben ſie, es müſſe ſo ſein. Benutzt man hingegen einen Geburtstag, oder das Ende eines Jahrs dazu, daß man die Kinder ermuntert, in einem Briefe den Eltern für das Gute, das ſie bisher von ihnen genoſſen haben, zu danken, und ihnen ein bischen Anleitung gibt, darüber nachzudenken, ſo denken ſie wirklich nach, erſtaunen über das viele Gute, das ſie genoſſen, und es jammert ſie, daß ſie es bisher nicht erkannt haben.

Es iſt mit ſolchen Briefen beinahe wie mit dem Gebete. Der Menſch genießt vom lieben Gott täglich ſo viel Gutes, daß er Freudenthränen vergießen würde, wenn er es recht bedächte. Er bedenkt es aber nicht. Wer denkt denn daran, was es für eine große Wohlthat iſt, daß Alles, was um uns iſt, ſich in unſern Augen abbildet, und wir es ſo ſehen können? Wenn wir aber beten, und dem lieben Gott gleichſam nachrechnen alle das Gute, das wir von ihm erhalten, ſo müſſen wir darüber nachdenken, bekommen Gott lieb, und fühlen gegen ihn Dankbarkeit.

Wir brachten den Tag ſehr vergnügt zu. Ich dachte aber immer bei mir ſelbſt, daß es wohl billig ſei, daß Conrad an ſeine Mutter auch ſo einen Brief ſchriebe, weil er gewiß nicht ſo geſund und gut würde geworden ſein, wenn er eine alberne Mutter gehabt hätte.

Da alſo der Geburtstag meiner Frau heran rückte, nahm ich Conraden vor, und ſagte: Conrad! an meinem Geburtstage haſt du mir einen ſo hübſchen Brief geſchrieben. In ein Paar Wochen iſt deiner lieben Mutter Geburtstag. Willſt du ihr denn nicht auch ſo einen Brief ſchreiben? Glaubſt du denn nicht, daß ſie auch dir vieles Gute gethan hat, und noch thut?

Nun ging ich mit ihm alles durch, was ſeine Mutter

von seiner Geburt an bis jetzt für ihn gethan hatte. Er wurde weich und ging fort.

Da der Geburtstag kam, erhielt die Mutter von ihm folgenden Brief.

Liebe, gute Mutter!

Ich freue mich, daß Du wieder einen Geburtstag erlebt hast, und danke Dir für alles Gute, das Du mir bisher erzeigtest. Ach wie viel hast Du an mir gethan! Du hast mich an Deinen Brüsten trinken lassen. Weil Du immer gut lebtest, so bekam ich von dir gesunde Milch und gesundes Blut. Hättest Du nicht gut gelebt, so hättest Du keine gute Milch gehabt, und ich hätte kein gesundes Blut bekommen. Viele Nächte konntest Du nicht schlafen, weil ich als ein kleines unverständiges Kind schrie und unruhig war. Da ich die Blattern hatte, bist Du Tag und Nacht nicht von meinem Bette gekommen. Ach liebe Mutter, wie viel Mühe habe ich Dir gemacht! Wenn andere Weiber auf Hochzeiten und Kirmsen tanzten und sprangen, so bliebst Du zu Hause und warteteſt mich. Du überließest mich nicht der Magd, Du trugst und pflegtest mich selbst. Vielleicht wäre ich jetzt ein Krüppel, wenn die Magd mich hätte fallen lassen. Liebe Mutter! ich muß weinen, wenn ich bedenke, was Du für eine gute Mutter bist. Und ich habe Dir so vielen Verdruß gemacht! vergib es mir, ich will es nicht mehr thun. Noch jetzt sorgst Du für mich, gibst mir zu essen und zu trinken, nähest meine Hemden, und strickst meine Strümpfe, und sorgst, daß ich immer reinlich gekleidet bin. Nun, liebe Mutter! so lange ich lebe, will ich's nicht vergessen, was du an mir gethan hast. Wenn ich dir einen Gefallen thun

kann, ſo ſoll es gern geſchehen. Vor dein Kammerfenſter habe ich zwei von meinen Kirſchbäumen pflanzen laſſen. Wenn Du die ſiehſt, ſo denke an

Deinen

guten

Conrad.

Da verſchiedene vornehme Familien in der Stadt Getreide, Obſt, Butter u. dgl. von mir bekommen, ſo habe ich oft Gelegenheit gehabt, es mit anzuſehen, wie die Kinder ihren Eltern zu ihren Geburtstagen und zum neuen Jahr gratulirten. Es nahm ſich recht artig aus. Die Kinder waren geputzt wie die Docken und friſirt und balſamirt, daß man ſie zehn Schritte weit roch. Ihre Wünſche waren auch weit künſtlicher geſetzt, und alles wie gedrechſelt, manche waren auch in Reime gefaßt. Aber ſo eine Freude richteten ſie nicht an, als meines Conrads Brief. Wenn ſie ihre Wünſche hergeſagt hatten, ſo lächelten gemeiniglich die Eltern, und klopften ſie auf die Achſel; da aber meine Frau Conrads Brief las, ſo ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, und da ſie mit Leſen fertig war, fiel ſie ihm um den Hals, küßte ihn und ſagte: haſt recht, lieber Conrad! ich habe an dir als eine rechtſchaffene Mutter gehandelt, und an dir gethan was in meinen Kräften war; das weiß der liebe Gott! Ich will auch ferner als eine rechtſchaffene Mutter an dir handeln; Conrad, darauf kannſt du dich verlaſſen. Haſt mir bisher viele Freude gemacht, mache ſie mir ferner. Hörſt du, Conrad?

Conrad war ſehr gerührt und ich auch. Woher kam es aber, daß Conrads Brief mehr Eindruck machte als die gekünſtelten Wünſche vornehmer Kinder? Jene Wünſche

schrieben sich gemeiniglich von dem Herrn Informator her? dieser Brief kam aber aus dem Herzen des Kindes. In jenen Wünschen wurde vieles geschwatzt von Sachen, die gar nicht daher gehörten, z. E. von Rosen und Jasmin, Morgenthau, Myrthen und Lorbeern. Conrads Brief handelte aber von lauter geschehenen Dingen, von Wohlthaten, die Conrad wirklich genossen hatte. Und dabei bleibt's immer: was vom Herzen kommt, das geht wieder zu Herzen.

Die Leute haben sich immer darüber gewundert, woher es doch käme, daß meine Kinder mich so gar herzlich lieb hätten. Die Ursachen davon waren mancherlei, aber gewiß eine der vorzüglichsten war diese, daß sie bisweilen, besonders am Ende eines jeden Jahres, und an den Geburtstagen ihrer Eltern Anleitung bekamen, über das Gute, das sie von ihren Eltern genossen hatten, selbst nachzudenken, und es in einem Briefe an die Eltern selbst aufzusetzen.

Manche Eltern wollen die Liebe dadurch erzwingen, daß sie es den Kindern recht oft vorsagen, was sie Gutes an ihnen thun. Dieß hilft aber wenig oder nichts. Es hört's kein Mensch gern, wenn ihm die Wohlthaten vorgeworfen werden, die er genießt, und Kinder sind auch Menschen. Besser ist es, wenn sie Anleitung bekommen, über das empfangene Gute selbst nachzudenken. Und da ist's wieder gut, wenn dieß nicht die Eltern selbst thun, sondern durch einen Freund thun lassen, oder wenigstens die Mutter bisweilen die Kinder darauf aufmersam macht, was sie für einen guten Vater, und der Vater, was sie für eine gute Mutter haben. Dazu gehört denn freilich noch ein Pünktchen, das etwas wichtig ist — der Vater und die

Mutter müssen auch wirklich recht gut sein, damit man mit Recht viel Gutes von ihnen sagen kann. Denn wenn die Eltern ihre Schuldigkeit nicht thun, und man will sie doch den Kindern als gute Eltern vorloben, so glauben es die Kinder nicht — und werden zu Heuchlern gemacht, die sich stellen, als wenn sie etwas glaubten, was sie doch im Grunde nicht glauben.

Neununddreißigstes Kapitel.

Conrad Kiefer genießt zum erstenmale das heilige Abendmahl.

Nun kam Ostern herbei, und ich entschloß mich, meinen Conrad mit zum heiligen Abendmahle gehen zu lassen. Ich meldete es also dem Herrn Pfarrer und fragte, ob er ihn hierzu für tüchtig hielte? Ohne Bedenken, Herr Kiefer! gab er mir zur Antwort. Sein Sohn hat gesunden Menschenverstand und hat gelernt, was er in der Schule lernen kann.

Er ging nun also mit auf die Pfarre, und wurde noch mehr in der Religion unterrichtet. Einigemal wohnte ich dem Unterrichte bei, und freute mich sehr darüber. Der Herr Pfarrer ging etwas von dem Unterrichte ab, der sonst gewöhnlich ist, er hielt sich nicht lange bei Geheimnissen auf, aber desto länger bei Sachen, die die Kinder verstanden; er erklärte nicht weitläuftig die Wunder, die Jesus gethan hat, aber desto mehr die schönen Lehren, die er den Menschen gab, und erläuterte alles mit Beispielen, und zeigte, wie die Kinder diese Lehren in ihrem

Stande benutzen, und was sie für Vortheile davon haben könnten, und wie glücklich sie leben würden, wenn sie immer diese guten Lehren befolgten.

Da die Kinder öffentlich konfirmirt wurden, so hielt der Herr Pfarrer eine schöne Rede, bei welcher alle Leute Thränen vergossen. Ich habe sie nicht mehr ganz im Kopfe, was ich aber daraus gemerkt habe, will ich doch erzählen.

Er sagte z. E., es wäre nicht genug zum Christen, daß er das Abendmahl genösse, das könnte ja auch der böseste Mensch thun. Man müsse durch Befolgung der Lehre Jesu beweisen, daß man sein Schüler sei. Jesus habe immer Liebe gepredigt, wenn man also ein Schüler Jesu sein wollte, so müsse man auch durch seinen ganzen Lebenswandel Liebe beweisen.

Zuerst, sagte der Herr Pfarrer, müsse man sich selbst recht lieb haben, und an seiner Seele immer bessern, daß diese immer rechtschaffener, verständiger, zufriedener und thätiger würde, und seinen Leib, durch den die Seele wirkt, und den Paulus einen Tempel des heiligen Geistes nannte, hochschätzen, ihn reinlich halten, und ihn hüten, daß man ihn durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken oder allerlei Unkeuschheit nicht schwäche und verderbe; so herzlich, wie man sich selbst liebe, müsse man nun auch den Nächsten, oder die Personen, die uns die Nächsten wären, lieben, und daher seinen Eltern beistehen, und ihr Bestes suchen, unter seinen Geschwistern und Anverwandten Liebe und Einigkeit erhalten, das Beste der Gemeine und des Landes, zu dem man gehöre, befördern. Fände sich Gelegenheit, einem Andern etwas Gutes zu thun, so müsse man es ja thun, ohne zu fragen, von was für einem Volke, oder von welcher Religion er sei. So hätte es unser Heiland auch

gehalten: zuerſt hätte er für ſeinen Nächſten, für ſeine Mutter, ſeine Jünger, ſeine Landsleute geſorgt; hernach hätte er aber auch an Samaritern und Heiden Gutes gethan. Er zeigte ihnen darauf, wie glücklich ein Menſch lebe, der dies Alles befolge, wie ruhig er in die vergangenen Tage ſehen, mit welcher Freudigkeit er an Gott und an die Zukunft denken könne. Darauf ſegnete er die Kinder ein, und bat den lieben Gott, daß er ſie immer auf guten Wegen erhalten möchte.

Vierzigſtes Kapitel.

Conrad zieht aus der Schule, lernt aber noch immer fort.

Nun nahm ich meinen Conrad aus der Schule. Damit er aber, wie man zu ſagen pflegt, nicht weggehen möge, wie der Rath vom Taubenhauſe, ſo ſtellte ich erſt mit ihm eine Unterredung an, über alles das Gute, das ſeine Lehrer an ihm gethan hatten. Da er es recht begriffen hatte, fragte ich ihn, ob er nicht einen Brief an jeden ſchreiben, und ſich bei ihnen für alles Gute, das er von ihnen genoſſen hätte, bedanken wollte? Ja, Vater! das will ich thun, war ſeine Antwort. Darauf ſetzte er ſich hin, ſchrieb, und brachte mir den folgenden Tag ein Paar Briefe, die ſo herzlich waren, als die, die er an ſeine Mutter und mich geſchrieben hatte.

Er trug ſie zu den Lehrern, und ich gab ihm für jeden ein Geſchenk mit. Conrad! ſagte ich, da ich es ihm gab, eigentlich ſollteſt du deine lieben Lehrer beſchenken. Da

du aber noch nicht viel zu verschenken hast, so thue ich es an deiner Statt. Wenn du größer wirst, so hoffe ich, daß du selbst dich gegen sie dankbar beweisen werdest. Ja, Vater! sagte er, das will ich gewiß thun.

Da er nun aus der Schule Abschied genommen hatte, hielt ich ihm, in Gegenwart seiner Mutter, auch ein Redchen, welches folgendermaßen lautete:

Lieber Conrad! Du bist nun so groß und verständig geworden, daß du aus der Schule hast können genommen werden, darüber freuen wir Eltern uns gar herzlich. Sonst warst du nicht so groß und verständig, konntest dich nicht selbst ernähren, und wir ernährten dich, wie es unsere Schuldigkeit war. Aber nun bist du groß und verständig, und wirst, wenn dich der liebe Gott gesund erhält, immer größer und stärker werden. Mit deinen Eltern ist's nicht also, diese werden nach und nach alt, die Kräfte nehmen ab, und sie werden nun bald gebückt gehen (er weinte, da ich dieß sagte). Wäre es nun wohl recht und billig, wenn wir dich immerfort ernähren sollten?

Nein, Vater! sagte er, das wäre nicht recht, das verlange ich nicht.

Ich weiß auch, fuhr ich fort, daß du dieß nicht verlangst. Arbeite du bei mir, und verrichte treu und redlich, was ich dir auftrage, so sollst du deine tägliche Kost, und auch einen guten Lohn haben, davon du dir deine Kleider schaffen kannst.

Damit war er gar wohl zufrieden, und lernte dabei gut wirthschaften. Seine Baumschule wuchs nach und nach heran, und er vergrößerte sie, indem er immer mehr aussäete. In der Folge löste er alle Jahre 70 bis 100 Thaler daraus. Da wir eine gute Weide haben, so kaufte er sich

jährlich ein Füllen, zog es nach und nach groß, und profitirte auch dabei etwas. Auf dieſe Art koſtete er mir nichts mehr, ſammelte ſich eine hübſche Summe Geld, und — was das Beſte war, er wurde gewitzigt, und — lernte Geld erwerben, da andere junge Leute gemeiniglich beſſer verſtehn, wie ſie das Geld verthun, als — wie ſie es erwerben ſollen.

Den nächſten Sonntag, nachdem mein Conrad aus der Schule gezogen war, beſuchte mich der Herr Pfarrer, und fragte mich, womit ich meinen Conrad beſchäftige? ich erzählte ihm die Einrichtung, die ich getroffen hatte, und er war damit recht wohl zufrieden. Die vorzüglichſte Sorge, ſagte er, die man für junge Leute tragen muß, wie ſein Conrad iſt, iſt dieſe, daß man ſie hinlänglich beſchäftigt; Müſſiggang lehrt viel Böſes. Viel Böſes geſchieht in der Welt von jungen Leuten, die nicht wiſſen, womit ſie ſich beſchäftigen ſollen. Hingegen lehret die Arbeitſamkeit auch viel Gutes, ſie macht den Menſchen klug, erfinderiſch, ſtark, lehrt ihm Geduld. Wer ſeine Kinder gehörig zu beſchäftigen weiß, der erziehet ſie eben dadurch. Eins fehlt nur noch — daß der Conrad auch ferner einigen Unterricht bekomme.

Es iſt ein großer Fehler, fuhr der Herr Pfarrer fort, den man ſonſt durchgängig bei allen Handwerksleuten und Bauern antrifft, daß ſie glauben, wenn ſie aus der Schule wären, ſo brauchten ſie nichts mehr zu lernen, und in der Schule lernen ſie doch gemeiniglich ſo wenig! ſo wenig! daher kommt die große Unwiſſenheit, die man gewöhnlich in dieſen Ständen findet. Dieſe große Unwiſſenheit iſt die Urſache, warum ſie ſich, in den mehreſten Fällen, weder zu rathen, noch zu helfen wiſſen; daher rühren ihre Sor-

gen, ihre Armuth, die mehreſten ihrer Krankheiten, daher kommt es auch, daß ſie ſich da und dort ſo gewaltig müſſen drücken laſſen. Man ſorge, daß es helle in den Köpfen werde, ſo werden die Sorge und die Armuth verſchwinden, die Krankheiten werden ſeltener werden, und die Bedrückungen aus der Mode kommen. Vor einiger Zeit wollte er, ſein Sohn ſolle gelehrt werden, und ich rieth ihm davon ab, aber das habe ich ihm nicht widerrathen, daß er dafür ſorge, daß ſein Sohn ein kluger und verſtändiger Mann werde.

Deßwegen rathe ich ihm, daß er nach und nach eine kleine Sammlung von guten Büchern mache, damit ſie Conrad leſe, und daraus lerne, was er noch nicht weiß.

Es iſt mir zwar wohl bekannt, daß es viele Leute gibt, die der Meinung ſind, man dürfe den Bürger und Bauer nicht zu klug machen, ich weiß aber nicht, was ſie damit ſagen wollen. Klugheit iſt in allen Ständen eine gute Sache, und zu klug kann Niemand werden. Je klüger der Menſch wird, deſto verträglicher wird er auch, deſto williger iſt er, jede gute Sache zu befördern. Wie viele Fürſten gibt es, die gern allerlei gute Einrichtungen in ihrem Lande machen möchten, die es aber nicht durchſetzen können, weil die Unterthanen noch nicht klug gemacht, noch nicht durch gute Schriften aufgeklärt ſind. Ein kluger, aufgeklärter Bauer denkt über alles nach, ſucht ſeine Arbeiten immer beſſer zu machen, macht bisweilen eine neue Erfindung, verbeſſert ſeine Einnahme, erſinnt einen neuen Nahrungszweig nach dem andern, zahlt mehr an die Landesherrſchaft, erziehet ſeine Kinder vernünftiger. — Kurz, es geht mit ihm in allen Stücken beſſer.

Verzeihen Sie mir! gab ich zur Antwort, Eins und das Andere muß ich Ihnen doch einwenden. Sie kennen ja den Nachbar Niklaus, dieser ist ja ein kluger Bauer. —

Ei freilich, fuhr der Herr Pfarrer fort, kenne ich ihn, und ich weiß schon, warum er sich auf sein Exempel beruft. Er scheint gewaltig klug und — macht doch alle seine Sachen verkehrt, — seine Aecker sind die schlechtesten in der Flur, und seine Kinder die ungezogensten im Dorfe; immer hat er Zank und Streit, aber eben dieß ist ein Beweis, daß er eigentlich nicht klug ist. Wer ist ein kluger Mann? Der, der klug handelt, der seine Sachen vernünftig einzurichten weiß.

Nachbar Niklaus weiß viel, aber er ist nicht klug. Es kann der Mensch gewaltig viel wissen, und doch in seinen Geschäften sehr einfältig sein. Woher kommt's, daß Niklaus so vieles weiß, so klug spricht, und doch so einfältig handelt? Erstlich daher, weil er über das, was er liest' nicht gehörig nachdenkt. Ein Mensch, der immer liest, und über das Gelesene nicht nachdenkt, nicht überlegt, ob es auch wahr sei, der kömmt mir vor wie ein Mensch, der immer ißt, und das, was er genossen hat, nicht verdaut. Er kömmt immer nicht zu Kräften. Einen dicken Bauch kann er wohl bekommen, wenn man's aber untersucht, so steckt in dem dicken Bauche vielleicht gar die Wassersucht. Und was liest denn Nachbar Niklaus? Bücher, die von allem Möglichen handeln, nur von dem nicht, was zu seinen Geschäften gehört. Da liest er Romane, politische Schriften u. dgl. Lernt er denn daraus, wie man das Kartoffelland zurecht machen, seine Kinder erziehen, und seine Haushaltung verbessern muß?

Wenn er Zutrauen zu mir hat, Herr Kiefer, ſo will ich die Bücher für den Conrad ausſuchen, und dafür ſorgen, daß gewiß keins darunter kommt, durch welches er nicht klüger und beſſer gemacht wird.

Dieß that nun der Herr Pfarrer, und ſammelte für meinen Conrad ein kleines aber auserleſenes Bibliothekchen. Zuerſt kam hinein ein Andachtsbuch, welches Morgen- und Abendandachten enthielt, und eine chriſtliche Hausposſtille. Er gab dieſe Bücher Conraden in meiner Gegenwart, und ſagte: dieß iſt Nahrung für die Seele. Wir nehmen täglich Nahrung für den Körper zu uns, und thun wohl daran. Denn wenn wir dem Körper nicht immer Nahrung reichten, ſo würde er bald kraftlos und zu ſeinen Geſchäften untüchtig werden. Mit der Seele iſt's eben ſo. In dieſer müſſen täglich gute Gedanken und Vorſätze erregt werden, ſonſt wird ſie bei ihren Arbeiten verdroſſen, mit ihrem Zuſtande unzufrieden, über ihren Nebenmenſchen mißvergnügt, läßt ſich durch böſe Exempel mit fortreißen, und — ſtatt der Vernunft zu gehorchen, läßt ſie ſich durch ihre Lüſte leiten. Was Recht und Unrecht iſt, lieber Conrad! das weiß er: immer recht zu thun, und das Unrecht zu laſſen, das hat er ſich vorgenommen. Aber — wenn er nicht immer ſeine Vorſätze erneuert, ſo vergißt er ſich nach und nach, und handelt am Ende ebenſo ohne Ueberlegung, wie die mehreſten Menſchen zu handeln pflegen.

Ferner gab er ihm verſchiedene gute ökonomiſche Bücher, aus denen er lernen konnte, wie man ſeinen Acker beſſer benutzen, allerlei Klee und Grasarten und Küchengewächſe anbauen, die Rindvieh-, Schaf-, Schweine-, Pferde- und Bienenzucht verbeſſern, Hühner, Gänſe und Truthühner mit Vortheil erziehen könne.

In dieſen Büchern, lieber Conrad, ſagte er, ſteht viel, viel Gutes, und wenn er es recht verſteht und klug anwendet, ſo kann er einmal ein wohlhabender Mann werden. Aber — mit Vernunft muß er alles thun, ſonſt kann er auch, bei alle ſeinem Leſen, ein armer Mann werden. Es ſteht auch vieles in Büchern, das nicht wahr iſt, und mancher ſchreibt vom Flachs- und Hopfenbau, der in ſeinem Leben weder Flachs noch Hopfen gebauet hat. Wenn er alſo etwas Neues lieſt, ſo denke er darüber nach, ob's wohl wahr ſein möchte, und — verſuchte er es erſt im Kleinen, ob es gut thut, ſo kann er es nach und nach immer in's Größere treiben.

Endlich gab er ihm auch ein Paar Beſchreibungen von Reiſen in fremde Länder. In dieſen Büchern, ſagte er, kann er leſen, damit er ſieht, wie es in andern Ländern hergehe, was für mancherlei Geſchäfte und Lebensarten die Menſchen treiben, wie vielerlei Mittel ſie haben, ſich zu ernähren. Dieß wird ihn klug machen, und von der Meinung, die viele Leute haben, abbringen, als wenn alles dumm wäre, was nicht ſo wie in ihrem Dorfe iſt, und als wenn alle Menſchen Böſewichte wären, die nicht glauben, was in ihrer Dorfkirche gelehrt wird. Nur davor hüte er ſich, daß er nicht etwa auf die Meinung verfällt, als wenn in andern Ländern das Paradies wäre und die goldene Zeit regiere. Viele Schriftſteller haben es an der Art, daß, wenn ſie in einem Lande gut aufgenommen werden, ſie nun alles loben, was in dieſem Lande iſt. Da gibt's, wie ſie ſagen, nirgends ſo gute, frohe und rechtſchaffene Leute, da iſt nirgends ſo gute Milch und Butter, Gemüſe und Obſt zu finden, als hier, da iſt nirgends eine ſo gelinde und weiſe Regierung, da bedauern ſie es, daß

ſie nicht auch das Glück gehabt haben, in ſo einem irdiſchen Paradieſe geboren zu werden. Wie geſagt, wenn er ſo etwas lieſt, ſo darf er ſich dadurch nicht blenden laſſen. Es iſt freilich in einem Lande immer beſſer zu wohnen, als im andern, aber jedes Land hat auch ſeine Mängel und Unvollkommenheiten. Statt immer an die Glückſeligkeit entfernter Staaten und Völker zu denken, iſt's vernünftiger, daß man auf dem Platze, wohin man von Gott geſtellt iſt, ſeine Schuldigkeit thut, und alles um ſich herum zu verbeſſern ſucht.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Conrad Kiefers Sonntagsfeier.

Dieſe und noch einige andere Bücher gab er meinem Conrad, und er lernte vieles daraus, und wurde dadurch von vielem Böſen abgehalten. Sonntags, wenn andere Burſche in der Schenke lagen, ſich betranken, und allerlei Muthwillen trieben, ſaß mein Conrad hinter den Büchern, und lernte daraus mancherlei, das ihm in ſeiner Haushaltung ſehr nützlich ſein wird.

Eins gefiel mir nur nicht — er wurde mir zu ſtille, und weil er faſt mit Niemandem, als mit ſeinen Eltern umging, ſo ging er immer andern Leuten aus dem Wege, und getraute ſich nicht mit einem Fremden zu ſprechen.

Dem Herrn Pfarrer, dem ich dieß ſagte, wollte es auch nicht gefallen. Dieß taugt nichts, ſagte er, wenn junge Leute zu ſcheu ſind, ſie getrauen ſich nichts anzufangen, wozu ſie anderer Leute Hülfe nöthig haben, und

unterlaſſen manches Gute blos deßwegen, weil ſie darüber mit andern Leuten ſprechen müſſen. Wir müſſen dem Conrad Geſellſchaft verſchaffen.

Nacht acht Tagen kam er wieder, und ſagte: Lieber Herr Kiefer, ich habe darüber nachgedacht, wie wir ſeinem Sohn in Geſellſchaft bringen wollen. Geſellſchaft zu finden iſt für einen jungen Mann etwas Leichtes, er braucht nur in die Schenke zu gehen, da iſt ja immer Geſellſchaft zu finden; aber gute Geſellſchaft für ihn zu ſuchen, das hält ſchon etwas ſchwerer. Unterdeſſen glaube ich, ſie gefunden zu haben. Der junge Martin, Claus und Haberſtroh, ſind die beſten Burſche in unſerm Dorfe. Wie wäre es, wenn wir die Veranſtaltung träfen, daß dieſe Leutchen bisweilen eine Zuſammenkunft hätten? Sie könnten ja mit einander etwas leſen, und darüber discuriren; wir könnten auch eine Kegelbahn errichten, wo ſie zur Abwechſelung mit einander Kegel ſchöben; bisweilen könnten ſie ja auch Reiſen in die benachbarten Dörfer machen, und ſich erkundigen, wie da der Acker gebauet und die Viehzucht getrieben wird. Sie würden bei dieſer Gelegenheit immer etwas lernen; bald Fehler ſehen, vor welchen ſie ſich hüten müſſen, bald etwas Gutes, das ſie nachthun können.

Ich bot zu dieſen Vorſchlägen gleich die Hände. Die jungen Burſche kamen nun oft des Sonntags zuſammen und laſen die Bücher, die Conrad in ſeiner Bibliothek hatte, und discurirten darüber. Zur Abwechſelung beſuchten ſie die Kegelbahn, die ich in meinem Hofe hatte anlegen laſſen. Die Väter waren dann gemeiniglich dabei, und nahmen an dem Vergnügen der jungen Leute Antheil. Dadurch bekamen die Söhne zu den Vätern Zutrauen, die

Väter verjüngten ſich in der Geſellſchaft der jungen Leute, und hatten Gelegenheit, ſie recht kennen zu lernen. Denn wenn man einen jungen Menſchen recht kennen lernen will, ſo darf man ihn nicht blos in der Kirche und bei Tiſche, ſondern man muß ihn auch beim Spiele beobachten. Dieß that ich nun und entdeckte bei Conrad manches, das mir nicht gefiel. Es iſt halt bei einem jungen Menſchen wie mit einem Krautlande. So wie da nicht lauter Kraut und Blaukohl, ſondern auch manches Unkraut wächst, ſo kommt auch bei jungen Leuten nicht lauter Gutes, ſondern auch mancher Fehler auf. Aber ich erhalte doch mein Krautland rein, wenn ich oft darnach ſehe, und das Unkraut ausrotte ſo lange es noch klein iſt. Und ſo kann man auch bei jungen Leuten die Fehler leicht wegbringen, wenn man ſie nur bei Zeiten entdeckt.

So bemerkte ich z. E. an meinem Conrad, daß er gern zankte. Einmal ſchob er alle neun Kegel auf einmal, der junge Haberſtroh wurde roth wie Scharlach, und ſagte, das iſt ja dumm.

Dumm? ſagte Conrad, du magſt wohl ſelbſt dumm ſein. Darüber kam es zu einem heftigen Wortwechſel. Ich ſetzte mich in eine Ecke, und hörte zu, was es für einen Ausgang nehmen wollte. Da der Zank aber immer heftiger wurde, ſo nahm ich endlich das Wort und fragte: Conrad! war es denn wirklich etwas dummes, daß du alle neun Kegel auf einmal ſchoſſeſt?

Ich ſehe nichts dummes darin, gab er zur Antwort.

Nun ſagte ich, wenn es nichts dummes iſt, wie könnte ich mich denn darüber ärgern, wenn ein anderer ſpräche, daß es etwas dummes wäre? Weißt du nicht mehr, was ich dir vom Schimpfen geſagt habe? daß derjenige ſich

ſelbſt ſchimpft, der Andere ſchimpft? und kurz und gut, der Klügſte von euch ſchweigt ſogleich ſtille!

Sie ſchwiegen beide, und einer guckte in dieſen, der andere in einen andern Winkel.

Ich war aber damit nicht zufrieden, ſondern ſagte zur ganzen Geſellſchaft: ſind wir denn zuſammen gekommen, um uns zu vergnügen, oder um uns zu zanken? Um uns zu vergnügen! Darin ſeid ihr alſo einerlei Meinung? Nun da dächte ich, wir ſchickten die Zänker fort.

Beide verſprachen, daß ſie nicht mehr zanken wollten, und die ganze Geſellſchaft bat für ſie. Da blieben ſie denn für dießmal da; wir machten aber doch unter einander das Geſetz, daß künftig jeder, ſobald er anfinge zu zanken, nach Hauſe gehen ſollte. Wir haben aber niemals nöthig gehabt, Jemanden nach Hauſe zu ſchicken.

Bisweilen reisten dieſe jungen Leute nun auch in der Nachbarſchaft umher, und beſuchten die umliegenden Dörfer und Güter, gaben Achtung wie da und dort der Acker- und Gartenbau und die Viehzucht getrieben wurden, und jeder ſchrieb in ein beſonderes Buch, was er auf jeder Reiſe Neues und Merkwürdiges gelernt hatte.

Conrad kam niemals nach Hauſe, ohne klüger geworden zu ſein. Bald hatte er einen neuen Vortheil bei Trocknung des Klees, oder eine Art von Düngung, oder einen Vortheil bei Stellung des Pflugs gelernt; bald hatte er etwas bei der Rind- oder Schafzucht bemerkt, bald neue Vortheile bei Anlegung der Baumſchulen und Küchengärten wahr genommen. Wenn nun die jungen Leute zuſammen kamen, ſo discurirten ſie über das, was ſie geſehen und bemerkt hatten, und überlegten mit einander, ob es wohl gut und werth ſei, daß man es nachthue. So wurden ſie

immer klüger, und trieben ihre Wirthschaft wie vernünftige Menschen, die über alles nachdenken, und alles besser zu machen suchen.

Die mehresten Menschen treiben ihre Wirthschaft wie die Raben. Diese bauen ihre Nester noch eben so, wie ihr Stammvater, den Noah aus dem Kasten ließ, als das Gewässer der Sündfluth vorüber war. Und die mehresten Bauern ackern noch so, und düngen noch so, und ziehen ihr Vieh noch so, wie ihre Großväter und Urgroßväter es machten. Deßwegen bringen sie auch eben so wenig vor sich, wie die Raben.

Mit Conrad soll es, wie ich hoffe, anders gehen, denn dieser ist auf alle Vortheile aufmerksam und benutzt sie.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

In diesem Kapitel spinnt sich etwas Wichtiges an.

Acht Jahre lebte er so bei mir fort, arbeitete darauf los, und machte mir durch sein Betragen viele Freude.

Vor einem halben Jahre ungefähr merkte ich, daß er vorzüglich gern nach Heideleben zu dem herrschaftlichen Pachter reisete, und dieß gemeiniglich ohne Begleitung. Ich fragte ihn, warum er denn so oft nach Heideleben ginge? Der Stallfütterung wegen, gab er mir zur Antwort; in der ganzen hiesigen Gegend versteht Niemand die Stallfütterung so gut, wie dieser Pachter. Es ist auch gar ein feiner gefälliger Mann.

Aha, dachte ich, dahinter steckt etwas. Es gibt noch mehr Leute, die die Stallfütterung gut verstehen — mag

wohl in Heideleben noch etwas mehr als Stallfütterung ſein.

Alſo, fragte ich, iſt der Pachter ein guter Mann?

C. Ja, Vater!

J. Wie viel hat er denn Kinder?

C. Fünf.

J. Wie alt iſt denn der älteſte Sohn?

C. Vierundzwanzig Jahr.

J. Und die älteſte Tochter?

C. Die älteſte Tochter? die älteſte?

J. Ja doch, die älteſte.

C. Die wird wohl — ja — ja — ja ich glaube ſie wird achtzehn Jahre ſein.

Er wurde blutroth, ſtammelte und ſchlug die Augen nieder, da er dieß ſagte.

Nun hatte ich genug. Conrad! ſagte ich, guck mir in die Augen!

Er verſuchte es, es wollte aber nicht gehen, und ſonſt ſah er mir doch immer frei in die Augen!

Conrad! ſagte ich, iſt's nicht wahr, du gehſt nicht der Stallfütterung wegen, ſondern wegen der älteſten Tochter des Pachters ſo oft nach Heideleben?

C. Ja, Vater!

J. Du haſt ſie alſo wohl lieb?

C. Ja, Vater!

J. Wie heißt ſie denn?

C. Mariechen.

J. Alſo Mariechen! Sag mir einmal, Conrad, glaubſt du denn, daß dir Mariechen auch gut iſt?

C. Ach ja, wenn ich komme, ſo trägt ſie alles bei,

was ſie hat, und iſt mit mir ſo freundlich, ach gar zu freundlich.

J. Das iſt ja recht artig. Aber weißt du was Conrad! wir haben nun ſo lange als gute Freunde mit einander gelebt, ich habe es allezeit gut mit dir gemeint, das weißt du; du haſt mir auch immer gefolgt, wenn ich dir einen guten Rath gab, und wenn du mir folgteſt, ſo ging alles gut. Ich dächte wir lebten ferner mit einander auf dieſem Fuß. Wenn dein Mariechen ein gutes rechtſchaffenes Mädchen iſt, das ſich für dich ſchickt, bei dem du glücklich leben kannſt, glaubſt du denn wohl, daß ich es dir verwehren werde, es zu heirathen?

C. Nein Vater! das glaube ich nicht.

J. Wenn ich nun aber fände, daß Mariechen kein gutes Mädchen wäre, daß du nicht glücklich bei ihr leben könnteſt, wollteſt du es wohl gegen deines Vaters Willen und Rath zur Frau nehmen?

C. Vater, es iſt dir gewiß ein recht braves Mädchen. Wenn du es nur ſehen ſollteſt, ſo würde es dir gewiß gefallen.

J. Nun, ich will's denn einmal ſehen.

C. Das thu' doch ja, lieber Vater! Künftigen Sonntag gehe mit mir hin nach Heideleben.

J. Dazu kann wohl Rath werden.

Ich ging auch wirklich nach Heideleben, aber nicht den Sonntag, weil ich immer gehört habe, wenn man wiſſen wollte, was an einem Mädchen wäre, ſo dürfe man es nicht Sonntags beſuchen, ſich auch zuvor nicht anmelden laſſen, ſondern müſſe es bei ſeinen Arbeiten unvermuthet überraſchen.

Dieß that ich alſo. Ich paßte einen Tag ab, an dem

ihr Vater, wie ich gehört hatte, in der Stadt war, ſchlich mich nach Heideleben, und kam in's Gutshaus, ohne daß mich Jemand merkte.

Mariechen ſtand eben hinter dem Butterfaſſe, und machte Butter. Ich betrachtete ſie vom Kopf an bis auf die Füße und ſie gefiel mir. Sie hatte ein geſundes, friſches Geſicht und war gut gewachſen. Geputzt war ſie nicht, das würde mir nicht gefallen haben, aber reinlich war ſie doch. Wäſche, Kleidung, Butterfaß, Buttergölte, alles war reinlich. Um den Kopf hatte ſie ein Tuch gebunden, vermuthlich deßwegen, daß keine Haare in das Butterfaß fallen ſollten, und vor den Leib eine weiße Schürze, um ihre Kleidung nicht zu beſchmutzen.

Ich ſtand ein Paar Minuten hinter ihr, ohne daß ſie mich merkte. Hernach grüßte ich ſie freundlich und fragte nach ihrem Vater.

Mein Vater, ſagte ſie, iſt in die Stadt gefahren.

Kommt er heute wieder? fragte ich.

Ach ja! ſagte ſie.

Je nun, ſagte ich, da will ich warten, bis er wieder kommt. Ich habe gehört, er habe ein Paar Fohlen ſtehen, da wollte ich ſehen, ob ich ſie nicht handeln könnte.

Das iſt Schade, ſagte ſie, daß mein Vater nicht da iſt; aber in die Stube hieß ſie mich nicht gehen, ſondern ging hin und rief ihre Mutter.

Auch das gefiel mir. Denn wenn die Mädchen gegen jeden Fremden gar zu freundlich ſind, und ihn ſogleich mit in die Stube nehmen, ſo will mir's nicht gefallen. Ein ehrliches unſchuldiges Mädchen iſt zwar nicht leuteſcheu, aber doch immer behutſam gegen Mannsperſonen.

Die Mutter kam und examinirte mich etwas genauer,

ich ſagte ihr aber meinen wahren Namen nicht, damit ſie nicht merken ſollte, warum ich gekommen wäre, ſondern bat ſie, mir die Fohlen zu zeigen. Sie führte mich in den Stall, wo ich auch alles in der beſten Ordnung antraf.

Hernach mußte ich mit in die Stube gehen und etwas von der friſchen Butter genießen, die Mariechen geſchlagen hatte. Sie ſchmeckte vortrefflich.

Die Mutter hatte noch einen kleinen Jungen auf dem Arme, und da ſie abgerufen wurde, gab ſie ihn Mariechen.

Dieß war mir nun recht lieb, denn nun konnte ich auch ſehen, wie Mariechen mit den Kindern umging. Daran war mir viel gelegen. Denn da ein Mädchen doch dazu beſtimmt iſt, Kinder zu bekommen und zu erziehen, ſo muß ſie auch verſtehen, wie man mit Kindern umgehen muß, wenn ſie den Namen eines braven Mädchens verdienen will.

Da ſie den kleinen Wilhelm auf den Arm bekam, ſchrie er und bäumte ſich hinten hinaus. Mariechen wurde darüber nicht böſe, klingelte ihm auch nicht mit den Schlüſſeln vor, ſang auch nicht — Sie pompeie was raſſelt im Stroh. Mariechen lächelte vielmehr. Wilhelmchen! ſagte ſie, ich glaube, du biſt böſe mit mir? willſt du denn nicht den Riſpel ſehen? gucke! da liegt der Riſpel unter dem Ofen. Riſpel! Riſpel! komm her, zu Wilhelmchen. Da richtete ſich denn der graue Kater langſam auf, dehnte ſich, ſprang auf Mariechens Schooß und ſchnurrte.

Sieh, Wilhelmchen, ſagte Mariechen, da iſt der Riſpel, und Wilhelmchen machte große Augen, lächelte, ſah erſt Mariechen an, dann den Kater und ſtreichelte ihn mit den Händen. Nun ſchwatzte ſie ihm noch verſchiedenes von dem

Riſpel vor, und Wilhelmchen wurde ſo freundlich wie ein Engel. Das wird, dachte ich, einmal eine rechte gute Mutter werden, und wählte ſie mir auch ſchon in Gedanken zu meiner Schwiegertochter.

Jetzt trat der Vater herein. Dieſer erkannte mich gleich, bot mir treuherzig die Hand, und ſagte: je das iſt ja Herr Kiefer! wie komme ich denn dazu, daß ich ihn bei mir ſehe?

Ich erzählte ihm darauf, daß ich gekommen wäre, um zu ſehen, ob ich ein Paar Fohlen von ihm erhandeln könnte. Dadurch entſtand ein Geſpräch, während deſſen ich Mariechen nicht aus den Augen ließ.

Dieſe, da ſie den Namen Kiefer hörte, wurde feuerroth, ſchlug die Augen nieder, ſchielte noch einmal nach mir, dann drehete ſie ſich um, und ſtellte ſich ſo, daß ſie alle Worte hören konnte, die ich redete.

Da der Vater ſeine Forderung gethan hatte, ſagte ich, ich wollte die Sache mit meinem Sohne überlegen und ihm Antwort ſagen. Nun nahm ich Abſchied und Mariechen nickte mir noch ganz verſchämt zu.

Auf dem Rückwege ſprach ich bei einem guten Freunde ein, der dieſe Familie genau kannte, und ſuchte von ihm nähere Nachricht zu erhalten. Dieſer gab ihr das beſte Zeugniß. Vater und Mutter, ſagte er, ſind ſehr verſtändige, fleißige und rechtſchaffene Leute, die allenthalben ein gutes Lob haben. Sie waren, als ſie einander heiratheten, beide arm, aber durch Nachdenken und Fleiß haben ſie ihre Umſtände ſo verbeſſert, daß ſie jetzt unter die wohlhabenden Leute gezählt werden. Ihre Kinder haben ſie zu allem Guten erzogen und Niemand kann ihnen etwas Uebles

nachreden. Die älteste Tochter besonders ist in der ganzen Nachbarschaft als eine gute Haushälterin bekannt.

Nun wußte ich, was ich wissen wollte, und ging mit dem Vorsatze nach Hause, Conraden meine Einwilligung zu geben, wenn er Mariechen heirathen wollte.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Das Gespinnst entwickelt sich, und es kommt eine Hochzeit heraus.

Da ich hinter die Gärten unseres Dorfes kam, sah ich Conraden schon, der mir entgegen kam.

Wo bist du denn gewesen, lieber Vater! fragte er mich.

Spazieren bin ich gewesen, war meine Antwort.

Du bist gewiß in Heideleben gewesen, fuhr er fort, nicht wahr? Ja, du lächelst, bist gewiß da gewesen. Ist's nicht wahr, Mariechen ist ein gutes Mädchen?

Das kann wohl sein, sagte ich, aber jetzt wollen wir noch nicht weiter davon reden. Sobald ich die Sache mit deiner lieben Mutter überlegt habe, sollst du meine Meinung wissen.

Den folgenden Tag trug ich die Sache meiner Frau vor. Diese hatte aber keine große Freude darüber. Sie zog eine tiefe Runzel und sagte: das hätte ich doch nicht von Conraden gedacht, daß er auf solche Wege gerathen würde.

J. Auf was denn für Wege?

Fr. Ja! daß er den jungen Mädchen nachliefe.

J. Er iſt nicht nach vielen, ſondern nach einem jungen Mädchen, nicht gelaufen, ſondern gegangen. Hat er denn vielleicht nach alten Weibern gehen ſollen?

Fr. Ach geb' mir nur mit deinen Späschen! Er hätte ja noch warten können, es würde ſich doch wohl für ihn noch ein Mädchen gefunden haben, das beſſer geweſen wäre, als das Mariechen.

Kurz und gut, es kam an den Tag, daß meine Frau ihm ſchon ein anderes Mädchen zugedacht hatte.

Dieß iſt ganz gut, ſagte ich zu ihr, ich weiß an dem Mädchen, das du für ihn gewählt haſt, gar keinen Tadel, und wenn Conrad heute zu mir käme, und ſagte, daß er ſie heirathen wollte, ſo wollte ich meine Einwilligung dazu geben. Das thut er ja aber nicht. Seine Liebe iſt nun einmal auf das Mariechen gefallen. Wäre es nun ein leichtfertiges, lüderliches Mädchen, ſo müßten wir freilich, als Eltern, ihm davon abrathen. Das iſt ſie ja aber nicht; ſie hat ja allenthalben ein gutes Lob. Da dächte ich, wäre halt das Vernünftigſte, daß wir unſere Einwilligung dazu gäben. Er nimmt eine Frau nicht für mich und nicht für dich, ſondern für ſich ſelbſt. Iſt's denn da nicht das Beſte, daß er ſeiner eigenen Neigung folge? Im Eheſtande fallen, wie du gar wohl weißt, vielerlei Verdrießlichkeiten vor, die zu Zank und Streit können Gelegenheit geben. Wenn da die Liebe nicht die Herzen verbindet, ſo kann das größte Unheil daraus entſtehen. Habe ich dich nicht auch aus Liebe genommen? Glaubſt du wohl, daß ich mit einer andern Frau, die ich aus andern Abſichten geheirathet hätte, ſo vergnügt, als mit dir, würde gelebt haben?

Dawider konnte ſie nun nichts einwenden, und gab ſogleich ihre Einwilligung.

Nun kriegte ich meinen Conrad vor. So haſt du alſo, fragte ich ihn, wirklich Luſt, Mariechen zu heirathen?

C. Wenn ich Mariechen nicht nehmen dürfte, ſo könnte ich auch kein anderes Mädchen heirathen, weil ich niemals wieder eins ſo lieb bekommen werde, als ſie.

J. Haſt du denn auch ſchon daran gedacht, wovon du eine Frau ernähren willſt?

C. Du weißt ja, Vater! daß ich arbeiten gelernt habe, und gern arbeite; Mariechen iſt von ihren Eltern eben ſo zur Arbeit angehalten worden. Wie kannſt du denn fragen, wovon ich eine Frau ernähren wollte?

J. Wo wollt ihr denn wohnen?

C. Je nu, daran habe ich auch ſchon gedacht. Wenn du es zufrieden biſt, ſo will ich Nachbar Bartels Haus kaufen.

J. Haſt du denn auch ſo viel Geld?

C. Nicht ſo viel. Ich dachte aber, mein lieber Vater würde mir das übrige vorſchießen.

J. Das haſt du gedacht?

C. Ja, Vater! das habe ich gedacht.

J. Da haſt du recht gedacht — Gott ſegne dich! und gebe, daß du lange leben, und von deinem Fleiße dich nähren mögeſt.

Nun fiel er mir um den Hals, und ſagte, das habe ich wohl geglaubt, daß mein lieber Vater die Hand von mir nicht abziehen würde. Darf ich nun um Mariechen anhalten?

Die Freude, antwortete ich, will ich mir ſelbſt machen. Künftigen Sonntag will ich wieder nach Heideleben gehen, und hören, wie es dort ſteht.

Ich ging wirklich hin. Da ich kein Freund von vielen

Weitläufigkeiten bin, so machte ich meine Sachen ganz kurz.

Sobald ich den Vater allein sprechen konnte, sagte ich zu ihm: Lieber Freund! mein Sohn hat seine Tochter lieb, und möchte sie gern heirathen. Sie ist ein braves Mädchen, und mein Wunsch ist, daß er sie bekommen möchte. Will er sie ihm denn wohl geben?

Je nun! antwortete er, ich werde mir doch wohl Bedenkzeit nehmen dürfen?

Warum denn dieß nicht! aber wozu ist die Bedenkzeit nöthig? Er kennt ja meinen Sohn, der schon mehrere Male hier gewesen ist. Gefällt er ihm nicht?

Gefallen thut er mir wohl, sagte er. Wie viel soll ich denn aber meiner Tochter mitgeben? Ich bin jetzt nicht recht eingerichtet.

Mein Sohn, antwortete ich, verlangt seine Tochter, und weiter nichts. Sie bringt ein redliches Herz, einen gesunden Leib, Liebe zur Ordnung und Arbeit und einen ehrlichen Namen mit, und wenn eine Braut das mitbringt, so kann der Bräutigam zufrieden sein.

Er lächelte, sagte, er wolle es mit seiner Frau überlegen, und ging fort.

In einer halben Stunde war alles richtig. Vater, Mutter und Tochter gaben mir das Jawort, und im ganzen Hause war Freude und Leben.

Ich sollte den ganzen Tag hier bleiben, aber mein Herz ließ es nicht zu, ich mußte eilen, um die frohe Nachricht meinem Conrad zu bringen. Dieser wußte sich vor Freuden nicht zu lassen, und wäre gern den Augenblick nach Heideleben gelaufen, wenn ich es ihm erlaubt hätte.

Meine Frau und ich, wir freuten uns auch herzlich. Sieh! liebe Frau, ſagte ich zu ihr, nun ernten wir die Früchte von unſerer Erziehung ein! Wie mancher junge Burſche, der zehnmal mehr Geld hat, als Conrad, muß zwei bis drei Körbe eintragen, ehe er ein Mädchen bekommt. Conrad erhielt das Jawort in der nämlichen Stunde, in welcher ich drum anhielt. Er muß doch alſo ein braver Kerl geworden ſein, da ihm rechtſchaffene Leute ihre Tochter ohne Bedenken anvertrauen.

Den folgenden Tag ließ er ſich nicht länger halten, er ging nach Heideleben und kam ſehr vergnügt zurück. „Die nächſte Woche ließ ich die neuen Anverwandten zu mir bitten, und wir überlegten, wie wir die Ausſtattung und Hochzeit einrichten wollten. Da freute ich mich nun herzlich darüber, daß meines Sohnes Schwiegereltern eben ſo dachten als wir. Wir wurden bald darüber eins, daß wir nichts für Putz ausgeben, keine große Hochzeit ausrichten, ſondern die nächſten Anverwandten zum Hochzeitfeſte bitten und das dadurch erſparte Geld lieber unſern Kindern in die Hände geben wollten, damit ſie ihre neue Wirthſchaft davon anfangen könnten.

Das habe ich nun doch erlebt, Gott ſei Lob und Dank. Ich habe die beſte Hoffnung, daß es meinem Sohne recht wohl gehen werde. Er iſt geſund, ſtark, hat Verſtand, liebt die Arbeit, er wird alſo nicht leicht Nahrungsſorgen haben.

Unglück und Verdruß und Widerwärtigkeiten werden ihm freilich noch genug bevorſtehen, das bleibt nicht aus, dieß ſind die Mittel, deren ſich der liebe Gott bedient, um die Erziehung zu vollenden, die die Eltern angefangen hatten. Aber da er ein rechtſchaffener Mann iſt, ſo hoffe

ich doch, daß er ſich nicht leicht Leiden durch ſeine eigene Schuld zuziehen wird. Er hat Vertrauen auf Gott gelernt, das wird ihn in den Stand ſetzen, ſich bei unverſchuldeten Trübſalen zu beruhigen, und aus denſelben zu retten.

Nun ſehen doch alle Nachbarn ein, wie gut es ſei, wenn man ſeinen Kindern eine vernünftige Erziehung gibt. Auch diejenigen ſehen es ein, die mich auslachten, wenn ich mit Conrädchen auf der Erde herumkroch.

Heinrich Gottschalk

in

seiner Familie,

oder

erster Religionsunterricht

für

Kinder von 10 bis 12 Jahren.

Von

C. G. Salzmann.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1845.

Erster Abschnitt.

Der Herbst war nun da. In Gärten und Feldern sah man allenthalben Menschen, die sich damit beschäftigten, die Früchte von dem einzuernten, was sie den Frühling und Sommer hindurch gesäet und gepflanzt hatten. Tausend Kinder konnten an diesem Vergnügen keinen Theil nehmen; entweder weil sie keinen Fuß breit Land hatten, das sie hätten bearbeiten können, oder weil ihnen der Freund fehlte, der ihnen gezeigt hätte, wie man die Erde bearbeiten, besäen und bepflanzen muß. Herrn Tillmanns Zöglinge hatten beides. Der gute Vater hatte Jedem einige Beete zur Benutzung übergeben, und Herr Tillmann hatte sie gelehrt, wie sie dieselben bearbeiten müßten. Folglich hatten sie auch nun die Freude — ernten zu können.

An einem heitern Herbsttage, da sie in den Lehrstunden sich durch ihre Aufmerksamkeit und ihr gutes Betragen die Zufriedenheit ihres Lehrers erworben hatten, sagte dieser: Kinder, wollen wir nicht unser Erntefest halten?

Was für ein Erntefest? fragte Heinrich.

Ihr habt doch, antwortete der Lehrer, diesen Sommer über gesäet und gepflanzt.

O ja! riefen alle, nun wollen wir ernten.

Sogleich ergriff Herr Tillmann Hut und Stock, und

Julie, nebſt Heinrichen und Stephan, ſchloſſen ſich an ihn, und gingen nach dem Garten zu.

Da gab es nun zwar nicht viel, aber doch mancherlei zu ernten. Da wurden reife Bohnen und Erbſen gepflückt, kleine Gurken zum Einmachen in Eſſig abgenommen, ein Beet voll Möhren ausgehoben, und einige Kürbiſſe abgeſchnitten, die Stephan gepflanzt hatte. Die Kinder waren dabei vergnügter als mancher Reiche, der die Früchte von einigen Hufen einzuernten hat.

Ihre Freude wurde noch vergrößert, da ſie den Vater und die Mutter in den Garten eintreten ſahen, denen eine Frau folgte, die einen Korb mit Lebensmitteln trug. Glück zu! Glück zu! ihr kleinen Gärtner, ſagte der Vater, iſt die Ernte ergiebig?

Recht gut! riefen alle, o komm nur her, und ſieh, was wir da alles geerntet haben. Und nun wurden beide Eltern herbeigezogen, und ihnen der ganze geerntete Vorrath gezeigt. Alles wurde betrachtet, aber vorzüglich zog ein großer Kürbis von Stephans Beete des Vaters Aufmerkſamkeit auf ſich. Er ließ ihn wägen und man fand, daß er fünf und zwanzig Pfund ſchwer war.

Herr Tillmann verſicherte, er erinnere ſich nicht, einen Kürbis von dieſer Schwere geſehen zu haben, und Stephan war wirklich ein wenig ſtolz darauf, daß eine ſo große Frucht auf ſeinem Beete gewachſen war.

Nun wurde noch hin und her überlegt, wozu man alles, was eingeerntet worden war, nutzen, und womit man künftiges Frühjahr die Beete bepflanzen wolle. Unterdeſſen bereitete die Mutter eine kleine Mahlzeit, welche von der Geſellſchaft vergnügt genoſſen wurde.

Nach Tiſche wurde noch ein kleiner Spaziergang in das

Feld angeſtellt, wo man ſich gemeinſchaftlich freuete über die Thätigkeit, mit welcher man allenthalben die Früchte der Erde einſammeln ſah.

Herr Tillmann machte ſeine Kleinen auf eine Gärtnerin aufmerkſam, die auch Kürbiſſe einerntete. Stephan ſprang zu ihr, und kam bald mit der Verſicherung zurück, daß die Gärtnerin — keinen einzigen gezogen hätte, der ſich mit dem ſeinigen meſſen dürfe.

Nun, ſagte Herr Tillmann: ſo wollen wir denn zurückgehen, und dieſen Rieſen etwas näher betrachten. Die ganze Geſellſchaft folgte ihm in das Gartenhaus, wo ſie ſich um einen Tiſch ſetzte, auf welchen der Kürbis geſtellt wurde.

Wer hat, fragte Herr Tillmann, dieſen Kürbis hervorgebracht?

Ich, ſagte Stephan mit großer Freude.

T. Da biſt du ja ein gewaltiger Menſch. Wenn du ſolche Dinge kannſt, ſo kannſt du ja wohl auch noch mehr. Sieh! hier habe ich ein Paar Bleikugeln bei mir, die kannſt du künftiges Jahr pflanzen, und ein Gewächs daraus ziehen, das wieder Bleikugeln trägt? dieſe kannſt du hernach an die Schützengeſellſchaft verkaufen, und Geld daraus löſen.

St. Ach das geht ja nicht.

T. Warum denn nicht?

St. Die Bleikugeln ſind ja gegoſſen.

T. Was ſchadet denn dieß? Warum ſollten denn die Kugeln nicht aufgehen, die von Blei gegoſſen ſind?

Heinrich. Ich weiß es, Herr Tillmann! In den Kugeln iſt kein Keim.

T. Der iſt freilich nicht darin. Iſt aber im Kürbiskerne ein Keim?

H. O ja! Wenn ich nur einen Kürbiskern hätte, so wollte ich Ihnen den Keim gleich zeigen.

T. Hier, Heinrich! iſt ein Kürbiskern.

H. Da will ich den Keim ſogleich finden. Hier iſt er! Sehen Sie.

T. Ganz richtig! Dieſer Keim enthält die ganze Kürbispflanze, mit allen ihren Ranken, Blättern, Blüthen und Früchten. Haſt du den Keim hineingelegt, Stephan?

St. Nein.

T. Wenn du nun künftiges Jahr wieder Kürbiskerne ſäen willſt, woher wirſt du ſie bekommen?

St. Daran ſoll es mir nicht fehlen; ich brauche ja nur dieſen Kürbis aufzuſchneiden, da werden gewiß eine Menge Kerne darin ſein.

T. Glaubſt du auch wohl, daß in den Kernen Keime ſind?

St. Gewiß!

T. Haſt du ſie hineingelegt?

St. Das wiſſen Sie ja ſchon, daß ich dieß nicht kann.

T. Woher kommt es denn aber wohl, daß dieſer Kürbiskeim ſo erſtaunlich groß geworden iſt, ſo lange Ranken, ſo viele und große Blätter, ſo viele Blüthen und dieſe ſchwere Frucht bekommen hat?

St. Das weiß ich wohl; ich habe das Land gut gedüngt, und die Kürbispflanze fleißig begoſſen.

T. Wenn du durch Düngen und Begießen die Pflanzen ſo groß machen kannſt, ſo erzeige mir doch den Gefallen und pflanze dieſes mein ſpaniſches Rohr auf einen gut gedüngten Boden, und begieße es fleißig, ſo wirſt du ohne Zweifel einen großen Baum daraus ziehen. —

St. Wie kann ich denn das? Das ſpaniſche Rohr hat ja keine Wurzeln.

T. Und die Kürbispflanze hatte Wurzeln. Haſt du ſie ihr gegeben?

St. Auch nicht, ſie ſind von ſelbſt gewachſen.

T. Das iſt doch artig, daß ſolche Wurzeln von ſelbſt wachſen, die aus lauter kleinen Röhrchen beſtehen, die die Säfte der Erde in ſich ſaugen und damit die Pflanze nähren. Ich ſehe, daß dieſe Kürbispflanze auch große Blätter hat; ſind dieſe wohl umſonſt da? oder haben ſie ihren Nutzen?

Julie. Ich weiß es, Herr Tillmann! Sie haben es uns einmal geſagt. Jedes Blatt iſt ein Löffel, in dem der Thau und Regen aufgefangen wird. Die Tropfen ziehen ſich dann alle in den Rinnen, die auf dem Blatte ſind, nach dem Blattſtiele zu, dringen in den Stengel ein, und nähren die Pflanze.

T. Du haſt es gut gemerkt, Julie. Jedes dieſer Blätter iſt künſtlicher gearbeitet, als der zierlichſte ſilberne Löffel. Wie ſind denn dieſe Blätter an die Pflanze gekommen?

J. Sie ſind daran gewachſen.

T. Das iſt doch wirklich artig, daß an der Pflanze alles gewachſen iſt, was ſie zu ihrer Erhaltung und Vergrößerung nöthig hatte. Mit den Blättern hat ſie Thau und Regen aufgefangen; haſt du, lieber Stephan, den Regen und Thau darauf fallen laſſen?

St. Wie könnte ich denn das?

T. Wenn du deine Kürbiskerne in einen dunkeln Keller geſteckt hätteſt; glaubſt du wohl, daß eine ſo ſchöne Pflanze und eine ſo große Frucht daraus würde gekommen ſein?

St. Nein, daß glaube ich nicht. Mein Vater hatte einmal Kartoffeln in ſeinem Keller liegen, die keimten

zwar und trieben lange Stengel, aber Blätter bekamen ſie nicht, und verwelkten bald wieder.

T. Woher kam dieß wohl?

St. Es konnte weder Thau noch Regen darauf fallen.

H. Und die Sonne nicht darauf ſcheinen.

T. Ganz recht. Ohne das Licht und die Wärme der Sonne können die Pflanzen nicht gedeihen.

Du ſiehſt alſo, lieber Stephan, daß du eigentlich nicht ſagen kannſt, du habeſt dieſen Kürbis hervorgebracht. Denn den Keim haſt du nicht in den Kern gelegt, die Wurzeln und Blätter, durch die die Pflanze Nahrung in ſich ſog, haſt du ihr nicht gegeben, Thau und Regen haſt du nicht auf ſie fallen laſſen, und die Sonne hat, ohne dein Zuthun, darauf geſchienen. Durch dein Pflanzen, Düngen und Begießen biſt du zu dem Entſtehen dieſes Kürbiſſes nur behülflich geweſen.

Zweiter Abſchnitt.

Hier brach Herr Tillmann ab, und es war gut, daß er abbrach, weil die Ankunft eines gewiſſen Mannes die Kinder ſo zerſtreute, daß ſie wenig mehr auf ihres Lehrers Unterredung würden gemerkt haben. Es war ein Bote von Stephans Vater, der Herrn Ehrenfried einen Brief überreichte.

Was mag wohl in dem Briefe ſtehen? flüſterte ein Kind dem andern in die Ohren, und ihre Neugierde wurde noch größer, als Herr Ehrenfried, während des Durchleſens, einigemal nach den Kindern blickte und lächelte.

Wie befindet ſich mein Vater? fragte Stephan.

Sehr wohl, antwortete Herr Ehrenfried, er läßt dich grüßen.

Weiter wurde aber von dem Inhalt des Briefs nichts mitgetheilt; Herr Ehrenfried ſteckte ihn ein, und ſagte dem Boten, er möchte dem Herrn Amtmann ſagen, es würde alles beſorgt werden.

Nun hatte die Feier des Erntefeſts ein Ende, und die Geſellſchaft ging vergnügt nach Hauſe.

Während dem Gehen bemerkten die Kinder, daß Herr Ehrenfried, erſt mit ſeiner Frau, dann mit Herrn Tillmann heimlich ſprach, und machten darüber verſchiedene Muthmaßungen. Stephan meinte, ſein Vater habe ſie zu ſich einladen laſſen; Heinrich und Julie hatten wieder andere Vermuthungen.

Wer es getroffen habe? das wurde erſt den folgenden Tag entſchieden, und da zeigte es ſich, daß Stephan wirklich Recht gehabt hatte. Es wurde eine Reiſe zu dem Herrn Amtmann Siegfried veranſtaltet. Herr Ehrenfried und ſeine Frau fuhren in einem Wagen, und Herr Tillmann ging, nebſt ſeinen Zöglingen, zu Fuße.

Als ſie bei ihrer Ankunft etwas gefrühſtückt hatten, ſo lud der gefällige Wirth die ganze Geſellſchaft zu einem kleinen ländlichen Feſte ein, das er für ſie veranſtaltet hatte. Sie folgte ihm, und kam bald zu einem Teiche, aus dem das Waſſer abgelaſſen war. Kaum erblickten ihn die Kinder, ſo erhoben ſie ein Freudengeſchrei. Heinrich rief: Herr Amtmann, ſehen Sie einmal den ſchrecklich großen Krebs, der da kriecht! da iſt noch einer! da noch einer! da eine ganze Menge! ſchrie Stephan, und Julie zog ihre Mutter herbei, um ihr die Menge Karpfen zu zeigen, von welchen das zurückgebliebene Waſſer wimmelte.

Darf ich in den Teich waten, ſagte ſie, und die Krebſe,

die da herum kriechen, zusammentragen? O erlauben Sie mir es auch, baten die andern Kinder.

Was mich betrifft, sagte der Herr Amtmann, so habe ich nichts dagegen, lieben Kinder! erst müßt ihr euch aber an die Personen wenden, die jetzt eure Verpflegung und Erziehung besorgen und ihre Einwilligung zu erhalten suchen. O ja! sagten sie bittend, indem sie sich nach Herrn Tillmann und ihren Eltern und Pflegeeltern wendeten, Sie erlauben es gewiß. Was mich betrifft, sagte Frau Ehrenfried, so kann ich es Julien nicht erlauben, sie würde ihre Kleider zu sehr beschmutzen. Wenn sie die Körbe voll Krebse, die die Knaben eingesammelt haben, ihnen abnehmen will, so habe ich nichts dagegen.

Dieß ist meine Meinung auch, sagte Herr Ehrenfried. Ihr Knaben aber könnt in den Teich gehen; nur legt erst eure Kleider ab, und zieht Stiefeln und Strümpfe aus. Er hatte noch nicht recht ausgeredet, so war auch schon alles ausgezogen und abgelegt, die Knaben waren im Teiche, sammelten unter lautem Jubel die Krebse ein, schrien bisweilen ein wenig, wenn sie von ihnen gekneipt wurden, und brachten ein Körbchen voll nach dem andern getragen, das ihnen Julie abnahm, und in einen großen Korb ausschüttete.

Als keine Krebse mehr zu finden waren, so wurde das noch übrige Wasser abgelassen, und die Fische kamen mit demselben in einen Graben heraus, in welchem ein Hamen aufgestellt war, um zu verhindern, daß sie im Graben weiter schwämmen.

Hier konnten die Knaben nun mit leichter Mühe die Karpfen fangen, und in die Fischkörbe tragen, die in der Nähe standen, welches sie auch mit vielem Vergnügen thaten.

Die Alten ſahen dieſem Vergnügen ihrer Kinder mit vieler Freude zu. Auf einmal entfernte ſich aber der Herr Amtmann, ſprang in ein Gebüſch, kam mit einer Flinte zurück — legte an — puf! da ſchoß er los. Die Kinder fuhren zuſammen, ſahen in die Höhe, um zu erfahren, was der Schuß bedeuten ſolle — da — ſtürzte ein Fiſchreiher vor ihnen nieder, der, nachdem er noch ein Paarmal mit den Flügeln geſchlagen hatte, ſogleich verſchied.

Dir habe ich lange nachgeſtellt, ſagte der Herr Amtmann, indem er ihn bei dem Schnabel faßte und in die Höhe hob, nun habe ich dich doch. Nun ſollſt du mir keine Fiſche mehr holen.

Die Kinder liefen von den Fiſchen weg, betrachteten den Fiſchreiher, und bewunderten ſeinen langen Hals und Schnabel, und die langen nackten Beine.

Ei, Herr Tillmann! ſagte Stephan, das gäbe etwas in die Lehrſtunde. Sie haben uns noch keinen Fiſchreiher vorgezeigt. Vater! darf ich ihn mitnehmen, daß uns Herr Tillmann eine Lehrſtunde darüber geben kann?

Ja, antwortete der Herr Amtmann. Nun war die Fiſcherei zu Ende, und die Kinder bekamen Befehl, ſich zu waſchen und wieder anzukleiden.

Indeß wurde auf einer Anhöhe ein Tiſchtuch ausgebreitet und mit kalten Speiſen und Früchten beſetzt.

Die Geſellſchaft verfügte ſich auf des Herrn Amtmanns Einladung dahin, und verzehrte vergnügt die zubereitete Mahlzeit.

Herr Ehrenfried freute ſich beſonders über das ſchöne geräumige Speiſezimmer, in welchem ſie ſich befanden, und machte die Geſellſchaft darauf aufmerkſam. Er nahm ein Glas Wein und trank es auf die Geſundheit ſeines Für-

die da herum kriechen, zusammentragen? O erlauben Sie mir es auch, baten die andern Kinder.

Was mich betrifft, sagte der Herr Amtmann, so habe ich nichts dagegen, lieben Kinder! erst müßt ihr euch aber an die Personen wenden, die jetzt eure Verpflegung und Erziehung besorgen und ihre Einwilligung zu erhalten suchen. O ja! sagten sie bittend, indem sie sich nach Herrn Tillmann und ihren Eltern und Pflegeeltern wendeten, Sie erlauben es gewiß. Was mich betrifft, sagte Frau Ehrenfried, so kann ich es Julien nicht erlauben, sie würde ihre Kleider zu sehr beschmutzen. Wenn sie die Körbe voll Krebse, die die Knaben eingesammelt haben, ihnen abnehmen will, so habe ich nichts dagegen.

Dieß ist meine Meinung auch, sagte Herr Ehrenfried. Ihr Knaben aber könnt in den Teich gehen; nur legt erst eure Kleider ab, und zieht Stiefeln und Strümpfe aus. Er hatte noch nicht recht ausgeredet, so war auch schon alles ausgezogen und abgelegt, die Knaben waren im Teiche, sammelten unter lautem Jubel die Krebse ein, schrien bisweilen ein wenig, wenn sie von ihnen gekneipt wurden, und brachten ein Körbchen voll nach dem andern getragen, das ihnen Julie abnahm, und in einen großen Korb ausschüttete.

Als keine Krebse mehr zu finden waren, so wurde das noch übrige Wasser abgelassen, und die Fische kamen mit demselben in einen Graben heraus, in welchem ein Hamen aufgestellt war, um zu verhindern, daß sie im Graben weiter schwämmen.

Hier konnten die Knaben nun mit leichter Mühe die Karpfen fangen, und in die Fischkörbe tragen, die in der Nähe standen, welches sie auch mit vielem Vergnügen thaten.

Die Alten ſahen dieſem Vergnügen ihrer Kinder mit vieler Freude zu. Auf einmal entfernte ſich aber der Herr Amtmann, ſprang in ein Gebüſch, kam mit einer Flinte zurück — legte an — puf! da ſchoß er los. Die Kinder fuhren zuſammen, ſahen in die Höhe, um zu erfahren, was der Schuß bedeuten ſolle — da — ſtürzte ein Fiſchreiher vor ihnen nieder, der, nachdem er noch ein Paarmal mit den Flügeln geſchlagen hatte, ſogleich verſchied.

Dir habe ich lange nachgeſtellt, ſagte der Herr Amtmann, indem er ihn bei dem Schnabel faßte und in die Höhe hob, nun habe ich dich doch. Nun ſollſt du mir keine Fiſche mehr holen.

Die Kinder liefen von den Fiſchen weg, betrachteten den Fiſchreiher, und bewunderten ſeinen langen Hals und Schnabel, und die langen nackten Beine.

Ei, Herr Tillmann! ſagte Stephan, das gäbe etwas in die Lehrſtunde. Sie haben uns noch keinen Fiſchreiher vorgezeigt. Vater! darf ich ihn mitnehmen, daß uns Herr Tillmann eine Lehrſtunde darüber geben kann?

Ja, antwortete der Herr Amtmann. Nun war die Fiſcherei zu Ende, und die Kinder bekamen Befehl, ſich zu waſchen und wieder anzukleiden.

Indeß wurde auf einer Anhöhe ein Tiſchtuch ausgebreitet und mit kalten Speiſen und Früchten beſetzt.

Die Geſellſchaft verfügte ſich auf des Herrn Amtmanns Einladung dahin, und verzehrte vergnügt die zubereitete Mahlzeit.

Herr Ehrenfried freute ſich beſonders über das ſchöne geräumige Speiſezimmer, in welchem ſie ſich befanden, und machte die Geſellſchaft darauf aufmerkſam. Er nahm ein Glas Wein und trank es auf die Geſundheit ſeines Für-

ſten. Möge dieſer gute Herr, ſagte er, eine eben ſo vergnügte Mahlzeit, wie wir hier, halten. Sein Speiſezimmer iſt prächtig, das iſt wahr; das unſrige hat aber doch den Vorzug. Was für eine große gewölbte Decke haben wir! wie ſchön iſt ſie bemalt, mit Gewölk, das alle Augenblicke eine andere Geſtalt annimmt! Unſer Tiſch iſt ſo geräumig, daß noch 200 Perſonen daran ſitzen könnten, und wie prächtig iſt unſer Speiſezimmer noch ausgeſchmückt! Wahr iſt es: die Wände des fürſtlichen Speiſezimmers ſind mit Gemälden von ſchönen Landſchaften geziert; aber alles iſt leblos, in unſerer Landſchaft hingegen iſt lauter Leben. Die Wipfel des Wäldchens ſind in beſtändiger Bewegung, und machen uns durch ihr Rauſchen eine angenehme Tafelmuſik. Die Spechte, die Meiſen, die Droſſeln, die Holztauben, die wir darauf ſehen, fliegen von einem Baume zum andern und laſſen von Zeit zu Zeit ihre Stimme hören. Seht, Kinder! da kommt ein Reh aus dem Wäldchen getreten.

O! riefen die Kinder, das niedliche Thierchen!

Ja wohl, fuhr der Herr Amtmann fort, ein niedliches Thierchen. Auf den gemalten Landſchaften trifft man zwar zuweilen auch Rehe an, aber ſie ſtehen vom Morgen bis zum Abend immer auf einerlei Platze. Dieſes aber bewegt ſich fort. Jetzt kommt es langſam getreten, nun weidet es auf der Wieſe, nun ſieht es ſich um, ob ihm etwa nachgeſtellt werde — Ach! nun bemerkt es uns, ſehet wie es ſpringt! nun iſt es wieder im Gebüſch.

Da rieſelt der Bach vom Felſen herunter, ſchlägt kleine Wellen, ſchäumt, und ſtimmt durch ſein Murmeln in unſre Tafelmuſik ein. Und wie ſchön iſt die Ausſicht dort in's Thal! Die Bauern und Bäuerinnen, die ſich

dort mit Trocknen des Grummets beſchäftigen, ſind in ſteter Thätigkeit; jene Heerde Kühe und dieſe Heerde Schafe ſind alle belebt — die lieblichen Töne ihrer Glocken, und der Schäfer, der dort auf einer Birkenrinde bläſt — vereinigen ſich mit dem Murmeln des Bachs, dem Geräuſche der Bäume und den Stimmen der Vögel.

O wie ſchön iſt es hier! ſagte Julie, indem ſie ihrer Mutter zärtlich um den Hals fiel. Die ganze Geſellſchaft ſtimmte Julien bei, und würde gern länger auf dieſem reizenden Platze verweilt haben; allein die Ankunft des Ehrenfried'ſchen Wagens erinnerte ſie, daß es nun Zeit ſei, ihn zu verlaſſen. Herr Ehrenfried und ſeine Frau ließen ſich durch das Zureden des Herrn Amtmanns nicht länger zurückhalten, ſie ſtiegen vielmehr ein, nachdem ſie ihrem guten Wirthe für die liebreiche Aufnahme herzlich gedankt hatten. Ehe ſie abfuhren, brachte ihnen Stephan noch den Fiſchreiher, den ſein Vater geſchoſſen hatte, und bat Frau Ehrenfried, ihn mitzunehmen.

Nun fuhr der Wagen ab, und Herr Tillmann folgte bald mit ſeinen Zöglingen nach. Die Geſpräche über das Vergnügen, das ſie den Tag über genoſſen hatten, verkürzten ihren Weg; glücklich erreichten ſie ihre Wohnung, und nachdem ſie daſelbſt eine mäßige Abendmahlzeit genoſſen hatten, bezogen ſie die Schlafzimmer, wo ihnen die Ermüdung einen ſüßen Schlaf verſchaffte.

Dritter Abſchnitt.

Das erſte Wort, das Stephan bei ſeinem Erwachen ſagte, war: Heute gibt es eine hübſche Lehrſtunde! da

haben wir den Fiſchreiher; iſt's nicht wahr, Herr Tillmann?

Wir wollen ſehen, antwortete er; diejenige Lehrſtunde iſt die hübſcheſte, in der meine Schüler am aufmerkſamſten ſind.

Ehe aber die Lehrſtunde anging, kam ein Mann mit einem ſchwer beladenen Korbe, der einen großen Strich durch Stephans Rechnung machte. Als er ihn abſetzte, ſagte er: Hier ſchickt der Herr Amtmann Siegfried etwas für die lieben Kinder in die Lehrſtunde.

Sogleich ſprangen alle neugierig herbei, um zu ſehen, was in dem Korbe wäre. Da fand es ſich nun, daß der untere Theil mit Krebſen angefüllt war, und oben die größten Karpfen lagen, die den Tag zuvor waren gefangen worden.

Das iſt ſchön! ſagte Herr Tillmann, da haben wir reichlichen Vorrath für die heutige Lehrſtunde. Den Fiſchreiher wollen wir morgen betrachten.

Aber, ſagte Stephan, über den Krebs und Karpfen haben wir ja ſchon eine Lehrſtunde gehabt. Thut nichts, antwortete Herr Tillmann, ich kann noch mancherlei darüber ſagen.

Wirklich ſagte er noch mancherlei, woran die Kinder vorher wohl nicht gedacht hatten.

Zuerſt brachte er einen außerordentlich großen Krebs hervor. Den habe ich gefangen, ſagte Heinrich.

Gut! antwortete Herr Tillmann, ſo will ich auch mit dir darüber ſprechen. War dieſer Krebs immer ſo groß?

H. Gewiß nicht. Er war erſt ganz klein.

T. Ganz richtig! aber woher iſt er denn gekommen?

H. Aus dem Ei.

T. Und als er aus dem Ei gekrochen war, wer ernährte ihn denn?

H. Seine Mutter.

T. Du denkſt, alle Mütter ſorgten ſo für ihre Kinder wie deine gute Mutter. Da irrſt du dich. Wenn die Krebsmutter ihre Kinder, die aus den Eiern unter ihrem Schwanze gekrochen ſind, abgelegt hat, ſo kriecht ſie fort und bekümmert ſich weiter nicht um ſie.

H. Müſſen denn die Jungen nicht ſterben?

T. Sie ſterben nicht, denn ſie befinden ſich immer auf einem Platze, wo für ſie überflüſſige Nahrung iſt, die ihnen von ſelbſt in den Mund kommt. Hat wohl Stephans Vater dafür geſorgt, daß dieſer Krebs, als er noch klein war, ſeine Nahrung bekäme? was meinſt du, Stephan?

St. Davon habe ich nichts gehört. Die großen Karpfen haben wir wohl bisweilen gefüttert, aber um die Krebſe hat ſich mein Vater nie bekümmert!

T. Wenn ſich dein Vater, dem der Teich gehört, nicht darum bekümmert hat, ſo wird es auch wohl ſonſt niemand gethan haben. Gleichwohl hat dieſer Krebs ſeine Nahrung gefunden. — Sonderbar!

Aber, Heinrich, wovon iſt denn der Krebs ſo groß geworden.

H. Von der Nahrung, die er zu ſich nahm.

T. Wenn du nun eben dieſe Nahrung, oder andere Nahrungsmittel, täglich in das Nadelbüchschen ſteckſt, das du von deiner Mutter zu deinem Geburtstage bekommen haſt, wird es denn auch wachſen?

Alle lachten.

T. Wie geht denn das zu, daß der Krebs gewachsen ist?

H. Ja, der Krebs ist lebendig.

T. Lebendig. Dieß ist wohl wahr; daraus ersehe ich aber nicht, wie er von den Nahrungsmitteln, die er zu sich nimmt, wachsen kann. Ich will es dir sagen. Er hat einen Magen, in den die Nahrungsmittel gehen. Dieser zerreibt dieselben, und zieht die Säfte heraus, die zur Nahrung des Krebses am schicklichsten sind. Wie ist denn der Magen in den Krebs gekommen?

H. Er ist darin gewachsen.

T. So! Womit ist denn der Krebs bekleidet?

H. Mit einer Schale.

T. Wenn er aber wächst und das Kleid wird ihm zu enge, wer macht ihm denn ein neues?

H. Ich weiß es. Es wächst ihm ein neues, und das alte legt er ab. Sie haben mir einmal einen Krebs gezeigt, der das alte Kleid abgelegt hatte, und mit einem zarten Häutchen überzogen war. Sie sagten damals, ein solcher Krebs hieße ein Butterkrebs.

T. Ganz recht, es ist doch artig, daß alles an den Krebsen wächst, was sie nöthig haben. Wie nennt man denn die langen Fäden, die vorn an dem Kopfe des Krebses sind?

H. Fühlhörner.

T. Wozu hat er sie denn?

H. Ich weiß es. Sie sagten einmal, die Insekten hätten wenig oder gar kein Gehör, deßwegen hätten sie Fühlhörner, damit sie fühlen könnten, was andere Thiere hören.

T. Das ist gut, daß ihm diese Fühlhörner gewachsen

ſind, ſonſt möchte es ihm übel gehen, da ihm das Gehör mangelt. Wozu aber dieſe Scheren?

H. Daß er damit kneipe. Mich hat dieſer Burſche tüchtig gekneipt.

T. Wenn nun der Teich aber nicht wäre abgelaſſen worden, und der Krebs hätte in demſelben leben und ſterben müſſen, ſo hätte er ja niemanden kneipen können. Wozu hätten ihm denn die Scheren genützt?

H. Greift er vielleicht damit ſeine Nahrung an?

T. Das thut er allerdings. Sie vertreten bei ihm die Stelle der Hände — wohl ihm, daß ſie ihm gewachſen ſind! Nun wollen wir einmal dieſen Karpfen vornehmen. Julie ißt die Fiſche ſo gern, die ſoll einige Fragen beantworten. Woher iſt dieſer Karpfen gekommen?

J. Aus dem Eie.

T. Als er aus dem Eie kam, war er denn gleich ſo groß, als er jetzt iſt?

J. Ach nein! er war ganz klein. Ich habe einmal junge Kärpfchen geſehen, die kaum ſo lang waren, als der Nagel auf meinem Daumen.

T. Wovon iſt er denn ſo groß geworden?

J. Von der Nahrung.

T. Wer hat ihm denn dieſe Nahrung gegeben?

J. Die Mutter? das darf ich wohl nicht ſagen, denn die Karpfenmutter bekümmert ſich wohl ſo wenig um ihre Kinder, als die Krebsmutter. Füttert vielleicht dein Vater die jungen Karpfen, Stephan?

St. Die großen füttert er wohl, aber um die kleinen bekümmert er ſich nicht.

T. Das glaube ich auch. Da ſie aus den Eiern kamen, war ſo überflüſſige Nahrung für ſie da, daß, wenn

ſie ihren kleinen Mund öffneten, ihnen dieſelbe von ſelbſt zufloß. Aber wozu mögen ihm wohl die Schuppen gewachſen ſein?

J. Je! die Schuppen ſind ſein Kleid. Sie ſagten uns ja einmal, die Säugethiere wären mit Haaren, die Vögel mit Federn und die Fiſche mit Schuppen bedeckt.

T. Das iſt gut, daß allen dieſen Thierarten die Kleider gewachſen ſind. Aber dieſe Floſſen, ſind denn dieſe umſonſt da?

J. Damit muß er ſich wohl bewegen.

T. Dazu dienen ſie ihm allerdings, und diejenigen, die die Fiſche genau beobachtet haben, haben bemerkt, daß jede Floſſe ihnen einen beſondern Dienſt leiſte. Mit den Bruſtfloſſen heben ſie ſich in die Höhe, mit den Bauchfloſſen bewegen ſie ſich in die Tiefe, mit den Schwanzfloſſen bewegen ſie ſich gerade aus, und mit der Rücken- und Sterzenfloſſe bewegen ſie ihren Körper von einer Seite zur andern. So findet ihr, lieben Kinder, durchaus an jedem Thiere, daß kein Theilchen umſonſt da iſt, daß jedes ſeine Abſichten hat, und dem Thiere ſo unentbehrlich iſt, wie dem Menſchen die Hände.

J. Aber dieſe Fädchen, die der Karpfen am Munde hat, ſind doch wohl nur zum Spaße da, weil ſie ſo artig ausſehen?

T. Ich glaube nicht. Man vermuthet, daß die Fiſche darin ein ſehr feines Gefühl haben, und daß ſie ihnen ſo nützlich ſind, wie den Krebſen die Fühlhörner. Wenn ihr größer werdet und die Karpfen genau beobachten wollt, ſo werdet ihr gewiß bemerken, daß ſie dieſelben nicht entbehren können. Weißt du wohl, wie viel Eier ein Fiſch legt?

J. Ei wer will das wissen. Meine Mutter hat bisweilen Fische gesotten, die einen ganzen Teller voll Eier in sich hatten.

T. Man hat sich die Mühe gegeben sie zu zählen, und gefunden daß sie viele Tausend Eier in sich haben. Schade, daß andere Thiere, z. E. die Rehe, sich nicht eben so stark vermehren! Wenn jedes Reh einige Tausend Junge zur Welt brächte, da wimmelte das ganze Feld von Rehen.

St. Ei wirklich.

J. Aber wovon wollten wir denn leben? die Rehe fräßen uns ja Roggen, Weizen, Kohl und alles ab, was wir nöthig haben.

T. Das ist freilich wahr. Wenn irgend ein Säugethier oder Vogel sich so stark vermehrte wie die Karpfen, so würden sie uns und andern Thieren alle Nahrung wegnehmen. Bei den Karpfen ist es aber etwas anderes, die leben vom Schlamme und von verwesten Körpern, die Niemandem etwas nützen. Sie finden also überflüssige Nahrung, und fallen, indem sie dieselbe verzehren, Niemandem beschwerlich.

St. Aber wenn sich die Karpfen so erstaunlich vermehren, so, dächte ich, müßten ja in kurzer Zeit alle Teiche und Flüsse davon wimmeln.

T. Das sollte man freilich meinen. Sie dienen aber sehr vielen Thieren zur Nahrung. Die Krebse z. E. verzehren manches Karpfchen, wenn es noch ganz klein ist.

H. Und die Forelle und der Hecht.

J. Und der Bursch, den wir morgen in der Lehrstunde haben werden.

T. Und die Julie.

J. Und der Herr Tillmann.

T. Es iſt alſo ſehr gut, das ſich die Karpfen und andere Fiſche ſo ſehr ſtark vermehren, weil ſonſt viele andere Thiere, die ſich von ihnen nähren, gar nicht leben könnten, und der Menſch manche ſchmackhafte Mahlzeit entbehren müßte.

J. Das iſt doch wirklich artig.

T. Ja wohl iſt es artig.

Vierter Abſchnitt.

Die Kinder hatten ſich lange auf keine Lehrſtunde ſo ſehr gefreut, als auf diejenige, die den folgenden Tag ſollte gegeben werden, in welcher ſie den Fiſchreiher betrachten wollten.

Als ihn Herr Tillmann herbeibrachte, ſo ſchlugen ſie alle vor Freuden in die Hände. Ich verdenke es euch nicht, lieben Kinder, ſagte er, wenn ihr euch über dieſes Thier ſo ſehr freut, denn es iſt wirklich ein ſehr ſchöner Vogel. Wenn man ihn beſonders am Rande der Teiche herumſpazieren ſieht, ſo kann man ihn nicht anders, als mit Vergnügen, betrachten. Heinrich, wie viel Füße hat er?

H. Zwei.

T. Wie viel Augen?

H. Zwei.

T. Wie viel Köpfe?

H. Einen.

T. Wie viel Schnäbel?

H. Einen.

T. Wie viel Schwänze?

H. Einen. Aber warum fragen Sie mich denn dies Alles? Das ist ja gar leicht zu beantworten.

T. Ich wollte euch, lieben Kinder, nur auf etwas durch diese Fragen aufmerksam machen. Sehet alles, was der Reiher zweimal hat, das steht auf seinen zwei Seiten, und was er nur einmal hat, das steht in der Mitte. Wenn ich also den Reiher, von der Spitze des Schnabels an, bis zum Schwanze, von einander schneiden wollte, so würden gerade zwei Hälften herauskommen. Auf der einen Hälfte würde man alles sehen, was sich auf der andern befindet. So ist's mit allen Thieren, die auf der Erde und in den Flüssen wohnen, einige Schalthiere ausgenommen; so war es mit dem Krebse und mit dem Karpfen.

H. Wahrhaftig! daran habe ich noch gar nicht gedacht.

T. Sieh' nur die Dinge recht genau an, so wirst du an ihnen gar vieles bemerken, woran du sonst nicht gedacht hast. Weißt du auch, woher der Fischreiher gekommen ist?

H. Aus dem Ei.

T. Wie kam er denn in das Ei?

H. Er ist darin gewachsen.

T. Wo wurde das Ei hingelegt?

H. In das Nest.

T. Wer bauete denn das Nest?

H. Die alten Reiher.

T. Wohin?

H. Vermuthlich in das Schilf, damit die Jungen gleich ihre Nahrung hätten.

T. Gefehlt! die Reiher bauen ihre Nester auf hohe Bäume.

H. Woher bekommen denn da ihre Jungen Nahrung?

T. Ja das iſt wieder artig. Die alten Reiher fangen Fiſchchen, verſchlucken ſie, und geben ſie alsdann, wenn ſie in das Neſt kommen, wieder von ſich, um ihre Jungen damit zu füttern. So machen es alle Reiher, alle tragen ihren Jungen Fiſchchen zu. Wenn ſie für ihre Jungen nicht beſſer ſorgen wollten, als die Krebſe und Karpfen, ſo würden ſie alle verhungern müſſen.

J. Man ſollte nicht meinen, daß es möglich wäre.

St. So machten es meines Vaters Tauben auch. Die fraßen die Kröpfe voll, ſteckten alsdann ihre Schnäbel in die Schnäbel der Jungen, und gaben das von ſich, was ſie in ihren Kröpfen hatten.

T. Die Nahrung der Reiher kennſt du nun ſchon, Heinrich?

H. O ja! Das ſind Fiſche.

T. Nun wirſt du mir auch einige Fragen beantworten können Wozu hat der Reiher dieſen langen Schnabel, und den langen Hals?

H. Daß er damit tief in das Waſſer fahren, und ſeine Nahrung hervorholen kann.

T. Und dieſe langen Füße?

H. Daß er damit in das Waſſer waten kann.

T. Dieß thut er auch wirklich; er geht in das Waſſer hinein, ſteht dann ſtille, und läßt ſeinen Koth fallen. Die Fiſche ſchwimmen nun herbei, um den Koth zu genießen. Da kann er dann mit ſeinem langen Schnabel ſo viele herausholen, als ihm gefällt. Sieh' aber die gewaltig großen Flügel. Wozu mag er dieſe wohl haben?

H. Doch wohl, daß er damit in die Höhe fliegen kann, wo er ſein Neſt hat.

T. Wie wäre es, wenn ich dir dieſe Flügel an die Arme bände? Da könnteſt du ja wohl auch fliegen.

J. Ei das müßte ſich recht artig ausnehmen!

H. Ich glaube doch nicht, daß es gehen würde, ich bin ja zu ſchwer.

T. Ich glaube es auch. Fühl' einmal, wie leicht dieſer Vogel, wie klein ſein Körper iſt! Wie wenig Fleiſch er an ſeinen Gliedern hat. Der Reiher hat es alſo recht gut gehabt. Da er noch klein war, trugen ihm die Alten Nahrung zu; dann wuchſen ihm große Flügel, mit denen er umher fliegen, lange Beine und ein langer Schnabel, mit denen er in das Waſſer gehen, und Fiſche holen konnte. Als er in das Waſſer kam, fand er ſeinen Tiſch gedeckt. Es wimmelte da von Fiſchen, die ſich um ihn verſammelten und von ihm ſich fangen ließen.

H. Das iſt doch wirklich ſonderbar.

Jetzt ſchloß Herr Tillmann ſeine Lehrſtunde und die Kinder riethen hin und her, was er ihnen wohl den folgenden Tag zeigen würde.

Fünfter Abſchnitt.

Jedes Kind hatte auf etwas anderes gerathen, aber keines hatte es getroffen. Herr Tillmann brachte etwas mit in die Lehrſtunde, das in einer Schachtel verſchloſſen war, und hielt die Schachtel jedem Kinde an das Ohr. Sie hörten, daß etwas darin pickte, konnten aber nicht errathen, was es wäre. Endlich ſagte Julie: das pickt gerade ſo wie eine Taſchenuhr.

Getroffen! ſagte Herr Tillmann, öffnete die Schachtel und holte ſeine Taſchenuhr heraus.

J. Wollen Sie uns darüber eine Lehrstunde geben?

T. Allerdings. Man kann über jede Sache Lehrstunden geben. Sehet, hier ist das Zifferblatt, auf welches Zahlen geschrieben sind. An demselben bewegt sich langsam der Zeiger hin; weißt du wohl warum?

J. Um zu zeigen, welche Zeit es ist.

T. Wie kommt es denn aber, daß der Zeiger sich bewegt?

J. Das kommt von den Rädern, die inwendig in der Uhr sind.

T. Darin magst du wohl recht haben. Sieh'! (indem er die Uhr öffnete,) wie hier alles in Bewegung ist! und wovon werden denn die Räder bewegt?

J. Ich weiß es. Von einer Stahlfeder.

T. Warum sind denn aber die Räder und die Stahlfeder in dies Gehäuse verschlossen?

J. Daß nichts an die Räder stoße.

T. Aber wozu dies Glas über dem Zifferblatte?

J. Ja wenn kein Glas darauf wäre, so könnte ja leicht der Zeiger an etwas stoßen, und dann stände er stille.

T. Aber das Glas ist so zerbrechlich, wäre es nicht besser, wenn das Zifferblatt mit Blech bedeckt wäre?

J. Da könnte man ja nicht sehen, welche Zeit es wäre.

T. Du hast vollkommen Recht. Es ist doch wirklich artig, daß an der Uhr alles vereinigt ist, was sie haben muß, um uns die Stunden zu zeigen, und daß alles so ordentlich daran gewachsen ist.

Alle lachten. Das alles ist ja, sagte Julie, nicht daran gewachsen, das hat der Uhrmacher daran gemacht.

T. Das ſagſt du, weil du ſchon gehört haſt, daß die Uhren vom Uhrmacher verfertigt werden. Aber wenn du noch nie von einem Uhrmacher etwas gehört hätteſt, ſäheſt jetzt das erſtemal ſo eine Uhr, da würdeſt du doch wohl glauben, daß die Räder darin gewachſen wären?

J. Nein, das glaubte ich auch nicht. Es iſt ja alles ſo künſtlich daran.

T. Wenn ich dir aber ſagte, die Uhr wäre von einem Affen gemacht?

J. Da würde ich es auch nicht glauben. Wer ſo etwas machen will, der muß doch Verſtand haben.

T. Kennſt du denn den Mann, der dieſe Uhr gemacht hat?

J. Nein, den kenne ich nicht. Weil aber alles ſo künſtlich daran eingerichtet iſt, ſo glaube ich doch, daß ſie von Jemandem muß gemacht worden ſein, der Verſtand hat.

T. Glaubt ihr dieß alle, lieben Kinder?

Alle. Ja, das glauben wir.

T. Und wenn Jemand euch bereden wollte, das Zifferblatt, das Räderwerk, der Zeiger, die Stahlfeder hätten ſich ſelbſt zuſammengeſetzt, was würdet ihr von ihm glauben?

J. Daß er uns äffen wolle.

T. Ich meine auch ſo. Nun gebt wohl Achtung, lieben Kinder. Ich will euch etwas ſehr Wichtiges ſagen. Ihr glaubt alle, daß die Uhr nicht von ſelbſt entſtanden ſei, weil ſie ſo künſtlich gebaut, und kein Theil derſelben ohne Abſicht da iſt, ſondern jeder da ſein muß, wenn ſie eine Uhr ſein, und die Stunden zeigen ſoll. So iſt es aber mit allem, was um uns wächſt und lebt. Die Kürbispflanze z. E. hat Wurzeln, um die Säfte der Erde in ſich zu ziehen, Blätter, mit denen ſie Thau und Regen

auffängt, Ranken, in denen die Säfte der Erde, der Thau und Regen, zur Nahrung für sie verarbeitet werden. Der Krebs hat zu seiner Bedeckung eine Schale, Füße um sich bewegen, Scheeren um seine Nahrung fassen, Fühlhörner um fühlen zu können, was um ihn herum vorgeht. Der Karpfen hat zu seiner Bedeckung Schuppen, Flossen, mit denen er allerlei Bewegungen macht, bald vorwärts, bald in die Höhe, bald in die Tiefe sich bewegen kann. Der Reiher hat einen solchen Schnabel, und solche Füße, wie er haben muß, wenn er seine Nahrung finden soll; sein Körper ist so gebaut, und er hat solche Flügel, daß er sich empor zu seinem Neste schwingen, und von einem Teiche zum andern fliegen kann. Alle Thiere, die in der Nähe des Menschen leben, sind so regelmäßig gebaut, wie ein Haus, das ein geschickter Baumeister aufführte, alle so regelmäßig, daß, wenn man sie mitten von einander theilte, auf jeden Theil so viel, als auf den andern, kommen würde. — Ich sage noch mehr. Jede Pflanze, jedes Thier ist weit künstlicher gebaut, als meine Uhr. Gebt Achtung! Vor fünf Jahren kaufte mir meine selige Mutter diese Uhr zu meinem Geburtstage, und sie ist noch eben so groß, als sie damals war. Wenn ich sie noch zwanzig Jahre haben sollte, so würde sie nicht größer werden. Die Pflanzen hingegen und die Thiere wachsen. Ihr habt dieß an Stephans Kürbispflanze gesehen, und an dem Krebse, dem Karpfen und dem Fischreiher, von welchen ihr mir selbst sagtet, daß sie sonst sehr klein gewesen wären. Nie wird eine Uhr eine junge zur Welt bringen; aber die Pflanzen und Säugethiere pflanzen sich fort.

Wenn ihr nun gewiß glaubt, daß meine Uhr nicht von sich selbst entstanden ist, daß sie von Jemandem, der Ver-

ſtand hat, verfertigt worden ſein muß, ſo könnt ihr noch weniger glauben, daß alle die Pflanzen und Thiere, mit denen wir umgeben ſind, von ſich ſelbſt ſollten entſtanden ſein. Ich muß euch noch mehr ſagen. Die ganze Natur iſt ſo eingerichtet, daß ſie für die Pflanzen und Thiere ſo genau paßt, wie mein Uhrſchlüſſel zu meiner Uhr. Die Kürbispflanze hat Blätter — was würden ſie ihr helfen, wenn kein Thau und Regen fiele, die ſie auffangen könnten? Wurzeln — ſie würden ihr nichts nützen, wenn die Erde nicht auch Säfte enthielte, die ſie in ſich ziehen könnten. Was nützten dem Krebſe die Scheeren, wenn er nicht auch Nahrung um ſich fände, die er damit faſſen kann? was dem Karpfen die Floſſen, wenn es kein Waſſer gäbe, um ſich darin zu bewegen? Würde er nicht bald verſchmachten müſſen, wenn ihm die Nahrung nicht in den Mund flöße?

Vorige Woche beſahen wir die Mühle, die in unſerer Vorſtadt iſt, und bewunderten die ſchnelle Bewegung des Mühlſteins, wodurch der Weizen zu Mehl zermalmet wurde. Ich zeigte euch das Kammrad und den Trilling, und machte euch darauf aufmerkſam, wie eins in das andere griff. Geſetzt die Mühle ſtände aber, mit allen ihren Rädern und Mühlſteinen, oben auf dem Gipfel unſers Eichenberges, würde ſie noch die Wirkung thun können, die ihr an ihr bewundert? was meinſt du, Heinrich?

H. Ich glaube ſie würde ſtille ſtehen, weil dort oben kein Waſſer iſt, das das Waſſerrad treiben kann.

T. Und wenn die Fiſchreiher noch längere Schnäbel, Hälſe und Beine hätten, mit denen ſie in's Waſſer gingen — was hülfe ihnen dieſes, wenn es im Waſſer nicht von kleinen Fiſchen wimmelte, die ſie mit ihren langen

Schnäbeln fangen könnten? Sie würden bald verhungern müſſen. Die langen Flügel würden ihnen unnütz ſein, wenn die Luft, in der ſie fliegen, nicht ſo dünn wäre, daß ſie dieſelbe leicht durchſchneiden könnten. Und was ſollten die armen jungen Reiher, wann ſie aus den Eiern gekrochen ſind, oben in ihren hohen Neſtern anfangen, wenn die Alten ſich um ſie eben nicht mehr bekümmerten, als die Krebſe und die Karpfen um ihre Jungen. Ihr bemerkt, daß Millionen Thiere, wenn ſie auf die Welt kommen, gar keine Eltern vorfinden, z. E. die mehreſten Inſekten, und Fiſche; ſie verderben aber doch nicht, weil der Platz, auf dem ſie entſtehen, ihnen ſo reichliche Nahrung darbietet, daß ſie nur den Mund aufthun dürfen, um ſie zu genießen. Bei andern aber, denen bei ihrem Entſtehen die Nahrung fehlt, iſt dadurch geſorgt, daß die Alten ſie zärtlich lieben und ihnen hinlängliche Nahrung verſchaffen. Nun ſag', Julie! kann dies alles wohl von ſelbſt entſtanden ſein?

J. Das iſt wohl unmöglich. Wer ſoll es denn aber gemacht haben?

T. Vielleicht ein Menſch.

J. Das kann ja auch nicht ſein. Welcher Menſch ſollte wohl ſo viel Verſtand haben, daß er dies Alles hervorbringen könnte?

T. Schlechterdings kein Menſch, auch der weiſeſte und mächtigſte nicht, vermag Regen und Thau hervorzubringen, oder in einen Kürbiskern einen Kürbiskeim zu legen. Haſt du nun wohl etwas verſtändigeres und vollkommeneres als den Menſchen geſehen?

J. Nein, das habe ich nicht geſehen.

T. Ich auch nicht. Es muß alſo ein unſichtbares

Weſen da ſein, das verſtändiger und vollkommener, als alle Menſchen iſt, und das dies alles hervorgebracht hat.

J. Wie kann es denn aber da ſein, wenn wir es nicht ſehen?

T. Lieben Kinder! Es ſind gar viele Dinge da, die ihr nicht ſehet. Wer hat geſtern in Juliens Schlafkammer das Fenſter zerſchlagen?

J. Der Wind.

T. Den haben wir beide nicht geſehen, und glauben doch, daß ein Wind da iſt. Gebt Achtung auf das, was ich euch jetzt zeigen will! Hier habe ich einen Magnet, ich lege dieſen kleinen Schlüſſel auf den Tiſch, bringe denſelben dem Magnet nahe — was iſt geſchehen?

J. Der Schlüſſel hat ſich an den Magnet gehängt.

T. Nun will ich den Magnet wegnehmen, und meinen Finger über den Schlüſſel halten, hängt er ſich auch an?

J. Nein.

T. Was iſt alſo die Urſache, daß der Schlüſſel ſich an den Magnet anhängt?

J. Der Magnet.

T. Der Magnet ſelbſt kann es nicht ſein, denn ich habe den Schlüſſel damit nicht berührt, ſondern es muß etwas um den Magnet herum ſein, das den Schlüſſel an ſich zieht.

J. Ich ſehe nichts.

T. Ich auch nicht. Da muß es aber ſein, weil der Schlüſſel dadurch angezogen wird. Warum glaubſt du alſo, daß es einen Wind und eine magnetiſche Kraft gibt?

J. Weil ich ihre Wirkungen ſehe.

T. Weil ihr nun alſo ſehet, daß jede Pflanze und

jedes Thier so gebauet ist, daß es alles hat, was es zu seinem Fortkommen bedarf, und daß die ganze Natur so eingerichtet ist, daß dadurch das Fortkommen derselben befördert wird, weil ihr auch bemerket, daß die Pflanzen und Thiere so eingerichtet sind, daß sie wachsen und sich fortpflanzen können, so müßt ihr auch glauben, daß ein verständiges Wesen da sein müsse, das dies Alles hervorgebracht hat, wenn ihr es auch gleich nicht sehet.

Und dies verständige Wesen, das alles, was da ist, hervorgebracht hat, nennen wir Gott!

H. Gott! Der muß gewaltig viel Verstand haben. Aber wo ist denn eigentlich Gott?

T. Davon sprechen wir, lieben Kinder, ein andermal. Jetzt ist die Lehrstunde geendigt.

Sechster Abschnitt.

Die Kinder waren äußerst begierig, mehr von Gott zu erfahren; gleichwohl konnte es ihnen den nächsten Tag nicht sogleich gesagt werden, denn auf diesen Tag fiel ein Fest, das für die ganze Familie äußerst wichtig war, der Geburtstag der guten Mutter.

Alle Lehrstunden wurden dießmal ausgesetzt, weil die Kinder so sehr beschäftigt waren, die Geschenke zu Stande zu bringen, die sie der guten Mutter bestimmt hatten. Die Knaben arbeiteten noch an den Körben, die sie geflochten, und Julie an dem seidenen Beutel, den sie zu sticken angefangen hatte. Damit wurden sie nun freilich bald fertig, weil sie schon seit ein Paar Wochen sich damit beschäftigt hatten. Aber nun setzte sich noch Jedes hin und

ſchrieb einen Brief, in welchem es der guten Mutter für alle bisher bewieſene Liebe, für die mütterliche Pflege und für die gegebenen guten Lehren dankte. Jedes Kind erinnerte ſich hierbei an eine beſondere Wohlthat, die es von ihr erhalten hatte.

Stephan war ſehr gerührt, als er bedachte, daß er, als ein Fremder, von Frau Ehrenfried wie ihr eigener Sohn behandelt wurde; Heinrichen floſſen die Thränen über die Backen, als er in ſeinem Briefe auf die Zärtlichkeit zu reden kam, mit welcher er damals von ihr war verpflegt worden, als er an ſeinem Beinbruche danieder lag; und Julie dankte beſonders für die Güte, mit welcher ſie von ihr zur Ordnung geführt, und von ihrem Leichtſinne abgebracht worden war.

Gegen Abend verſammelten ſich verſchiedene Freunde und Freundinnen in einem dazu beſtimmten Zimmer. Auch der Herr Amtmann Siegfried hatte ſich hinein geſchlichen, ohne daß es ſein Sohn bemerkt hatte.

Als alle zuſammen waren, die zu dieſem Feſte von Herrn Ehrenfried Einladung bekommen hatten, trat er ſelbſt, mit ſeiner lieben Gattin am Arme, herein und ſtellte ſie der Geſellſchaft vor. Alle traten um ſie, wünſchten ihr Glück zu dem erlebten frohen Tage, und daß ſie ihn noch vielmal erleben, und viel Freude an ihren lieben Kindern ſehen möchte.

Nun traten die Kinder herein, nachdem der Herr Amtmann Siegfried in ein Nebenzimmer gegangen war; und überreichten ihre Geſchenke und Briefe. Frau Ehrenfried nahm lächelnd die Geſchenke an, las dann die Briefe; ihre Augen wurden während des Leſens naß, dann umarmte ſie die Kinder und ſagte: Dank für eure Liebe! wenn

und schmiegten sich an ihn. Auch bei Tische wünschten sie bei ihm zu sitzen, und ihr Vater erlaubte es. Frau Ehrenfried war so voll Freude über die Ankunft ihres Vaters, daß sie sich fast ganz allein mit ihm beschäftigte, und ihren Mann bat, daß er dießmal für die Bewirthung der Gesellschaft allein sorgen möchte. Von jedem Gerichte, das auf den Tisch kam, legte sie ihm zuerst vor. Aber der gute Herr Heinrich Gottschalk, dieß war sein Name, genoß nur wenig. Ein wenig Suppe, Fisch und Wildbret, nebst einem Glase Wein, war alles, was er annahm. Alle übrigen Gerichte schob er zurück. Mein Körper hat nicht lange mehr zu leben, sagte er, und braucht nur wenige Nahrung.

Gegen das Ende der Mahlzeit wurde ein Lied herumgegeben, das auf diesen frohen Tag war verfertigt worden. Heinrich, der sich bisher fleißig im Clavierspielen geübt hatte, trat an den Flügel, um zu dem Gesange zu spielen, und Herr Gottschalk holte seine Brille heraus, um das Lied lesen und an dem Gesange Theil nehmen zu können.

Und du brauchst eine Brille? fragte Frau Ehrenfried.

Schon seit fünf Jahren, antwortete der Vater. Die Zeiten sind nicht mehr, liebe Hedwig, da ich noch meine fünf Meilen den Tag machte, und Abends, bei Lichte, noch die kleinste Schrift las. Wenn man alt wird, stirbt man nach und nach der Welt ab.

Jetzt begann der Gesang, an dem die ganze Gesellschaft herzlichen Theil nahm.

Sobald er beendigt war, drückte Herr Gottschalk seiner Tochter die Hand, und sagte: liebe Hedwig! jetzt thue ich die erste Bitte an dich — bringe mich zu Bette! Ich

bin müde von der Reise, und habe mich überdieß schon seit mehreren Jahren gewöhnt, punkt zehn Uhr zur Ruhe zu gehen.

Sogleich schlich sich die Tochter mit ihrem guten Vater fort, auch die übrige Gesellschaft trennte sich bald, und der Herr Amtmann reiste auch noch denselben Abend nach Hause.

Siebenter Abschnitt.

Kaum hatte Herr Gottschalk den folgenden Morgen sein Frühstück eingenommen, so erkundigte er sich nach dem Unterrichte, den seine Enkel genössen, und besuchte die Lehrstunden, die ihnen Herr Tillmann gab. Er freute sich sehr über die guten Fortschritte, die sie gemacht hatten, am mehresten aber, als Herr Tillmann wiederholte, was er ihnen vom Kürbisse, dem Krebse, dem Karpfen und dem Reiher gesagt hatte, und die Kinder sehr fertig jede Frage zu beantworten wußten, und aus der weisen Einrichtung dieser Dinge bewiesen, daß ein verständiges Wesen da sein müsse, das sie alle gemacht habe.

Als die Lehrstunde geendigt war, drückte er herzlich Herrn Tillmanns Hand, und sagte: ich danke Ihnen, lieber Mann! daß Sie diese Kinder mit Gott bekannt gemacht haben. Das ist bei weitem das Wichtigste, was die Kinder lernen können. Es ist gut, wenn sie Sprachen erlernen, sich mit den Pflanzen und Thieren, der Erdbeschreibung und Geschichte bekannt machen; weit wichtiger als alles dieses ist es aber — mit Gott bekannt zu werden. Es ist ja schlechterdings nichts auf der Welt, worauf man sich sicher verlassen kann — als Gott. Jetzt, lieben

Kinder! verlaßt ihr euch auf Vater und Mutter — wenn ihr sonst niemanden hättet, auf den ihr euch verlassen könntet, so wäret ihr schlecht berathen. Wie lange wird es währen, so sterben sie. Davon kann niemand besser sprechen, als ein alter Mann, wie ich bin. Sehet, meine Eltern hat mir der Tod schon längst entrissen, alle meine Jugendfreunde sind von der Erde abgegangen, zwei Söhne, die die Stütze meines Alters sein sollten, sind nicht mehr, meine gute Frau, an deren Hand ich zum Grabe zu gehen gedachte, habe ich voriges Jahr auch durch den Tod eingebüßt; die ganze Welt macht mir wenig Freude mehr, weil ich sie nicht mehr genießen kann. Nahrungsmittel darf ich nur sehr wenig zu mir nehmen, die Spaziergänge, in denen ich sonst Erholung suchte, werden mir beschwerlich, da die Kräfte meiner Füße immer mehr abnehmen, von den Schönheiten der Flur bemerke ich nur wenig, da meine Augen immer trüber werden. Aber doch bin ich zufrieden und ruhig; denn wenn ich auch alles verliere, so bleibt mir doch einer, auf den ich mich gewiß verlassen kann, das ist Gott — mein himmlischer Vater.

Die Kinder hörten mit Erstaunen zu, und baten Herrn Tillmann, daß er ihnen doch ja noch mehr von Gott sagen möchte.

Das kann vielleicht heute noch geschen, gab er zur Antwort. Wirklich geschah es auch noch.

Gegen Abend erbat sich Herr Tillmann von Herrn Ehrenfried die Erlaubniß, mit seinen Zöglingen das Abendbrod im Garten verzehren zu dürfen, und erhielt sie.

Sobald es verzehrt war, trat er mit den Kindern an das Fenster, wo ihnen sogleich die unzähligen Sterne in die Augen fielen, mit denen der Himmel bedeckt war.

Und gleichwohl, ſagte Herr Tillmann, ſind noch weit mehrere Sterne da, als wir ſehen. Bemerkt ihr nicht jenen breiten, weißen Streif, der über den Himmel geht? Dieſer heißt die Milchſtraße. Betrachtet man dieſelbe durch ein gutes Fernrohr, ſo ſieht man, daß ſie aus lauter Sternen beſteht, und ſo entdeckt man am ganzen Himmel Sterne, die dem bloßen Auge unſichtbar ſind, ſobald man dahin mit einem guten Seerohre ſieht. Auf dieſe Art, ſagte Julie, müſſen dieſe Sterne erſtaunlich klein ſein.

Erſtaunlich groß, ſagte Herr Tillmann. Die Urſache, warum ſie uns ſo klein ſcheinen, iſt ihre große Entfernung. Wenn ihr ein paar Meilen weit von einer Stadt entfernt ſeid, iſt's nicht wahr, da ſcheinen die Thürme euch auch klein zu ſein?

J. Woher weiß man denn aber, daß die Sterne ſo entfernt ſind?

T. Das will ich dir gleich ſagen. Sehet ihr hier den ſchönen hellen Stern, der uns gerade über ſteht?

O ja! ſagten alle.

T. Die Sternſeher nennen ihn Capella. Nun gebt wohl Achtung! ſeht ihr ihn noch?

J. Nein — er iſt hinter eine Wolke gekommen.

T. Was iſt nun wohl höher, die Wolke oder Capella?

J. Doch wohl Capella.

T. Ei das wollte ich meinen. Denn wenn die Wolke höher wäre, ſo könnte ſie auch den Stern nicht bedecken. Die Sterne ſind alſo gewiß weiter von uns entfernt, als die Wolken. Sie ſtehen auch höher als der Mond: denn wenn dieſer bisweilen vor einem Sterne vorbei geht, ſo ſieht man den Stern auch nicht mehr.

Jetzt ſchwieg Herr Tillmann, ſah nach ſeiner Uhr, und

nachdem er ein paar Minuten ſeine Augen auf das Zifferblatt gerichtet hatte, ſteckte er ſie wieder ein, führte die Kinder wieder an das Fenſter, und ſagte: nun Kinder ſeht einmal nach der Gegend des Himmels hin, nach welcher ich mit dem Finger zeige. Gebt genau Achtung! Jetzt werdet ihr etwas ſehen.

Ach! riefen alle, der ſchöne Stern!

T. Er heißt Fomahan.

J. Woher wiſſen Sie denn, daß dieſer Stern gerade jetzt auf dieſem Platze aufgehen werde?

T. Das will ich euch morgen ſagen. Jetzt wird die Luft zu kühl, und es iſt Zeit, daß wir uns nach Hauſe verfügen.

Auf dem Wege wurde von nichts als von Sternen geſprochen. Herr Tillmann mußte den Kindern diejenigen nennen, die beſonders in die Augen fielen, und mehrere Fragen beantworten, die ſie deßhalb an ihn thaten. Auch aus ihrem Schlafzimmer betrachteten die Knaben noch einmal den geſtirnten Himmel, und würden ihn noch länger betrachtet haben, wenn ihnen ihr Lehrer nicht gerathen hätte, ſich zur Ruhe zu begeben.

Achter Abſchnitt.

Heute gibt's eine herrliche Lehrſtunde, ſagte Stephan, als er aus dem Bette ſtieg. Ich freue mich auch darauf, ſagte Heinrich. So bald die Glocke ſchlug, waren ſie alle auf dem Lehrzimmer verſammelt, und fanden da auch Herrn Gottſchalk, der ſich von Herrn Tillmann die Erlaubniß erbat, dem Unterrichte beiwohnen zu dürfen.

Ihr habt, fing Herr Tillmann an, bisher mehreremal den geſtirnten Himmel betrachtet; künftig aber werdet ihr ihn hoffentlich mit ganz andern Augen anſehen.

Geſtern ſahet ihr eine ſo große Menge Sterne, und ich verſichere euch, daß eine noch größere Menge vorhanden ſei, die man mit bloßen Augen nicht ſehen kann. Ich behauptete, daß ſie ungeheuer groß wären; wißt ihr noch warum?

J. Ich weiß es, weil ſie ſehr weit entfernt ſind, und doch geſehen werden können.

T. Woher wiſſen wir denn aber, daß ſie ſehr weit entfernt ſind?

J. Weil die Wolken ſie bedecken, und auch bisweilen der Mond vor einen und den andern tritt.

T. Richtig! die Sternſeher können ſogar berechnen, wie weit jeder Himmelskörper von uns entfernt iſt. Wie ſie dieß anfangen, kann ich euch nicht begreiflich machen. Durch ihre Berechnung haben ſie aber gefunden, daß derjenige Himmelskörper, der unſerer Erde am nächſten iſt, doch 52,000 Meilen von derſelben entfernt ſei, und die Sonne 21 Millionen Meilen. Dieſe ungeheure Weite könnt ihr euch gewiß nicht denken. Man hat daher, um dieſe Weite einigermaßen begreiflich zu machen, berechnet, wie lange eine aus einer Kanonenkugel abgeſchoſſene Kugel fliegen müſſe, ehe ſie von einem Himmelskörper zum andern käme. Da hat man denn gefunden, daß, wenn ſie von der Erde nach dem Monde geſchoſſen würde, ſie erſt in 23 Tagen im Monde, und wenn ſie nach der Sonne geſchoſſen würde, erſt in 25 Jahren daſelbſt ankäme.

St. In 25 Jahren? das iſt ja ungeheuer. Hat man

es denn wirklich einmal verſucht, und eine Kanonenkugel in die Sonne geſchoſſen?

T. Kind! das iſt ja nicht möglich. Wenn die Kugel einige Minuten geflogen iſt, ſo fällt ſie zu Boden. Man will damit nur ſagen, wenn es möglich wäre nach der Sonne eine Kanonenkugel zu ſchießen, und ſie flöge immer ſo geſchwind, wie ſie auf der Erde zu thun pflegt, ſo müßte ſie doch zu ihrem Fluge 25 Jahre nöthig haben, ehe ſie die Sonne erreichte. Nun bedenkt ſelbſt, wie groß die Körper ſein müſſen, die man in einer ſo ungeheuren Entfernung doch noch ſehen kann.

Jetzt wollen wir einmal in Gedanken auf unſern Rehberg ſteigen, von dem wir eine Ebene überſehen können, in welcher fünf und zwanzig Dörfer liegen. Wenn du dieſelben nun erblickſt, Heinrich, glaubſt du wohl, daß ſie von ſich ſelbſt entſtanden ſind?

H. Da müßte ich träumen, wenn ich ſo etwas glauben wollte. Ich glaube vielmehr, daß ſie von Menſchen ſind erbaut worden.

T. Wenn du nun aber die vielen ungeheuer großen Himmelskörper ſiehſt, was fällt dir denn da ein?

H. Daß ſie auch nicht von ſelbſt entſtanden ſind. Menſchen können ſie aber freilich auch nicht gemacht haben; denn wie wollten denn dieſe dahin kommen?

T. Es muß alſo gewiß ein höheres Weſen da ſein, das ſie hervorgebracht hat. Ich muß euch noch mehr ſagen. Man theilt die Himmelskörper in zwei Klaſſen. Einige ſtehen immer ſtille, andere bewegen ſich von einem Orte zum andern. Jene nennt man Fixſterne. So zeigte ich euch geſtern einen Stern, der durch eine Wolke bedeckt wurde. Wißt ihr ihn noch zu nennen?

J. Ich weiß es, er heißt Capella.

T. Von dieſer Capella ſteht linker Hand, ſchief herunter, ein anderer heller Stern. Neben der Capella rechter Hand ſtehen drei kleine Sternchen. Alle dieſe Sterne machen einen Theil eines großen Geſtirns aus, das man den Fuhrmann nennt. Nun ſeht dieſen Abend wieder nach Capella, ſeht nach ihr nach vier Wochen, ſeht nach ihr nach ſechs Monaten, niemals wird ſie dem Sterne zur Linken oder denen zur Rechten näher gekommen ſein. Was für ein Stern iſt alſo Capella?

Alle. Ein Fixſtern.

Dieſe Capella und alle die tauſend andern Fixſterne ſchweben in freier Luft. Wie wäre denn dieß möglich, wenn nicht eine unſichtbare Kraft da wäre, die ſie ſo zuſammen hielte, daß jeder an ſeinem Platze bleiben muß?

Nun gibt es aber andere, die nie ſtille ſtehn, ſondern ſich immer bewegen. Von einigen iſt die Ordnung, in welcher ſie ſich bewegen, nicht genau bekannt, dieſe nennt man Cometen, von andern iſt ſie aber bekannt, und man nennt ſie Planeten. Früher zählte man ſechs Hauptplaneten: Merkur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter und Saturn. In neuern Zeiten hat man aber noch mehrere andere durch Fernröhre entdeckt, von denen ich weiter nichts ſagen will, weil ihr ſie doch am Himmel nicht werdet finden können.

H. Iſt denn der Mond nicht auch ein Planet?

T. Er iſt es allerdings; aber kein Hauptplanet, ſondern ein Nebenplanet. Nebenplaneten nennt man ſolche, die ſich um einen andern Planeten bewegen. So bewegt ſich der Mond um die Erde, und ſo hat auch der Planet Jupiter ſeine Monde.

H. Aber der Stern, den Sie uns gestern zeigten, ist doch wohl auch ein Planet? Er ging ja auf, und stieg immer höher.

T. Das hat dir nur so geschienen. Unsere Erde dreht sich nämlich alle 24 Stunden einmal um sich selbst herum, deßwegen wird uns ein Stern nach dem andern sichtbar, und es kommt uns vor, als wenn sie aufgingen. Wenn du z. E. alle Abende nach Fomahan siehst, so wirst du nie finden, daß er seine Stelle gegen andere verändert. Deßwegen zählen wir ihn zu den Fixsternen. Mit den Planeten, z. E. der Venus, ist es aber ganz anders; diese ist heute einem Sterne nahe, in der künftigen Woche ist sie weit von demselben entfernt.

H. Woher wußten Sie denn aber, daß Fomahan gerade um diese Zeit, an der Stelle, die Sie uns zeigten, aufgehen werde?

T. Sieh' auf meine Uhr! wo steht der Minutenzeiger?

H. Auf 40 Minuten nach acht Uhr!

T. Kannst du mir wohl sagen, wo er nach einer Stunde stehen wird?

H. Auf 40 Minuten nach neun Uhr.

T. Weißt du aber wohl, wo er morgen um diese Zeit stehen wird?

H. Morgen um diese Zeit —

Ich weiß es, Herr Tillmann! wieder auf 40 Minuten nach acht Uhr.

T. Woher wißt ihr denn das?

H. Weil die Uhr so eingerichtet ist, daß der Zeiger sich so herum drehen muß.

T. Ganz recht, die Uhr ist so eingerichtet, daß der Minutenzeiger sich alle Stunden, und der Stundenzeiger

alle 24 Stunden um den Stift, an welchen er befeſtigt iſt, einmal herum bewegen muß. So wie meine Uhr, iſt auch das ganze Weltgebäude eingerichtet. Alles, was ſich darin bewegt, bewegt ſich nach einer gewiſſen Ordnung. Daher können Menſchen, die die Sterne fleißig beobachten, die Minute voraus ſagen, wann jeder Stern aufgehen, und auf welchem Platze jeder Planet täglich zu ſehen ſein wird.

Wieder auf meine Uhr zu kommen, wenn du nun ſiehſt, daß ſie ſo eingerichtet iſt, daß der Minutenzeiger immer wieder auf der Zahl ſteht, wo er vor einer Stunde war; glaubſt du, daß dieſe Einrichtung von ſelbſt entſtanden ſei?

St. Das wäre ja lächerlich. Es muß ein verſtändiger Mann die Uhr gemacht haben.

T. Kannſt du nun wohl glauben, wenn du die ordentliche, beſtimmte Bewegung im Weltgebäude bemerkſt, daß dieſes von ſelbſt entſtanden ſei?

St. Das kann ich nicht glauben.

T. Ich auch nicht. Es muß ein großer Herr da ſein, der dies Alles gemacht hat. Denn das mußt du doch wohl einſehen, Julie! daß meine Uhr gegen das Weltgebäude eine unbedeutende Kleinigkeit iſt?

J. Ei ja wohl, das Weltgebäude iſt ſo erſtaunlich groß.

T. Freilich! ſtatt der kleinen Zähne, die an den Rädern meiner Uhr ſtehen, ſiehſt du hier Weltkörper. Ich will dir aber noch etwas ſagen, das eben ſo merkwürdig iſt. Von meiner Uhr kannſt du ſagen, wo der Stunden- oder Minutenzeiger morgen ſtehen wird; wer aber den Himmel fleißig beobachtet hat, kann mehrere Jahrhunderte vorherſagen, wo jeden Tag jeder Stern wird zu ſehen ſein. Meine Uhr ſtockt bisweilen, und in der vortrefflichſten Uhr reiben ſich die Räder nach und nach ab, und müſſen durch

andere ersetzt werden. Die Weltenuhr aber ist nun schon mehrere Jahrtausende in Bewegung, und — nie stockt sie — nie hat man bemerkt, daß sich etwas daran abgenutzt habe.

Die Kinder schwiegen voll Verwunderung still.

Gewöhnt euch also, lieben Kinder! allenthalben an Gott zu denken, und bei jeder Naturbegebenheit, die eure Aufmerksamkeit auf sich zieht, zu denken: Hier wirket Gott.

Neunter Abschnitt.

Bei dem nächsten Spaziergange, den die Kinder mit Herrn Tillmann machten, betrachteten sie die Natur mit ganz andern Augen, als sie bisher gethan hatten. Zwar waren sie immer auf die Pflanzen und Thiere aufmerksam gewesen, aber jetzt dachten sie bei allem, was ihnen aufstieß, an Gott. Bei der großen Linde in der Vorstadt, vor welcher sie wohl hundertmal mochten vorbeigegangen sein, blieb Julie gedankenvoll stehen.

Was denkst du? fragte Herr Tillmann.

J. Ich habe meine Betrachtung über diese Linde. Diese war sonst in ein ganz kleines Nüßchen eingeschlossen, und ist aus demselben hervorgekommen, und so ungeheuer groß geworden. Wie viel Säfte mag diese wohl in sich gesogen, wie viel Thau und Regen aufgefangen haben!

T. Und wie weise muß wohl ihr innerer Bau eingerichtet sein, daß sie alle diese Säfte in Holz verwandelt hat.

J. Wirkt Gott hier auch?

T. Wer sonst als er? Gewirkt wird hier, das siehst

du daraus, daß dieſe Linde aus einem kleinen unmerklichen Keime zu einem ſo ungeheuer großen Baume aufgewachſen iſt. Den, der hier wirkt, ſehen wir nicht; es muß aber ein ſehr verſtändiges Weſen ſein, weil an dieſem Baume alles ſo weislich eingerichtet iſt.

So wurde Herr Tillmann mehreremale, z. E. als ſie an den Fluß kamen, als ſie Fiſche darin bemerkten, Enten darauf ſchwimmen ſahen, gefragt: wirkt Gott hier auch? und immer gab er die Antwort: auch hier iſt er wirkſam.

Unter dieſen Geſprächen kamen ſie bei der Papiermühle an, und Herr Tillmann entſchloß ſich, hier einen Vorrath Papier einzukaufen, weil die Kinder das ihrige beinahe verbraucht hatten.

Mit ihnen kamen auch ein Paar alte Weiber, deren Schiebekarren mit Säcken voll Lumpen beladen waren. Sie ſchütteten dieſelben aus, und Julchen wandte ihr Antlitz davon weg, weil ſie wegen des Schmutzes, der daran klebte, ganz abſcheulich ausſahen.

Ein alter Mann ſaß in einer Ecke vor einem großen Haufen Lumpen, und ſchied ſie von einander; er warf die groben, die feinen und noch feinern auf verſchiedene Haufen. Auf der andern Seite bemerkten ſie einen Knaben, der die Lumpen zerhackte, wieder einen jungen Mann, der ſie unter die Stampfen brachte. Als ſie weiter gingen, trafen ſie ein Paar andere Männer an, die die zerſtoßenen und zu einem Teige verarbeiteten Lumpen mit Formen ſchöpften, und Bogen Papier daraus machten, von denen ſie jeden zwiſchen zwei Tücher legten. Als dies Geſchäft einige Zeit gedauert hatte, wurde an einer Glocke gezogen, und ſogleich kamen von allen Enden Leute herbei gelaufen, die ſich an eine große Preſſe ſtellten und die friſchverfertig-

ten Bogen preßten. Unter dieſen war auch der Herr der Papiermühle, der die Geſellſchaft mit in ſeine Stube nahm, und fragte, womit er ihnen dienen könne?

Wir möchten, ſagte Herr Tillmann, gern etwas Papier einkaufen.

Sogleich legte er ihnen verſchiedene Papierſorten vor, und Herr Tillmann wählte ſich einige Buch Concept-, Mittel- und Briefpapier, die er unter die Kinder vertheilte, um ſie nach Hauſe zu tragen.

Als das Papier bezahlt war, nahmen ſie Abſchied und gingen zurück.

Auf dem Wege bezeigten die Knaben ihre Verwunderung über die gute Einrichtung, die ſie in der Papiermühle bemerkt hatten, und über die Ordnung und Thätigkeit, die allenthalben ſichtbar waren. Julie aber ſpuckte aus und ſagte: Fi! ich habe einen ſolchen Ekel an den abſcheulichen Lumpen bekommen, daß ich Anwandelung von Erbrechen verſpürte.

T. Und gleichwohl iſt das Briefpapier, das du unter deinem Arme trägſt, aus ſo abſcheulichen Lumpen verfertigt worden.

J. Iſt dieß möglich?

T. Ja es iſt allerdings möglich, weil es wirklich geſchieht.

Jetzt kam die Geſellſchaft an eine kleine Anhöhe, welche ſie mit ihrem Lehrer beſtieg. Da trat er hin, und rief aus: höret Kinder! und merket wohl auf das, was ich jetzt ſagen will. Alles, was ihr hier in der Papiermühle geſehen habt, das thut der große Werkmeiſter der Natur im Großen.

Der Papiermüller läßt die ekelhaften Lumpen einſam-

meln, die niemandem mehr nützen, und ſie ſo verarbeiten, daß daraus allerlei Arten ſauberes Papier entſtehen.

So handelt Gott im Großen. Alles Ekelhafte, allen Unrath von Menſchen und Thieren, alle Aeſer, läßt er durch die Naturkräfte verarbeiten und hundert tauſend ſehr nutzbare Dinge daraus verfertigen.

Dies anmuthige Fichtenwäldchen, an dem wir jetzt ſtehen, zieht einen Theil ſeiner Nahrung aus den vermoderten Pflanzen und Thieren; das Getreide, aus denen wir unſer Brod bereiten, entſtand aus der Verweſung. Was hatteſt du in den Boden gethan, Stephan! auf welchem deine Kürbispflanze wuchs?

St. Miſt.

T. Der war ſo ekelhaft anzuſehen, als die Lumpen in der Papiermühle, und gleichwohl diente er dem ſchönen großen Kürbiſſe, den wir alle bewunderten, zur Nahrung. Die Krebſe, die Karpfen, die wir vor einigen Tagen verzehrten, und die uns ſo gut ſchmeckten, nährten ſich von lauter ekelhaften Dingen. So weiſe hat der Werkmeiſter der Natur alles eingerichtet, daß nichts umkommt, daß alles, was ſtirbt, verdorrt, verweſet, wieder für das Ganze verarbeitet wird. Ihr ſahet in der Papiermühle ſo viele Leute geſchäftig, jedes arbeitete, um durch ſeine Arbeit ſein Brod zu verdienen, der Werkmeiſter aber benutzte ihre Arbeiten zur Verfertigung des Papiers.

Jene alten Weiber, die die Lumpen in die Mühle brachten, und die Leute, die ſie von einander ſchieden und zerhackten, ſind dabei unentbehrlich. Hätten die alten Weiber, die mit uns in die Mühle zogen, nicht die Lumpen in den Winkeln und Ecken und von den Schutthaufen zu-

ſammengeſucht, ſo hätte das feine Papier, das du, Julie, trägſt, nicht verfertigt werden können.

So iſt's in der großen Werkſtatt der Natur, die von Gott regiert wird, ebenfalls. Ihr ſeht da unzählige Thiere in beſtändiger Bewegung und Thätigkeit. Was thun ſie? ſie ſuchen ihre Nahrung. Aber der große Werkmeiſter leitet ihre Geſchäftigkeit ſo, daß jedes damit dem Ganzen nützen muß.

Sehet ihr dort die Kohlmeiſe an dem Stamme auf und nieder laufen? was thut ſie? ſie ſucht die Eier und Puppen der Inſekten auf, um ſie zu verzehren. Warum fliegt dort der Rabe herum? um Aas zu finden, und ſich daran zu ſättigen; und dort der Mauſefalke? er macht Jagd auf Mäuſe, um eine gute Abendmahlzeit zu halten. Warum ſind auf der vor uns liegenden Wieſe ſo viele Hügel aufgeworfen? Weil die darunter wohnenden Maulwürfe daſelbſt Regenwürmer ſuchen. Warum geht jene Heerde Schafe auf der Wieſe herum? um ihr Futter zu ſuchen. Aber der große Werkmeiſter benutzt die Arbeiten aller dieſer Thiere für das Ganze. Die Meiſe muß die Menge der Inſekten mindern, der Mauſefalke dafür ſorgen, daß die Feldmäuſe nicht überhand nehmen, der Rabe hat den Auftrag die Erde vom Aaſe zu reinigen, der Maulwurf muß die Erde locker erhalten, damit das Regenwaſſer in dieſelbe eindringen kann, und die Schafe müſſen ſich nähren, daß ſie fett werden und Wolle tragen, damit wir mit ihrem Fleiſche uns ſättigen und in die Wolle uns kleiden können.

Die Kinder freueten ſich über alles, was ihnen von Gott geſagt worden war, und erzählten es, als ſie nach Hauſe kamen, Herrn Gottſchalk wieder. Dieſer ſprach

noch lange mit ihnen über die weisen Anstalten, die Gott in der Natur gemacht hat, und sagte ihnen, daß kein Thier, keine Pflanze umsonst da sei, daß jedes für das Ganze Nutzen schaffe, daß alle Verrichtungen in der Natur nach seinem Willen geschehen, daß folglich die Welt von ihm regiert werde.

Zehnter Abschnitt.

Als die Kinder den folgenden Tag sich bei dem Frühstück versammelten, sprachen sie von nichts als von Gott, und brachten noch verschiedene Zweifel gegen das vor, was ihnen ihr Lehrer von ihm gesagt hatte. Da sie sich dieselben nicht lösen konnten, so nahmen sie sich vor, sie Herrn Tillmann in der Lehrstunde vorzutragen.

Julie rückte zuerst mit ihrem Zweifel hervor, und sagte: wie ist es denn möglich, daß Gott dies Alles wirken, daß er die Sterne regieren, und auch für die Meisen und Maulwürfe Sorge tragen kann?

T. Lieben Kinder! Wie Gott im Himmel und auf Erden, in der Sonne und im Moose wirket, das kann kein Mensch vollkommen begreifen; wenn ihr aber aufmerkt, so will ich euch wenigstens einigermaßen begreiflich machen, wie es möglich sei, daß Gott so vieles wirken kann. Wollt ihr aufmerksam sein?

Alle. Gewiß.

T. Nun so gebt Achtung! Ihr sehet in der Natur alles in Bewegung und Thätigkeit. Dies Alles wird gewirkt durch Kräfte, die wir nicht sehen können.

St. O!

T. Sage du immerhin O! es iſt doch wahr. Die Papiermühle z. E., die wir geſtern beſuchten, wurde durch eine unſichtbare Kraft in Bewegung geſetzt.

J. Herr Tillmann, Sie ſpaßen, ich habe es ja ſelbſt geſehen, daß die Mühle durch das Waſſer getrieben wurde.

T. So ſchien es dir. Die Erde hat eine Kraft, die Körper an ſich zu ziehen. Wenn ich z. E. einen Stein in die Höhe werfe, ſo fällt er gleich wieder nieder, weil ihn die Erde an ſich zieht. So zieht ſie auch das Waſſer an ſich, und daher kommt es, daß das Waſſer, wenn es auf das Mühlrad fällt, auf daſſelbe drückt und es ſo in Bewegung ſetzt. Und dieſe Kraft hat noch Niemand geſehen — ſie iſt unſichtbar. Als ich vorhin ſagte, daß alles in der Natur durch unſichtbare Kräfte gewirkt werde, ſo ſprach Stephan: o! du wollteſt es alſo nicht glauben. Nun ſo nenne mir doch eine ſichtbare Kraft, die etwas wirkte.

St. Das kann ich wohl. Sie ſelbſt, Herr Tillmann, unterrichten uns ja, und Sie ſind doch ſichtbar.

T. Falſch! ich bin nicht ſichtbar.

J. Ha! ha! ha! wir ſehen Sie ja alle, wie können Sie denn unſichtbar ſein?

T. Ihr ſehet nur meinen Körper. Mich ſelbſt oder meine Seele ſieht niemand. Dieſe Seele ſetzt die Zunge, die Arme und die Hände in Bewegung. Sobald der Menſch ſtirbt, oder ſeine Seele vom Körper weicht, ſo wirkt der Körper nichts mehr. Dieß ſah' ich an meiner verſtorbenen Mutter. Noch den Tag vor ihrem Tode ſtrickte ſie an ein Paar Strümpfen, die ſie für mich beſtimmt hatte. Sobald ſie aber todt war, ſo hatte das Stricken und die ganze Wirkſamkeit des Körpers ein Ende. Der ganze Körper wurde hart und ſteif.

Die Kinder nannten noch verſchiedene ſichtbare Dinge, die ihnen zu wirken ſchienen, aber Herr Tillmann zeigte ihnen von jedem, daß es durch eine unſichtbare Kraft in Bewegung geſetzt werde, und daß das Sichtbare nur das Werkzeug ſei, durch welches das Unſichtbare wirke. Nun Kinder, fuhr er fort, ſtellt euch vor, daß Gott alle die unſichtbaren Kräfte, die durch die ganze Natur wirken, kenne und nach ſeinem Willen regiere, ſo könnt ihr einigermaßen begreifen, wie es möglich iſt, daß er ſo erſtaunlich viel wirken kann.

H. Aber wo wohnt denn der liebe Gott?

T. Wo wirkt denn der liebe Gott?

H. Wie es ſcheint, allenthalben.

T. Allerdings! folglich iſt er auch allenthalben in ſeinen Wirkungen zugegen.

H. Das iſt ja unmöglich.

T. Unmöglich? du ſiehſt ja bei den Menſchen etwas Aehnliches. Denk' nur wieder an die Papiermühle! da ſaheſt du alte Weiber, die Lumpen herbeiführten, Leute, die ſie von einander ſchieden und zerhackten, andere, die ſich mit Verfertigung und Preſſung des Papiers beſchäftigten, eine Menge Stampfen und mehrere Räder, die alle in Thätigkeit waren. Wer wirkt denn dies Alles?

H. Der Herr der Papiermühle.

T. Allerdings. Dieſer wirkte durch die ganze Mühle, alles mußte ſeinen Willen thun. Wenn nun ein ſo ſchwacher Menſch durch die ganze Mühle wirken kann, iſt es nicht auch möglich, daß der Herr der Natur, der alle ihre Kräfte in ſeiner Gewalt hat, durch die ganze Natur zu wirken vermag?

H. Jetzt begreife ich es schon besser. Ganz will es mir aber doch noch nicht in den Kopf.

T. Das glaube ich wohl. Das kommt daher, weil die Wirkungen Gottes so erstaunlich mannigfaltig sind, daß kein Mensch —

Jetzt sprangen alle Kinder von ihren Stühlen auf und Herr Tillmann blieb auch nicht sitzen, um zu sehen, woher das Geschrei käme, das unter dem Fenster entstand. Als sie zum Fenster hinaussahen, bemerkten sie ein Paar Fuhrleute mit schwer beladenen Frachtwagen, die gegen einander gekommen waren, und sich nun zankten, und schon die Peitschenstiele in die Höhe gerichtet hatten, um auf einander loszuschlagen, weil keiner seinen Wagen zurückschieben wollte. Zum Glück trat Herr Ehrenfried heraus, und brachte es durch sein Zureden dahin, daß Melchior, als der jüngste unter den beiden Fuhrleuten, seine Pferde ab, und an das Hintertheil des Wagens spannte, und so der Wagen zurück gezogen wurde. Ueber diese Unterbrechung war die Zeit verflossen, daß, als Herr Tillmann nach seiner Uhr sah, er bemerkte, daß ihm nur noch einige Minuten zum Unterrichte übrig wären.

Er bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er zu Heinrich: geh' doch zu deinem Vater und bitte ihn, daß er einen Augenblick zu uns herauf komme.

Der Vater erschien sogleich, und Herr Tillmann bat ihn, er möchte doch die Güte haben und ein Paar Fragen beantworten, die er gern für seine Schüler benutzen wollte.

V. Mit Vergnügen.

T. Womit sind denn die Frachtwagen beladen, die unter unserm Fenster halten?

V. Der eine mit Baumwolle, der andere mit leinenem Garn.

T. Woher haben Sie denn dieſe Waaren erhalten?

V. Die Baumwolle von Trieſt, und das Garn von Hildesheim.

T. Wie iſt dieß möglich?

V. An beiden Orten habe ich Freunde, die meine Aufträge beſorgen, und dieſe Waaren für mich eingekauft haben.

T. Ihr ſehet alſo, lieben Kinder! daß der liebe Vater in Trieſt und Hildesheim wirken kann, weil daſelbſt Perſonen ſind, die ſeine Aufträge beſorgten. Wenn ihr nun bedenkt, daß dem Herrn der Natur alle Kräfte auf der Erde und in allen Sternen unterthan ſind, ſo könnt ihr wenigſtens einigermaßen begreifen, wie er allenthalben wirken kann.

Elfter Abſchnitt.

In der nächſten Lehrſtunde ſagte Julchen: dieſe Nacht konnte ich nicht recht ruhig ſchlafen, weil ich mich fürchtete. Ich dachte immer daran, daß der liebe Gott in der Kammer wirke, und daß er mich in einem Augenblicke tödten könnte. Da wurde mir es ſo grauerlich, daß ich mich vor Angſt gar nicht zu laſſen wußte.

T. Das kommt daher, weil du den lieben Gott noch nicht recht kennſt. Leute, die Gott beſſer haben kennen lernen, die freuen ſich allemal, wenn ſie daran denken: Gott iſt bei mir. Wenn ſie in Noth gerathen, und es ihnen Angſt wird, ſo bekommen ſie wieder Muth, ſobald ſie bedenken: Gott iſt bei mir.

Ihr habt nun gehört, daß Gott sehr verständig und mächtig sei. Wüßten wir weiter nichts von ihm, so müßte er uns freilich sehr furchtbar sein. Allein wenn wir auf alles merken, was er wirkt, so können wir nicht anders glauben, als daß er sehr gütig und liebevoll sei. Denn alles, was er wirkt, das zielt ja auf das Beste seiner Geschöpfe ab. Wozu hat die Sonne ihre Strahlen? um den Bewohnern der Erde zu leuchten, sie zu erwärmen, und ihr Wachsthum zu befördern. Wozu hat der Kürbis Blätter und Wurzeln? um Nahrung einsaugen zu können. Warum bekam der Karpfen Flossen, der Krebs Scheren und Füße? daß sie sich im Wasser bewegen, und ihre Nahrung suchen könnten. Warum entstanden sie im Wasser? weil es daselbst für sie überflüssige Nahrung gibt. Ist nicht auch der ganze Reiher so gebaut, daß er seine Nahrung aufsuchen, und sie seinen Jungen zubringen kann?

Wer solche weise Einrichtungen gemacht hat, die augenscheinlich darauf abzielen, daß recht viele Geschöpfe in einem angenehmen Zustande sich befinden sollen — der muß doch wirklich eine recht gute, liebevolle Gesinnung haben.

St. Aber die Fische, die der Fischreiher wegschnappt, mögen sich doch wohl nicht in einem angenehmen Zustande befinden.

T. Das freut mich, Stephan! daß du mir deine Meinung so frei heraus sagst. Du gibst mir dadurch Veranlassung, euch die Zweifel zu benehmen, die euch gegen die Güte Gottes aufstoßen könnten. Wenn ich dieß aber thun soll, so müßt ihr recht aufmerksam sein.

Wenn ein Kind einen Vater hat, der ihm bei jeder Gelegenheit zeigt, daß er es lieb habe, ſo muß es auch glauben, daß er es gut meine, wenn er auch bisweilen etwas verfügt, das ihm hart ſcheint. Z. E. es war einmal ein Knabe, der aus dem väterlichen Hauſe entfernt und in ein anderes Haus gebracht wurde, um daſelbſt erzogen zu werden.

St. O! Herr Tillmann!

T. Da ſtampfte er mit den Füßen, und ſtellte ſich ſehr unbändig. Warum that er dieß?

St. Weil er glaubte, daß der Vater es böſe mit ihm meine.

T. Und nach einem halben Jahre?

St. Küßte er dem Vater dafür die Hand, daß er ihn in ein ſo gutes Haus gebracht hatte.

Wenn nun die Fälle oft vorkommen, daß den Kindern die Fügungen ihres guten Vaters hart ſcheinen, ſo dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn bei der weitläufigen Regierung Gottes manches vorkommt, das uns hart ſcheint. Wenn wir die gute Abſicht davon auch nicht errathen können, ſo müſſen wir doch glauben, daß es damit gut gemeint ſei, weil wir aus allen andern Einrichtungen deſſelben ſehen, daß er es mit allen ſeinen Geſchöpfen gut meint.

Unterdeſſen können wir doch, in gar vielen Fällen, wo Gott harte Verfügungen zu treffen ſcheint, die guten Abſichten finden, die er dabei hat. So iſt's mit dem Verzehren der Fiſche durch den Fiſchreiher. Achtung!

Du glaubſt, Stephan! ſie befänden ſich in keiner angenehmen Lage, wenn ſie durch den Fiſchreiher verzehrt werden. Ich glaube es auch. Iſt ihre Lage aber angenehm

mer, wenn unſere Köchin ihnen die Kehle aufſchneidet und den Bauch aufſchlitzt?

St. Ich glaube, da müſſen ſie noch mehr ausſtehen.

T. Mir ſcheint es auch ſo. Wenn nun Gott den Fiſchen dieſe unangenehme Lage erſparen wollte, ſo durfte er keinen Fiſchreiher, keinen Fiſchaar, keine Fiſchotter, kein anderes Thier ſchaffen, das ſich von Fiſchen nährt, und den Menſchen müßte er es unterſagen, daß ſie keine Fiſche tödten ſollten. Das wäre wohl recht gut für die Fiſche geweſen?

St. Für die Fiſche wäre es allerdings gut geweſen.

T. Das glaubſt du? Nun denk' einmal, daß jeder weibliche Karpfen in deines Vaters Teiche nur 6000 Karpfen hervorbringt, im folgenden Jahre wieder 6000. Laß nun 50 weibliche Karpfen darin ſein, ſo haſt du in 2 Jahren 600,000 Karpfen.

St. Die gingen ja nicht alle in den Teich.

T. Und nun laß unter den 600,000 Karpfen 300,000 Weibchen wieder jedes 6000 Junge erzeugen —

St. Ach hören Sie auf! da kann ich nicht nachrechnen.

T. Was ſoll denn da aus den Karpfen werden?

St. Da muß mein Vater noch einen Teich graben laſſen.

T. Und dieſer wird bald wieder angefüllt ſein. Er wird alſo noch 2, dann 10, dann noch mehrere graben laſſen müſſen, bis ſein ganzes Landgut zu Teichen wird. Das wird dein Vater aber wohl bleiben laſſen. Dieſer iſt ein guter Wirth. Wenn er die Karpfen nicht eſſen darf, wenn ſie ihm alſo keinen Nutzen bringen, ſo wird er ſich wohl hüten, für ſie Teiche graben zu laſſen. Was wird dann aus den Karpfen werden?

St. Die werden verhungern müſſen.

T. Iſt es denn alſo nicht beſſer, daß Fiſchreiher, Fiſchaare, Fiſchottern, und viele andere Thiere da ſind, die ſich von Fiſchen nähren, und daß die Menſchen auch ſie verzehren? So dauert ihr Tod nur ein Paar Minuten, der mehrere Monate ſie quälen würde, wenn ſie verhungern müßten.

J. Ich weiß doch, wie es der liebe Gott hätte machen müſſen, daß die Karpfen gar nicht in dieſe unangenehme Lage kämen. Er hätte die Einrichtung ſo machen ſollen, daß jeder Karpfen nur 2 Junge zur Welt brächte.

T. Dann lebten da, wo viele Tauſende von Karpfen ſich vergnügen, etwa 50, und es gäbe keinen Fiſchreiher, keinen Fiſchaar, keine Fiſchotter, auf keines Menſchen Tiſch käme ein Fiſch. Bei der Einrichtung, wie ſie jetzt iſt, leben Millionen Karpfen, eine Menge Fiſchreiher, Fiſchaare, Fiſchottern, und andere Thiere, die ſich von den Fiſchen nähren, die Menſchen haben ein Nahrungsmittel mehr — welches iſt denn beſſer?

J. Freilich ſehe ich nun, daß die Einrichtung, die der liebe Gott gemacht hat, beſſer iſt.

T. Merkt es, lieben Kinder! Wenn ihr da und dort in der Natur eine Einrichtung ſeht, die euch für manche Geſchöpfe hart ſcheint, ſo zweifelt deßwegen nnr nicht an Gottes Güte. Denkt darüber recht nach, ſo werdet ihr am Ende immer einſehen, daß es Gott damit gut gemeint habe.

Zwölfter Abſchnitt.

Herr Gottſchalk, der dem Unterrichte mit beigewohnt hatte, blieb auf der Stube, bis die Kinder abgegangen

Ihr habt nun gehört, daß Gott sehr verständig und mächtig sei. Wüßten wir weiter nichts von ihm, so müßte er uns freilich sehr furchtbar sein. Allein wenn wir auf alles merken, was er wirkt, so können wir nicht anders glauben, als daß er sehr gütig und liebevoll sei. Denn alles, was er wirkt, das zielt ja auf das Beste seiner Geschöpfe ab. Wozu hat die Sonne ihre Strahlen? um den Bewohnern der Erde zu leuchten, sie zu erwärmen, und ihr Wachsthum zu befördern. Wozu hat der Kürbis Blätter und Wurzeln? um Nahrung einsaugen zu können. Warum bekam der Karpfen Flossen, der Krebs Scheren und Füße? daß sie sich im Wasser bewegen, und ihre Nahrung suchen könnten. Warum entstanden sie im Wasser? weil es daselbst für sie überflüssige Nahrung gibt. Ist nicht auch der ganze Reiher so gebaut, daß er seine Nahrung aufsuchen, und sie seinen Jungen zubringen kann?

Wer solche weise Einrichtungen gemacht hat, die augenscheinlich darauf abzielen, daß recht viele Geschöpfe in einem angenehmen Zustande sich befinden sollen — der muß doch wirklich eine recht gute, liebevolle Gesinnung haben.

St. Aber die Fische, die der Fischreiher wegschnappt, mögen sich doch wohl nicht in einem angenehmen Zustande befinden.

T. Das freut mich, Stephan! daß du mir deine Meinung so frei heraus sagst. Du gibst mir dadurch Veranlassung, euch die Zweifel zu benehmen, die euch gegen die Güte Gottes aufstoßen könnten. Wenn ich dieß aber thun soll, so müßt ihr recht aufmerksam sein.

Wenn ein Kind einen Vater hat, der ihm bei jeder Gelegenheit zeigt, daß er es lieb habe, ſo muß es auch glauben, daß er es gut meine, wenn er auch bisweilen etwas verfügt, das ihm hart ſcheint. Z. E. es war einmal ein Knabe, der aus dem väterlichen Hauſe entfernt und in ein anderes Haus gebracht wurde, um daſelbſt erzogen zu werden.

St. O! Herr Tillmann!

T. Da ſtampfte er mit den Füßen, und ſtellte ſich ſehr unbändig. Warum that er dieß?

St. Weil er glaubte, daß der Vater es böſe mit ihm meine.

T. Und nach einem halben Jahre?

St. Küßte er dem Vater dafür die Hand, daß er ihn in ein ſo gutes Haus gebracht hatte.

Wenn nun die Fälle oft vorkommen, daß den Kindern die Fügungen ihres guten Vaters hart ſcheinen, ſo dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn bei der weitläufigen Regierung Gottes manches vorkommt, das uns hart ſcheint. Wenn wir die gute Abſicht davon auch nicht errathen können, ſo müſſen wir doch glauben, daß es damit gut gemeint ſei, weil wir aus allen andern Einrichtungen deſſelben ſehen, daß er es mit allen ſeinen Geſchöpfen gut meint.

Unterdeſſen können wir doch, in gar vielen Fällen, wo Gott harte Verfügungen zu treffen ſcheint, die guten Abſichten finden, die er dabei hat. So iſt's mit dem Verzehren der Fiſche durch den Fiſchreiher. Achtung!

Du glaubſt, Stephan! ſie befänden ſich in keiner angenehmen Lage, wenn ſie durch den Fiſchreiher verzehrt werden. Ich glaube es auch. Iſt ihre Lage aber angeneh-

mer, wenn unſere Köchin ihnen die Kehle aufſchneidet und den Bauch aufſchlitzt?

St. Ich glaube, da müſſen ſie noch mehr ausſtehen.

T. Mir ſcheint es auch ſo. Wenn nun Gott den Fiſchen dieſe unangenehme Lage erſparen wollte, ſo dürfte er keinen Fiſchreiher, keinen Fiſchaar, keine Fiſchotter, kein anderes Thier ſchaffen, das ſich von Fiſchen nährt, und den Menſchen müßte er es unterſagen, daß ſie keine Fiſche tödten ſollten. Das wäre wohl recht gut für die Fiſche geweſen?

St. Für die Fiſche wäre es allerdings gut geweſen.

T. Das glaubſt du? Nun denk' einmal, daß jeder weibliche Karpfen in deines Vaters Teiche nur 6000 Karpfen hervorbringt, im folgenden Jahre wieder 6000. Laß nun 50 weibliche Karpfen darin ſein, ſo haſt du in 2 Jahren 600,000 Karpfen.

St. Die gingen ja nicht alle in den Teich.

T. Und nun laß unter den 600,000 Karpfen 300,000 Weibchen wieder jedes 6000 Junge erzeugen —

St. Ach hören Sie auf! da kann ich nicht nachrechnen.

T. Was ſoll denn da aus den Karpfen werden?

St. Da muß mein Vater noch einen Teich graben laſſen.

T. Und dieſer wird bald wieder angefüllt ſein. Er wird alſo noch 2, dann 10, dann noch mehrere graben laſſen müſſen, bis ſein ganzes Landgut zu Teichen wird. Das wird dein Vater aber wohl bleiben laſſen. Dieſer iſt ein guter Wirth. Wenn er die Karpfen nicht eſſen darf, wenn ſie ihm alſo keinen Nutzen bringen, ſo wird er ſich wohl hüten, für ſie Teiche graben zu laſſen. Was wird dann aus den Karpfen werden?

St. Die werden verhungern müſſen.

T. Iſt es denn alſo nicht beſſer, daß Fiſchreiher, Fiſchaare, Fiſchottern, und viele andere Thiere da ſind, die ſich von Fiſchen nähren, und daß die Menſchen auch ſie verzehren? So dauert ihr Tod nur ein Paar Minuten, der mehrere Monate ſie quälen würde, wenn ſie verhungern müßten.

J. Ich weiß doch, wie es der liebe Gott hätte machen müſſen, daß die Karpfen gar nicht in dieſe unangenehme Lage kämen. Er hätte die Einrichtung ſo machen ſollen, daß jeder Karpfen nur 2 Junge zur Welt brächte.

T. Dann lebten da, wo viele Tauſende von Karpfen ſich vergnügen, etwa 50, und es gäbe keinen Fiſchreiher, keinen Fiſchaar, keine Fiſchotter, auf keines Menſchen Tiſch käme ein Fiſch. Bei der Einrichtung, wie ſie jetzt iſt, leben Millionen Karpfen, eine Menge Fiſchreiher, Fiſchaare, Fiſchottern, und andere Thiere, die ſich von den Fiſchen nähren, die Menſchen haben ein Nahrungsmittel mehr — welches iſt denn beſſer?

J. Freilich ſehe ich nun, daß die Einrichtung, die der liebe Gott gemacht hat, beſſer iſt.

T. Merkt es, lieben Kinder! Wenn ihr da und dort in der Natur eine Einrichtung ſeht, die euch für manche Geſchöpfe hart ſcheint, ſo zweifelt deßwegen nur nicht an Gottes Güte. Denkt darüber recht nach, ſo werdet ihr am Ende immer einſehen, daß es Gott damit gut gemeint habe.

Zwölfter Abſchnitt.

Herr Gottſchalk, der dem Unterrichte mit beigewohnt hatte, blieb auf der Stube, bis die Kinder abgegangen

waren, dann näherte er ſich Herrn Tillmann, und ſagte: ich danke Ihnen nochmals, daß Sie meine Enkel mit Gott bekannt machen. Aber nun erlauben Sie mir eine Bitte: laſſen Sie mich dieſen Unterricht fortſetzen. Ich bin ein alter Mann, der durch Arbeit ſeiner Familie nicht mehr nützen kann! aber ich kenne Gott, bin mit ihm bekannt, wie mit meinem Vater, — da könnte ich nun meinen Nachkommen nützlich werden, wenn ich ſie mit dem Gott bekannt machte, der nun ſiebenzig Jahre lang für mich als ein liebreicher Vater geſorgt hat.

Herr Tillmann verſicherte, daß er hierzu bereit wäre; nur bat er ſich die Erlaubniß aus, daß er dem Unterrichte mit beiwohnen dürfe, welches ihm auch Herr Gottſchalk zugeſtand.

Da alſo die Kinder in die nächſte Lehrſtunde kamen, fanden ſie Herrn Tillmann nicht ſogleich, wohl aber Herrn Gottſchalk, der ſeinen Platz eingenommen hatte. Sie ſahen einander lächelnd an, und Julie ſagte, ich glaube gar, der Großvater will uns heute Lehrſtunde geben.

Er lächelte und ſagte: wenn ihr ihm zuhören wollt, ſo iſt er dazu bereit.

Sogleich rückten ſie Stühle herbei, ſetzten ſich neben ihn, und baten, daß er ſeinen Unterricht anfangen möchte.

G. Nun wenn ihr denn zuhören wollt, ſo will ich euch noch etwas von Gott erzählen. Ich kenne ihn gut, glaubt es mir. Siebenzig Jahre bin ich nun alt, ſiebenzig Jahre hat Gott für mich geſorgt, und wird auch ferner für mich ſorgen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das weiß ich gewiß. Ihr glaubt es alſo, daß ein Gott iſt, ein verſtändiges, gütiges Weſen, das die Welt und die ganze Einrichtung gemacht hat, die wir in der Natur ſehen?

Alle. Ja das glauben wir.

G. In meiner Jugend lebte ich in einem Lande, das von einem recht weisen und guten Fürsten regiert wurde. Ich hatte ihn lieb, weil ich allenthalben sehr gute Anstalten sah, die er zum Besten seiner Unterthanen gemacht hatte. Einst kam dieser gute Fürst in die Stadt, wo ich erzogen wurde, und alle Leute drängten sich hinzu, um ihn zu sehen. Unter diesen hinzudrängenden Leuten war ich nicht der letzte. Ich arbeitete mich durch die Volksmenge so glücklich durch, daß ich gerade vor ihn zu stehen kam. Kaum bemerkte er mich, so sprach er etwas mit dem Manne, der zunächst bei ihm stand, dann reichte er mir die Hand und fragte: wie geht es, Heinrich Gottschalk? bist du auch fleißig? Ich erschrak und fragte: kennen Sie mich denn, lieber Fürst? Ich werde dich ja kennen, antwortete er, und habe auch deinen rechtschaffenen Vater gekannt. Sei fleißig und betrage dich gut, damit ich Freude an dir habe. Nun ließ er meine Hand los, nachdem er sie herzlich gedrückt hatte.

Ich zog mich schüchtern zurück und suchte meinen Lehrer auf. Als ich ihn fand, fragte ich ihn, ob er nicht wisse, woher mich der Fürst kenne?

Der Fürst, sagte er, hat deinen rechtschaffenen Vater gekannt, und auch dich, da du noch ein Kind warst. Als dein Vater starb, hat er dich in die Anstalt gebracht, in welcher du dich jetzt befindest. Die ganze Verpflegung, Erziehung und den Unterricht, den du bisher genossen hast, verdankst du diesem guten Fürsten.

Ich erstaunte, drängte mich wieder durch die Menge durch, um meinem lieben Fürsten die Hände küssen zu können, aber ich fand ihn nicht mehr. Von dieser Zeit

an, da ich wußte, daß er mich kenne, und für mich ſorge, nannte ich ihn meinen Fürſten, und liebte ihn weit inniger als ſonſt.

Es iſt mit Gott beinahe eben ſo, wie mit dieſem meinem Fürſten. Bisher habt ihr die weiſen Einrichtungen bewundert, die Gott durch die ganze Natur gemacht hat. Wenn nun dieſer Gott unter euch träte, und redete euch namentlich an: meine Julie, mein Heinrich! mein Stephan! wie würdet ihr erſtaunen, daß der große Weltregierer euch kenne; und wenn euch Jemand ſagte, daß ihr alles Gute, das ihr bisher genoſſet, ihm zu danken habt, daß er euer Gott ſei, wie lieb würdet ihr ihn gewinnen!

Daß nun Gott erſcheinen, und euch anreden ſollte, dürft ihr nicht erwarten; daß ihr aber alles Gute, was ihr bisher genoſſet, ihm zu danken habt, daß er euer Gott, euer Vater ſei, das will ich euch zeigen, wenn ihr aufmerkſam ſein wollt.

Ich bin gewiß aufmerkſam, lieber Großvater! ſagte Julie. Ich auch, ich auch, ſagten die andern.

G. Julie! da du auf der Welt ankamſt, warſt du denn ſchon ſo groß, als du jetzt biſt?

J. Gewiß nicht. Ich war wohl eben ſo klein, als mein kleiner Bruder war, da er getauft wurde.

G. Wovon biſt du denn nun ſo groß geworden?

J. Von den Nahrungsmitteln, die ich genoſſen habe.

G. Woher haſt du ſie denn bekommen?

J. Von meinen Eltern.

G. Ganz recht. Da du auf die Welt kamſt, reichte dir meine Tochter, deine Mutter, ihre Bruſt und du ſogſt aus derſelben deine erſte Nahrung. Dein guter Vater beſorgte das Uebrige. Dieſe guten Eltern haſt du dir nun, wie du

wohl weißt, nicht gegeben, es iſt auch ſchlechterdings kein Menſch da, von dem du ſagen könnteſt, daß er dir deine Eltern gegeben habe. Da ſie dir aber doch gegeben worden ſind, ſo kannſt du dieſe Gaben Niemanden, als dem großen Weltregierer zuſchreiben, der alle Einrichtungen in der ganzen Natur gemacht hat. Unterdeſſen, daß du an der Mutter Bruſt ſogſt, bekamſt du nach und nach Zähne. Die Mutter entzog dir die Bruſt, und du konnteſt nun Brod, Zwieback, Gemüſe und Fleiſch kauen. Dieſe Zähne gabſt du dir nicht, liebe Julie, deine Eltern auch nicht. Sie wuchſen ohne dein Wiſſen und Zuthun. Von den mancherlei Nahrungsmitteln nun, die du zu dir genommen haſt, von dem Brode, Zwieback, Kuchen, Gemüſe, Fleiſch und Fiſchen, die du aßeſt, biſt du gewachſen. Davon ſind deine Haare, deine Arme und Hände, deine Schenkel und Füße genährt worden. Wie ging es denn wohl zu, daß aus dieſen mancherlei Sachen, Fleiſch, Knochen, Haare u. d. gl. entſtanden?

J. Das weiß ich nicht.

G. Und deine Eltern haben ſich auch nicht darum bekümmert. Dieſe thaten weiter nichts, als daß ſie dir täglich die gewöhnlichen Mahlzeiten reichten. Wenn du dieſe Mahlzeiten genoſſeſt, ſo gingen ſie durch die Speiſeröhre in den Magen. Hier wurden ſie zerrieben, und durch einen ſcharfen Saft, der ſich im Magen befindet, mürbe gemacht. Von da gingen ſie in die Gedärme, wo verſchiedene Drüschen angebracht ſind, die das Beſte von den Nahrungsmitteln ausſaugen, und es durch verſchiedene Wege allen Theilen des Körpers zur Nahrung zuführen. Haſt du dieß ſchon gewußt?

J. Jetzt höre ich es zum erſten Male.

G. Und gleichwohl ſind, ſeit deiner Geburt, dieſe Arbeiten in deinem Körper unaufhörlich fortgegangen. Muß alſo nicht eine unſichtbare, verſtändige Urſache da ſein, die dieſe weiſe Einrichtung gemacht hat? Weſſen Gott und Vater iſt nun dieſe verſtändige Urſache, die dich nährte und pflegte?

J. Mein Gott und mein Vater.

G. Was Julien geſchehen iſt, das geſchah euch allen, lieben Kinder! folglich kann jedes von euch zu dem Weltregierer ſagen: mein Gott! und mein Vater.

Dreizehnter Abſchnitt.

Die nächſte Lehrſtunde konnte Herr Gottſchalk ſeinen Unterricht nicht ſogleich anfangen, weil Heinrich ſehr eifrig damit beſchäftigt war, eine Pflanze für ſeine Kräuterſammlung einzulegen. Da er ihn nicht gern in ſeinem Eifer ſtören wollte, und doch auch nicht Luſt hatte länger auf ihn zu warten, ſo nahm er von der Pflanzenſammlung Gelegenheit, ſeinen Unterricht anzufangen.

Wie heißt denn die Pflanze, die du jetzt einlegen willſt?

H. Colchicum autumnale, auf deutſch — Herbſtzeitloſe.

G. Woher weißt du denn das?

H. Herr Tillmann hat es mir geſagt.

G. Woher weißt du denn, daß er es geſagt hat?

H. Ich habe es ja gehört.

G. Wenn du dich aber umdreheſt, ſo kannſt du mir dieſe Pflanze wohl nicht genau beſchreiben.

H. Ich will es verſuchen — die Zeitloſe hat keine

Blätter, keine Stengel, die Blumenkrone iſt ſechsmal eingeſchnitten, und hat ſechs Staubfäden.

G. Da weißt du ja mehr als ich. Aber woher weißt du denn dies Alles?

H. Ich habe ja die Blume geſehen.

G. Es iſt mir lieb, daß du dies Alles weißt. Laß deine Kräuterſammlung nur liegen, bis nach geendigter Lehrſtunde, und ſei aufmerkſam auf das, was ich jetzt ſagen will. Da ihr, lieben Kinder! auf der Welt ankamt, wußtet ihr noch nichts von colchicum autumnale. Nach der Zeit habt ihr es geſehen und habt ſeinen Namen nennen hören; nun kennt ihr es. Von der ganzen übrigen Welt wußtet ihr ſo wenig, als von colchicum autumnale; ihr waret ganz unwiſſend. Wie erſtaunlich viel wißt ihr jetzt! Ihr kennt eine Menge Pflanzen und Thiere, wißt mir zu erzählen von Europa, Aſien, Afrika, Amerika und Südindien. Wenn ihr nun nachdenken wollt, woher ihr dies Alles erhalten habt, ſo werdet ihr finden, daß dieß immer durch die fünf Sinne, das Geſicht, das Gehör, das Gefühl, den Geſchmack und den Geruch geſchehen ſei. Durch welchen Sinn, Stephan, haſt du wohl das Mehreſte gelernt?

St. Durch das Geſicht und das Gehör.

T. Dieß ſind die zwei vorzüglichſten Sinne. Stelle dir vor, daß du ohne ſie wäreſt geboren worden, ſo wäreſt du weiter nichts als ein unbehülflicher Fleiſchklumpen, der weder von colchicum autumnale, noch von ſonſt etwas wüßte. Julie!

J. Was willſt du, lieber Großvater?

G. Du haſt es alſo gehört, da ich deinen Namen ausſprach. Weißt du es, wie es mit dem Hören zugeht?

J. Das weiß ich nicht, lieber Großvater!

G. Ich glaube es wohl! recht deutlich kann es dir Niemand machen, etwas davon will ich dir aber ſagen. Wenn ich ſage: Julie, ſo verurſacht meine Stimme eine Bewegung in der Luft, wie ein Stein im Waſſer, wenn er darein geworfen wird; dieſe Bewegung geht nun fort, bis ſie zu deinen Ohren kommt. Dann wird die Bewegung der Luft durch die Ohren aufgefangen, bringt von da in den Kopf, wo ein Fellchen wie eine Trommel ausgeſpannt iſt, hinter welchem verſchiedene kleine Knöchelchen angebracht ſind, durch deren Hülfe ſich der Schall bis zu dem Gehirne fortpflanzt. Ich will noch einmal ein Wort recht deutlich ausſprechen — Gottſchalk! wie viel Mal haſt du dies Wort gehört, Stephan?

St. Einmal.

G. Und gleichwohl haſt du es mit zwei Ohren gehöret. Wie dieß zugehe, kann Niemand recht erklären.

Jetzt komm, Heinrich, und tritt vor mich! Sieh' mir in die Augen! was ſiehſt du in meinen Augen?

H. Mich ſelbſt.

G. Wie viel Mal?

H. Zweimal.

G. Und ich ſehe in deinen Augen deinen Großvater auch zweimal. Wir ſehen alſo, indem die Bilder der Dinge, die um uns ſind, in unſere Augen fallen. Doppelt fallen ſie hinein und gleichwohl ſehen wir ſie nicht doppelt. Und wenn ich jetzt auf einem Berge ſtehe, um den zehntauſend Menſchen ſich verſammelt haben, und nach mir ſehen, ſo iſt mein Bild in jedem der zwanzigtauſend Augen, die nach mir gerichtet ſind.

Jetzt nimm die Feder, tauche ſie in das Tintenfaß, ſchreib' auf das Papier, das vor dir liegt: Heinrich.

Haſt du es gethan?

H. Hier!

G. Du haſt es gut geſchrieben. Wie geht denn das zu, daß du dieß ſchreiben konnteſt?

H. Das weiß ich ſelbſt nicht.

G. Ich glaube es wohl. Es iſt unbegreiflich, wie es zugeht, daß der Menſch ſeine Glieder bewegen kann, wie er will; wenn jetzt tauſend Soldaten vor mir ſtünden, und ich wäre ihr General, und rief: ſchlagt an! Feuer! auf einmal würden alle tauſend Mann losfeuern.

Da ich noch jung war, beſuchte ich fleißig ein Haus, in welchem todte Leichname zergliedert wurden. Ich erſtaunte über den künſtlichen Bau derſelben. Der Lehrer, der ſie zergliederte, zeigte mir Muskeln, die an jedem Gliede angebracht waren, und ſagte, daß durch das Zuſammenziehen und Ausdehnen der Muskeln die Glieder in Bewegung geſetzt würden. Als ich ihn aber fragte, wie es denn zuginge, daß der Menſch, durch ſeinen Willen, die Muskeln ausdehnen und zuſammenziehen könnte, ſo zuckte er die Achſeln, und ſagte, das wiſſe er nicht. Und wenn wir den gelehrteſten Männern dieſe Frage vorlegen wollten, ſo würden ſie alle mit einem Achſelzucken antworten müſſen.

Nun gebt Achtung! Ihr wißt erſtaunlich viel, was ihr alles nicht wußtet, da ihr geboren wurdet. Dies Alles habt ihr durch eure Sinne, vorzüglich durch das Geſicht und durch das Gehör erfahren; ihr habt auch, ſeitdem ihr auf der Erde ſeid, eure Glieder auf mancherlei Art bewegt, ſeid gelaufen, geſprungen, habt geſchwommen, geſchrieben, Körbe ge-

macht, auf dem Clavier gespielt; gleichwohl kann keiner von euch mir recht sagen, wie es mit diesem allen zugehe: eure Eltern begreifen es auch nicht recht. Könnt ihr also den Bau eurer Augen und Ohren, und die Kraft eurer Glieder blos durch euren Willen zu bewegen, Jemandem anders zuschreiben, als Gott, der verständigen Ursache, die alle die weisen Einrichtungen gemacht hat, die wir durch die ganze Natur sehen?

Folglich kann jeder von euch zu ihm sagen: er ist mein Gott und mein Vater.

Mit diesen Worten, die auf alle Kinder einen tiefen Eindruck machten, wurden sie entlassen.

Vierzehnter Abschnitt.

Frau Ehrenfried bat den folgenden Tag ihren Vater, daß er bei ihr frühstücken möchte, und er fand auf ihrer Stube auch Julien, nebst ihrem Lieblinge Rumex. Unterdessen, sich der Vater mit seiner Tochter besprach, unterhielt sich Julie mit ihrem Hunde.

Als die Zeit kam, in die Lehrstunde zu gehen, wollte dieser sie begleiten. Sie wollte ihn zurück jagen; aber Herr Gottschalk bat, sie möchte ihm erlauben, daß er sie dießmal begleiten dürfte.

Nun fragte Herr Gottschalk die Kinder, aus was für Gründen jeder von ihnen Gott seinen Gott und seinen Vater nennen könne? und, als sie darauf gut geantwortet hatten, sagte er: alles, was ihr mir nanntet, hat Rumex auch von Gott bekommen. Rufe ihn, Julie!

Sie that es, und sogleich kam Rumex zu ihr, legte die Pfoten auf ihren Schooß und sah sie an.

Da seht ihr also, Kinder! fuhr Herr Gottschalk fort, daß Rumex alles kann was ihr könnt, und wovon wir gestern gesprochen haben. Er hörte, sobald Julie ihn rief, er sieht sie, denn seine Augen sind nach ihr gerichtet, er kann auch durch seinen Willen seine Glieder bewegen: denn sobald er gerufen wurde, sprang er auf, legte seine Pfoten auf Juliens Schooß, und wedelt noch jetzt mit dem Schwanze, um damit seine Freude auszudrücken.

Jetzt wollen wir sehen, ob ihr von Gott nicht mehr erhalten habt, als Rumex? Julie streichelt jetzt mit ihren Händen des Hundes Pfoten. Bemerkst du nicht einen Vorzug, den du vor ihm hast?

J. Ei freilich! ich habe Hände, und Rumex hat nur Pfoten.

G. Und dieß ist ein unschätzbarer Vorzug. Denkt einmal hierüber recht nach. Rumex kann mit seinen Pfoten nichts thun, als laufen und kratzen. Nun sag' einmal, was du mit deinen Händen thun kannst.

J. Ich kann stricken, nähen, schreiben, zeichnen, auf dem Claviere spielen.

G. Dieß alles könntest du nicht, wenn du, statt der Hände, Pfoten bekommen hättest. Sehet euch um in diesem Zimmer! alles, was ihr hier erblickt, wurde durch Menschenhände gemacht. Dies Haus, diese Stube, diese Vorhänge, diese Fenster, dieser Tisch, dieser Schrank, dieses Tintenfaß, diese Streubüchse, diese Schreibfeder, dort das Schloß an der Thür, ist alles das Werk der menschlichen Hände. Dies Alles müßten wir entbehren, wenn wir statt der Hände, Pfoten bekommen hätten.

Wie alt ist Rumex?

J. Das weiß ich nicht.

G. Ich will es dir ſagen, er iſt jetzt acht Jahre alt. Ich weiß es genau, weil ich ihn deiner Mutter ſchenkte, als ſie mich vor acht Jahren beſuchte. Und du?

J. Ich bin zehn Jahre alt.

G. Julie iſt alſo zwei Jahre älter, als Rumex. Was meinſt du aber Stephan, wer von beiden hat mehr gelernt?

St. Julie.

G. Wenn aber Rumex zwei Jahre älter wäre als Julie, würde er denn da mehr gelernt haben als ſie?

St. Das glaube ich nicht.

G. Ich auch nicht. Das iſt ein neuer Vorzug, den der Menſch vor den Thieren hat, daß er immer mehr lernen kann, da hingegen das Thier immer nicht weiter kömmt, immer da ſtehen bleibt, wo es iſt. Ich habe gehört, daß Rumex euch oft begleitet hat, wann ihr Pflanzen ſuchtet. Hat er ſie kennen gelernt?

St. Bewahre! der gab auf die Pflanzen nicht Achtung, der ging nur den Mäuſen und Maulwürfen nach. Aber mein Vater hatte doch einen Pudel, der viele Künſte konnte. Er ſtand Schildwache, machte Purzelbäume, und ſuchte, was verloren war.

G. Bekam er nicht Junge?

St. Ei wohl! vier herrliche junge Pudel. Drei davon verſchenkte mein Vater, und einen behielt er ſelbſt.

G. Und dieſen lehrte wohl die Mutter die Künſte, die ſie ſelbſt gelernt hatte?

St. Warum denn nicht gar! da er vier Wochen an ihr geſogen hatte, ſo bekümmerte ſie ſich nicht mehr um ihn.

G. So iſt es mit den Thieren. Wenn auch eins mit

vieler Mühe durch die Menſchen ſo weit gebracht wird, daß es einige Künſte lernt, ſo kann es dieſelben doch nicht andern mittheilen. Wenn es alſo ſtirbt, ſo iſt ſeine Kunſt verloren, und die andern Thiere werden nicht klüger. Daher kommt es, daß die Schwalben und Raben ihre Neſter noch eben ſo bauen, und die Bienen ihre Zellen noch eben ſo verfertigen, wie ſie vor zweitauſend Jahren zu thun pflegten. Die Menſchen hingegen — wie weit ſind ſie gekommen! Sonſt wohnten ſie in Höhlen, jetzt in bequemen Häuſern. In den alten Zeiten glaubten ſie am Ende der Welt zu ſein, wenn ſie an das Ufer des Meeres kamen; jetzt ſchiffen ſie darüber. Sonſt mußten ſie ſich vor den Wölfen und Bären fürchten; jetzt ſind dieſe in den mehreſten Gegenden ausgerottet. Ehedem mußten ſie alle Arbeit ſelbſt thun; jetzt haben ſie allenthalben Maſchinen, z. E. Mühlen, die für ſie die ſchwerſten Arbeiten verrichten müſſen. Gewiß, wenn einer von unſern Stammvätern, deſſen Kleid eine Bärenhaut, deſſen Wohnung eine Hütte von Raſen war, wieder kommen und ſehen ſollte, was wir alles wiſſen und können, er würde nicht glauben, daß wir ſeine Kinder wären, er würde uns für Zauberer halten.

Und woher mag es denn wohl kommen, daß wir immer mehr lernen können, und daß dieß bei den Thieren unmöglich iſt?

H. Ich glaube, weil wir nachdenken können.

G. Ganz recht. Dies Vermögen nachzudenken, nennen wir die Vernunft; durch das Nachdenken erfinden wir immer mehr. So ſah z. E. ein Menſch, daß durch das Reiben harter Körper Feuer entſtand, nun dachte er darüber nach, und erfand nach und nach mehrere Mittel, ſo

oft er wollte, Feuer hervorzubringen. Unſere Hunde und Katzen ſehen täglich, wie wir Feuer anzünden, gleichwohl fiel es noch keinem ein, es uns nachzuthun. Auf der ganzen Erde iſt ſchlechterdings kein Thier zu finden, das das Feuer zu benutzen wüßte.

Der Menſch fühlte, wie wehe der Rauch ſeinen Augen that, wann er in ſeiner Hütte Feuer zündete, er bemerkte aber auch, daß der Rauch immer aufwärts ſtieg, dachte darüber nach, und erfand Schlöte, durch welche er den Rauch nöthigte, aus ſeiner Wohnung empor zu ſteigen. Er ſah, daß die Pflanzen aus dem Samen kamen, dachte darüber nach, und lernte nun auf ſeinen Aeckern und in ſeinen Gärten allerlei nützliche Pflanzen hervorzubringen. Ich kenne kein einziges Thier, das ſäet und pflanzet. Kennſt du eins, Stephan?

St. Gewiß nicht.

G. Die Vernunft alſo, die uns Gott gegeben hat, iſt es, durch welche wir immer mehr lernen, immer mehr erfinden, immer mehr möglich machen können.

Denkt darüber weiter nach, lieben Kinder! Gott hat euch Hände und Vernunft gegeben, und euch dadurch in den Stand geſetzt, daß ihr immer höher über die Thiere ſteigen könnt. Ihr wißt, er iſt euer Gott und euer Vater.

Fünfzehnter Abſchnitt.

Sobald Herr Gottſchalk in die nächſte Lehrſtunde kam, that er an Heinrichen die Frage: weißt du noch, was für Vorzüge dir Gott vor den Thieren gegeben hat?

H. O ja! die Hände und die Vernunft.

G. Wer hat dich darauf aufmerkſam gemacht?

H. Du lieber Großvater!

G. Wie habe ich denn dieß angefangen?

H. Du haſt es uns geſagt.

G. Geſagt! geſagt! Kinder, da hat mich Heinrich wieder auf einen neuen Vorzug aufmerkſam gemacht, den der Menſch vor den Thieren hat — er kann ſagen, was er denkt, er kann ſprechen. Dieß kann kein Thier. Sehr viele geben zwar gewiſſe Töne von ſich, aber damit drücken ſie nur ihre gegenwärtigen Empfindungen und Begierden, Freude oder Traurigkeit, ihre Furcht, ihren Zorn, ihre Liebe und ihr Verlangen aus. Eine zuſammenhängende Erzählung von dem, was ein Thier geſehen oder gehöret hat, oder thun will, kann es nicht zu Stande bringen. Wie mir Herr Tillmann geſagt hat, ſo habt ihr Kinder im vorigen Sommer eine kleine Reiſe gemacht, an welcher auch Rumex Theil nahm. Ihr konntet den folgenden Tag wieder erzählen, was ihr alles geſehen und gehöret hattet. Konnte dieß wohl Rumex auch thun?

St. Davon habe ich nichts bemerkt. Aber ein Pachter in unſerer Nachbarſchaft hatte doch einen Kolkraben, der auch ſprechen konnte.

G. Und was denn?

St. Gehorſamer Diener! Spitzbube, Hundsfott!

G. Und was denn ſonſt noch?

St. Sonſt habe ich nichts von ihm gehört.

G. Und wenn du ihn gefragt hätteſt! iſt dein Herr zu Hauſe? was würde er dir denn wohl geantwortet haben?

St. Ich glaube, gehorſamer Diener.

G. Ich glaube es auch. Ich weiß wohl, daß man einige Arten von Vögeln abrichten kann, daß ſie einige

Wörter ausſprechen, ſie wiſſen aber nicht was ſie bedeuten, ſie denken ſich nichts dabei. Aber der Menſch drückt durch die Sprache ſeine Gedanken aus. Wenn man nun bedenkt, wie viel Worte der Menſch ausſprechen kann, ſo muß man darüber erſtaunen. Bedenkt nur, wie viel tauſend Worte eure Mutterſprache enthält — dieſe alle könnt ihr ausſprechen. Mancher Menſch kann, neben ſeiner Mutterſprache, noch vier bis fünf andere reden. Wie viel tauſend Wörter kann dieſer ausſprechen! Dies Alles geſchieht mit unſerer Zunge, der Gurgel, dem Zäpfchen, das an dem Eingange der Gurgel ſich befindet, dem Gaumen und den Zähnen. Nun begreift ihr leicht, wie es zugeht, daß die Menſchen ſo große Fortſchritte gemacht haben, und warum die Thiere ihnen nicht nachſchreiten können. Sie lehren einander was ſie gelernt haben. Die Eltern ſagen den Kindern was ſie wiſſen, die Lehrer den Schülern, die Meiſter den Lehrlingen. Dieſe jungen Leute wachſen heran, lernen durch eigenes Nachdenken noch mehr dazu, das ſie nun auch wieder den jungen Menſchen ſagen. So vermehren ſich die Kenntniſſe der Menſchen von Jahr zu Jahr.

Weißt du, Julie, wie viel Erdtheile ſind?

J. Fünf.

G. Da ich ſo alt war, wie du, kannte ich nur vier. Heinrich, haſt du gehört wie viele Hauptplaneten da ſind, die ſich um die Sonne bewegen?

H. Neun.

G. Alſo drei mehr, als ich in meiner Jugend kannte. Sonſt beſchrieb man Reiſen zu Waſſer und zu Lande, bald wird man auch Luftreiſen beſchreiben können.

Stephan, fällt dir bei Beſchreibung der Luftreiſen

nicht noch etwas ein, welches viel dazu beiträgt, daß die Menſchen immer mehr lernen.

St. Sie können auch ſchreiben.

G. Kinder! dieß iſt unbeſchreiblich wichtig. Euch ſcheint es freilich nicht wichtig, weil ihr von Jugend auf geſehen habt, daß eure Eltern, und andere Leute ſchreiben, und ihr ſelbſt frühzeitig im Schreiben Unterricht bekamet. Laßt aber einmal einen Neuholländer kommen, der noch nie ſchreiben ſah! wie wird er den Kopf ſchütteln, wenn er ſieht, wie mein Schwiegerſohn durch einige Federſtriche, ſeinen Freunden in Trieſt und Hildesheim, Hamburg und Lübeck meldet, was ſie für ihn thun ſollen! Wie würde er erſtaunen, wenn er Papier ſähe, auf welchem Leute, die vor tauſend und mehreren Jahren lebten, ihre Gedanken ausdrückten. Würde er nicht Alles für Zauberei halten?

Vor fünfhundert Jahren konnten die Menſchen ſprechen und ſchreiben; gleichwohl war der größte Haufe noch erſtaunlich unwiſſend. In unſern Tagen haben ſich die menſchlichen Kenntniſſe durch alle Stände ſo verbreitet, daß gewiß die Bauern in unſerer Gegend mehr wiſſen und verſtehen, als vor 500 Jahren die mehreſten Edelleute. Wie geht denn das zu?

H. Sie haben Schulen.

G. Dieß iſt wahr. Woraus lernen ſie denn in den Schulen?

H. Aus Büchern.

G. Sind denn dieſe Bücher geſchrieben?

H. Nein — gedruckt — nun weiß ich es warum die Menſchen mehr lernen als ſonſt. Sie haben die Buchdruckerkunſt erfunden.

G. Wieder eine ſehr wichtige Erfindung. Das Schrei-

den iſt ſehr mühſam. In den Zeiten alſo, da man die Bücher noch abſchrieb, gab es ſehr wenige Bücher, und ſie kamen in ſehr weniger Menſchen Hände. Jetzt da man drucken kann, vervielfältigt man die Bücher mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Nun kann jeder Menſch aus Büchern lernen, wenn er will, was die Menſchen vor mehreren hundert und tauſend Jahren gedacht und erfunden haben. Ja wenn ein Menſch in England, Frankreich, Dänemark, Schweden und Rußland, kurz in einem Lande wo gedruckt wird, etwas Neues erfindet, ſo erfahren es in kurzer Zeit alle Nationen, die Gedrucktes leſen können. Unterdeſſen erfährt Rumex nichts von allem, was ausländiſche Hunde thun, und was die Hunde vornahmen, die vor ihm lebten.

Wer iſt alſo wohl mehr, du oder Rumex?

St. Das wäre mir nicht lieb, wenn ich nicht mehr wäre als Rumex.

G. Kannſt du mir nun alles zuſammen ſagen, warum du mehr biſt als Rumex und jedes andere Thier?

St. Weil ich Hände habe, und Vernunft, und kann ſprechen und ſchreiben, und alle Tage mehr lernen.

G. Von wem haſt du nun dies Alles?

St. Doch von Gott.

G. Von Niemandem anders, als von Gott; wir ſelbſt haben uns dieſe Fähigkeiten nicht gegeben; und kein anderer Menſch konnte ſie uns verſchaffen. Der gute Gott, der für die Kürbispflanze, und den Krebs, den Karpfen und Fiſchreiher, und alles andere was da iſt, ſo liebreich ſorgte, daß er ihnen alles gab, was ſie bedurften, ſchenkte uns auch dieſe großen Vorzüge, durch welche wir über alle alle Thiere erhoben werden. O Gott (indem er die Hände

faltete und gen Himmel ſah), du biſt unſer Gott — unſer Vater!

Sechzehnter Abſchnitt.

Ich muß euch doch, ſagte Herr Gottſchalk, als er in die Lehrſtunde kam, bisweilen etwas aus meiner Lebensgeſchichte erzählen, wenn ihr es gern hört.

O ja, lieber Großvater, das thue doch ja, ſagten Heinrich und Julie, indem ſie ſich an ihn ſchmiegten, und Stephan ſtimmte ihnen bei.

Da ich noch etwas kleiner war als ihr, ſo war ich ganz anders, als ich jetzt bin. Wenn ich da in die Lehrſtunde gehen ſollte, und roch, daß etwas in der Küche gebacken wurde, oder ſah einen Korb mit Obſt ſtehen, ſo wurde ich durch den Geruch nach der Küche und durch den Anblick des Obſtes zum Obſtkorbe von der Lehrſtunde weggezogen. Ich weiß nicht, ob es euch ſonſt auch ſo gegangen iſt.

Die Kinder ſahen einander an und wurden roth.

Wann es Tag wurde und ich ſollte aufſtehen, ſo konnte ich nicht, es war mir, wie wenn ich an das warme Bett gefeſſelt wäre. Sollte ich etwas ſchreiben, und ich ſah einen Ball liegen, oder bleierne Soldaten ſtehen, ſo ging ich vom Schreibtiſche weg und ſpielte mit dem Balle oder mit den bleiernen Soldaten.

Dieß iſt nun jetzt mit mir ganz anders. Wenn ich mir vorgenommen habe, wohin zu gehen, ſo mögen zu beiden Seiten des Weges Kuchen und Paſteten, Pfirſchen und Kirſchen, Erdbeeren und Maulbeeren ſtehen, ich kehre mich nicht daran, ſondern ziehe meinen Weg fort. Se-

bald es des Morgens fünf ſchlägt, wird es mir ſo leicht, aus dem warmen Bette zu ſteigen, als jetzt vom Stuhle aufzuſtehen. Wenn ich mir vorgenommen habe etwas zu ſchreiben, ſo kehre ich mich nicht daran, wenn ihr auch noch ſo ſchöne Sachen in's Zimmer brächtet, ich ſehe ſie nicht eher an, bis ich mit dem Schreiben fertig bin. Bisweilen nehme ich mir vor, daß ich nicht eſſen will — dann mögt ihr die herrlichſten Gerichte auf den Tiſch bringen, ich werde gewiß nichts davon genießen. Was meinſt du nun Julie! bin ich jetzt nicht mehr werth als ſonſt?

J. O gewiß! wir haben auch —

Heinrich drohete ihr mit dem Finger, deßwegen ſchwieg ſie, und ſagte nichts von dem, was ſie noch auf dem Herzen hatte.

Alſo habt ihr auch? fuhr Herr Gottſchalk fort, ihr habt euch auch bemühet, eure Eßbegierde und andere Begierden zu beſiegen? Dieß höre ich gern. Herr Tillmann hat mir etwas davon geſagt. Dieß bringt mich auf einen neuen Vorzug, den Gott den Menſchen vor den Thieren ertheilt hat.

Der kleine Menſch iſt in ſeinen erſten Lebensjahren beinahe nur durch die äußerliche Geſtalt von den jungen Thieren unterſchieden. Beide werden durch ihre Begierden nach dem hingezogen, was ihnen angenehm iſt. Das Kind greift nach allem, was glänzt und was gut ſchmeckt, ohne zu überlegen, ob es ihm nicht etwa ſchädlich ſei, und ſo handelt auch das Thier. Das Thier handelt ſein Lebtage ſo. Die Droſſel fliegt nach den rothen Beeren, ohne auf die Schlinge zu ſehen, die daneben hängt; die Maus frißt jede Speiſe, die ihr vorkommt, ohne zu bedenken, daß ſie vielleicht vergiftet iſt; der hungrige Hund ſchnappt nach

dem Braten, den er stehen sieht, wenn er ihm auch nicht gehört.

J. Das thut mein Rumex gewiß nicht. Der kann die besten Speisen stehen sehen, ohne sie anzurühren. Nur das nimmt er, was ihm angeboten wird.

G. Ich glaube es wohl. Ehe er dieß aber lernte, hat er gewiß viele Prügel bekommen. So handeln die meisten Thiere. Wenn ihnen der Genuß gewisser Dinge durch unangenehme Empfindungen ist verbittert worden, so fürchten sie diese unangenehmen Empfindungen, und werden für die Zukunft vorsichtiger. So läßt die Nachtigall, die einmal auf der Leimruthe klebte, sich nicht wieder berücken.

Aber der Mensch kann es nach und nach so weit bringen, daß er sich manchen Genuß versagt, nicht deßwegen, weil man ihn wegen desselben geschlagen oder auf eine andere unannehmliche Art behandelt hat, sondern weil es sein Wille ist. So kenne ich ein Mädchen, das gern gebackene Fische ißt (Julie wurde roth), man hat es deßwegen nie geschlagen, sie sind ihm nie übel bekommen; gleichwohl kann es, so oft es will, dieses Leibgericht, wann es auf den Tisch kommt, zurückschieben und stehen lassen.

Diese Kraft des Menschen, das zu thun, was er will, ohne sich an seine Begierden oder an die Dinge, die um ihn sind, zu kehren, nennen wir Freiheit.

H. Sind denn alle Menschen frei?

G. Die Anlage dazu wird jedem angeboren.

H. Was ist denn das: Anlage?

G. Wenn es einem Menschen möglich ist, etwas zu erlernen, so sagt man, daß er dazu Anlage habe.

So bringt der Mensch eine Zunge, einen gewölbten

Gaumen, ein Zäpfchen mit auf die Welt, — in der Folge wachſen ihm auch Zähne. Dadurch wird es ihm möglich ſprechen zu lernen: er hat die Anlage zum Sprechen. Verſtehſt du nun, was Anlage iſt?

H. Ja nun verſteh' ich es.

G. So iſt es auch jedem Menſchen möglich, frei zu werden, er hat die Anlage zur Freiheit. Die Freiheit ſelbſt muß er ſich aber nach und nach erwerben. Er muß ſich gewöhnen, jeden Augenblick zu thun, was er für gut hält, ohne ſich durch die äußerlichen Umſtände, oder durch ſeine Begierden davon abbringen zu laſſen. Dieß thun viele Menſchen nicht, daher werden ſie nie frei, können nicht thun was ſie wollen, ſondern müſſen immer thun, wozu ſie durch die äußerlichen Umſtände beſtimmt, und durch ihre Begierden getrieben werden.

Solche Leute habe ich manche gekannt, die viel guten Willen hatten, aber nicht im Stande waren, ihren guten Willen auszuführen. Ein gewiſſer Ehrenpreiß hatte wenig Einnahme, und mußte deßwegen ſeinen Aufwand ſehr einſchränken, wenn er auskommen wollte. Er verſprach mir wohl hundertmal, daß er es thun wollte, aber er war nicht frei, er war nicht im Stande Wort zu halten. Ging er vor einem Gaſthofe vorbei, aus dem ihm der Geruch von leckerhaften Speiſen entgegen dampfte, ſo konnte er nicht widerſtehen, der Dampf zog ihn in den Gaſthof, ſo wie die Vogelbeere die Droſſel in die Schlinge. Einmal bekam er einen Brief von einem Freunde, der ihn dringend bat, daß er ihn beſuchen möchte, weil er gefährlich krank ſei. Er machte ſich ſogleich reiſefertig. Eben da er im Begriffe war zu gehen, kam ein anderer Freund und lud ihn ein zu einem Kartenſpiele. Ich kann nicht, antwortete er:

weil ich zu einem kranken Freunde bin gerufen worden. Da ihm jener aber vorſtellte, daß morgen auch noch ein Tag ſei, an dem er den Kranken beſuchen könnte, ſo ließ er ſich, durch das Kartenſpiel, von ſeinem kranken Freunde wegziehen, der, unter der Zeit daß Ehrenpreiß die Karten miſchte, ohne Beiſtand und Troſt, dahin ſtarb.

St. Ei das war ein abſcheulicher Menſch.

G. Er wurde blos dadurch abſcheulich, daß er nicht ſtark genug war, das Gute zu thun, das er gern wollte, weil er nicht frei war!

Gibt man ſich aber von Jugend auf Mühe frei zu werden, ſo kann man nach und nach ſich immer mehr Freiheit erwerben.

Solche freie Menſchen habe ich mehrere gekannt. Ich will euch nur einen nennen, er hieß Conſtantin. Einmal wurde er mit mir zu meines Vetters Geburtstage eingeladen, und wir fanden uns beide ein. Die Tafel war mit den beſten Speiſen beſetzt, die Geſellſchaft beſtand aus lauter guten fröhlichen Menſchen, und für den Abend war ein Tanz angeordnet. Conſtantin tanzte gern. Kaum hatte er aber die Suppe genoſſen, ſo erhielt er einen Brief. Er las ihn, ſteckte ihn gelaſſen ein, und machte Anſtalt in der Stille ſich zu entfernen. Mein Vetter nöthigte ihn zu bleiben, mehrere von der Geſellſchaft traten um ihn, faßten ſeine Hand, und baten daß er bleiben möchte. Er lächelte aber und ſagte: ich habe einen Brief erhalten, den ich ſogleich beantworten muß. Man ſagte der Brief könne ja morgen beantwortet werden.

Statt zu antworten, verneigte er ſich. Das finde ich aber doch ſehr ſonderbar, das iſt doch wahrer Eigenſinn,

ſagte ein Frauenzimmer. Er ſtellte ſich als wenn er es nicht höre, und ging fort.

Mein Vetter begleitete ihn bis an die Thür. Da er ſie öffnete, blies ihm ein ſchrecklich kalter Wind entgegen, der ihm die Augen voll Schneegeſtöber führte.

So verziehen Sie, ſagte mein Vetter, doch nur noch eine Stunde, bis das ſchreckliche Wetter ſich gelegt hat! Statt der Antwort, drückte er ihm die Hand und ging fort.

Nun ſetzte er ſich an ſein Schreibepult und ſchrieb, unterdeſſen daß die Geſellſchaft, die er verlaſſen hatte, ſchmauſete. Der Brief war ſehr wichtig, und er mußte bis ſpät in die Nacht hinein ſchreiben. Der Schlaf meldete ſich bei ihm, ein paarmal fielen ihm die Augen zu; er kehrte ſich aber nicht daran, ſtand auf und trat an das Fenſter bis er wieder munter wurde.

Jetzt ſchlug die Glocke eins, da er eben den Brief geſiegelt hatte, und er ging nun nach der Schlafkammer, um von ſeinem geendigten Geſchäfte zu ruhen.

Da ſchoß ein Bedienter ſchnell vor ihm vorbei.

Was gibt's hier? fragte er.

Ein großes Unglück! erhielt er zur Antwort, der Herr will ſterben.

Statt in's Schlafzimmer ſich zu begeben, ging er nach dem Zimmer des Kranken. Er fand ihn in großer Gefahr, weil er keine Luft bekommen konnte, und es ſchien, als wenn er erſticken wollte. Er ſetzte ſich zu ihm und faßte ſeine Hand.

Was fehlt Ihnen? fragte er.

Mit ſchwacher Stimme ſagte der Kranke: Thee!

Sogleich lief er nach der Küche und verordnete, daß ein Thee gemacht wurde. Dieſen reichte er dem Kranken

ſelbſt, und verließ ihn nicht eher, bis er ſah, daß der Kranke ſich beſſerte, und der herbeigerufene Arzt verſicherte, daß er nun außer Gefahr ſei.

Jetzt erſt, da die Glocke drei ſchlug, beſtieg er ſein Lager, und überließ ſich dem Schlafe bis ſechs Uhr.

Da wurde er geweckt. Gern hätte er noch drei Stunden geſchlafen, ſo müde war er; er kehrte ſich aber nicht daran, ſondern ſtand auf. Nicht lange war er aufgeſtanden, ſo trat ein Kaufmann in ſein Zimmer. Sie könnten mir, ſagte dieſer, eine große Gefälligkeit erzeigen, um die ich Sie inſtändig bitte.

C. Welche?

K. Ich habe an ein Haus in Hamburg geſchrieben, und es erſucht, mir für 4000 Thaler Waaren zu überſchicken, damit ich meine Handlung deſto lebhafter treiben kann. Da ich weiß, daß Sie mit dieſem Hauſe in Verbindung ſtehen: ſo wird man vermuthlich bei Ihnen anfragen, ob man mir auch ſo viel anvertrauen dürfe? Sie werden doch ſo gefällig ſein, und bezeugen, daß man dieß ohne Bedenken thun könne?

C. Nein, das kann ich nicht.

K. Warum denn nicht?

C. Weil ich weiß, daß Ihre Umſtände ſo zerrüttet ſind, daß Sie nächſtens werden aufhören müſſen zu zahlen.

K. Freund! nehmen Sie dieſe 20 Louisd'or an, und glauben mir, daß meine Umſtände ſo zerrüttet nicht ſind, als Sie denken!

C. Beleidigen Sie mich nicht! Sie können mir 200 Louisd'or bieten, und mich doch nicht bewegen etwas zu ſchreiben, das gegen die Wahrheit iſt.

K. Herr! der vierte Theil der Waaren ſoll Ihnen ge-

ſchenkt ſein, wenn Sie mir dieſelben durch ein gutes Zeugniß verſchaffen wollen.

C. Arm bin ich, und werde künftigen Monat meine eigene Handlung anfangen. In dieſem Falle könnten Waaren für 1000 Rthlr., die ich auf mein Lager bekäme, mir ſehr nützlich ſein.

K. Alſo bedenken Sie ſich nicht lange, und laſſen die ſchöne Gelegenheit, Ihr Glück zu machen, nicht ungenützt vorbeigehen.

C. Aber, wenn Sie mir auch alle dieſe Waaren ſchenken wollten, ſo würde ich doch nichts gegen die Wahrheit ſchreiben.

Der Kaufmann ging betrübt fort, und Conſtantin nahm den Brief, den er in der Nacht geſchrieben, und worin er das Hamburgiſche Haus vor dieſem Manne gewarnt hatte, und trug ihn auf die Poſt. Wie gefällt dir dieſer Conſtantin, Stephan?

St. Ei das war ein vortrefflicher Mann.

G. Und ſolche Leute könnt ihr alle werden, wenn ihr jetzt euch ſchon übet, immer das zu thun, was ihr euch vorgenommen habt, und euch weder durch eure Begierden, noch durch jede Unannehmlichkeit oder Annehmlichkeit davon abbringen laſſet. Daß ihr es könnt, habt ihr ſchon bisweilen bewieſen. Fahrt nur ſo fort, ſo werdet ihr immer freier, immer unabhängiger werden von euren Begierden, und den Dingen, die um euch ſind.

Und dieſes große Geſchenk, die Anlage zur Freiheit, hat uns Gott gegeben. — Er iſt alſo gewiß der Gott und Vater eines jeden von uns.

Siebenzehnter Abschnitt.

Zuletzt sagte ich euch, lieben Kinder, so fuhr in der folgenden Lehrstunde Herr Gottschalk fort, daß Gott der Vater eines jeden von uns sei, und das ist er gewiß. Je mehr wir darauf merken, wie er uns behandelt, desto mehr Beweise von seiner Vaterliebe bekommen wir. Denn weißt du wohl, Julie, was dein Vater an dir thut?

J. Er ernährt mich.

G. Eigentlich ernährt dich Gott: weil er dir diesen guten Vater gegeben hat. Was thut dein Vater ferner an dir?

J. Er schafft mir Kleidung. — G. Auch diese kömmt von Gott. Hast du deinem Vater sonst nichts zu danken?

H. Ich weiß es, er erzieht uns.

G. Und dieß ist das Wichtigste. Wenn ihr täglich auf das beste gefüttert und gekleidet würdet, und der liebe Vater sorgte nicht dafür, daß ihr unterrichtet und zum Guten gewöhnt würdet, was würde euch alles Uebrige helfen? Ihr würdet unwissende, böse Menschen werden.

Gott erzieht uns auch, nicht nur so lange wir Kinder sind, nein, so lange wir leben. Der alte Heinrich Gottschalk steht auch noch unter seiner Zucht.

St. Wie macht denn das Gott?

G. Er schafft uns immer Gelegenheit zu lernen und uns zum Guten zu gewöhnen. Freilich thut er nicht immer unsern Willen, er läßt uns oft Schicksale treffen, die uns äußerst unangenehm sind; wenn wir aber nur nicht kleinmüthig werden, nachdenken, was wir thun und lassen müssen, und das thun und lassen, wozu wir uns für verbunden halten; dann finden wir immer, daß auch das widrigste Schicksal für uns sehr gut war.

Solche junge Leute, wie ihr seid, wissen davon noch nicht viel zu sagen; wer aber so lange gelebt hat, wie ich, der hat Gott als einen recht guten Vater kennen lernen.

Meine Mutter verlor ich, da ich zehn Jahre alt war. Mein guter Vater betrübte sich darüber so sehr, daß er ihr bald nachfolgte. Ich war ein vater- und mutterloser Waise. Wie traurig ich war, wie viele Thränen ich vergoß, als ich meines Vaters Leichnam in das Grab senken sah — das kann ich euch nicht beschreiben. Meine Eltern waren aus dem Elsaß gebürtig, und hatten sich in Niedersachsen niedergelassen, folglich hatte ich in der Nähe keinen Anverwandten, und die entfernten waren mir unbekannt. Meines Vaters Hauswirth nahm mich einstweilen zu sich, bis er Nachricht aus dem Elsaß erhalten hätte, ob meine Anverwandten noch am Leben wären.

Als ich, den dritten Tag nach meines Vaters Beerdigung, ganz trostlos bei meiner Hauswirthin saß, faßte diese meine Hand und sagte: weine nicht mein Kind! du hast zwar deinen leiblichen Vater verloren; aber du hast einen unsichtbaren Vater, der ist Gott — der wird dich gewiß nicht verlassen, wenn du immer ein gutes Kind bleibst, und dich hütest, daß du nichts Böses thust.

Zwar hatte ich schon viel von Gott gehört; aber wie leichtsinnige Kinder zu thun pflegen, nicht viel darauf geachtet. Jetzt aber machte das, was mir diese gute Frau von Gott sagte, so starken Eindruck auf mich, daß ich meine Hände faltete, und in die Worte ausbrach: mein lieber Gott! ich verspreche dir, daß ich ein recht gutes Kind sein, und mich hüten will, daß ich nichts Böses thue. Verlaß mich nur nicht und sei mein Vater.

Sehet ihr, daß meines Vaters Tod mir schon nützlich

wurde? Ich wurde dadurch zu Gott gezogen, und lernte meine Wohlfahrt von ihm erwarten. Ach Kinder! wenn man Vater und Mutter und Freund und alles, was uns sonst lieb ist, einbüßen muß, und wird dadurch nur mit Gott bekannt, so ist es allemal Gewinn.

Als wir den folgenden Tag uns zu Tische setzen wollten, trat ein Postknecht in die Stube, der meinem Wohlthäter einen Brief überbrachte. Während er denselben las, sah er immer auf mich, und, als er ihn gelesen hatte, legte er ihn auf den Tisch, und sagte: „nun habe ich einen neuen Beweis, daß Gott mit seiner Hülfe am nächsten ist, wann wir uns in der größten Noth befinden: dieser Brief betrifft dich, lieber Heinrich! Ein unbekannter Wohlthäter will dich in der Anstalt des Herrn Federweiß erziehen lassen. Morgen schon sollst du zu ihm abreisen.

Meine Wäsche und Kleidung wurde zusammengepackt, und den folgenden Tag kam ein junger Mann gefahren, der mich in seinen Wagen nahm und zu Herrn Federweiß führte.

Noch immer nenne ich diesen Namen mit Dankbarkeit, denn er war gar ein verständiger und rechtschaffener Mann. Sobald der Wagen vor seiner Thür ankam, hob er mich heraus, schloß mich in seine Arme und sagte: „lieber Heinrich! du hast Vater und Mutter verloren, aber beruhige dich! Gott hat für dich gesorgt, und dich zu mir geführt. Ich werde für dich alles thun, was dein Vater für dich hätte thun können. Nur mußt du mir auch, wie deinem Vater, dein Zutrauen schenken, und meine Verordnungen befolgen.“

Das werde ich gewiß thun, antwortete ich, unter Vergießung vieler Thränen.

Als er mich zum erstenmale in die Lehrstunde führte, faßte er mich bei der Hand und sagte: mein liebes Kind! du bist nun in ein fremdes Haus gekommen, wo dir alles neu sein, und du oft nicht gleich wissen wirst, wie du dich zu verhalten hast. Ich selbst bin nicht immer zugegen, daß du mich um Rath fragen könntest. Da rathe ich dir, frage dich selbst um Rath. Denke nur immer recht nach, was du thun mußt, wenn du mit dir selbst zufrieden sein willst, und ich gleichfalls mit dir zufrieden sein soll. Du bekommst z. E. Lehrstunden, was mußt du darin thun?

J. Aufmerken.

F. Wenn dir die Arbeit aufgetragen wird?

J. So muß ich sie verrichten.

F. Flüchtig oder mit Nachdenken?

J. Mit Nachdenken.

F. Wenn dir deine Vorausgesetzten etwas befehlen?

J. So muß ich es thun.

F. Wie mußt du dich gegen deine Mitschüler betragen?

J. Gefällig.

F. Wenn du etwas Böses von ihnen siehst?

J. So darf ich es nicht nachthun.

Sieh! fuhr Herr Federweiß fort, du weißt recht gut, was du zu thun hast; handle nach deinen Einsichten, so wird es dir bei uns wohl gehen, und, wenn dir auch manche Widerwärtigkeit begegnet, so wird sie doch immer zu deinem Besten dienen müssen.

In der Anstalt des Herrn Federweiß war ich nun sehr fleißig, fleißiger, als ich es bei meinem Vater war. Bei diesem verließ ich mich immer auf ihn, aber nun konnte ich mich, wie mir Herr Federweiß oft sagte, auf niemanden verlassen, als auf Gott und auf mich. Dieß trieb mich

an recht fleißig zu ſein, damit ich einmal im Stande ſein möchte, mich redlich zu nähren. Da nun in dieſer Anſtalt alles gelehrt wurde, was ein junger Menſch in der Jugend lernen muß, wenn er ſich zu den Geſchäften, die ihm für die Zukunft beſtimmt ſind, gehörig vorbereiten will, ſo lernte ich hier viel, weit mehr, als bei meinem guten Vater. Denn dieſer war mit Geſchäften ſo überladen, daß er ſich wenig um mich bekümmern konnte, und ſein Einkommen war ſo gering, daß er nicht im Stande war, für mich die nöthigen Lehrer zu halten. So muß alles Unglück, unter Gottes Leitung, zum Beſten dienen, wenn wir nur immer Recht thun.

Fällt denn einem von Euch etwa auch ein Unglück ein, das ihr erlebt habt?

J. O ja, das Feuer, das in unſerer Nachbarſchaft war.

G. Wer löſchte es denn vorzüglich?

J. Hier, Stephans Vater.

G. Dieſer wurde bei dieſer Gelegenheit deinem Vater bekannt; und was war die Folge davon?

J. Daß Stephan zu uns gebracht wurde.

G. Lerntet ihr denn bei dieſer Gelegenheit ſonſt niemanden kennen?

H. O ja! den lieben Herrn Tillmann, der meines Vaters Ducaten gefunden hatte, und ſie ihm zurückbrachte.

G. Da habt ihr ja das Exempel, wie Gott das Unglück zum Beſten derer wendet, die ſich bemühen, immer Recht zu thun. Da das Feuer in die Höhe loderte, ſo glaubtet ihr, nun wäre Alles verloren — und ſiehe da, das Feuer führte euch einen ſo lieben, rechtſchaffenen Lehrer, euerm Vater, in dem Herrn Amtmanne Siegfried, einen neuen Freund zu, und dir, Stephan, verſchaffte er da-

durch Gelegenheit in dies Haus zu kommen, wo du so gut unterrichtet und erzogen wirst. Das Feuer selbst wurde aber bald gelöscht. Der Gott, der es entstehen ließ, hatte auch schon Anstalten gemacht, um zu verhindern, daß es zu weit um sich greife. Das geschieht immer, daß bei jedem Unglücke, das Gott über uns verhängt, auch die Mittel in der Nähe sind, wodurch wir uns helfen, oder unsere Noth wenigstens mindern können. Weißt du noch Heinrich, wie dir zu Muthe war, da du das Bein zerbrachst?

H. Ei wohl! das that schrecklich weh.

G. Noch weher würde es dir gethan haben, wenn du allein gewesen wärest, und hättest nicht verbunden werden können. So aber —

H. Ja, da war Herr Tillmann bei mir, der setzte sich zu mir und tröstete mich, und der gute Stephan lief sogleich nach Herrn Bemmel —

G. Und Herr Bemmel?

H. Der war gleich in der Nähe, und sorgte, daß ich nach Hause getragen werden konnte.

G. Und da du nach Hause kamst, wurdest du so gut und liebreich gepflegt. Der nun alles so wunderbar fügt, daß uns immer Gelegenheit gegeben wird zu lernen und uns zum Guten zu gewöhnen, der uns deßwegen oft Unglück zuschickt, aber doch auch immer Mittel, uns aus der Noth zu retten, und sie zu mildern, sollte dieser nicht unser Vater sein?

Achtzehnter Abſchnitt.

Wirſt du uns heute wieder etwas erzählen, lieber Großvater? fragte Heinrich den folgenden Tag.

Ich werde etwas erzählen, antwortete der Großvater, weil ich merke, daß ihr es gern hört.

Da ich ſechs Jahre in der guten Anſtalt verlebt hatte, in die mich der Tod meines guten Vaters trieb, kam die Nachricht, daß der liebe Fürſt, der mich bisher in derſelben unterhalten hatte, geſtorben wäre. Ich erſchrak, da es mir Herr Federweiß bekannt machte und ſagte: was ſoll aus mir werden? wer wird nun für mich ſorgen?

Der bis jetzt für dich geſorgt hat, ſagte Herr Federweiß. Der Fürſt war nur die Mittelsperſon, durch welche er dir ſo viel Gutes zufließen ließ.

J. Aber —

F. Kein Aber, mein lieber Heinrich. Es wird Alles gut gehen. Der Tod deines guten Fürſten wird für dich ſo wohlthätig ſein, als der Tod deines Vaters geweſen iſt. Vor der Hand bleibſt du bei mir.

J. Aber —

F. Vor der Hand, ſage ich, bleibſt du bei mir, und biſt ſo fleißig, ſo folgſam und ſo gut, wie du immer warſt, ſo wird dir Gott bald den Platz zeigen, den er dir beſtimmt hat.

Einige Monate blieb ich noch bei Herrn Federweiß, aber immer war ich traurig; weil ich wußte, daß er mich unterhielt, und ich doch nicht im Stande war ſeine Liebe zu vergelten. Nichts konnte mich beruhigen, als die Hoffnung, daß Gott ferner für mich ſorgen würde, wie er bisher gethan hatte.

Ich hatte nicht vergeblich gehofft. Als ich einmal mit schwerem Herzen aufgestanden war, ließ sich ein Edelmann melden, der unsre Anstalt besehen wollte. Er untersuchte alles genau, vorzüglich aber die Bücher, in welchem sich die Ausarbeitungen der Zöglinge befanden. Die Meinigen gefielen ihm vorzüglich, weil ich wirklich viel Mühe darauf gewendet hatte. Wer ist der junge Mann, fragte er, der diese Aufsätze gemacht hat?

Herr Federweiß zeigte auf mich, und der Edelmann sagte so viel zu meinem Lobe, daß ich mich schämte, und aus der Stube abtrat.

Bald darauf suchte Herr Federweiß mich auf und meldete mir, daß mich Herr von Tschrink zu sich nehmen wolle, wenn ich Lust hätte, bei ihm die Landwirthschaft zu erlernen; er wäre als ein durchaus rechtschaffener und edeldenkender Mann bekannt.

Wenn mir's aber bei ihm nicht gefallen sollte? fragte ich.

So kannst du dich wieder von ihm trennen, war die Antwort. Dieß wird aber so leicht nicht geschehen. Der Mann denkt zu edel, als daß er dich mit etwas kränken sollte, und du bist zu vernünftig und gut, als daß du ihn beleidigen, oder ihm durch irgend etwas Veranlassung geben solltest, über dich gerechte Klage zu führen.

So entschloß ich mich denn mit ihm zu gehen, suchte meine Habseligkeiten zusammen, und reiste diesen Tag noch ab.

Ich fand an Herrn von Tschrink einen zweiten Vater, der es sich sehr angelegen sein ließ, mich mit allen Kenntnissen und Geschäften bekannt zu machen, und ich war

ſehr gerührt durch die Güte Gottes, die mich zu dieſem edeln Manne geführt hatte.

Sein Zutrauen zu mir wuchs, je länger ich bei ihm war, er gab mir Aufſicht über ſeine Leute, ich mußte ſeine Rechnungen führen, viele ſeiner Briefe ſchreiben, und ſehr oft ſeine Geldangelegenheiten in der Stadt beſorgen.

Dadurch bekam ich ein ſo großes Anſehen, daß faſt alle Leute, in der ganzen Gegend, die etwas bei Herrn von Tſchrink zu ſuchen hatten, ſich an mich wendeten.

Aber, Kinder! nichts iſt ſchwerer zu ertragen für den Menſchen, als die guten Tage. Der ſonſt ſo gefällige, beſcheidene Heinrich wurde, da er Herr Secretär Gottſchalk hieß, hochmüthig. Ich erinnere mich leider, daß ich manche Armen, die um mein Fürwort mich baten, ſehr hart anließ, und daß ich deſto gefälliger war gegen Leute, die mich zu ihren Schmauſereien zogen und meinem Hochmuthe ſchmeichelten, wenn ich auch gleich wußte, daß ihre Geſuche oft unbillig und ungerecht waren. Gott, den hatte ich, ſo zu ſagen, verlaſſen, denn ich dachte wenig oder gar nicht mehr an ihn; vergaß, daß ich mein ganzes Glück ſeiner väterlichen Fügung zu danken hatte, und ſchrieb es meiner eigenen Klugheit zu. Kurz, ich war auf dem Wege ein böſer Menſch zu werden.

Gott wußte mich aber ſchon zu ziehen. Als ich einmal einen armen Bauer eine Stunde bei ſtrenger Kälte auf mich hatte warten laſſen, weil ich erſt meinen Kaffee ſchlürfen wollte, trat mein Herr mit einer Heftigkeit in das Zimmer, dergleichen ich noch nicht an ihm bemerkt hatte, und über die ich mich ſehr entſetzte.

Was ſoll das ſein? Gottſchalk, ſagte er: da bekomme ich vom Kaufmann O. in N. einen Wechſel, den ich ge-

ſchrieben haben ſoll, und der nun die hundert Carolinen, die er dagegen bezahlt hat, zurückverlangt. Von mir iſt dieſer Wechſel nicht, ich habe ihn weder ausgeſtellt, noch zu ſeiner Ausfertigung Order gegeben.

Das iſt ja ein ſehr unangenehmer Zufall, ſagte ich.

Ei freilich ein unangenehmer Zufall, fuhr er fort, und ſehen Sie nur einmal, iſt das nicht meine Hand? Wer hat denn das geſchrieben? Ich nicht. — Gnädiger Herr! ich will doch nicht hoffen — ſagte ich; er drehete ſich aber um und ging fort ohne mich anzuhören.

Da ſtand ich nun, wie ein armer Sünder, und wußte nicht, was ich anfangen ſollte. Der Wechſel war wirklich ſo geſchrieben, wie mein Herr zu ſchreiben pflegte, er war nicht von ihm; wie konnte er alſo anders, als glauben, daß ich ihn verfertigt hätte, da ich mir (weil ich oft in ſeinem Namen ſchreiben mußte) viel Mühe gegeben hatte, ſeine Hand nachzuahmen. Troſtlos warf ich mich auf einen Stuhl und ſeufzte: Gott du kenneſt meine Unſchuld!

Aber nun fiel mir ein, daß ich ſo lange nicht an Gott gedacht hatte. Ich Undankbarer! ſagte ich — ſo viel Gutes hat mir Gott ſeit meinem Hierſein täglich erzeigt, und ich — vergaß ihn. Jetzt erſt erinnere ich mich ſeiner, da ich Niemanden mehr habe, an den ich mich halten kann. Dieſer Gedanke peinigte mich noch mehr. Nach einer ſchrecklichen Nacht, in der ich kein Auge ſchließen konnte, ſchrieb ich meinem Herrn und bat ihn, die Sache auf das Strengſte zu unterſuchen, damit meine Unſchuld an den Tag käme, und der Schurke entdeckt würde, der den Wechſel geſchrieben hätte.

Nachmittags kam er ſelbſt zu mir, und ſagte mit

bitterer Miene: sehen Sie, daß ich die Sache untersucht habe? hier ist der Brief, auf welchen der Kaufmann O. den Wechsel bezahlt hat; haben Sie ihn nicht geschrieben?

Bei Gott! sagte ich, ich habe ihn nicht geschrieben.

Das ist leicht gesagt, erhielt ich zur Antwort, aber nicht bewiesen. Es ist mir leid, daß ein junger Mann, der so viel von sich hoffen ließ, auf solche Abwege geräth.

Ich betheuerte höchlich, daß ich weder Brief noch Wechsel geschrieben hätte, und brachte es endlich dahin, daß Herr v. Tschrink sagte: desto besser für Sie, wenn Sie unschuldig sind.

Aber doch hatte ich sein Zutrauen verloren, welches ich ganz deutlich aus dem Kaltsinne merkte, mit dem er mich behandelte, und daraus sehen konnte, daß er mir meine Geschäfte fast alle abnahm. Dieß kränkte mich so empfindlich, daß ich es nicht länger aushalten konnte, sondern ihn bat, mir meine Entlassung zu ertheilen, die ich auch sogleich erhielt.

Neunzehnter Abschnitt.

H. O erzähle uns doch weiter, wie es Dir gegangen ist, lieber Großvater! da du von dem Edelmanne weg warst.

G. Ehe ich fort ging, wollte ich erst meine alten Bekannten besuchen, von ihnen Abschied nehmen, und ihnen auch zugleich mein Leid klagen. Bei diesen war aber wenig Trost zu holen. Der eine ließ mir sagen, er wäre nicht zu Hause, der andere nahm, als er mich von weitem sah, seinen Stock und ging aus, ein dritter war ganz

kalt gegen mich. Das ſchmerzte mich ſo ſehr, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte.

Ich wankte fort, und ſetzte mich, da ich das Schloß meines Herrn aus den Augen verloren hatte, unter einen Baum. Da traf mich der alte Kutſcher meines Herrn an und fragte mich, wie ich hierher käme?

Da erzählte ich ihm, wie es mir gegangen ſei, und er war der einzige Menſch, der mit mir Mitleiden hatte.

Den ſchlechten Streich, ſagte er, können Sie nicht gemacht haben, dazu kenne ich Sie zu gut. — Seitdem Sie in unſerem Hauſe waren, habe ich nie geſehen, daß Sie Jemandem Unrecht gethan hätten. Zuletzt trugen Sie freilich die Naſe ein bischen hoch.

Ich drückte ihm herzlich die Hand, und ſagte ihm, wie herzlich ich mich freue, daß doch noch Ein Menſch ſei, der mich für unſchuldig halte.

Und wenn dieſer auch nicht da wäre, ſagte er, ſo iſt doch da einer (indem er gen Himmel zeigte), der Alles weiß. An dieſen müſſen Sie ſich halten, der wird Sie gewiß nicht verlaſſen. Ich habe in meinem Leben, lieber Herr, auch gar viele Drangſale ausſtehen, und gar vieles Unrecht dulden müſſen. Dies iſt für mich ſehr gut geweſen. Denn durch die Noth wurde ich zu Gott getrieben, ſuchte bei ihm Hülfe, fand ſie, und wurde ſo mit ihm bekannt. Wäre mir immer alles nach Wunſch gegangen, ſo würde ich Gott vergeſſen haben, und gewiß nicht ſo gut geworden ſein, als ich jetzt bin. Machen Sie es auch ſo, Herr Gottſchalk! ſo werden Sie gewiß bei dieſem Drangſal gewinnen, und am Ende Gott dafür danken — daß er es Ihnen zugeſchickt hat.

Mit dieſen Worten verließ er mich. Ich dachte nun über meinen Zuſtand recht nach, und ſah ein, daß der Kutſcher recht hatte. Ich habe, dachte ich bei mir ſelbſt, freilich viel verloren, meine Verſorgung, meinen Gönner, meine Freunde, meinen guten Namen — alles habe ich verloren; aber ich habe dich, mein Gott und Vater, von dem ich mich entfernt hatte, wieder gefunden. Habe ich nicht mehr gefunden, als ich verloren habe? Du wirſt mein Verſorger, mein Gönner, mein Freund ſein, und bei Dir, der du alles weißt, bei Dir habe ich meinen guten Namen noch.

So fühlte ich mich denn wieder ſtark, und ſetzte meinen Weg fort — zu wem? könnt ihr leicht errathen.

St. Gewiß zu Herrn Federweiß.

G. Ja, zu dieſem ging ich. Er nahm mich wie ein Vater auf, tröſtete mich, und da wir überlegten, wohin ich mich nun wenden ſollte, zeigte er mir einen Brief, den er aus meinem Vaterlande erhalten hatte, in welchem ihm gemeldet wurde, daß ich noch einen Vaters Bruder in Barcellona hätte. Zu dieſem entſchloß ich mich zu reiſen, und Herr Federweiß gab ſeine Einwilligung dazu.

Ich reiſte alſo, mit einem Hamburgiſchen Schiffe, das nach Barcellona fuhr, dahin ab — die Fahrt ging ſchnell, und bald verlor ich mein deutſches Vaterland, und dann das ganze feſte Land aus den Augen, und befand mich auf offener See, wo ich nichts, als über mir den Himmel und um mich herum das Meer erblickte. Da ich mich unter lauter fremden Leuten befand, und bedachte, über was für Abgründen ich ſchwebte, von denen ich nur durch den Schiffsboden getrennt war, ſo kann ich nicht leugnen, daß mir ſehr bange wurde; wenn ich aber an Gott dachte,

wenn ich mir vorſtellte, daß der Herr des Himmels und der Erde bei mir ſei, der den Sturm und die Meereswellen regiert, daß er mich kenne, daß er für mich ſorge, ſo wurde mir das Herz wieder leicht.

So ſchwammen wir fort, ohne daß etwas Widriges uns begegnet wäre. Kaum aber waren wir in das mittelländiſche Meer gekommen, ſo erblickten wir in der Ferne ein Schiff, das auf uns zuſegelte. Ein Seeräuber! ſchrie unſer Capitain, ſtrengt euch an, Kinder, daß wir ihm entfliehen! Wir thaten unſer Möglichſtes, aber es war alles umſonſt. Er holte uns ein, und da wir zu ſchwach waren, ihm zu widerſtehen, ſo mußten wir uns ihm ergeben.

Alle meine Geſellſchafter ſtanden da, blaß wie die Leichen, als ſie ein Schiff voll wilder Menſchen, mit gezuckten Säbeln und fürchterlichem Gebrülle, ſich ihrem Schiffe nähern ſahen. Auch mir bebten meine Glieder. Sobald ich aber dachte: Gott iſt bei dir — dieſe wilden Menſchen ſtehen unter ihm, ſie dürfen dir nicht mehr Leid zufügen, als er ihnen erlaubt, ſo wurde mir doch das Herz beruhigt. Ich will euch, lieben Kinder! nicht mit einer weitläufigen Erzählung aller Mißhandlungen, die ich ausſtehen mußte, aufhalten. Ich würde euch damit nur traurig machen. Genug, nachdem ich meiner Kleider, Wäſche und meines Geldes war beraubt worden, ſo wurde ich nach Algier geſchleppt und bekam mein Nachtquartier in einem finſtern Kerker auf faulem Stroh.

In dieſer fürchterlichen Lage fing ich an zu beten. Zuvor muß ich euch aber erſt ſagen, was das heiße Beten. Beten heißt ſeine Gedanken von der Welt abziehen, ſie auf Gott richten, und ihm vortragen, was das Herz empfindet. Wer recht beten kann, der iſt, ſo zu ſagen, allmächtig:

keine Noth, keine Gefahr, kann ihn muthlos machen, er kann die ſchwerſten Geſchäfte übernehmen, und vieles thun, was andern, die nicht beten können, unmöglich ſcheint. Der Glaube, daß Gott bei ihm ſei und für ihn ſorge, gibt ſeinem Herzen Freudigkeit, und das Vertrauen auf ſeinen Beiſtand macht ihn ſtark.

Ich betete alſo in meinem finſtern Kerker, ungefähr folgender Maßen. „Von der ganzen Welt bin ich verlaſſen; aber Gott! Du biſt bei mir; Du haſt mich hierher geführt; Du meinſt es gut mit mir; Du haſt zu meinem Beſten mich hierher gebracht. Ohne Deinen Willen kann mir nichts begegnen, und was du mir zuſchickſt, das wird für mich gut ſein. Ich will immer Recht thun, ſo wirſt Du mich nicht verlaſſen.“

Je lebhafter ich dies Alles dachte, deſto mehr verlor ſich meine Betrübniß und meine Angſt, ich wurde ruhig und am Ende empfand ich wirklich Freude, bei der ſich meine Augen ſchloſſen, und ein ſüßer Schlaf ſich einfand.

Sobald ich die Augen wieder öffnete, waren meine Gedanken bei Gott. Ein ſchwerer Tag, dachte ich, wartet auf mich; aber Du haſt ihn mir gegeben, mein Gott, als deine Gabe will ich alle Mißhandlungen annehmen, die mich heute treffen.

Indem ich dieß dachte, öffnete ſich die Thür, und eine fürchterliche Stimme brüllte in den Kerker und rief uns heraus.

Wir krochen heraus, erhielten harten Zwieback und Waſſer zum Frühſtück, wurden dann auf den Markt geführt und zum Verkaufe ausgeſtellt. Alle meine Kameraden zitterten vor dem harten Schickſale, das ihnen bevorſtand; ich war aber ganz ruhig, und dachte: du biſt

in Gottes Hand; er wird dich in das Haus führen, das für dich am schicklichsten ist.

Da ich jung und stark und wohlgebildet war, so forderte der Sclavenhändler für mich so viel, daß verschiedene, die mich kaufen wollten, dadurch abgeschreckt wurden.

Endlich kam ein Mann, der mich kaufte, und dem Aufseher über seine Sclaven übergab. Dieser führte mich zu einem großen Haufen Steine, die ich nach dem Platze führen sollte, wo ein Gebäude aufgeführt wurde. Ich strengte alle meine Kräfte an, um sie wegzubringen, und wenn es mir sauer wurde, so dachte ich, Gott hat dir diese Arbeit angewiesen, und dann that ich sie mit Freuden.

Einige Tage mußte ich mit dieser schweren Arbeit zubringen. Da ich nun an so sehr schwere Arbeit nicht gewöhnt war, und dabei eine höchst elende Kost bekam, so spürte ich eine große Abnahme meiner Kräfte, und vermuthete, daß ich mein Leben bald beschließen würde.

Ich grämte mich aber nicht darüber. Da ich einmal ganz kraftlos auf mein Lager fiel, so betete ich: „mein Vater! wie es scheint, so soll ich unter der Last, die du mir aufgelegt hast, mein Leben beschließen — du, Vater! hast mir ja das Leben gegeben, du hast also auch das Recht mir es wieder zu nehmen — dein Wille geschehe!

Zwanzigster Abschnitt.

Sehnsuchtsvoll erwarteten die Kinder die nächste Lehrstunde, um zu erfahren, wie es Herrn Gottschalk in seiner Sclaverei weiter gegangen sei.

Ich war also bereit, fuhr er fort, mein Leben zu be-

ſchließen; aber mein himmliſcher Vater wollte es mir noch länger ſchenken. Als ich den nächſten Tag mit zitternden Händen meine Karre nahm, kam mein Herr gegangen, und ließ mich durch ſeinen Dolmetſcher fragen, ob ich nichts gelernt hätte?

Ich antwortete: ich verſtehe den Gartenbau ſehr gut, und wenn er mir ſeinen Garten anvertrauen wollte, ſo würde ich ihn gewiß ſo bearbeiten, daß er ſeine Freude daran ſehen würde.

Darauf ließ er einen großen Beutel herbeiholen, der vermuthlich in einem europäiſchen Schiffe war gefunden worden, öffnete ihn, zeigte mir eine Menge Paquete mit Gartenſämereien und fragte, ob ich ſie kenne, und ihren Anbau verſtehe? Da ich dieß bejahete, ſo wurde er freundlich, nahm mich in ſeinen Garten, und zeigte mir den Platz, den ich bearbeiten ſollte.

Kurz darauf wurde mir ein Topf voll Reiß und Rindfleiſch gebracht. Welche Freude — welche Erquickung für mich! ich nahm es an, als von Gott gegeben, und während des Genuſſes blickte ich dankbar gen Himmel und dachte: du willſt mich noch länger erhalten, mein Vater — deßwegen ſchickſt du mir dieſe Erquickung zu!

Ich überlegte auch, was ich in meiner jetzigen Lage zu thun hätte, wenn ich ein guter Menſch ſein wollte, und entſchloß mich, daß ich alle Arbeiten treu und redlich verrichten, und mir Mühe geben wollte die Gunſt meines Herrn zu erwerben.

Dieß that ich auch. Ich ging friſch an meine Gartenarbeit, theilte den mir angewieſenen Platz ordentlich in Beete ab, beſäete ſie, und hatte in kurzer Zeit das Vergnügen zu ſehen, daß die mehreſten Sämereien aufgingen.

Sobald die Gartenkreſſe abgeſchnitten werden konnte, füllte ich ein Körbchen damit an, gab es dem zehnjährigen Ismael, dem Sohne meines Herrn, um es ſeinem Vater zu bringen.

Dieſer ließ mich fragen, was er damit thun ſollte? ich bat ihn, mir zu erlauben, daß ich ſie zubereiten dürfe — er genoß ſie und fand ſie ſehr ſchmackhaft. Hiermit und durch die andern Gemüſe, die ich von Zeit zu Zeit auf ſeinen Tiſch lieferte, erwarb ich ſeine ganze Gunſt. Er ließ mir beſſere Koſt, als den andern Sclaven, reichen, gab mir mehr Freiheit, und entfernte meinen bisherigen Aufſeher, der ein ſehr harter und unfreundlicher Mann war.

Jetzt lebte ich ſo glücklich, als es in der Sclaverei nur möglich iſt, beinahe hätte ich mich aber zu einer That verleiten laſſen, die mich um mein ganzes Glück würde gebracht haben.

Als ich einmal über die Straße ging, um einen Auftrag meines Herrn zu beſorgen, begegnete mir einer von meinen ehemaligen Schiffskameraden, und fragte: haſt du Luſt frei zu werden?

Dieß wohl, antwortete ich; aber wie ſoll ich dieß anfangen?

Er ſagte mir darauf, daß ſich im Hafen ein Boot befände, das nur von zwei Mohren bewacht würde, die man leicht in's Waſſer werfen könnte; ihrer ſechs hätten ſich vereinigt, daß ſie ſich dieſes Boots bemächtigen und mit demſelben entwiſchen wollten; wenn ich mich mit ihnen verbinden wollte, ſo wollten ſie mich mitnehmen. Lebensmittel und Waffen hätten ſie ſich zu ihrer Reiſe ſchon zuſammengebracht. Er wußte mir das Elend der Sclaverei

und die Freude bei der Rückkehr in's Vaterland so lebhaft vorzustellen, daß ich wirklich Lust bekam, an ihrer Verbindung Theil zu nehmen und ihm versprach, den nächsten Morgen Antwort zu sagen.

Als ich des Abends auf mein Lager kam, konnte ich kein Auge zuthun, so unruhig war ich. Hätte ich gebetet, Gott für das Gute, das er mir bisher erzeigt hatte, gedankt und ihm versprochen, daß ich immer Recht thun, und niemals etwas unternehmen wollte, was unrecht wäre, so würde ich bald eingesehen haben, daß es Undank wäre, wenn ich meinem Herrn, der mir so viel Gutes gethan hatte, heimlich verlassen, meine Freiheit mit dem Tode von zwei unschuldigen Menschen erkaufen wollte, und daß ich auf Gottes Beistand nicht rechnen dürfe, wenn ich durch unerlaubte Mittel mir zu helfen suchte. Aber meine Seele war so unruhig, daß ich nicht beten konnte. Ich entschloß mich vielmehr zur Flucht, machte des Morgens, unter einem nichtigen Vorwande, einen Weg in die Stadt, um meinen ehemaligen Schiffskameraden aufzusuchen, und ihm meinen Entschluß mitzutheilen.

Aber Gott ist ein guter Vater, und warnt die Menschen, wenn sie sich vornehmen, etwas Böses zu thun. Wenn doch die Menschen nur immer auf seine väterlichen Warnungen merken wollten!

Hört Kinder! wie ich von Gott gewarnt wurde; nicht durch eine Stimme vom Himmel, aber doch so vernehmlich, daß ich die Stimme meines himmlischen Vaters nicht verkennen konnte.

Da ich über die Straße ging, kam mir ein junger Mann entgegen, dessen Gesicht mir sehr bekannt war,

Ich ſah ihn genau an und erkannte ihn. Sind Sie, fragte ich ihn, nicht Herr Irland?

J. Das wohl; aber woher kennſt du mich?

G. Aus der Erziehungsanſtalt des Herrn Federweiß.

J. Aus dieſer? und — mein Gott! biſt du nicht Heinrich Gottſchalk?

G. Ei freilich — ſonſt Ihr Stubengeſellſchafter — jetzt Sclave in Algier.

Er fiel mir um den Hals und weinte, fragte wo ich wohne, und verſicherte, daß er nicht eher ruhen wolle, bis er mir die Freiheit verſchafft habe; er ſei Secretär bei dem Däniſchen Conſul, und durch dieſen könne ich, ſo oft ich wollte, Briefe in mein Vaterland bringen.

Verſteht ihr nun lieben Kinder, was es heißt, Gott warnt uns? Er gibt uns auf allerlei Art zu verſtehen, daß das, was wir thun wollen, unrecht ſei. War es denn nicht eben ſo gut, als wenn Gott mir hätte ſagen laſſen: Heinrich Gottſchalk! ſuche deine Freiheit nicht auf eine unerlaubte Art, durch Untreue gegen deinen Herrn, und durch Ermordung unſchuldiger Menſchen; du wirſt bald deine Freiheit durch erlaubte Mittel erhalten. Ich verſtand die göttliche Warnung, nahm mir auf der Stelle vor, daß ich nicht entfliehen wollte, und ſuchte nun meinen Schiffskameraden auf, um ihn auch zu warnen.

Ich fand ihn und bemühete mich ihn zu bereden, ſeinen Vorſatz zu entfliehen aufzugeben, verſprach ihm auch, daß ich, ſobald ich ſelbſt frei wäre, dafür ſorgen wollte, daß er und alle ſeine Kameraden die Freiheit erhalten ſollten.

Dieſer Menſch wurde nun auch von Gott gewarnt; er

folgte aber der Warnung nicht, ſondern blieb bei ſeinem Entſchluſſe, zu entfliehen.

Den folgenden Tag hörte ich, daß einige Sclaven hätten entfliehen wollen, aber wieder eingebracht worden wären.

Sie wurden alle ſo ſchrecklich gepeitſcht, daß mein, von Gott durch mich gewarnter Schiffskamerad unter den Schlägen ſeinen Geiſt aufgab.

Kinder! merkt es wohl! man wird euch oft bereden wollen, Unrecht zu thun; Gott wird euch aber warnen, bald durch euer eigenes Herz, bald durch andere Menſchen, bald auf eine andere Art. Hütet euch ja, daß ihr gegen die Warnung des guten Vaters nicht unfolgſam ſeid!

Einundzwanzigſter Abſchnitt.

Nach einigen Tagen beſuchte mein Freund Irland meinen Herrn, erkundigte ſich wie er mit mir zufrieden wäre, und da dieſer mir ein gutes Lob ertheilte, ſo bat er, mir zu erlauben, daß ich bisweilen zu ihm kommen und mit ihm ſpeiſen dürfe.

Er erhielt die Erlaubniß ſogleich. Nun war meine Lage wieder um ein merkliches gebeſſert. Wöchentlich einmal konnte ich mich an einer guten Mahlzeit und einem Glaſe Wein laben; was mir aber noch weit wichtiger war, ich konnte auch den Umgang eines Freundes genießen, mit dem ich mich über die vorigen Zeiten beſprach, und von dem Glück der Freiheit, auf das ich hoffte, mich unterhielt. Ich ging alsdann allemal freudiger an meine Arbeit, und ließ es mir einen rechten Ernſt ſein, alle auf-

getragene Arbeit auf das Beſte zu verrichten. Dadurch erwarb ich mir immer mehr die Liebe und das Zutrauen meines Herrn, und er geſtand mir ſo viele Freiheiten zu, daß ich es kaum noch merkte, daß ich ſein Sclave war.

Unterdeſſen ſchrieb ich an Herrn Federweiß, machte ihm eine Beſchreibung von meiner Lage, und bat ihn: womöglich, dafür zu ſorgen, daß ich losgekauft würde.

Es verging wohl ein halbes Jahr, ehe ich Antwort erhielt. Während dieſer Zeit fuhr ich fort, meinem Herrn treu und redlich zu dienen, und mein Vertrauen auf Gott zu ſetzen. So oft ich mich zur Ruhe legte, ſo oft ich von meinem Lager aufſtand, waren meine Gedanken bei ihm, und ich unterhielt mich mit ihm durch's Gebet. O! mein Vater! ſagte ich oft, wie freue ich mich, daß ich dich habe kennen lernen, und weiß, daß du bei mir biſt. Nun thue ich alle Arbeit mit Freuden, und dulde willig die Unannehmlichkeiten meiner Lage, weil ich glaube, daß du mir dieſe Arbeit aufgelegt, daß du in dieſe Lage mich verſetzt haſt. Willſt du mich in mein Vaterland wieder zurückbringen, ſo iſt dir es ſo leicht — ſo haſt du tauſend Mittel zu meiner Befreiung. Ich will dann meine Freiheit mit Dank, als ein Geſchenk aus deiner Hand, annehmen, ſiehſt du aber, daß es für mich beſſer iſt, Sclave zu bleiben, ſo will ich auch, bis an das Ende meiner Tage, treulich in dieſem Stande der Dienſtbarkeit ausharren, und mich mit dem Glauben tröſten, daß ich ſtets unter den Augen meines Vaters wandele.

Als ich nun einmal, vom Schweiße bedeckt, ein Stück Land umgrub, ſah ich meinen Freund Irland durch den Garten kommen. Er ging ſchneller, und war freundlicher, als gewöhnlich. Du biſt frei, ſagte er, indem er mir um den

Hals fiel, du bist frei, mein guter Gottschalk! Eben komme ich von deinem Herrn, von dem ich deine Freiheit erkauft habe.

Und wer, fragte ich, ist der Menschenfreund, der sich meiner erbarmt und mich losgekauft hat?

Das wirst du, erhielt ich zur Antwort, erfahren, wenn du in dein Vaterland zurückkommst.

Ich kann euch, lieben Kinder! nicht recht beschreiben, wie mir bei dieser Nachricht zu Muthe war. So innig freute ich mich nicht, als ihr wohl glauben werdet: vielmehr wurde ich wehmüthig, da ich bedachte, daß ich nun meinen Herrn verlassen sollte, den ich, wie meinen Vater liebgewonnen hatte. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich von ihm Abschied nahm, und die seinigen blieben auch nicht trocken. Sein zehnjähriger Sohn Jsmael, dem ich bisweilen Drachen, Kästchen von Pappe u. dgl. gemacht, und der mich deßwegen besonders liebgewonnen hatte, umfaßte meine Kniee, weinte, und bat, daß ich ihn nicht verlassen möchte.

Der Vater drückte mir die Hand, und sagte: Gottschalk! ich lasse dich ungern von mir. So einen treuen Diener, wie du warst, bekomme ich nie wieder. Aber du hast dein Vaterland — von diesem will ich dich nicht zurückhalten. Lebe glücklich! Nimm diese Tasse, aus der ich bisher Kaffee trank, mir zum Andenken mit. Erinnere dich dabei meiner, und vergiß nicht, daß Obeidah in Algier dein Freund ist.

Nun lebte ich noch einige Tage, bei meinem Freunde, in Algier in Freiheit, und benutzte sie dazu, daß ich die Sclaven besuchte, und sie ermahnte, daß sie ihren Herren treu dienen, mit Geduld alle Beschwerlichkeiten ertragen,

fleißig beten und ihr Vertrauen auf Gott setzen sollten, der sie in diese traurige Lage versetzt habe, um sie zum Guten zu erziehen, und mit sich bekannt zu machen, der ihnen auch gewiß zur Freiheit wieder helfen werde, sobald er wisse, daß sie ihnen zuträglich sei.

Leider fand ich bei vielen kein Gehör. Sie hatten so wenig über Gott nachgedacht, und konnten so wenig begreifen, daß der gute Vater auch durch Fesseln und Sclaverei die Menschen zu sich zu ziehen suche, daß sie mich mit Unwillen zurückwiesen.

Einige aber hörten mich an, dankten mir für den Trost, den ich ihnen mitgetheilt hatte, und versprachen, daß sie meine Ermahnungen befolgen wollten.

Bei meiner Abreise erhielt ich noch eine Menge Briefe von den Unglücklichen, um sie in ihrem Vaterlande zu bestellen.

Der Tag zu meiner Abreise erschien nun. Ich wurde mit den nöthigen Kleidungsstücken und Lebensmitteln versehen, die mir mein unbekannter Wohlthäter hatte besorgen lassen. Freund Irland begleitete mich bis an den Bord eines Dänischen Schiffs, welches ich bestieg, nachdem ich unter tausend Thränen ihm herzlich gedankt hatte, für die Liebe, die er mir in meinem Sclavenstande bewies.

Bald hätte ich vergessen euch zu sagen, daß ich, bei der Abreise, auch die Sclavenkleider mitnahm, die ich bisher getragen hatte, und die ich noch immer zum Andenken aufhebe.

Die Kinder zeigten ein Verlangen, sie zu sehen, und Herr Gottschalk holte sie herbei.

Ach du armer Großvater! sagte Julie, diese Lumpen hast du getragen?

Ja, fuhr der Großvater fort, dieſe Lumpen habe ich getragen, und freue mich, daß ich ſie getragen habe, weil ich in denſelben ein guter Menſch geworden bin. An jedem Neujahrstage, an jedem meiner Geburtstage, hole ich ſie herbei, und danke meinem himmliſchen Vater dafür, daß er mich durch die Trübſal zum Guten erzogen hat.

Zweiundzwanzigſter Abſchnitt.

Als das Schiff vom Ufer abſtieß, fuhr Herr Gottſchalk fort, trat ich auf das Verdeck, richtete meine Augen nach Algier zu und betrachtete es ſo lange bis die Dunkelheit eintrat.

Algier! Algier! dachte ich bei mir ſelbſt, du ſollſt mir unvergeßlich ſein. Meine Glieder zitterten, als ich dich das erſtemal erblickte, und wenn es mir möglich geweſen wäre zu entfliehen, ſo hätte ich es gewiß gethan. Aber Gott hatte mir die Flucht unmöglich gemacht, und ich wurde durch rohe Menſchen dorthin geſchleppt und zum Sclaven gemacht. Aber wie wohlthätig war dies harte Schickſal für mich! Hier lernte ich Gott recht kennen, an den ich ſonſt nur flüchtig, ſelten ernſtlich genug dachte. Hier habe ich meinen Körper abgehärtet, der nun ſtark genug iſt, alle Beſchwerlichkeiten auszuhalten, die mir in dieſem Leben noch bevorſtehen. Hier habe ich gelernt, geduldig das größte Ungemach zu ertragen, und ohne Murren auch harte Befehle meiner Vorgeſetzten zu vollziehen. Algier! du warſt die hohe Schule, in die mich mein Gott führte, um mich hier zu einem guten, thätigen Menſchen zu bilden.

Vergeßt nicht, guten Kinder! was euch jetzt der alte

Gottſchalk geſagt hat. Daß ihr nach Algier ſolltet geführt werden, iſt nicht wahrſcheinlich; aber ſehr harte Schickſale werden euch alle treffen; ihr werdet bisweilen in Lagen kommen, wo es ſcheint, als wenn ihr von der ganzen Welt verlaſſen wäret. Dann denkt an den alten Gottſchalk, murret nicht, werdet nicht kleinmüthig! Bedenkt, daß euer hartes Schickſal eine Fügung Gottes ſei, wodurch er euch mit ſich bekannt machen, und zum Guten erziehen will. Haltet euch an ihn im Gebete! thut auch in der Trübſal immer was Recht iſt! und laßt euch ja nicht die Furcht, die Angſt, oder den Schmerz zu einer Handlung verleiten, die ihr für unrecht haltet. Dann werdet ihr gewiß erfahren, daß euer hartes Schickſal für euch ſo wohlthätig war, wie dem alten Gottſchalk ſeine Sclaverei in Algier.

Als ich mich zur Ruhe legte, dachte ich wieder an Gott, und entſchloß mich, daß ich das Gute, was er mir erzeigt hatte, mein Lebelang nicht vergeſſen, ſondern ihm ſtets dankbar ſein wolle. Wie dankt man aber wohl Gott? Was meinſt du wohl Stephan? Wie dankſt du denn deinem Vater?

St. Wenn ich fleißig bin, und mich gut betrage.

G. Iſt denn dies Dankbarkeit gegen deinen Vater?

St. Ja! deßwegen hat er mich in dies Haus gebracht, daß ich fleißig ſein, und mich zu einem guten Betragen gewöhnen ſoll.

G. Alſo dankſt du dem Vater, wenn du ſeinen Willen thuſt. So iſt es auch mit unſerer Dankbarkeit gegen unſern unſichtbaren Vater, wir können ſie nicht beſſer beweiſen, als dadurch, daß wir ſeinen Willen thun.

J. Wer ſagt uns denn aber, daß wir Gottes Willen thun ſollen?

G. Das weiß Stephan wohl. Wer ſagt dir denn, daß es deines Vaters Wille ſei, daß du fleißig ſeieſt und dich gut betrageſt?

St. Das ſehe ich ja ſelbſt ein; denn wenn mich mein Vater deßwegen hierher gethan hat, daß ich etwas lernen ſoll, ſo muß er ja auch wollen, daß ich fleißig ſei, und mich zu einem guten Betragen gewöhne.

G. Auf eben dieſe Art erfahren wir auch Gottes Willen. Jetzt gebt fein Achtung, lieben Kinder, ſo werdet ihr bald begreifen, wie dieß möglich iſt. Haſt du, Stephan, wohl immer Luſt fleißig zu ſein?

St. Nicht immer. Oft habe ich größere Luſt zum Spielen.

G. Mir iſt geſagt worden, daß du einmal dich mit ein Paar Gaſſenbuben gezankt und ſie geſchimpft habeſt, warum thatſt du denn das?

St. Sie ſchimpften mich zuerſt.

G. Thuſt du denn deines Vaters Willen, wenn du in der Stunde, wo du fleißig ſein ſollſt, ſpielſt, oder wenn du dich mit andern zankſt und ſchimpfſt?

St. Ach nein! dieß will mein Vater nicht haben.

G. Sehet, lieben Kinder! ſo iſt es auch in Anſehung des göttlichen Willens. Wenn wir ohne Ueberlegung thun, wozu wir Luſt, und unterlaſſen, wozu wir keine Luſt haben; wenn wir ohne Ueberlegung nachthun, was wir von andern ſehen und hören, ſo thun wir Gottes Willen nicht. Wenn wir aber bei allen unſern Handlungen überlegen, was Gott wolle, was wir thun ſollen, ſo erfahren wir es gewiß.

Es gefiel Gott nicht, mit uns zu ſprechen, und alle Augenblicke uns zuzurufen: dieß ſollſt du thun, jenes ſollſt

du unterlaſſen; er gab uns aber die Vernunft, die uns ſeinen Willen bekannt machen ſoll. Wenn wir dieſe nun anwenden, und über alle unſere Handlungen nachdenken, ſo erfahren wir ſeinen Willen gewiß.

Sollet ihr mich noch nicht recht verſtanden haben, ſo will ich es euch in der Folge durch mancherlei Exempel deutlicher machen.

Dreiundzwanzigſter Abſchnitt.

Den folgenden Morgen ſah ich die Sonne aufgehen, es ſchien als wenn ſie aus dem Meere hervorginge. Der Anblick war prächtig, ich faltete mit Ehrfurcht meine Hände, und dachte dabei, wie ihr leicht vermuthen könnt, an den guten und weiſen Schöpfer, der die Sonne gemacht hat, und durch dieſelbe ſo unermeßlich viel Gutes auf der Erde und in allen Planeten bewirkt, die ſich um die Sonne bewegen. Die See lag vor mir, wie ein großer heller Spiegel; hier und da ſprangen Fiſche in die Höhe, als wenn ſie die aufgehende Sonne begrüßen wollten, in den Lüften wiegten ſich eine Menge Seevögel, und hier und da ſah ich Schiffe ſchwimmen, durch welche die Europäer die Verbindung mit entfernten Erdtheilen unterhielten. Dieſe ſchöne Ausſicht machte mir ungemein viel Freude, und ich dachte bei mir ſelbſt: dieſe Freude müßteſt du entbehren, wenn dir Gott keine Augen gegeben hätte; du würdeſt dann da ſtehen, am hellen Tage, von lauter Nacht umgeben. Dabei ſah ich auf meine Hände, wie künſtlich ſie gebaut waren; dachte ferner über die weiſe Einrich-

tung meines Körpers nach, und was für ein unschätzbares Geschenk Gottes er sei. Wenn du nun auch einsiehst Heinrich! daß dein Leib ein unschätzbares Geschenk Gottes sei, wird dir wohl beifallen, was du mit demselben thun mußt?

H. Ich muß ihn hochschätzen.

G. Ja wohl, mußt du ihn hochschätzen. Wenn ich dir einmal eine schöne Uhr schenkte, und du wolltest sie sorglos umherwerfen, daß sie zerbrochen und untauglich würde; so könntest du gewiß nicht sagen, daß du damit deines Großvaters Willen erfüllt hättest. Zum Herumwerfen wäre ja eine bleierne Uhr, dergleichen die Kinder auf den Jahrmärkten für einige Pfennige zu kaufen pflegen, gut genug gewesen. Was würde ich wohl sonst wollen, daß du mit der Uhr thun solltest?

H. Sie in Acht nehmen.

G. Da thätest du wohl am Besten, wenn du sie in deinen Schrank verschlössest. Glaubst du wohl, daß ich dir deßwegen eine Uhr geben würde, damit du sie einschließen solltest?

H. Wenn du mir nur eine gäbest, so wüßte ich wohl, was ich damit thun wollte. Ich ließe mir von Herrn Tillmann zeigen, wie man sie aufziehen müsse, dann zöge ich sie alle Tage auf, damit sie mir immer zeigte, welche Zeit es wäre; thäte ich dann deinen Willen?

G. Allerdings. So thun wir auch in Ansehung unsers Leibes Gottes Willen, wenn wir ihn in Acht nehmen, ihn vor Beschädigung bewahren, und in den Stand setzen, daß er die Geschäfte verrichten kann, für welche ihn der Schöpfer bestimmte.

Ich nahm mir jetzt also auch vor, daß ich auf diese

Art mein Lebelang meinem Gott meine Dankbarkeit beweisen wollte, für das schöne Geschenk, das er mir mit meinem Leibe gemacht hatte. Ich fühlte Hunger, und sah dieß als eine Erinnerung Gottes an, meinem Leibe die nöthige Nahrung zu geben.

Da mich nun mein Freund Irland bei meiner Abreise mit einigen Tafeln Chocolade und Zwieback beschenkt hatte, so bereitete ich davon mein Frühstück. Der Genuß desselben erquickte mich ungemein. Wie gut, dachte ich, hat doch der Vater der Menschen für die Erhaltung des menschlichen Leibes gesorgt. So oft er Nahrung nöthig hat, empfindet er Hunger und Durst, und treibt dadurch die Menschen an, sie ihm zu verschaffen. Hätte Gott nicht diese weise Einrichtung gemacht, daß die Menschen durch Hunger und Durst gezwungen würden, Nahrung zu suchen, so würden gewiß viele träge Leute ihren Leib vergessen, und ihn verderben lassen. Und der Genuß der Nahrungsmittel ist so angenehm — wieder eine Ermunterung mehr für den Menschen, seinen Leib zu nähren. Wäre der Genuß der Nahrung so mühsam, wie das Weben eines Stücks Leinewand, oder das Umgraben eines Stücks Garten, so würden wieder viele saumselige Leute diese Mühe scheuen und ihren Leib vernachlässigen.

Weil aber der Genuß der Nahrungsmittel so angenehm ist, so werden die Menschen dadurch gar oft verleitet, daß sie durch den Genuß ihren Leib zerstören. Manche genießen zu viel — sie sind unmäßig, und richten dadurch ihren Leib zu Grunde. Ihr habt ohne Zweifel von manchen Krankheiten gehört, von welchen manche Menschen geplagt werden, z. E. Gicht, Schwindsucht, Wassersucht u. dergl. auch diese sind sehr oft eine Folge der Unmäßigkeit.

Gott hat den Leib des Menſchen nicht zur Krankheit, ſondern zur Geſundheit beſtimmt; wenn aber die Menſchen ohne Ueberlegung unmäßig genießen, ſo zerſtören ſie ſelbſt ihre Geſundheit.

Andere zerſtören ſie dadurch, daß ſie alles genießen, was ihnen gut ſchmeckt, ohne zu überlegen, ob es dem Leibe auch dienlich ſei. Zuckerwerk z. E. ſchmeckt ſüß, wenn ihr euch nun dadurch verleiten laſſen wolltet, von demſelben viel zu genießen, ſo würdet ihr bald davon Bauchgrimmen und andere übele Zufälle bekommen.

Ueberhaupt, lieben Freunde! dürft ihr ja mit eurem Leibe nicht alles thun, mit ihm angenehme Empfindungen verurſacht, ſondern immer nur das, wovon ihr wißt, daß es ihm zuträglich ſei. In meiner Jugend kannte ich einen Knaben, der ein Jucken an ſeinem Schenkel empfand. Er kratzte ihn, und, da dieſes Kratzen ihm angenehme Empfindungen verurſachte, ſo trieb er es ſo lange an, bis der Schenkel ſich entzündete. Wäre er nicht zur rechten Zeit in die Hände eines guten Arztes gefallen, ſo hätte ihm der Schenkel müſſen abgenommen werden. Ich lernte einen Mann kennen, deſſen Ohren ſo zu Grunde gerichtet waren, daß er äußerſt ſchwer hörte. Wie ſind Sie, fragte ich ihn, zu dieſem Uebel gekommen? Meine jugendliche Unbeſonnenheit, antwortete er, hat meine Ohren faſt ganz unbrauchbar gemacht. Da ich ein Knabe war, bemerkte ich einen Kitzel, wenn ich mir, vermittelſt eines Ohrlöffels, die Ohren reinigte. Deßwegen that ich es ſehr oft, und je öfter ich es that, deſto ſtärker wurde der Reiz, dadurch wurden die Ohren verletzt, ſie fingen an zu ſchwären, und die Folge davon iſt, daß ich jetzt ſehr ſchwer höre, und nur ein halber Mann bin, indem

ich an der menschlichen Gesellschaft sehr wenig Theil nehmen kann.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Bei dem Anfange der nächsten Lehrstunde richtete Herr Gottschalk seine Rede vorzüglich an Heinrich, und sagte: du wünschest also, wie es scheint, von mir eine Uhr zu erhalten. Gesetzt sie wäre so eingerichtet, daß sie nur die Stunden zeigte, könnte aber durch gute Abwartung so weit gebracht werden, daß sie erst Minuten, dann die Monatstage, endlich sogar, durch den Schlag eines Glöckchens die Zeit anzeigte, was müßtest du denn da mit der Uhr thun, wenn du dich für dieselbe gegen mich dankbar beweisen wolltest?

H. Ist es denn möglich, daß man durch gute Abwartung eine Uhr so weit bringen kann?

G. Dieß will ich nun eben nicht sagen. Gesetzt aber es wäre möglich, was müßtest du denn da thun?

H. Da müßte ich sie recht gut abwarten, damit sie immer vollkommner würde.

G. Dieß wäre allerdings deine Schuldigkeit. Bei einer Uhr wird dieß nun wohl nicht leicht möglich sein. Wenn der Meister sie einmal so eingerichtet hat, daß sie nur die Stunden anzeigen soll, so wird sie, auch bei der besten Abwartung, nie so weit kommen, daß sie auch die Minuten und Monatstage anzeigte, oder gar zu einem Schlagwerk würde. Ganz anders ist es aber mit dem menschlichen Leibe. Dieser ist so vortrefflich eingerichtet, daß man ihn, durch vernünftige Behandlung, unglaublich weit bringen und ihm immer mehr Vollkommenheit ver-

schaffen kann. Wie viel hat nicht schon der Leib eines jeden von euch gewonnen! In den ersten Monaten seines Lebens vermochte er noch nicht, sich von einer Stelle zur andern zu bewegen. Man mußte ihn forttragen, wie eine Pflanze, die in einem Blumenasche steht. Als er mehr Kräfte bekam, fing er an zu kriechen, in der Folge richtete er sich auf und lernte gehen. Hernach lernte er sogar laufen und springen. Vermuthlich habt ihr in den letztern Jahren gelernt, noch mehr mit euern Leibern zu verrichten.

Jul. O ja, ich kann schreiben, stricken, nähen.

H. Ich kann auf dem Clavier spielen.

St. Körbe können wir auch flechten; und schwimmen.

G. Da sehet ihr ja also, daß der Leib, wenn man ihn gut zu behandeln weiß, immer vollkommner gemacht werden kann. Was müssen wir also wohl mit dem Leibe thun, wenn wir uns gegen Gott dafür dankbar beweisen wollen? Was meinst du Heinrich?

H. Wir müssen ihn immer vollkommner zu machen suchen.

G. Allerdings. Dadurch beweisen wir am besten, daß wir dieses vortreffliche Geschenk Gottes hochschätzen. Ueberhaupt wissen wir, daß wir unsern Dank gegen Gott nicht besser, als dadurch beweisen können, daß wir seinen Willen thun: wenn wir aber Gottes Willen thun wollen, so haben wir dazu immer den Körper nöthig; wenn dieser nun schwach und ungeschickt ist, so werden wir in gar vielen Fällen das nicht thun können, was wir als Gottes Willen erkannt haben.

Wollt ihr nun wissen, was für Vollkommenheiten ihr

nach Gottes Willen, eurem Leibe geben ſollt, was müßt ihr denn thun?

J. Nachdenken.

G. Ganz recht. Ihr dürft weder vom alten Gottſchalk, noch von ſonſt Jemandem euch alles ſagen laſſen, was ihr mit dem Leibe zu thun habt; denn dieſe ſind nicht immer bei euch, ihr habt ja ſelbſt Vernunft — braucht ſie nur, ſo wird ſie euch immer ſagen was ihr thun ſollt.

Unterdeſſen will ich euch doch eine kleine Anleitung geben, wie man über den Leib und ſeine Beſtimmung nachdenken kann.

Der Fiſch iſt beſtimmt im Waſſer zu leben, und der Menſch?

S. Auf der Erde.

G. Allerdings. Da er aber Füße hat, mit denen er ſich bewegen kann, ſo iſt er wohl nicht dazu beſtimmt, daß er, wie eine Auſter, immer auf Einem Platze bleiben ſoll, ſondern er ſoll ſich von einem Orte zum andern bewegen. Er muß ſich alſo oft in freier Luft aufhalten. In dieſer freien Luft gehen nun beſtändig Veränderungen vor, bald regnet, bald ſchneiet, bald friert, bald thauet es; bald brennt die Sonne, bald ſtürmt ein rauher Wind. Dieß können nun nicht alle Leute vertragen. Sobald ſie ſich einer rauhen Witterung ausſetzen, werden ſie krank. Dieſe ſind übel daran, weil ſie ſehr oft, wegen Schwächlichkeiten des Leibes, unvermögend ſind, Gottes Willen zu thun. Einem andern hingegen ſchadet keine Witterung. Wenn er es für ſeine Schuldigkeit hält, eine Reiſe zu machen, ſo macht er ſie ohne ſich an die Witterung zu kehren.

St. O das kann mein Vater recht gut; der reiſt,

es mag frieren oder regnen, oder stürmen. Ihm schadet nichts.

G. Da ist dein Vater viel werth. Wie hat er das angefangen, daß sein Leib so stark wurde?

St. Er hat sich von Kindheit an abgehärtet.

G. Wünschest du wohl, daß dein Leib auch so stark werden möge, wie der Leib deines Vaters?

St. Ei das versteht sich.

G. Was mußt du da wohl thun?

St. Ich muß ihn abhärten.

G. Dieß ist also Gottes Wille. Weil dir deine Vernunft sagt, daß du dieß thun mußt, so kannst du sicher glauben, daß dieß Gottes Wille sei. Ihr müßt also, um euren Leib abzuhärten, oder, welches einerlei ist, ihn zu stärken, euch täglich einige Zeit in freier Luft bewegen, und euch durch unfreundliche, unangenehme Witterung nicht davon abhalten lassen; ihr müßt eure Eltern darum bitten, daß sie euch erlauben, bisweilen Fußreisen zu machen, ihr müßt euch gewöhnen auf Stroh unter einer leichten Bedeckung zu schlafen.

Hier erzählten die Kinder mit vielem Vergnügen, daß sie dies alles schon gethan hätten. Ich weiß es, antwortete Herr Gottschalk, nur dürft ihr nicht glauben, als wenn das, was ihr gethan habt, schon hinlänglich wäre — Nein ihr müßt diese Uebung so lange ihr lebt, fortsetzen, sonst, wenn ihr anfangen wollet, euch der freien Luft zu entziehen, so würdet ihr bald wieder schwächlich werden. Wenn du, Heinrich! z. E. eine Pflanze hättest, die einige Wochen im Freien gestanden hätte, und du wolltest sie nun wieder einige Wochen in die Stube setzen, was würde daraus werden, wenn du sie wieder an die Luft brächtest?

H. Sie würde verwelken.

G. Dieß würde gewiß geſchehen. So iſt es gerade auch mit dem menſchlichen Leibe; wenn dieſer auch iſt abgehärtet worden, und man ſetzt dieſe Stärkung nicht fort, entzieht ihn eine Zeitlang der ſtärkenden Luft, ſo wird er bald ſchwächlich, weichlich und kann eine unfreundliche Witterung nicht mehr vertragen.

Sehet, lieben Kinder! auf dieſe Art lehrte mich Herr Federweiß, in meiner Jugend, meinen Leib ſtärken, und dieſer Stärkung habe ich es zu danken, daß ich die Beſchwerlichkeiten der Seereiſe und die drückenden Unannehmlichkeiten der Sclaverei, die manchem weichlich erzogenen, jungen Manne das Leben koſteten, aushalten konnte und daß ich in der folgenden Zeit niemals durch Schwächlichkeit in meinen Geſchäften gehindert wurde.

Fünfundzwanzigſter Abſchnitt.

Meine Rückreiſe ging glücklich von ſtatten, und ich war ſehr vergnügt, wenn ich das Meer betrachtete und über das viele Gute nachdachte, das der Weltregierer den Bewohnern der Erde dadurch zufließen läßt. Hier, dachte ich, kommen alle Bäche, Flüſſe und Ströme der Erde zuſammen, und das iſt ſehr gut. Denn wenn keine ſo große Tiefe wäre, in die ſich die fließenden Gewäſſer ſtürzen könnten, ſo würden ſie ſtille ſtehen müſſen, und die Erde würde mit Sümpfen und Moräſten bedeckt ſein, die ſie zum Anbaue unfähig, und für die Menſchen zu einem ungeſunden Aufenthalte machen würden. Und wie viele Tauſend Millionen Geſchöpfe, die auf der Erde nicht le-

den können, finden da ihren Aufenthalt, in dem ſie leben ſich nähren, und ihres Daſeins ſich freuen. Sonſt unterbrach freilich das Meer die Verbindung der Menſchen unter einander; aber, ſeitdem ſie die Schifffahrt erfunden haben, bedienen ſie ſich des Meeres zu einem Mittel, die Verbindung mit den entfernteſten Völkern zu unterhalten, da man, wie bekannt, auf dem Meere weit ſchneller, als zu Lande, reiſen kann.

Die übrige Geſellſchaft wurde nach und nach verdrießlich und klagte über Langeweile; aber die Betrachtung der Werke Gottes heiterte mich immer auf.

Ich wollte, lieben Freunde! daß ihr dieß fein merktet. Ihr werdet künftig oft mit mir in ähnliche Lagen kommen, wo ihr nicht wißt, was ihr vornehmen ſollt, wo ihr gar keine, oder wenigſtens keine Geſellſchaft habt, die euch angenehm iſt: Gott und ſeine Werke findet ihr aber allenthalben. Betrachtet ſie recht, und ſehet wie Gott Alles, Alles höchſt weiſe und gut eingerichtet hat, ſo werdet ihr euch dadurch manche ſelige Stunde verſchaffen.

Nur bisweilen wurde ich traurig, wenn ich bedachte, wohin meine Reiſe mich führe. Nach Dänemark — wo ich keinen Bekannten hatte, an den ich mich wenden konnte; wo für mich gar keine Ausſichten zur Anſtellung in einem Amte waren; und ich wollte ſo gern nach Barcellona, wo ich bei einem Anverwandten, Arbeit und Brod zu erwarten hatte. So führt uns aber Gott gewöhnlich. Wenn wir nach Barcellona wollen, bringt er uns nach Kopenhagen, verſetzt uns in ganz andere Lagen als wir wünſchen. Darüber werden die Menſchen gewöhnlich unwillig, murren und klagen. Wenn ihr künftig unzufriedene Menſchen findet, ſo erkundigt euch nur, warum ſie ſo unzu-

frieden ſind, ihr werdet faſt immer finden, daß ihre Unzufriedenheit daher rühre, weil es nicht ſo geht, wie ſie wünſchen.

Dank ſei meinem Glauben an Gott und ſeine Regierung! bei mir durfte eine ſolche Unzufriedenheit, ſeitdem ich Gott näher hatte kennen lernen, nie aufkommen.

Als ich einmal eine Anwandelung davon verſpürte, wendete ich mich mit Gebet an Gott. O du weiſer Weltregierer! dachte ich, du machſt alles ſo weiſe und gut; wenn ich die Welt regieren ſollte — wie verkehrt würde dann alles gehen! Darum will ich auch nie erwarten, daß alles nach meinem Sinne gehe, ſondern will mich beruhigen, wenn deine Fügungen auch oft nicht mit meinen Wünſchen übereinſtimmen ſollten, und zu dir das Vertrauen haben, daß du dabei weiſe und gute Abſichten habeſt.

Bei ſolchen Betrachtungen verſchwand meine Traurigkeit, und ich freuete mich darüber, daß ich von Barcellona weg, nach Kopenhagen geführt wurde: weil ich überzeugt war, Gott führe mich zu meinem Beſten dahin.

Wir langten glücklich in Kopenhagen an, und ich ſtieg aus, ohne in dem erſten Augenblicke zu wiſſen, wohin ich mich wenden ſollte. Ich erfuhr es aber gleich. Ein Bedienter kam auf uns los, und fragte: kommen Sie von Algier?

Da wir es bejaheten, fragte er weiter: iſt nicht einer unter ihnen der Heinrich Gottſchalk heißt?

Hier iſt er, ſagte ich.

So kommen Sie geſchwind mit mir, fuhr er fort. Einer Ihrer Freunde wünſcht Sie zu ſprechen. Wo ſind Ihre Effecten?

Meine Effecten, ſagte ich, habe ich hier unter dem Arme.

Er riß ſie mit freundlichem Ungeſtüm weg, trug ſie fort und ich folgte ihm.

Als ich an das Wirthshaus kam, nach welchem er mich geführt hatte, öffnete er die Thür eines Zimmers und ſagte: belieben Sie herein zu gehen. Ich ging hinein und fand das Zimmer leer. Bald aber kam hereingetreten — wißt ihr wohl Wer?

J. Gewiß Herr Federweiß.

G. Der war es nicht, ſondern der Herr — von Tſchrink.

J. O!

G. Er fiel mir um den Hals, weinte und ſagte: wie freue ich mich, daß ich Sie, mein guter Gottſchalk! wieder habe. Ich habe Ihnen Unrecht gethan — vergeben Sie mir! Der Schurke iſt entdeckt, der den falſchen Wechſel gemacht hatte.

G. Gott ſei gelobt! ſagte ich, der meine Unſchuld an den Tag gebracht hat. Nun kann ich mit Freudigkeit in mein Vaterland zurückkehren. Wer iſt aber der Wohlthäter, der mich aus der Sclaverei erlöst hat? Gewiß Sie, gnädiger Herr!

v. T. Kein Wort hiervon! Geſetzt ich hätte Sie auch losgekauft, ſo habe ich weiter nichts gethan, als was meine Schuldigkeit war. Ich bin ja der Urheber Ihres Unglücks. Durch meinen unzeitigen Argwohn habe ich Sie gekränkt, um Ihre Ehre gebracht, Sie genöthigt zur See zu gehen, wo Sie in Sclaverei geriethen. Wüßten Sie lieber Mann, wie viel ich Ihretwegen gelitten habe! Sobald Ihre Unſchuld entdeckt war, hatte ich keine frohe Stunde mehr,

Ich gab mir viele Mühe, den Ort Ihres Aufenthalt
auszukundschaften; aber nicht eher gelang es mir, bis S
selbst an Ihren Freund Federweiß schrieben. Und nu
lieber Gottschalk! können Sie mir vergeben?

G. Ich habe Ihnen längst vergeben, gnädiger Her
weil ich wußte, daß Sie blos aus Irrthum mir Unrec
gethan hatten, und ich den ganzen Vorfall als eine güti
Schickung Gottes ansah.

v. T. Können Sie sich entschließen, Ihre vorige Stel
wieder bei mir anzutreten?

G. Mit vielem Vergnügen.

v. T. Die Hand darauf, lieber Mann! Sie solle
nun sehen, daß ich mir alle Mühe geben will, das Unrec
das ich Ihnen zufügte, wieder gut zu machen.

Herr von Tschrink wurde nun täglich von verschieden
Vornehmen zu Tische eingeladen, und gebeten seinen B
gierer mit zu bringen: denn Jedermann war neugieri
mich zu sehen, und von meinem Schicksale erzählen zu h
ren. Da wurde nun immer geschmaust. Ich genoß d
viel gewürzte Speisen, Backwerk, fremde Weine u. dg
welches mir freilich wohl behagte. Als ich aber am dritte
Tage aufstand, und mich mit meinen Gedanken zu Go
erheben wollte, um ihm zu danken für die neuen B
weise seiner Liebe, die er mir gegeben hatte, merkte ic
daß es nicht ganz richtig mit mir war. Der Kopf wa
mir schwer, es kostete mir viele Mühe, etwas Zusammen
hängendes zu denken, alle meine Glieder schienen mir u
gewöhnlich schwer, und ich war so träge, daß ich auf ein
Lehnstuhl fiel, und wohl eine halbe Stunde vor mich hin
sah, ohne etwas Vernünftiges denken zu können. Got
schalk! Gottschalk! sagte ich zu mir selbst — das Ding ge

nicht gut, du gibst deinem Leibe zu viel Nahrung. Du genießest nicht mehr die einfachen Nahrungsmittel, an die du von Jugend auf gewöhnt wurdest, sondern künstlich zusammengesetzte, stark gewürzte Speisen, hitzige Weine. Dabei befindest du dich nicht wohl, kannst nicht recht nachdenken — wirst träge. Wahrhaftig, wenn du so fortlebst, kannst du Gottes Willen nicht thun. So kann, so darf es nicht fortgehen.

Herr von Tschrink trat herein, und sagte, daß wir auf heute wieder zu Tische geladen wären.

Die Antwort war gleich fertig. Gnädiger Herr! sagte ich, ich muß um Verzeihung bitten, daß ich dies Mal die Einladung nicht annehmen kann: weil ich mich nicht recht wohl befinde.

Er nahm meine Entschuldigung an, und bald darauf brachte mir ein Bedienter mein Frühstück. Ich frühstücke heute nicht, sagte ich zu ihm, und ließ ihn das Frühstück wieder zurück nehmen.

Da die Tischzeit kam, machte ich einen etwas starken Spaziergang, von dem ich nicht eher wieder zurückkehrte, bis der Abend einbrach. Da empfand ich aber einen starken Hunger, und eilte um nach dem Wirthshause zu kommen, und daselbst meine Abendmahlzeit zu genießen.

Sie war sehr einfach, aber — wie erquickend sie war — wie herrlich sie schmeckte — davon habt ihr Kinder gar keine Vorstellung. So gut hatte es mir in Kopenhagen, an den reichbesetzten Tafeln, noch nie geschmeckt. Dabei war mir der Kopf wieder leicht, mein alter Frohsinn fand sich wieder ein, und ich fühlte mich zur Arbeit aufgelegt.

Gewiß, dachte ich, ist es Gottes Wille, daß du leckerhafte Speisen nicht zu deiner gewöhnlichen Kost machen,

daß du vielmehr bisweilen faſten ſollſt: weil du bei jenen ſo mißmuthig, ſo abgeneigt wirſt, Gottes Willen zu thun, und bei dem Faſten hingegen ſo froh, ſo aufgelegt zur Arbeit wirſt. Ich nahm mir alſo feſt vor, von Zeit zu Zeit einmal zu faſten, und habe es bis jetzt gehalten.

Ich rathe euch, Kinder, daß ihr dieß auch thut; auch dann, wenn ihr aus der Eltern Hauſe entfernt werdet, eure einfache Koſt beibehaltet, und bisweilen eine Mahlzeit ausſetzet.

Die gekünſtelten Nahrungsmittel haben für den Gaumen zu viel Reiz, der uns leicht verleitet, davon zu viel zu genießen, ſie ſind der Geſundheit nachtheilig, und der öftere Genuß derſelben macht den Menſchen ungeſchickt ſeine Schuldigkeit zu thun.

Der menſchliche Leib kommt mir vor wie ein Pferd; wenn dieſes zu gut genährt wird, ſo gehorcht es dem Reiter nicht mehr, und wirft ihn oft ab.

Das Faſten hingegen, wenn es bisweilen geſchieht, erhält den Leib geſund, würzt unſere Speiſen, und macht uns zum Nachdenken und zur Arbeit aufgelegt. Es iſt alſo gewiß Gottes Wille, daß wir bisweilen faſten ſollen.

Bei dieſen Worten nickte Heinrich Julien zu; dieſe antwortete ihm wieder mit einem Kopfnicken, und Stephan zeigte auf ſeinen Magen, legte beide Hände drauf, und verſicherte durch ſeine Geberden, daß er auch dabei ſei.

Sechsundzwanzigſter Abſchnitt.

Was die Kinder unter einander vorhatten, das offenbarte ſich bei der Mittagsmahlzeit. Ein jedes wendete ſei-

nen Teller um, und nahm von den Speiſen, die ihm angeboten wurden, nichts an.

Frau Ehrenfried bezeigte darüber, gegen ihren Vater, ihr Befremden. Dieſer antwortete aber: ſei du, liebe Tochter! um deine guten Kinder unbekümmert. Sie beweiſen, daß ſie meinen heutigen Vortrag verſtanden haben.

Nun, fragte Herr Gottſchalk in der nächſten Lehrſtunde, wie iſt euch das geſtrige Faſten bekommen?

St. Herrlich!

J. Im Anfange wurde es mir freilich ſauer, aber hernach ging es immer beſſer.

St. Und die Abendmahlzeit — Herr Gottſchalk, Sie haben Recht, ſeitdem ich bei Herrn Ehrenfried bin, hat mir noch keine Mahlzeit ſo gut geſchmeckt.

H. Und ich ſchlief ſo ruhig — ach lange war mir der Schlaf nicht ſo ſüß — da ich aufwachte, fühlte ich mich ſo leicht — ich arbeitete mit Luſt, und in der lateiniſchen Lehrſtunde, die uns Herr Tillmann gab, verſtand ich alles weit beſſer als ſonſt.

G. Gewiß iſt es Gottes Wille, daß wir bisweilen faſten ſollen.

Von der Abendmahlzeit, die mir in Kopenhagen ſo gut ſchmeckte, muß ich euch doch noch etwas erzählen.

Da ich ſie verzehrte, traten zwei Deutſche in die Stube, die, ſobald ſie erfuhren, daß ich in Algier Sclave geweſen war, ſich zu mir ſetzten und ſich mir mir in ein Geſpräch einließen. Der eine hatte eine ſehr kreiſchende, unangenehme Stimme, und eine ſehr undeutliche Ausſprache, ſo daß ich Mühe hatte ihn zu verſtehen, und mehrere Male

wenn er etwas gesagt hatte, fragen mußte: wie meinen Sie?

Der andere hingegen sprach sehr deutlich, und man hörte ihn mit Vergnügen. Dadurch zog er mich an sich; ich hörte mehr auf diesen als auf jenen, und kehrte demselben endlich, ohne es selbst zu bemerken, den Rücken zu. Dieß schien ihn zu verdrießen, er stand auf und ging zu der Gesellschaft, welche sich nach und nach eingefunden hatte; aber auch hier fand er wenig Gehör, und einer nach dem andern von der Gesellschaft wendete sich zu einem jungen Manne, der seine Meinung über die, in den Zeitungen gemeldeten, neuesten Vorfälle sagte.

Der Mann dauerte mich. Da ich in mein Schlafzimmer kam, überlegte ich, woher es doch wohl kommen möchte, daß man ihm so wenig Gehör gab, und ich konnte davon keinen andern Grund als diesen finden: daß er eine so schlechte Aussprache hatte, und es so unangenehm war ihm zuzuhören. Dieser Mann, dachte ich, wird wenig in der Welt ausrichten; bei allem, was er vornimmt, wird seine schlechte Aussprache ihm hinderlich sein. Gesetzt er sollte Kinder unterrichten, so würden diese ihn nicht gern hören, auf seinen Unterricht nicht merken, seine Ermahnungen würden wenig Eindruck machen, und am Ende würden die jungen Leute seine schlechte Aussprache auch annehmen. Gesetzt er wollte unter ein Paar Personen, die sich veruneinigt hätten, Frieden stiften, so würden sie ihn nicht anhören.

Und woher kam diese schlechte Aussprache? ohne Zweifel daher, weil er in der Jugend sich nicht die gehörige Mühe gegeben hatte, seine Sprachwerkzeuge zu üben, und recht deutlich zu lesen und zu sprechen.

Ach, wer ſeine Sprachwerkzeuge recht zu gebrauchen weiß, der kann unglaublich viel ausrichten. Wenn er in Geſellſchaft iſt, und fängt an zu ſprechen, ſo hört man ihm zu, und die Geſellſchaft wird durch ihn unterhalten. Befiehlt er etwas, ſo machen ein Paar Worte mehr Eindruck, als eine ganze Rede, die undeutlich ausgeſprochen wird; bittet er um etwas, ſo iſt es nicht leicht, es ihm abzuſchlagen. Ich habe einen Arzt gekannt, der vorzüglich deutlich ſprach und deßwegen ein halber Wunderthäter war. Wenn er in ein Krankenzimmer trat, wo alles betrübt und kleinmüthig war, und er fing an zu reden, ſo faßten Alle Muth, und der Kranke fühlte ſich ſchon halb wieder geſund, ehe er noch von ſeinen Arzneien genommen hatte.

Da nun Gott die Sprachwerkzeuge nicht zum Zierath, ſondern deßwegen gegeben hat, daß wir damit viel wirken ſollen, was iſt wohl ſein Wille?

St. Daß wir ſie üben und damit recht deutlich ſprechen ſollen.

G. Merkt es wohl, lieben Kinder, und hütet euch ja, daß ihr nicht eine fehlerhafte Ausſprache annehmt. Gebt euch Mühe, bei dem Leſen und Reden, alle Buchſtaben recht deutlich auszuſprechen, damit ihr hernach deſto geſchickter ſeid, den Willen eures himmliſchen Vaters zu vollbringen. Dieſem himmliſchen Vater empfahl ich mich, als ich mich zur Ruhe legte, und ſchlief ſanfter und ruhiger, als jemals, ſeitdem ich in Kopenhagen war. Und da ich erwachte — da war ich ſo heiter, ſo aufgelegt zur Arbeit, daß ich noch mehr überzeugt wurde, es ſei nöthig von Zeit zu Zeit einmal zu faſten.

Da ich keine beſtimmten Geſchäfte hatte, ſo ging ich

zum Herrn von Tſchrink, und fragte, ob er keine Geſchäfte für mich habe?

Geſchäfte genug, war ſeine Antwort; hier liegt ein ganzer Stoß Briefe, die beantwortet werden müſſen. Ich habe mit ein Paar Worten unter jeden die Antwort geſchrieben, thun Sie ſo wohl, und fertigen ſie aus.

Er legte mir hierauf die Briefe, einen nach dem andern, vor, und kam am Ende an einen, der noch nicht erbrochen war, und den er mit Unwillen zurück warf.

J. Wollen Sie dieſen nicht erbrechen?

v. T. Nein.

J. Aber wenn er etwas von Wichtigkeit enthielte?

v. T. So mag ich ihn doch nicht leſen. Er iſt vom Kaufmann Weber, und mit dieſem will ich gar nichts mehr zu thun haben. Wer mit mir Briefe wechſeln will, der muß ſchreiben können, dieß kann dieſer Menſch aber nicht. Wenn ich ſeinen Brief öffne, ſo ſieht er aus, als wenn ihn mein Truthahn gekratzt hätte. Ich bringe gewöhnlich eine Stunde damit zu, um zu enträthſeln, was er eigentlich von mir will. Wozu habe ich denn dieß nöthig? Meine Stunden ſind mir zu koſtbar, als daß ich ſie mit ſolchen Briefen verderben ſollte. Nehmen Sie ihn mit, und ſehen Sie zu, ob Sie ihn leſen können. Wenn Sie mich aber von dem Briefwechſel mit dieſem Manne auf eine gute Art befreien können, ſo erzeigen Sie mir eine wahre Gefälligkeit.

Ich nahm den Brief mit mir, erbrach ihn, und brachte mit vieler Mühe heraus, daß der Verfaſſer eine Lieferung von Weizen und Rübſamen für einen ſehr guten Preis verlangte.

Ich ſagte dieß meinem Herrn wieder, allein er antwor-

tete: ich will mit dieſem Manne keine Geſchäfte machen. Es iſt wahr, die Bedingungen, die er mir anbietet, ſind vortheilhaft, aber ſeine elenden Briefe verurſachen mir unangenehme Stunden. Schreiben Sie ihm, daß die Umſtände nicht erlaubten, mich mit ihm in Handelsverkehr einzulaſſen.

Wer gute Briefe ſchreiben kann, lieben Kinder, der kann damit weit und breit wirken; wie ihr dieß an meinem Herrn Schwiegerſohne ſehen könnt; wer aber ſchlecht ſchreibt, der erregt gegen ſich Unwillen, man ſcheut die Verbindung mit ihm, und er kann weit weniger ausrichten, als wenn er eine gute Hand hätte ſchreiben lernen.

Was iſt alſo wohl Gottes Wille, in Anſehung unſerer Hände?

J. Daß wir damit ſollen gut ſchreiben lernen.

G. Ueberhaupt, wenn ich meine Hände anſehe, und bedenke, wie vielerlei Bewegungen ich damit vornehmen, was ich alles damit wirken kann, ſo werde ich immer mehr überzeugt, daß ſie mir Gott nicht deßwegen gegeben habe, daß ich ſie müſſig in den Schooß lege, ſondern daß es Gottes Wille ſei, ſie auf allerlei Art zu üben, und recht vielerlei Geſchicklichkeiten ihnen zu verſchaffen: denn warum hätte er ſie ſo künſtlich gebaut? O wie wichtig war es mir in Algier, daß ich meine Hände brauchen gelernt hatte! wie ſehr wurde mir meine Sclaverei dadurch erleichtert, daß ich den Garten bearbeiten konnte! und was für Freude machte ich dem kleinen Ismael durch den Drachen, und andere Spielereien, die ich für ihn verfertigte!

Geht hin, lieben Kinder, und befolget, was ich euch geſagt habe; fahret fort, eure Hände in mancherlei Handarbeiten zu üben, damit ihr immer mehr Geſchicklichkeit

in dieſelben bekommt, und im Stande ſeid, die göttlichen Aufträge, die ihr einſt bekommen werdet, durch dieſelben zu vollziehen.

Siebenundzwanzigſter Abſchnitt.

Herr von Tſchrink meldete mir, daß er nebſt mir zu einer Mahlzeit eingeladen ſei. Ich bat ihn aber, mir zu erlauben, daß ich zu Hauſe bleiben dürfe, um die Briefe, die er mir gegeben hatte, ausführlich beantworten zu können.

Er erlaubte es mir. Nachdem ich einen Theil derſelben beantwortet, und eine mäßige Mahlzeit genoſſen hatte, ging ich wieder aus, um mich eine oder ein Paar Stunden in freier Luft zu bewegen. Da ich aber den Fuß vor die Thür geſetzt hatte, ſtieß mir ein Kaufmann, Namens Martin, auf, den ich vor ein Paar Tagen in einer Geſellſchaft hatte kennen lernen. Wohin denken Sie zu gehen, Herr Gottſchalk? fragte er.

G. Ich gehe nur aus, um mich ein wenig in freier Luft zu bewegen.

M. Und ich komme, Sie zu beſuchen. Doch laſſen Sie ſich nicht abhalten! Wenn Sie mir erlauben, ſo nehme ich an Ihrem Spaziergange Theil. Was ich mit Ihnen abzuhandeln habe, kann im Freien ſo gut, als auf der Stube, geſchehen. Ich habe Sie lieb gewonnen, Herr Gottſchalk! und nach dem, was mir der Herr von Tſchrink von Ihnen geſagt hat, ein unumſchränktes Vertrauen zu Ihnen gefaßt.

G. Ich wünſche, daß ich es verdienen möge.

M. Wir wollen nun gleich zur Sache kommen. Ich glaube im Stande zu ſein, Ihr Glück auf Ihre ganze Lebenszeit zu machen.

G. Wie ſo?

M. Ich habe eine Zucker- und Kaffeepflanzung in Weſtindien, die beträchtlich iſt. Vor einigen Tagen erhalte ich einen Brief, in dem mir gemeldet wird, daß mein bisheriger Aufſeher über dieſelbe mit Tode abgegangen ſei. Können Sie ſich entſchließen dieſe Stelle anzunehmen?

G. Ich glaube nicht, daß ich hierzu die nöthigen Kenntniſſe beſitze.

M. Ein Mann von Kopf kann ſich dieſelben leicht erwerben. Ueberdieß habe ich einen Freund in der Nähe meiner Pflanzung, an den ich Sie empfehlen, und der Ihnen gern jederzeit mit ſeinem Rathe dienen würde. Die Stelle iſt ſehr einträglich. Ich zahle Ihnen einen Jahrgehalt von 1500 Thalern; dabei haben Sie die Freiheit, ſelbſt Handlung zu treiben, und können ſich auf dieſem Wege, in kurzer Zeit ein anſehnliches Vermögen erwerben. Mein bisheriger Aufſeher, der doch nicht der ordentlichſte Wirth war, hinterläßt ein Vermögen von 30,000 Thalern. Bei einer ordentlichen Lebensart würde es Ihnen leicht ſein, eine Tonne Goldes zu erwerben. Mein Vermögen, das nicht unbeträchtlich iſt, erwarb ich auch in Weſtindien. Was ſagen Sie dazu? ſind Sie geneigt dieſe Stelle anzunehmen?

G. Dieß iſt ein ſehr wichtiger Schritt, den ich ohne reifliche Ueberlegung nicht thun darf. Erlauben Sie mir, daß ich darüber nachdenken darf, ſo will ich Ihnen morgen Antwort ſagen.

Hierauf schilderte er mir den Aufenthalt in Westindien so reizend, und nannte mir so viele Mittel, durch welche man dort in kurzer Zeit Reichthum erwerben könnte, daß ich davon ganz bezaubert wurde.

Ich schied von ihm, mit dem Versprechen, daß ich ihm den folgenden Tag eine bestimmte Antwort geben wollte. Als ich nach Hause kam, war ich so unruhig, als ich lange nicht gewesen war. Was sollst du thun? dachte ich bei mir selbst. So viel Geld zu gewinnen — in kurzer Zeit — das ist keine Kleinigkeit. Damit kannst du eine Haushaltung anfangen, viele Menschen unterstützen, und aus ihren kummervollen Lagen herausreißen. Auf der andern Seite ist alles ungewiß — die Gefahren zur See sind so groß und mannigfaltig, die Luft und Lebensart in Westindien ist der Gesundheit der Europäer höchst nachtheilig.

So wankte ich hin und her, bald wollte ich reisen, bald im Vaterlande bleiben, und konnte immer zu keinem festen Entschlusse kommen. Was mußte ich nun wohl thun?

H. Du mußtest nachdenken.

G. Und was mußte ich durch Nachdenken zu erfahren suchen?

H. Was Gottes Wille sei.

G. Ganz recht. Aber seht, lieben Kinder, wenn man nachdenken, und durch Nachdenken Gottes Willen erfahren will, so muß die Seele recht ruhig sein; keine heftige Begierde darf sie beherrschen. Sonst ist die Vernunft nicht im Stande frei nachzudenken, und man ist in Gefahr dem Triebe der Begierde zu folgen. In diesem ruhigen Zustande befand sich meine Seele nun nicht. Die Begierde

nach der Tonne Goldes war ſo ſtark, daß ich zu keiner ruhigen Ueberlegung kommen konnte.

Ich ging alſo unentſchloſſen zu Bette, empfahl meine Seele und ihr Wohl meinem unſichtbaren Vater, und hoffte, daß ich bei meinem Erwachen ruhiger ſein würde.

Wirklich war ich es. Ich dachte ſogleich an Gott, der die menſchlichen Schickſale lenkt und uns immer zu erkennen gibt, was wir thun und laſſen ſollen. Dein Wille, dachte ich, mein Gott, geſchehe! Aber was iſt, dachte ich weiter, nun Gottes Wille? Willſt du den erfahren, ſo darfſt du gar nicht auf den Gewinn ſehen, den du erlangen kannſt, auch nicht auf die Gefahren, denen du dich unterziehen mußt, ſondern — auf das, was du zu thun ſchuldig biſt.

Was biſt du nun zu thun ſchuldig? Sobald ich mir dieſe Frage vorlegte, wurde es ſogleich hell in meiner Seele. Herr Martin, dachte ich, mag ein guter ehrlicher Mann ſein, aber du biſt ihm weiter keine Verbindlichkeit ſchuldig. Herr von Tſchrink hingegen hat dich, als einen Verlaſſenen, in ſeinen Dienſt genommen, hat dich verſorgt und dir Gelegenheit verſchafft, viel zu erlernen; er kaufte dich los aus der Sclaverei, und du verſprachſt ihm, wieder in ſeine Dienſte zu treten. Gingſt du nun nach Weſtindien, ſo könnteſt du dich gegen ihn nicht dankbar beweiſen. Der Entſchluß iſt gefaßt — Heinrich Gottſchalk geht nicht nach Weſtindien, und wenn er daſelbſt eine Million erwerben könnte. Es gehe mir nun wie es wolle — ich werde mich darüber nicht grämen, denn ich weiß, daß ich Gottes Willen gethan habe.

Ich habe euch dies Alles ſo weitläuftig erzählt, um euch, lieben Kinder! zu zeigen, wie man es anfangen

müſſe, wenn man Gottes Willen erfahren will. Wenn ihr aufmerkſam geweſen ſeid, werdet ihr mich hoffentlich verſtanden haben.

Mit leichtem Herzen trat ich nun an's Fenſter, überſah das Gewühl von Menſchen, das ſich auf der Straße herumtrieb, und wünſchte: o möchtet ihr doch alle, alle, die ihr, mit mancherlei Entſchlüſſen und Vorſätzen, da herum wandelt, euers Vaters Willen zu erfahren ſuchen, und ihn als gute Kinder befolgen, ſo würdet ihr alle ſo ruhig werden, wie ich es bin.

Der Eintritt des Herrn von Tſchrink in mein Zimmer hinderte mich, dieſe Betrachtung fortzuſetzen.

Machen Sie Anſtalt, lieber Gottſchalk! ſagte er, zur Abreiſe. Morgen muß ſie vor ſich gehen. So lange ich in dieſer großen Stadt lebe, hört das Schmauſen nicht auf. Dieß iſt meiner Seele und meinem Leibe verderblich. Ich habe meinen Magen verderbt, mein ganzer Leib iſt träge, und meine Seele ſo unmuthig, daß ich mit Ihnen zanken möchte, wenn ich es nicht für unrecht hielt. Alſo packen Sie ein, daß wir morgen abreiſen, und zu unſerer einfachen Koſt zurückkehren können.

Ich befolgte ſeinen Auftrag ſogleich, ging aber doch erſt noch zu Herrn Martin, und theilte ihm meinen gefaßten Entſchluß mit. Er erſtaunte darüber, und ſagte: junger Mann! bedenken Sie was Sie thun; ſtoßen Sie nicht ein Glück von ſich, das Ihnen vielleicht nie wieder angeboten wird!

G. Ich kenne kein Glück, als dieſes: Gottes Willen zu thun.

M. Darin mögen Sie wohl ganz recht haben. Müſſen Sie es denn aber nicht als Gottes Willen anſehen,

daß Sie nach Westindien gehen sollen, da er Ihnen dort so schöne Aussichten zeigt?

G. Gottes Wille ist, daß ich auf dem Platze, auf dem er mich anstellte, meine Schuldigkeit thun soll, und meine Schuldigkeit ist, gegen meinen Wohlthäter, den Herrn von Tschrink, der mich aus der Sclaverei befreiete, dankbar zu sein, und ihm mein Wort, das ich ihm gab, zu halten.

M. Ein Mann, wie Sie, ist mir noch nicht vorgekommen. Gehen Sie, bleiben Sie bei Ihrem Glauben, und halten Sie sich versichert, daß Sie meine ganze Hochachtung haben.

Den ganzen übrigen Tag brachte ich mit dem Einpacken der Papiere, Kleidungsstücke und übrigen Sachen meines Herrn zu, so daß wir mit dem Anbruche des folgenden Tages unsere Abreise antreten konnten.

Mit leichtem und frohem Herzen reiste ich ab, weil ich wußte, daß ich Gottes Willen gethan hatte und mich unter seinem Schutze befand. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich die ganze Reise beschreiben wollte. Sie ging glücklich von statten, und wir kamen auf des Herrn von Tschrink Landgute an, ohne daß uns ein Unglück begegnet wäre.

Als ich die erste Nacht daselbst ruhig geschlafen hatte, überlegte ich des Morgens, wie gut es gewesen sei, daß ich nicht meiner Geldbegierde, sondern meiner Vernunft gefolgt hatte. Ach! dachte ich, die Vernunft, die Vernunft, ist die Führerin, die dir Gott gegeben hat; durch diese zeigt er dir seinen Willen, dieser mußt du gehorchen. Denn Gottes Wille ist es gewiß, daß du deine Vernunft bei allem, was du thust, brauchen, und darüber wachen sollst,

daß sie nicht durch heftige Begierden im Nachdenken gestört werde.

Ich fing sogleich an, meine Vernunft zu gebrauchen, und überlegte, was ich nun auf dem Platze, auf den mich Gott gestellt hatte, zu thun hätte. Da sah ich gleich ein, ich müsse gegen den Herrn von Tschrink, meinen Wohlthäter, dankbar sein, und meine Dankbarkeit dadurch beweisen, daß ich die Geschäfte, die er mir auftragen würde, recht gut und pünktlich ausrichtete.

Mit dem Vorsatze es zu thun, ging ich zu ihm und bat, daß er mir nun meine Geschäfte anweisen möchte.

Eben, sagte er, wollte ich Sie rufen lassen, um mich mit Ihnen über die Sache zu besprechen. Lieber Gottschalk! ich habe mir vorgenommen, verschiedene Reisen zu thun, die es mir unmöglich machen, mich um meine Angelegenheiten selbst zu bekümmern. Ich übergebe Ihnen also alles. Sie übernehmen die Aufsicht über das sämmtliche Gesinde und alle Leute, die für mich arbeiten; halten Sie sie dazu an, daß sie das Vieh gehörig abwarten, das Feld und die Gärten gut bearbeiten, alle Früchte zur rechten Zeit einernten; Sie nehmen meine Gelder in Verwahrung, treiben die Zinsen, die ich von meinen Gärten und Kapitalien einzunehmen habe, ein; verkaufen den Ueberfluß der eingeernteten Früchte, führen über alles genaue Rechnung, und legen mir dieselbe am Ende eines jeden Jahres ab.

G. Das ist viel, gnädiger Herr! Ich will gern alles thun, was Sie mir befehlen, wenn nur meine Kräfte dazu hinreichen.

v. T. Sie werden gewiß dazu hinreichen. Sie müssen nur bedenken, daß die Kräfte, während der Arbeit,

wachsen. Je ordentlicher und pünktlicher man seine Geschäfte besorgt, desto mehr lernt man dabei, desto mehr Einsichten und Geschicklichkeit erwirbt man sich. Der Gehalt, den ich Ihnen geben kann, ist zwar nicht sehr groß; bei freier Wohnung, Kost, Licht und Heitzung, gebe ich Ihnen noch jährlich 400 Thaler; wenn Sie aber Ihre Geschäfte immer recht gut besorgen, so werden Sie sich selbst einen Schatz erwerben, der Ihnen für keine Tonne Goldes feil ist: Sie werden immer verständiger, geschickter und tüchtiger werden, und einmal viel in der Welt wirken können.

Ich verneigte mich, und versprach, mein Möglichstes zu thun, um ihm durch meinen Dienst meine Dankbarkeit zu beweisen.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Nachdem Herr von Tschrink mich mit allen seinen Gütern und seinem Einkommen hinlänglich bekannt gemacht hatte, ließ er alle sein Gesinde und seine Dienstleute herbeirufen, und hielt sie an, mir durch einen Handschlag zu versprechen, daß sie mir, wie ihm selbst, gehorchen wollten. Dann nahm er von mir Abschied und trat eine Reise in die Schweiz an.

Mit nassen Augen sah ich ihm nach, und war sehr traurig. Ich ging auf mein Zimmer, wurde aber immer wehmüthiger, wenn ich an die vielen Geschäfte dachte, die nun durch mich sollten besorgt werden. Freilich hatte ich sie mehrentheils schon besorgt, da ich das erstemal bei Herrn von Tschrink war; damals geschah aber alles unter seinen

Augen, und wenn ich nicht wußte, was ich thun sollte, ließ ich mir von ihm Verhaltungsbefehle geben. Jetzt aber war es ganz anders; da hatte ich keinen Herrn von Tschrink bei mir, den ich um Rath hätte fragen können. Es waren ja wohl noch ein Gerichtshalter und ein Schreiber da, die mir in vielen Stücken hätten rathen können; diese hatten mir es aber schon ziemlich deutlich merken lassen, daß sie auf mich neidisch waren, weil sie die Stelle, die ich bekommen hatte, lieber selbst gehabt hätten; diese wünschten, daß ich meine Geschäfte schlecht ausrichten möchte, damit sie mich stürzen könnten.

So saß ich wohl eine Stunde lang, grämte mich und that nichts. Der Oberknecht trat in die Stube und fragte, was heute die Pferde thun sollten?

Ich sah ihn an, und sagte: laß sie die Arbeit thun, die du für die nöthigste hältst. Mit diesem Bescheide ging er fort.

Nun kam der Gerichtshalter, und fragte, ob er den Bauer Claus nicht sollte citiren lassen, der über dem Holzdiebstahle wäre ergriffen worden?

Wir wollen es, gab ich zur Antwort, bis zum nächsten Gerichtstage Anstand haben lassen.

Er ging ab, und lächelte spöttisch.

Kaum war er abgetreten, so kam der Bote, der wöchentlich zweimal nach der Stadt zu gehen pflegte, und fragte, ob die Briefe fertig wären, die ich ihm hätte mitgeben wollen?

Sie sind nicht fertig, sagte ich unwillig, fragt auf den Freitag wieder nach.

Ach, lieben Kinder! dieß war ein schrecklicher Vormit-

tag für mich: nichts konnte ich thun, und was ich that, machte ich verkehrt.

Da nahm ich endlich meinen Stab, um das Freie zu ſuchen. Als ich über den Hof ging, fand ich, daß die Pferde noch alle in den Ställen waren. Ich rief den Oberknecht, und fragte, warum er die Pferde nicht beſchäftige?

Er lachte und ſagte, Sie haben mir ja nichts aufgetragen.

Ich ging fort, und eilte um von dem Hofe zu kommen, damit ich nicht noch mehr Unordnung bemerkte, und nicht durch noch mehrere Fragen beunruhigt würde.

Auf dem Felde ſah ich allenthalben Leute, die ſich mit dem Ackerbaue beſchäftigten, und mir von allen Seiten freundlich zunickten; ich floh ſie aber, damit ſie nicht von mir Verhaltungsbefehle verlangen möchten, und ging mit ſtarken Schritten nach dem Walde zu.

Hier ſetzte ich mich in einem Thale nieder, wo alles ſtille war, und ich nichts hörte, als das Rieſeln eines Baches, der vor meinen Füßen dahin floß, und bisweilen das Schreien eines Holzhehers.

Ich ſah dem Bache zu, der klar wie ein Kryſtall ſich über Kieſelſteine hinwälzte, und dachte einige Minuten — nichts.

Hernach fielen mir wieder traurige Gedanken ein. Da ſitzeſt du nun — dachte ich, verlaſſener Gottſchalk! und haſt ſchlechterdings Niemanden, an den du dich halten, bei dem du guten Rath ſuchen könnteſt. Was will das werden? du wirſt unterliegen, und durch ſchlechte Verwaltung deiner Geſchäfte dir Schimpf und Schande zuziehen. Wie wäre es, wenn du ſogleich ein Pferd ſatteln ließeſt, deinem

Herrn nachritteſt und ihn bäteſt, dir deine Geſchäfte wieder abzunehmen? Wirklich war ich ſchon halb und halb dazu entſchloſſen, als ich ein Geräuſch hinter mir hörte.

Ich wandte mich um und erblickte eine arme Frau mit einem Bündel dürren Holzes, die mühſam den Berg herunter kam. Ich wollte ihr ausweichen, denn ich war ſo mißmuthig, daß ich gar keinen Menſchen ſehen noch ſprechen mochte. Das Weib grüßte mich aber ſo freundlich, daß ich genöthigt wurde freundlich zu danken.

Wo wollt Ihr hin? fragte ich.

W. Immer nach Hauſe zu meinen Kindern. Ich habe etwas dürres Holz zuſammen geleſen, daß ich ihnen bisweilen eine Suppe dabei kochen kann. Ich denke, ich will eine Woche damit reichen.

Ich. Es iſt Euch wohl ziemlich ſauer geworden?

W. Ja wohl! ja wohl! Sonſt that es mein Mann, aber, da ihn der liebe Gott zu ſich genommen hat, ſo muß ich es halt ſelbſt thun. (Die Thränen floſſen ihr dabei über die Backen.)

Ich. Alſo iſt Euer Mann geſtorben?

W. Ja wohl! Himmelfahrt wird es ein Jahr, daß ſie ihn begruben. Ich dachte, ich müßte in den Erdboden hineinkriechen, vor Jammer. Drei lebendige Kinder hinterließ er mir und kein Brod. Aber mein Schwager nahm ſich meiner an, und ſprach mir Troſt zu. Der liebe Gott, ſagte er, hat dir ja deine Kinder gegeben, und ihren Vater zu ſich genommen. Da muß er doch wohl wiſſen, daß du im Stande biſt ſie zu ernähren und zu erziehen. Höre nur auf, dich zu grämen, denn es hilft dir zu nichts. Gehe hin an deine Arbeit, und überlege nur jeden Tag, was du als eine rechtſchaffene Mutter zu thun haſt, ſo

wird gewiß alles gut gehen, und der liebe Gott wird dich nicht verlaſſen. Das habe ich nun gethan. Ich habe mich der traurigen Gedanken zu entſchlagen geſucht, habe die Arbeit friſch angegriffen, und wenn manchmal Noth eintrat, habe ich den Kopf angeſtrengt und ein Bischen nachgedacht, da hat mir der liebe Gott immer Mittel und Wege gezeigt, wie ich mir helfen konnte. Sehen Sie, lieber Herr! ſo iſt denn ein Monat nach dem andern hingegangen, und ich habe mein Haushältchen, auch ohne Mann, fortgeführt. Wenn der Menſch das Seinige thut, ſo ſegnet ihn auch der liebe Gott!

Nachdem ich mir den Namen der Frau und ihre Wohnung hatte ſagen laſſen, ermahnte ich ſie, immer ſo zu handeln, ſo würde ihr Gott gewiß auch beiſtehen, daß ſie ihre Kinder ernähren und erziehen könnte.

Da ſie fortging, ſah ich ihr nach und dachte: ſo muß denn ein armes, ungebildetes Weib dem Gottſchalk, der ſich ſo klug dünkt, ſagen, was er zu thun hat! Ja! ja! ſie hat wohl recht! mit Traurigkeit und Grämen richtet man nichts aus. Wenn Gott dem Menſchen ſchwere Arbeit auflegt, ſo muß er wohl auch wiſſen, daß er Kraft habe, ſie zu verrichten, und wenn er ſich bisweilen nicht zu helfen weiß, ſo muß er den Kopf anſtrengen und nachdenken, da zeigt Gott immer Mittel und Wege, ſich aus ſeiner Verlegenheit zu retten. Das haſt du alles gewußt, Gottſchalk, aber deine Traurigkeit, die machte dich zum Nachdenken ungeſchickt. Und warum trauerſt du? wegen der Abreiſe des Herrn von Tſchrink. Das iſt Gottes Fügung, der wohl wiſſen muß, daß ſie für dich gut iſt. Es iſt unrecht, wenn du dich darüber betrübeſt, daß Gott dich

unter ſolche Umſtände verſetzt, wo du nachdenken und deine Kräfte brauchen mußt.

Fort mit der Traurigkeit! ſagte ich, nahm meinen Stab, ging nach Hauſe und überlegte ſchon auf dem Wege, wie ich meine Geſchäfte einrichten wollte.

Sobald ich auf mein Zimmer kam, ſchrieb ich mir alle die Geſchäfte auf, die ich zu verrichten hatte, und beſtimmte für jedes ſeine Stunde. Ich ſchrieb auch die Namen der Leute auf, die unter meiner Aufſicht ſtanden, und dachte nach, womit ich ſie den folgenden Tag beſchäftigen wolle, und ſiehe da — es ging alles recht gut.

Sobald ich den andern Tag aufgeſtanden war, trat immer eines von meinen Leuten, nach dem andern, in die Stube, und fragte, was es heute arbeiten ſolle? Auch der Oberknecht trat herein und fragte etwas ſpöttiſch, ob ich heute auch nichts für ihn zu thun hätte? Da ich aber den Tag zuvor nachgedacht hatte, ſo war ich auf alles vorbereitet, und konnte jedem ſeine Arbeit anweiſen.

Nun kam es an meine eigenen Arbeiten. Da ich ſie aber gut geordnet, und jeder eine beſtimmte Stunde angewieſen hatte, ſo ging es damit auch ſehr gut, und ich konnte am Abend mich freuen, daß den Tag über meine Geſchäfte wohl beſorgt waren.

Neunundzwanzigſter Abſchnitt.

So gut es dieſen Tag ging, ſo ging es alle Tage: weil ich alle Tage über meine Geſchäfte gehörig nachdachte und ſie freudig übernahm, und ich merkte ganz deutlich, daß durch die Uebung mir das Nachdenken und meine Ge-

ſchäfte immer leichter wurden. Merkt es euch, lieben Kinder! Wenn euch ein Geſchäft etwas ſchwer wird, ſo ſchiebt es nicht gleich zurück, und ſagt — das kann ich nicht. Denkt nur recht darüber nach und ſcheuet keine Mühe, ſo wird es euch gewiß damit gelingen.

Da ich ein Paar Wochen ſo gearbeitet hatte, machte ich einen Spaziergang in's Freie. Ach wie fühlte ich mich da ſo glücklich, als ich über den Gutshof und durch das Feld ging. Auf dem Hofe ſtanden eine Menge gutgepflegter Rinder, die da ihr Futter verzehrten, die Hügel waren mit den Schafen meines Herrn bedeckt, und auf dem Felde, ſo weit ich ſehen konnte, erblickte ich Leute, die nach meinen Vorſchriften den Acker bearbeiteten, und aus meiner Hand ihren Lohn empfingen.

Wie hat dich, dachte ich, Gott erhöht! Aus einem Sclaven hat er dich zum Aufſeher über ſo viele vernünftige und vernunftloſe Weſen gemacht. Mein Herz wurde warm, und ich empfand ein ſehnliches Verlangen, meinem Wohlthäter meine Dankbarkeit zu beweiſen.

Zwar hatte ich ihm ſchon dadurch gedankt, daß ich meinen Leib und meine Seele nach ſeinem Willen zu gebrauchen, und ihre Kräfte zu üben und die Geſchäfte des Herrn von Tſchrink, meines Wohlthäters, zu beſorgen ſuchte; mir ſchien es aber doch, als wenn dieß noch nicht hinlänglich wäre, und daß ich meine Dankbarkeit auch durch Fürſorge für andere Menſchen beweiſen müſſe. Ich ſchlich gedankenvoll nach dem Platze, wo mich das arme Weib fand, und mir Troſt zuſprach, und da ich ein Buch zum Leſen zu mir geſteckt hatte, ſo holte ich es hervor und las darin.

Es enthielt eine Beſchreibnng von dem ſchrecklichen

Schickſale der armen Negerſclaven, die aus ihrem Vaterlande, von ihren Familien, weggeführt, auf den Schiffen unmenſchlich behandelt, wie das Vieh verkauft, mit den härteſten Arbeiten belegt, und wegen kleiner Verſehen gepeitſcht, oder wohl gar getödtet würden. Der Verfaſſer ereiferte ſich darüber und ſagte: ſind ſie nicht auch Menſchen? ſind ſie nicht Gottes Kinder? ſind ſie nicht unſre Brüder? wie können wir denn ſo undankbar gegen Gott, ſo grauſam gegen unſere Brüder ſein, daß wir die Liebe, die wir ihnen ſchuldig ſind, ſo ganz erkalten laſſen?

Hier ſteckte ich mein Büchlein ein, und wurde wehmüthig. Da ich ſelbſt Sclave geweſen war, ſo fühlte ich es nun lebhafter, wie dieſen Elenden zu Muthe ſein müſſe, die weit härter behandelt werden, als ich war behandelt worden. Und ſie ſind Gottes Kinder — meine Brüder — es iſt alſo deine Schuldigkeit dich ihrer anzunehmen, und zu überlegen, ob du nicht zur Verbeſſerung ihres Schickſals etwas beitragen kannſt. Dieß war freilich eine ſchwere Sache; aber wenn ich mir vorſtellte, was für ein gutes Werk ich ſtiftete, wenn ich ſo viele tauſend Menſchen von ihrem Elende befreite, und in den Stand ſetzte, ihr eigenes Feld zu bauen, ihre eigene Haushaltung zu führen, ihre Kinder ſelbſt zu erziehen, ſo wurde die Begierde, dieſen Unglücklichen zu helfen, bei mir ſo lebhaft, daß ich alles Uebrige darüber vergaß.

Auf dem Rückwege begegnete mir das arme Weib, mit dem ich im Walde zuſammengekommen war, Schmidtin hieß ſie; ſie grüßte mich freundlich, und wollte mir wieder etwas von ihrer Haushaltung erzählen; weil ich aber zu ſehr mit den Negerſclaven beſchäftigt war, ſo hatte ich keine Zeit ſie anzuhören.

Auch meine Geschäfte, die ich für heute noch zu besorgen hatte, verrichtete ich nicht mit dem gehörigen Fleiße. Den nächsten Morgen empfand ich schon die Folgen davon. Da meine Dienstleute zu mir kamen und meine Aufträge wissen wollten, war ich nicht gehörig vorbereitet, und sagte ihnen was mir zuerst einfiel. Einige Tage brachte ich höchst mißvergnügt zu. Das Nachdenken über die Verbesserung des Schicksals der Negersclaven griff mich so sehr an, und nahm mir so viele Zeit weg, daß mir meine gewöhnlichen Geschäfte äußerst lästig wurden, und ich sie entweder ganz liegen ließ, oder sehr nachlässig besorgte. Daraus entsprang nichts als Unordnung, und die Unordnung machte mich mißvergnügt.

Nach etlichen Tagen kam der Bote zurück, den ich nach der Stadt geschickt hatte, und bat mich, ich möchte doch dem Schreiner seine Rechnung bezahlen; der arme Mann hätte vier Kinder, und die Frau wäre ihm krank geworden. Zugleich brachte er mir einen Brief vom Glaser, in welchem er mich an die Bezahlung der Arbeit, die er gefertigt hatte, erinnerte.

Dieß gab mir einen Stich durch's Herz. Traurig sagte ich dem Boten, sobald er nach der Stadt ginge, wollte ich ihm das Geld mitgeben. Damit ich es nicht wieder vergessen möchte, so zählte ich es für beide Handwerksleute ab, und packte es ein.

Was soll aber das am Ende werden? sagte ich zu mir selbst. Du sorgst für die Negersclaven, und vergißt darüber für die Menschen zu sorgen, mit denen dich Gott verbunden hat. Sollte dieß Gottes Wille sein? gewiß nicht. Hätte dich Gott nach Surinam geführt, und dich zum Aufseher über die Schwarzen gemacht, dann wäre es

eine andere Sache geweſen, dann hätteſt du für ſie Sorge tragen müſſen; ſo aber, da er dich in Verbindung mit vielen deiner weißen Brüder geſetzt hat, ſo iſt es deine Schuldigkeit für dieſe zu ſorgen, und die Sorge für die Schwarzen andern zu überlaſſen, die Gott mit ihnen verbunden hat.

Ihr werdet euch wundern, lieben Kinder, wie es mir möglich war, daß ich auf eine ſolche Thorheit gerieth, da ich mir doch ſo ernſtlich vorgenommen hatte, immer recht vernünftig zu handeln, und da mir doch meine Vernunft ſagen mußte, daß ich erſt für diejenigen ſorgen müſſe, die mir Gutes gethan hätten, oder die für mich arbeiteten und in meiner Nähe wohnten, und daß die Sorge für ſie mir ſo viele Zeit wegnähme, daß es mir unmöglich ſei, für Fremde, die ich nicht kannte, etwas zu thun. Ich habe euch dieß aber aus guten Abſichten erzählt, um euch vor einem Fehler zu warnen, den ſelbſt Menſchen, die ſonſt vernünftig handeln, nur gar zu oft begehen. Sie beklagen das Schickſal ſolcher Perſonen, die weit von ihnen entfernt ſind, entrüſten ſich über diejenigen, die über ſie geſetzt ſind, und ſagen auch wohl, wenn ſie an ihrer Stelle wären, ſo ſollte alles beſſer gehen. Unterdeſſen vergeſſen ſie die Perſonen, die zunächſt um ſie ſind, und die auf ihre Liebe und ihre Fürſorge den nächſten Anſpruch haben, und thun wenig oder nichts für ſie.

Merkt es wohl, lieben Kinder, was ich jetzt ſagen will. Alle Menſchen, weiße und ſchwarze, Chriſten und Muhamedaner, ſind Gottes Kinder, ſind unſere Brüder. Aus Liebe zum Vater müſſen wir auch ſeine Kinder lieben, und geneigt ſein, aller Wohl zu beſorgen. Da es aber ſchlechterdings nicht möglich iſt, daß wir allen Gutes thun

können, so müssen wir unsere Liebe denen beweisen, die uns die Nächsten sind, sonst können wir leicht auf die Thorheit gerathen, daß wir, aus Liebe zum Menschengeschlechte, die Liebe gegen die Menschen vernachlässigen.

Wer sind denn deine Nächsten, Julie?

J. Meine Eltern, du lieber Großvater, die jungen Herren hier —

G. Sonst Niemand?

J. Das Gesinde.

G. Allerdings. Sonst gar Niemand?

J. Herrn Tillmann nicht zu vergessen.

Ist die arme Kunigunde auch meine Nächste?

G. Ei das versteht sich. Sie hat ja zu dir ihre Zuflucht genommen. Ueberhaupt ist jeder Mensch dein Nächster, der dir nahe ist, und dem du im Stande bist nützlich zu werden.

Mit dieser Bemerkung schloß Herr Gottschalk dießmal seinen Unterricht.

Dreißigster Abschnitt.

Den folgenden Tag setzte er ihn fort. Ich hatte also, sagte er, das Schicksal meiner schwarzen Brüder ihrem und meinem Vater empfohlen, und dachte desto ernstlicher nach, was ich für die Weißen, mit welchem mich Gott in engere Verbindung gesetzt hatte, zu thun hätte. Da fielen mir nun so viele Leute ein, die auf meine Liebe ein vorzügliches Recht hatten und so vieles, was ich für sie zu thun hätte, daß es mir schien, als wenn meine Kräfte dazu kaum hinreichen würden. Ich wollte gern allen auf ein-

mal nützlich werden, aber ich merkte bald, daß dieß sogleich nicht ging. Deßwegen nahm ich einen nach dem andern vor, und überlegte, was ich für ihn thun könnte.

Da fiel mir nun gleich die arme Schmidtin ein, die meine Nächste war, da sie in meines Herrn Dorfe wohnte, und sie mich mit ihrer kummervollen Lage bekannt gemacht hatte. Dieser, dachte ich, willst du zuerst helfen. Aber wie? dieß war eine andere Frage. Im ersten Augenblicke fiel mir ein, ich wollte ihr von meinem Gehalte jährlich 60 — 80 Rthlr. zukommen lassen — bald dachte ich aber, wenn ich an diese so viel wendete, so bliebe mir wenig oder nichts übrig, um Andern beizustehen. Indem ich hierüber nachdachte, trat der alte Kutscher, den mein Herr, seines Alters wegen, zu Hause gelassen hatte, in das Zimmer.

Kennt Er, fragte ich ihn, die arme Schmidtin?

K. Ich werde sie ja kennen, ihr Mann hat immer bei uns auf dem Hofe gearbeitet.

G. Was ist es für eine Frau?

K. Jetzt ist sie eine ganz ordentliche Frau. Sonst war sie es freilich nicht. So lange der Mann lebte, war sie etwas leichtsinnig, hatte nicht viel Lust zur Arbeit, und wenn der Mann seinen Wochenlohn nach Hause brachte, so verzehrte sie ihn mehrentheils in der ersten Hälfte der Woche, und in der andern hungerte sie mit den Kindern. Aber seitdem sie den Versorger verloren hat, nimmt sie sich zusammen, greift die Arbeit frisch an, und macht mit dem, was sie verdient, eine ordentliche Eintheilung.

G. Die Frau verdient doch also, daß man sie unterstützt?

K. Das verdient sie allerdings. Aber lieber Herr Gottschalk! nur nicht mit Geschenken, sonst — denken Sie

an mich! verläßt ſie ſich darauf, und wird wieder faul und unordentlich. Die beſte Unterſtützung, die Sie ihr geben können, iſt Arbeit.

G. Was für Arbeit?

K. Für Leute, die Luſt zur Arbeit haben, gibt es immer etwas zu thun. Da haben Sie ja den großen Küchengarten, da iſt immer etwas zu pflanzen, zu jäten, zu begießen. Das ſind lauter Arbeiten, die die Frau verrichten kann. Die Kinder können ihr darin beiſtehen. Wollen Sie noch mehr für ſie thun, ſo geben Sie ihr ein Paar Groſchen mehr als gewöhnlich. Aber — um des Himmels willen ſchenken Sie ihr nichts; nicht einen Pfennig, ich ſage es Ihnen. Denn wenn ſie nur die geringſte Hoffnung zu Geſchenken hat, ſo hängt ſie die Arbeit an den Nagel, und legt ſich auf das Betteln.

G. Ich danke Ihm, lieber Alter! für Seinen Rath, ich finde ihn ſehr gut, und will ihn gewiß befolgen.

Er lächelte und ſagte: das iſt mir lieb. Ein einfältiger Mann hat ja auch bisweilen einen klugen Einfall, zumal wenn er ſchon ein Weilchen in der Welt gelebt hat.

Da er ſchon halb zur Thür hinaus war, kam er wieder zurück und ſagte: noch Eins Herr Gottſchalk! Sie werden doch die Frau unter Aufſicht geben? Der Gärtner muß bevollmächtigt werden, darauf zu ſehen, daß ſie zur gehörigen Zeit zur Arbeit kömmt, nicht zu früh Feierabend macht, und während der Arbeitsſtunden die Hände nicht in den Schooß legt. Thun Sie dieß nicht, ſo ſtiften Sie wieder nichts Gutes. Sie wird den Sonnabend zwar pünktlich kommen um das Geld zu holen, aber die Woche über wird es mit der Pünktlichkeit und dem Fleiße nicht viel zu ſagen haben; ſie wird ſich wieder auf die faule Seite legen.

Auch dieß verſprach ich zu befolgen, ging ſogleich zum Gärtner, theilte ihm meinen Entſchluß mit, und dieſer verſprach auch, über die Schmidtin die Aufſicht zu übernehmen.

Aber das ſage ich Ihnen, lieber Herr Gottſchalk! ſetzte er hinzu, die Arbeiten muß die Frau friſch angreifen, und wenn ſie ihre Kinder mitbringt, ſo müſſen dieſe auch arbeiten, ſonſt ſcheide ich von der Sache. Ich laſſe mir's vom Morgen bis zum Abend ſauer werden, und verlange, daß andere Leute, die neben mir ſind, es auch thun. Faullenzer kann ich nicht neben mir leiden, gegen dieſe habe ich einen natürlichen Abſcheu.

Da ſind wir einerlei Meinung, ſagte ich, ging fort und ließ die Schmidtin zu mir rufen.

Nachdem ich mich nach ihren Umſtänden genau erkundigt und ſie wieder ſehr geklagt hatte, daß es ihr ſo kümmerlich gehe, fragte ich ſie, wie viel ſie täglich verdiene?

Vier Groſchen, antwortete ſie, lieber Herr!

Dieß iſt freilich wenig, fuhr ich fort. Ich will Euch künftig täglich Arbeit in unſerem Küchengarten geben, und für jeden Tag fünf Groſchen Lohn bezahlen. Wenn Eure Kinder an der Arbeit Theil nehmen, ſo ſollen auch ſie ein paar Groſchen bekommen.

Sie dankte mir dafür mit Thränen.

Aber, ſetzte ich hinzu, fleißig müßt Ihr ſein, der Gärtner wird über Eure Arbeit Aufſicht führen. Seid Ihr unfleißig, ſo ziehe ich von Euerm Lohne wieder etwas ab, und wenn dieſes nichts hilft, ſo verliert Ihr die Arbeit ganz.

Sie verſicherte mich, daß ich über ſie gewiß keine Klage zu führen haben würde.

So hatte ich also das Vergnügen, durch diese Einrichtung die dürftige Familie aus ihren Sorgen gerissen zu haben.

Merkt euch dieß, lieben Kinder! viele Menschen kennen kein anderes Mittel ihren dürftigen Nebenmenschen zu unterstützen, als — Geschenke. Dieß ist nicht immer gut. Die Dürftigen werden dadurch sehr oft verleitet, daß sie, statt der Arbeit, Geschenke suchen, und sich an das Betteln gewöhnen. Daher kömmt es, daß in Städten, wo reichliche Almosen gegeben werden, sich die Zahl der Armen und Bettler immer vergrößert. Die beste Hülfe, die man den Armen geben kann, ist Arbeit. Dadurch werden sie in den Stand gesetzt, sich selbst zu ernähren, und werden vor dem schimpflichen Bettelstabe bewahrt. Wenn man aber seinem Nebenmenschen Arbeit verschaffen will, so muß man freilich den Kopf ein wenig anstrengen und nachdenken. Dieß ist etwas mühsam. Um diese Mühe sich zu ersparen, geben Leute, die immer Geld im Beutel haben, lieber einige Groschen oder Gulden hin. Dieß taugt aber, wie gesagt, nichts, lieben Kinder. Menschenliebe muß jeder, der ein Mensch ist, er sei reich oder arm, ausüben. Was sollte nun der Arme thun, der selbst nichts übrig hat, wenn man seine Menschenliebe durch nichts anderes, als durch Geschenke, beweisen könnte? Zur Arbeit kann auch der Unbegüterte seinem Nebenmenschen verhelfen. Ist er nicht im Stande, sie ihm selbst zu geben, so kann er ihn doch Andern empfehlen. Ihr habt ja das Exempel an meinem alten Kutscher, der durch seine Empfehlung eine ganze Familie in Nahrung setzte.

Dürfen wir denn aber, fragte Julie, gar keinem Armen etwas schenken?

G. Dieß habe ich nicht gesagt. In der nächsten Stunde will ich über diesen Punkt ausführlicher sprechen.

Einunddreißigster Abschnitt.

Julie wollte gern wissen, ob man den Armen gar nichts schenken dürfe? so fuhr Herr Gottschalk in der nächsten Lehrstunde fort. Allerdings muß man dieß bisweilen thun, wenn ihnen z. E. ein Unglück zustößt, und vorzüglich in dem Falle, wenn sie nicht im Stande sind zu arbeiten. Der Leute, die zur Arbeit unfähig sind, gibt es viele, z. E. Kranke, Gebrechliche, Kinder, oder Alte, die zur Arbeit keine Kräfte mehr haben.

So ging ich nach einiger Zeit in den Küchengarten, um zu sehen, wie die Schmidtin ihre Geschäfte verrichte; sie war aber nicht zugegen. Da ich mich bei dem Gärtner nach ihr erkundigte, sagte er, sie sei schon den Tag vorher nicht gekommen, und hätte ihm vor einer Stunde wissen lassen, daß sie krank wäre.

Die arme Frau! sagte ich, und ging weiter, nach einem Beete voll Blumenkohl, der eine ungewöhnliche Größe hatte. Ich freute mich darüber, und trug dem Gärtner auf, mir einige Stauden davon zu schicken, damit ich sie zu Mittage genießen könnte.

Er schnitt sie sogleich ab und sagte: den Blumenkohl haben wir doch der Schmidtin zu danken. — Sie hat das Land dazu gegraben, gedüngt und bepflanzt, und ihre Kinder haben es begossen und vom Unkraute gereinigt.

Die arme Frau! sagte ich noch einmal, sorgt denn auch Jemand für sie?

Wer ſollte denn ſorgen? gab der Gärtner zur Antwort; ſie hat lauter arme Anverwandte, die mit ihrer eigenen Erhaltung ſo viel zu thun haben, daß ſie ſich wenig um Andere bekümmern können.

So mußt du, dachte ich, dich um ſie bekümmern, denn ſie iſt in deinen Dienſten, und Gott hat ſie an dich gewieſen. Statt alſo nach Hauſe zu gehen und zu verordnen, wie der Blumenkohl ſolle bereitet werden, ging ich nach dem Hauſe der Schmidtin.

Es iſt gut, lieben Kinder! wenn man bisweilen die Hütten der Armen und Nothleidenden beſucht, damit man ſelbſt ſehe, wie traurig oft ihre Lage iſt, und wie man ihnen am beſten helfen könne.

Freilich hat man da manchen Anblick, der unangenehm und ekelhaft iſt, aber man kann dann auch beſſer Hülfe leiſten, als wenn man ſich auf die Nachrichten verläßt, die uns Andere davon geben.

Bei dem Eintritte in das Stübchen, in welchem die Elende lag, kam mir ein höchſt unangenehmer Geruch entgegen, der mich beinahe bewogen hätte, wieder umzukehren. Wäre dieß wohl recht geweſen, wenn ich, um mir eine unangenehme Empfindung zu erſparen, meinen armen Nebenmenſchen in ſeiner Noth verlaſſen hätte? Ich überwand alſo meinen Widerwillen, trat hinein und fand da mehr, als ich zu finden vermuthet hatte, nicht nur die Schmidtin, die auf einem ſehr elenden Lager lag, ſondern auch ihre Kinder, die hinter Spinnrädern ſaßen, um mit Spinnen einige Pfennige zu erwerben, und überdieß einen alten eisgrauen Mann, der keinen Zahn mehr im Munde hatte, und deſſen Gerippe nur mit Haut und Adern überzogen war.

Wie geht's Schmidtin? fragte ich ſie. Schlecht! war ihre Antwort. Wenn ſie es auch nicht geſagt hätte, ſo konnte ich es ihr anſehen, daß ſie ſich ſchlecht befinden müſſe. Sie lag in einer großen Hitze, das Geſicht war aufgedunſen, die Lippen ſchwarz, ſie athmete ſehr geſchwind und ängſtlich.

Was braucht ihr für einen Arzt?

Der Herr iſt unſer Arzt, ſagte der Alte, wir ſind zu arm, als daß wir den Arzt bezahlen könnten.

G. Und wer ſeid Ihr?

A. Ich bin der alte Bernold, der Vater der Schmidtin.

G. Wie alt ſeid Ihr?

A. Fünfundachzig Jahr.

G. Da wird Euch die Arbeit auch ſauer werden.

A. Ach lieber Herr! ich kann eigentlich gar nicht mehr arbeiten. Es iſt kein Mark mehr in den Knochen; ſchwere Arbeiten kann ich gar nicht mehr thun — ein bischen Spinnen, das iſt alles, was ich noch verrichten kann. Aber auch damit will es nicht recht mehr gehen. Die Glieder zittern mir zu ſehr, und an der rechten Hand fehlen mir zwei Finger, die mir im ſiebenjährigen Kriege ein Croat abgehauen hat.

G. Wo ſchlafen denn dieſe Kinder?

A. Wo ſollten ſie ſchlafen? bei der Mutter; ſie hat nur ein Bette im Hauſe.

G. Aber doch wohl noch eine Kammer?

A. Hier neben der Stube iſt noch ein Kämmerchen.

Ich ſah hinein und fand, daß da das Behältniß von allen den Sachen war, die dieſe arme Frau hatte.

Nachdem ich ein Paar Minuten überlegt hatte, was hier zu thun wäre, wendete ich mich zu dem alten Bernold

und ſagte: Lieber Mann! hier dieſe Kranke iſt Eure Tochter und dieſe Kinder ſind Eure Enkel; dieſe hat Gott an Euch gewieſen, daß Ihr ihnen beiſtehen ſollt. Bleibt bei Eurer Tochter, wartet und pfleget ſie, und ſehet auf die Kinder, daß ſie fleißig ſind, und ſich reinlich halten. Thut Ihr Eure Schuldigkeit, ſo wird Gott für das Uebrige ſorgen, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. Nach ein Paar Stunden ſoll Eure Noth ziemlich gemindert ſein.

A. Gott vergelte es Ihnen, lieber Herr! Wenn meine Tochter nur ein einziges Gläschen Wein zur Labung haben könnte!

G. Was ihr gut iſt, ſoll alles beſorgt werden. Lebt wohl! ſeid geduldig und vertrauet Gott!

Hier war alſo der Fall, wo die Armen mit Geſchenken mußten unterſtützt werden, weil ſie nicht vermögend waren, durch Arbeit ſich etwas zu erwerben. Aber was ſollte ich ſchenken? das mußte ich erſt überlegen.

Glaubt mir Kinder! es iſt nicht genug, daß man die Verlaſſenen, die nicht arbeiten können, beſchenkt; ſondern man muß überlegen, was man ihnen ſchenken will. Geſchenke, die ohne Ueberlegung gegeben werden, ſchaden oft mehr als ſie nützen.

Hätte ich z. E. dieſen armen Leuten blos eine Schüſſel voll Eſſen geſchickt, ſo würden es ſich der Alte und die Kinder zwar haben gut ſchmecken laſſen; aber die Kranke würde davon nichts haben genießen können, und wenn ſie es gethan hätte, ſo würde es ihr geſchadet haben. Hätte ich ihnen wollen einige Ducaten geben; ſo würden dieſe einfältigen Leute nicht gewußt haben, wozu ſie dieſelben hätten anwenden ſollen. Der Alte z. E. würde ſogleich

Wein für seine Tochter gekauft haben, und damit hätte er sie können um's Leben bringen.

Ich überlegte also, was ich diesen Leuten schenken wollte, und da ich dieß gethan hatte, schritt ich sogleich zur Sache.

Zuerst ließ ich einen Arzt rufen, empfahl ihm die Kranke, bat ihn, sie täglich zu besuchen, mit den nöthigen Arzneien zu versorgen, und die Nahrungsmittel und Erquickungen zu bestimmen, die ihr sollten gereicht werden, versprach ihm auch, daß alles richtig solle bezahlt werden. Dann ließ ich meinen alten Kutscher kommen, schilderte ihm die Noth dieser alten Leute, und bat ihn, mir beizustehen, um sie zu retten.

Er versprach sein Möglichstes zu thun, und fing sogleich an meine Aufträge zu besorgen. Er ging selbst in die Hütte der Elenden, räumte die Kammer auf, und besorgte in derselben ein Lager für die Kinder, damit sie nicht angesteckt würden, wenn sie bei ihrer Mutter lägen. Ferner ließ er das Bette des alten Bernold herbeiholen, damit er des Nachts darin ruhen könne. Hierauf schickte ich für den Alten und die Kinder einen Topf voll Gemüse und ließ ihm sagen, er solle den ältesten Knaben täglich in meine Küche schicken, und daselbst für sich und seine Enkel die Mittagsmahlzeit abholen lassen. Der Kranken ließ ich ein Paar Citronen und das Uebrige zukommen, was ihr der Arzt verordnet hatte.

Da ich des Abends auf mein Lager kam, machte es mir viel Freude, daß ich den Tag über so viel Gutes gethan und die Leiden von vier Personen, durch meine Fürsorge, gemindert hatte. So wohl würde ich mich nicht befunden haben, wenn ich mich um die Negersclaven und

nicht um dieſe, mit mir ſo nah verbundenen Leute bekümmert hätte. Weder dieſen noch jenen würde ich etwas genützt haben.

Auch die folgenden Tage ſetzte ich meine Sorge für dieſe arme Familie fort.

Aber, lieben Kinder! nicht immer gelingt uns das Gute ganz, das wir thun wollen. Das darf uns aber davon nicht abhalten. Wir müſſen immer thun, was wir für unſere Schuldigkeit, für Gottes Willen halten, und müſſen es ihm überlaſſen, ob er es uns damit wolle gelingen laſſen oder nicht.

Ich freuete mich voraus darauf, daß die kranke Schmidtin durch meine Fürſorge wieder geneſen, an ihre Arbeit gehen und die Sorge für ihre Kinder wieder übernehmen ſollte.

Der Arzt mußte daher täglich zu mir kommen und mir von ihrem Befinden Nachricht geben. Anfänglich lauteten dieſe Nachrichten ganz angenehm, nachher waren ſie aber nicht mehr ſo gut, und am neunten Tage kam er ſehr traurig und ſagte: Ich kann Ihnen heute nicht viel Angenehmes erzählen, unſere Kranke iſt heute, in meiner Gegenwart, verſchieden.

Dieß betrübte mich freilich ſehr; ich beruhigte mich aber damit, daß ich doch gegen ſie meine Schuldigkeit gethan hatte. Würde ich mir nicht die bitterſten Vorwürfe haben machen müſſen, wenn ich ſie ohne Wartung und Pflege hätte ſterben laſſen? würde ich nicht haben glauben müſſen, daß ich, durch meine Sorgloſigkeit, die Urſache ihres Todes geweſen wäre?

Die Verſtorbene, fuhr der Arzt fort, hat mir aufgetragen, Ihnen noch recht herzlich zu danken, für die Barm-

herzigkeit, die Sie ihr erzeigt hätten, und daß ſie Ihnen, weil Sie ein ſo guter Herr wären, ihre ganze Verlaſſenſchaft vermache.

St. Oh! ich dachte ſie wäre ſo arm geweſen.

G. Freilich war ſie es; ſie hatte aber doch einige Koſtbarkeiten, die ſie mir vermachte, dieſe waren — ihr alter Vater und ihre Kinder. — (Stephan ſchüttelte den Kopf.)

G. Ja lieber Stephan! wenn eine reiche Frau mich zum Erben ihres Vermögens eingeſetzt hätte, ſo würdeſt du es für ein großes Glück halten. In den erſten Augenblicken dachte ich auch ſo wie du: lieber wäre es dir, wenn du einige tauſend Thaler ererbt hätteſt. Da ich aber die Sache recht überlegte, ſo freute ich mich doch innig über dieſe Erbſchaft. Wenn du viel Geld geerbt hätteſt, dachte ich, was wollteſt du damit thun? dich beſſer kleiden? eine beſſere Tafel führen? das wäre doch fürwahr nicht gut; nur dann würde geerbtes Geld dir nützlich ſein, wenn du es anwendeteſt, um damit Gutes zu ſtiften. Und wird dir nicht durch dieſe Erbſchaft hierzu die beſte Gelegenheit gegeben? Wenn du für den Alten und für die verlaſſenen Kinder redlich ſorgeſt, wirſt du damit nicht ſehr viel Gutes ſtiften?

Ich nahm alſo die Erbſchaft, die mir Gott beſcheert hatte, mit Dank an, und machte gleich den folgenden Tag Anſtalt, ſie in Beſitz zu nehmen.

Zweiunddreißigſter Abſchnitt.

Die Beſitznahme geſchah folgendermaßen: Zuerſt ging ich in das Trauerhaus, wo ich mit einem ſo wehmüthigen

Jammergeschrei empfangen wurde, daß ich mich selbst kaum der Thränen enthalten konnte. Ich faßte mich aber, und sagte: Beruhiget euch lieben Leute! der Trauerfall, der euch betroffen hat, ist nach Gottes Willen erfolgt. Er meint es mit den Menschen immer gut; und hat gewiß auch hierbei, in Ansehung eurer, gute Absichten. Thut nur immer Recht, so wird er euch gewiß nicht verlassen. Da die Verstorbene euch mir anvertraut hat, so werde ich gewiß für euch redlich sorgen.

Der Alte dankte mir herzlich und ich sorgte sogleich dafür, daß ihm und seinen Enkeln für diesen Tag die nöthigen Nahrungsmittel gereicht wurden.

Dieß hätte ich täglich thun können, der Alte würde dabei sich wohl befunden haben, und die Kinder würden genährt und groß geworden sein.

Aber — lieben Kinder! das Vorzüglichste am Menschen ist, wie ihr wohl wißt, die Seele. Will man also an seinem Nebenmenschen Menschenliebe ausüben, so muß man vorzüglich für seine Seele sorgen, daß sie verständig und gut werde; sonst sorgt man nur halb für ihn und stiftet in vielen Fällen mehr Schaden als Nutzen. Dieß würde bei den Schmidtischen Kindern geschehen sein, wenn ich für sie nichts gethan, als sie gefüttert hätte; sie würden dabei unwissend und ungeschickt geblieben, und faul geworden sein. So würde ich durch meine Wohlthätigkeit ein Paar Leute erzogen haben, die in der Zukunft der Gemeine zur Last gefallen wären.

Da nun der alte Kutscher bisweilen gute Einfälle hatte, so ließ ich ihn zu mir rufen, um mit ihm zu überlegen, was ich mit den Kindern thun sollte.

Alter! ſagte ich, hat Er gehört, was für eine Erbſchaft ich gethan habe?

K. Ich werde ja. Wenn eine reiche Wittwe Sie zum Erben eingeſetzt hätte, ſo würde Ihnen die Erbſchaft vielleicht mehr Freude gemacht haben; ich denke aber, wenn Sie den armen Leuten, die Ihnen der liebe Gott zugeführt hat, Gutes thun, und Gott ſeinen Segen dazu gibt, ſo wird es Ihnen in der Folge mehr Freude machen, als geerbtes Gut. Von meinem ſeligen Vater erbte ich zwanzig Gülden, das iſt meine einzige Erbſchaft, die ich Zeit meines Lebens gethan habe. Wenn ich aber durch die Flur gehe, und ſehe da ſo manchen Menſchen, dem ich nützlich geweſen bin, ſo freue ich mich allemal von Grund meines Herzens; und manchmal ſchleicht einer mit traurigem Geſichte neben mir hin, der viel geerbt hat.

G. Ich bin auch Seiner Meinung. Aber was fange ich nur mit den Kindern an, die ich geerbt habe?

K. Vor allen Dingen ſorgen Sie dafür, Herr Gottſchalk, daß ſie unter gute Zucht kommen, daß ſie zur Ordnung, zum Gehorſam und zum Fleiße angehalten, und mit Gott bekannt gemacht werden.

G. Das will ich gern thun; wenn ich aber nur Jemanden wüßte, dem ich ſie anvertrauen könnte.

K. Ich habe ſchon darüber nachgedacht, und da iſt mir der Michael Weinſtock und ſeine Frau beigefallen; das ſind feine, ſtille, arbeitſame Leute, die kein Kind haben.

G. Was werde ich ihnen aber zahlen müſſen?

K. Sie werden ſich mit einem Wenigen genügen laſſen. Und wiſſen Sie denn ſchon, daß ein Capital von dem Großvater unſers Herrn von Tſchrink da iſt, von

deſſen Zinſen arme Kinder in der Gemeine erzogen werden ſollen?

G. Daran habe ich wirklich nicht gedacht. Gut! daß Er mich daran erinnert. Jetzt gehe Er gleich zu Michael Weinſtock und ſeiner Frau, und trage Er ihnen die Kinder an. Sind ſie geneigt dieſelben anzunehmen, ſo bringe Er dieſe Leute zu mir.

Gegen Abend kamen ſie. Ich wurde mit ihnen bald wegen des Koſtgeldes einig, das ich ihnen geben ſollte. Dies Geld, ſagte ich, ſoll euch alle Monate richtig ausgezahlt werden; aber, lieben Leute! thut auch eure Schuldigkeit gegen die Kinder. Sehet, Gott hat ihnen den Vater und die Mutter genommen, und übergibt ſie nun euch dieß iſt eben ſo viel, als wenn der liebe Gott zu euch ſagte: hier Michael Weinſtock, hier Weinſtockin! übergebe ich euch dieſe verlaſſene Kinder, daß ihr Vater- und Mutterſtelle bei ihnen vertreten ſollt; ihr müßt ſie nun wie eure eigene Kinder behandeln. Dieß vergeßt ja nicht, daß ſie euch! von Gott anvertraut ſind. Sorgt alſo dafür, daß ſie täglich geſättigt, gekleidet und reinlich gehalten werden, wartet und pflegt ſie in Krankheiten, vergeßt aber nicht, daß die Seele der Kinder die Hauptſache iſt, und haltet ſie deßwegen an, daß ſie fleißig die Schule beſuchen, immer die Wahrheit reden, Niemanden beleidigen, Niemanden betrügen, fleißig arbeiten, damit, wenn ſie einmal groß werden, im Stande ſind, ſich redlich zu nähren, und ihren Nebenmenſchen nützlich zu werden.

Die guten Leute weinten, verſprachen für die Kinder, wie für ihre eigenen, Sorge zu tragen, und gaben mir die Hände drauf.

Nun ging ich mit ihnen zu den Kindern. Kinder! ſagte

ich, ihr habt nun keinen Vater und keine Mutter mehr. Aber Gott ſchickt euch dieſe guten Leute zu, die wie Vater und Mutter für euch ſorgen wollen. Nun iſt es aber eure Schuldigkeit, daß ihr ihnen gehorcht, und alles thut, was ſie euch befehlen. Da ſie viele Mühe mit euch haben werden, ſo müßt ihr auch dafür dankbar ſein, und euch immer ſo betragen, wie ihr wißt, daß ſie es gern haben. Die Kinder mußten ihren neuen Pflegeeltern mit einem Handſchlage verſprechen, daß ſie es thun wollten. Dieſe nahmen die wenigen Kleidungsſtücke der Kinder zu ſich, und führten ſie mit ſich fort.

Der alte Bernold weinte und ſah mich wehmüthig an. Ich verſtand, was er ſagen wollte, und kam ſeiner Bitte zuvor. Für Euch, guter Alter! ſagte ich, iſt auch geſorgt. Ihr kommt täglich zu Mittage auf das Gutshaus, da werdet Ihr in der Geſindeſtube immer eine gute Mittagsmahlzeit finden, die Euch ſättigen wird. Verrichtet ferner die wenige Arbeit, die Ihr thun könnt, ſo werdet Ihr von Eurem Verdienſte das Wenige, das Ihr noch nöthig habt, Euch leicht verſchaffen können.

Er fing an mir zu danken — ich ließ ihn aber nicht zum Worte kommen, ſondern ſagte: nicht mir, ſondern Gott danket, der mir den Auftrag gab, für Euch zu ſorgen.

Ich ging fort, und dankte Gott auch in meinem Herzen, daß er mir Gelegenheit gegeben hatte, ſo viel Gutes zu ſtiften.

Da ich nach Hauſe kam, ließ ich meinen alten Kutſcher rufen, um mit ihm die Freude zu theilen, die mir Gott beſcheert hatte.

Dreiunddreißigster Abschnitt.

Nachdem wir einige Zeit mit einander geplaudert, und einander versichert hatten, daß es für den Menschen eine der größten Freuden sei, wenn er seinen Nebenmenschen Gutes thun könne, fragte ich, ob es im Dorfe etwa noch mehrere Nothleidende gäbe? Nothleidende, antwortete er, die Hülle und die Fülle, Sie müßten aber einen großen Beutel haben, wenn Sie diesen allen helfen wollten.

G. Wenn sie aber wirklich in Noth sind, so ist es doch meine Schuldigkeit ihnen zu helfen. Was für Noth drückt sie denn?

K. Armuth und Krankheit. Da gibt es so viele Häuser, wo die Krankheit gar nicht aufhört; wenn eins aufgestanden ist, so legt sich das andere. Viele Nachbaren haben die Sonne mehr im Hause, als das liebe Brod. Den Leuten ist aber nicht zu helfen. Der gnädige Herr hat schon so viel für die Gemeine gethan, es ist aber weder weißer noch schwärzer geworden. Die Leute sind selbst an ihrer Noth Ursache.

G. Wie so?

K. Davon ließe sich viel reden. Die wenigsten wissen wie sie sich gesund erhalten sollen. Sie sind höchst unreinlich. Es ekelt einem nur, wenn man in die Stube kommt, oder ihre Kleider, Gesichter und Hände ansieht. Dabei tragen sie große Pelzmützen, wodurch der Kopf immer im Schweiße erhalten, und die Unreinlichkeit vermehrt wird. Wie kann der Mensch, der immer im Schmutze bis über die Ohren steckt, gesund bleiben? Wenn sie sich nun nicht wohl befinden, so brauchen sie lauter verkehrte Mittel, wodurch sie Uebel ärger machen. Die Balsamträger, die

Jahr aus Jahr ein herumziehen, das ſind ihre Aerzte. Von dieſen kaufen ſie, und nehmen es ein. Das ſind noch die Vernünftigſten, die das thun. Es gibt aber auch noch Familien hier, die glauben, wenn ſie Schmerz im Bauche oder in den Gliedern fühlen, ſie wären behext, und machen ſo albernes Zeug, daß man ſich ſchämen muß davon zu reden.

G. Woher kommt denn aber die große Armuth?

K. Davon kommt ſie, weil die Leute keine Haushaltung zu führen, und keinen Ackerbau zu treiben verſtehen. Wenn ſie ein paar Thaler einnehmen, ſtatt daß ſie davon etwas in die Haushaltung oder auf die Verbeſſerung des Ackers wenden ſollten, ſo verzehren ſie es ſogleich. Wenn nun ein Stück Vieh, oder ein Ackergeräth ſoll gekauft werden, ſo haben ſie keinen Heller in den Händen, und müſſen borgen, das geborgte Geld müſſen ſie verzinſen, Holz können ſie nicht kaufen, deßwegen heizen ſie mit Stroh ein, und kochen auch bei Stroh. Das fehlt hernach bei der Düngung; für das Vieh haben ſie kein Futter, und können alſo nur wenig halten; und wenn ſie ein Pferd brauchen, ſo kaufen ſie gemeiniglich ein altes Thier für ein paar Ducaten, das kein Mark in den Knochen hat, und alſo nicht im Stande iſt, das Land ordentlich zu bearbeiten. Wie kann es da anders kommen, als daß ſie immer mehr verarmen?

G. So muß man dieſe Leute belehren.

K. Mit der Belehrung iſt es gar eine feine Sache. Wenn ſie aber etwas helfen ſoll, ſo müſſen die Leute auch darnach thun. Das geſchieht aber bei unſern Leuten nicht. Der Herr von Tſchrink und unſer Herr Pfarrer haben ſchon genug belehrt; da hat man aber ſo viele Einwendungen dagegen gemacht, daß die guten Herren am Ende des Be-

lehrens satt wurden. Versuchen Sie es nur einmal und belehren Sie einen —

G. Das werde ich versuchen.

K. Ich wünsche Glück dazu.

Mit diesen Worten verließ er mich. Seine Erzählungen hatten mich traurig gemacht. Ich trat an das Fenster, aus welchem ich auf das Feld sehen konnte, wo eben der Mond aufging.

Das Aufgehen des Mondes ist so angenehm, daß es nicht leicht ein Mensch sehen wird, ohne darüber Freude zu empfinden. Selbst Kinder, wenn sie den Aufgang des Mondes erblicken, rufen einander zu: seht hier den schönen Mond!

Auch ich empfand bei dem Aufgange desselben Vergnügen, und da ich gewohnt war, bei jeder Naturbegebenheit an Gott zu denken, so wurden auch jetzt meine Gedanken auf ihn geleitet.

Wie er so gütig ist, dachte ich bei mir selbst; allen Erdbewohnern, auf welche jetzt der Schein des Mondes fällt, leuchtet er damit; leuchtet damit so manchen Reisenden, und bewahrt ihn vor Verirrung; leuchtet auch damit Menschen, die nicht an ihn denken, ihm nicht danken. So mußt du auch handeln, Gutes thun, wo du kannst, auch Menschen, die gegen dich nicht dankbar sind.

Nun fielen mir wieder die Armen und Kranken in meiner Gemeine ein. Für diese, dachte ich, mußt du gewiß sorgen. Herr von Tschrink ist ja ihr Oberherr, und du bist sein Stellvertreter. Aber, wie für sie sorgen? wie ihnen helfen? Ich sann hin und her, und fand kein schicklicheres Mittel als — die Belehrung.

Ach die Belehrung, die Belehrung ist das beste Mittel

seinem leidenden Nebenmenschen zu helfen. Sie ist in den meisten Fällen weit mehr werth als alle Unterstützung. Denn wenn die Menschen, durch Belehrung, erst verständiger und besser geworden sind, so können sie sich in den mehresten Fällen selbst helfen, und bedürfen fremder Hülfe nicht.

Ich legte mich also mit dem Vorsatze nieder, die Belehrung bei diesen Unglücklichen noch einmal zu versuchen.

Sobald die Geschäfte des nächsten Vormittags geendigt waren, nahm ich meinen Stab und durchwandelte die Flur, um Menschen zu finden, die ich belehren könnte.

Gar weit war ich nicht gegangen, so stieß ich auf einen Elenden, dessen Anblick mich sehr wehmüthig machte. Er selbst war bleich, mit alten zerrissenen Lumpen bedeckt, sein Pferd war blind, kraftlos, und so dürr, daß man seine Rippen zählen konnte. Sein Acker war mit Disteln und Brombeersträuchen bedeckt, und des Weizens, den er darauf erntete, war sehr wenig, er hatte kurze Halme und kleine Aehren.

Ei! Ei! Nachbar Christian! sagte ich, Seine Ernte ist auch gar schlecht.

Chr. Ja wohl! wie es halt bei armen Leuten zu gehen pflegt.

Ich. Woher kommt denn dieß aber?

Chr. Wir haben ein schlechtes Jahr. Der Regen hat gefehlt.

Ich. Der Regen hat auch auf den Gutsäckern gefehlt; gleichwohl ist die Ernte auf jedem Acker weit ergiebiger.

Chr. Das glaube ich! Wenn ich des Herrn von Tschrink sein Geld hätte, so sollte meine Ernte auch ergiebiger sein.

Ich zeigte ihm, daß es bei Verbesserung des Feldes nicht sowohl auf Geld, als vielmehr auf Fleiß und eine gute Einrichtung ankäme; ich machte ihn auch aufmerksam auf seine Schwächlichkeit, zeigte ihm die Ursache davon; gab ihm verschiedene Anschläge, wie er seine Gesundheit und seine Haushaltung verbessern, und sich gesund erhalten könne. Er wendete aber gegen alles etwas ein, und war gar am Ende so unhöflich, daß er sagte: das verstehen Sie nicht.

Ich ließ ihn also hülflos stehen, und wendete mich zu einem andern, der, nicht weit davon, sich mit Feldarbeit beschäftigte. Bei diesem fand ich nicht mehr Eingang, und er sagte endlich, wenn er ein paar hundert Thaler in den Händen hätte, so sollte bald alles besser gehen.

Diese Paar hundert Thaler hatte ich nun nicht, und wenn ich sie gehabt hätte, so würde ich doch Bedenken getragen haben, sie ihm anzuvertrauen. Denn wozu nützt das Geld einem Menschen, der unwissend ist, und keine Belehrung annimmt? er wird davon immer einen verkehrten Gebrauch machen.

Ich ließ ihn also auch stehen, und ging traurig zurück. Doch gab ich noch nicht alle Hoffnung auf, und beschloß weiter nachzudenken, ob ich nicht ein Mittel finden könnte diesen Leuten zu helfen. Denn, lieben Kinder! wenn es uns ein rechter Ernst ist, Andern zu helfen, so darf man nicht gleich die Hoffnung aufgeben, wenn es damit nicht augenblicklich gelingt.

Herr Gottschalk! rief Jemand hinter mir; ich sah mich um, es war Michael Weinstock.

Wollen Sie denn, sagte er, sich nicht ein wenig hierher bemühen, und sehen, wie sich Ihre Pflegekinder befinden?

Ich folgte ihm und fand sie auf einem Acker, wo sie ihren Pflege-Eltern bei Zusammenbringung des Getreides behülflich waren. Der Anblick machte mir Freude, und ich ließ mich mit diesen guten Leuten in ein weiläufiges Gespräch über ihre Wirthschaft und über ihre Gesundheitspflege ein. Da fand ich nun freilich, daß sie auch in vielen Stücken noch sehr unwissend waren, und ganz falsche Meinungen hatten. Sie hatten z. E. auch ein Gläschen Arznei, das sie von einem Balsamträger gekauft hatten, und wovon sie einnahmen, wenn ihnen etwas fehlte; aber doch merkte ich, daß sie aufmerkten, wenn ich ihnen eine gute Lehre gab.

Bei diesen Leuten, dachte ich, wirst du etwas ausrichten. Diese willst du belehren. Wenn es dann mit ihnen besser geht, so werden vielleicht andere Nachbarn dadurch zum Nachdenken gebracht, und lassen sich durch ihr Beispiel belehren.

Ich suchte diese Familie also alle Woche ein paarmal auf, und belehrte sie. Zuerst zeigte ich ihnen, wie sie sich und die ihnen anvertrauten Kinder gesund erhalten, und sich helfen könnten, wenn ihnen eine Unpäßlichkeit zustieße. Da kam es mir wohl zu statten, daß ich bei Herrn Federweiß war erzogen worden. Dieser liebe Mann gab uns so gute Lehren, in Ansehung der Gesundheitspflege, daß ein Kranker in seinem Hause so selten war, wie ein weißer Sperling. Stieß ja einem von uns eine kleine Unpäßlichkeit zu, so hatte er immer einige ganz einfache Mittel bei der Hand, mit denen er ihm sogleich half. Diese Mittel schaffte ich mir auch an, und ermahnte den Michael Weinstock, daß er, so oft er, oder jemand von den Seinigen, sich nicht wohl befände, sogleich zu mir kommen und Hülfe

ſuchen ſollte. Wollt Ihr mir denn aber auch folgen? fragte ich.

Von Herzen gern; antwortete er.

Nun, fuhr ich fort, ſo bringt mir denn, zum Beweiſe Eurer Folgſamkeit, das Arzneiglas, das Ihr von dem Balſamträger gekauft habt.

Er brachte es, und ich warf es, vor ſeinen Augen, zum Fenſter hinaus.

Nun gab ich ihm auch Anleitung, wie er ſeinen Ackerbau, ſeine Viehzucht und ſeine ganze Haushaltung verbeſſern könne, und that ihm, im Stillen, wenn es nöthig war, einen kleinen Vorſchuß.

Da ich z. E. bemerkte, daß der erſte Grund von ſeiner armſeligen Ernte und ſchlechten Viehzucht darin lag, daß er das Stroh, welches er zur Fütterung des Viehes und Düngung des Landes benutzen ſollte, verbrennte, ſo rieth ich ihm, ſich künftig mit Holz zu verſehen.

Das geht bei mir nicht, antwortete er. Mein Pferd hat kein Mark in den Knochen. Mit dieſem kann ich keine Holzfuhren thun. Und woher ſollte ich armer Mann das Geld zum Holze nehmen?

Ich ließ ihm alſo Holz herbei fahren, und mir das Geld dafür nach und nach zurückzahlen.

Da mir dieſe Familie nun in allen Stücken folgte, ſo hatte ich die Freude zu ſehen, daß ihre Umſtände ſich von Tage zu Tage beſſerten.

Weinſtocks ganzes Haus wurde geſund, jung und alt bekam eine blühende Geſichtsfarbe, die Aecker wurden fruchtbarer, die Ernte ergiebiger, auf dem Hofe gingen gutgefütterte Rinder, und ſprangen Schafe und Lämmer, ſein Pflug wurde von einem raſchen Braunen gezogen, und die

alte Scheuer, die ſonſt immer mit dem Umſturz drohete, wurde niedergeriſſen, und eine neue aufgebaut.

Im ganzen Dorfe ſprach man von Weinſtocks Wohlſtande, und woher derſelbe wohl kommen möchte: einer rieth da, der andere dort hin. Einige Nachbaren — ſolltet ihr's wohl glauben? — waren der Meinung, der Drache ſchleppe ihm alles zu, was er nöthig hätte.

J. Der Drache? was iſt denn das?

G. Ich will es dir ſagen. Bisweilen ſieht man des Nachts eine feurige Kugel durch die Luft fliegen, die einen langen Schweif hat. Von dieſer glauben nun einfältige Leute, es wäre ein Drache, der den Nachbaren, die es mit ihm hielten, Butter, Mehl, Speck, Eier, Geld und alles was ſie nöthig hätten, zuſchleppe. Warum wirſt du roth, Stephan?

St. Unſer Knecht hat mir viel von dieſen Drachen erzählt.

G. Und du haſt es geglaubt?

St. Ei freilich.

G. Da biſt du im Irrthume geweſen. Der ſogenannte feurige Drache iſt weiter nichts, als ein Klumpen Dünſte, die ſich in der Luft entzünden, und mit großer Schnelligkeit durch dieſelbe fliegen.

Einige Nachbaren waren aber doch verſtändiger. Sie beſuchten Weinſtocken, beſprachen ſich mit ihm, thaten es ihm nach, und wenn ich dann ſah, daß ſie verſtändiger geworden waren, und ihre Sachen gut machten, ſo unterſtützte ich ſie auch.

So hatte ich nach einigen Jahren die Freude zu ſehen, daß die Krankheiten und die bittere Armuth aus den mehreſten Hütten gewichen waren; daß die bleiche Farbe,

die Lumpen, die ſo viele Einwohner entſtellt hatten, die blinden, abgemergelten Pferde, die vielen wüſten, unangebaueten Aecker faſt ganz verſchwanden, und allenthalben Geſundheit und Wohlſtand ſichtbar war. Würde ich dieß wohl haben mit Gelde möglich machen können? Gewiß nicht. So wichtig, lieben Kinder! iſt es alſo, ſeine irrenden, unwiſſenden Mitmenſchen zu belehren. Wenn man aber freilich Andere belehren will, ſo muß man?

J. Selbſt belehrt ſein.

G. Freilich! denn wie kann der Andere belehren, der ſelbſt nichts weiß, oder der ſich ſelbſt im Irrthume befindet. Dieſer ſtiftet oft mehr Schaden als Nutzen. Könnt ihr euch vielleicht auf Jemanden beſinnen, der euch auch belehren wollte, und durch ſeine Belehrung euch ſchadete?

Alle. O ja, Dreyfuß! Der belehrte uns von Geſpenſtern.

G. (Lächelnd) Und wozu, Stephan! nützte dieſe Belehrung?

St. Daß wir furchtſame Haſen wurden, und uns nicht getrauten im Dunkeln vor die Thür zu gehen.

G. Und wenn dieſe Belehrung fortgedauert hätte, ſo würde euch der ganze Kopf mit Geſpenſtern angefüllt worden ſein, und ihr würdet allenthalben welche geſehen und gehört haben, und gleichwohl hätte es der gute Dreyfuß mit ſeiner Belehrung herzlich gut gemeint.

Seht alſo Kinder! wie nöthig es iſt, daß man immer auf gute Lehre merkt, und durch eigenes Nachdenken immer mehr zu lernen ſucht. Denn wenn man in Unwiſſenheit und Irrthum aufwächſt, ſo iſt man hernach in vielen Fällen nicht im Stande, wenn man auch gern wollte, Gutes zu thun und ſeinen leidenden Nebenmenſchen beizuſtehen.

Vierunddreißigster Abschnitt.

So verflossen mir, auf des Herrn von Tschrink Landgute, einige Jahre sehr angenehm. Freilich hatte ich viele Arbeit, aber der Glaube, daß Gott sie mir aufgetragen habe, machte sie mir angenehm. Kam mir auch gleich bisweilen ein Geschäft vor, das mir verdrießlich war, so griff ich es doch frisch an, weil ich es für Gottes Willen hielt, daß ich es thun solle, und ich glaubte, ein gutes Kind müsse nicht nur angenehme Aufträge des Vaters, sondern auch solche ausrichten, die ihm unangenehm sind.

Das Unangenehmste war mir immer die Eintreibung der Abgaben und Zinsen, die mein Herr von seinen Unterthanen zu fordern hatte. Wenn ich aber bedachte: es ist Gottes Wille, daß du dieß thust, weil du dadurch deinem Herrn zu seinem Eigenthume verhilfst, und seine Unterthanen zur Thätigkeit und Ordnung gewöhnst, so wurde es mir doch auch erleichtert.

Um die Unterthanen an Ordnung zu gewöhnen, hatte ich ihnen bekannt machen lassen, daß den ersten November alles müsse bezahlt sein, was jeder an den Herrn von Tschrink zu entrichten hätte, und daß ich die Saumseligen verklagen, und mit Hülfe der Gerichte zur Abtragung ihrer Schuld zwingen würde.

Der erste November erschien, und meine Stube wurde den ganzen Vormittag nicht leer von Menschen, die mir Geld zahlten. Da ich ziemlich viel schon eingestrichen hatte, trat auch Balthasar Kiebitz herein, der von zweihundert Thalern, die ihm Herr von Tschrink zur Ankaufung eines Wohnhauses vorgeschossen hatte, sechs Thaler Zins entrich-

ten mußte. Als er in die Stube getreten war, blieb er an der Thür ſtehen.

Immer näher, Nachbar Kiebitz! ſagte ich, zahlet Eure ſechs Thaler auf!

K. Das iſt eine Kunſt Geld aufzuzahlen, wenn man keins hat.

Ich. Ihr habt kein Geld? ſo muß ich Euch in Klage nehmen.

K. Sie werden ja mit einem armen Manne Geduld haben. Künftiges Jahr will ich alles bezahlen.

Ich. Das iſt eine leere Ausflucht. Wenn Ihr jetzt nicht ſechs Thaler bezahlen könnt, woher wollt Ihr denn künftiges Jahr zwölf Thaler nehmen?

Ihr habt ja lange genug vorher gewußt, daß den erſten November der Zahlungstag wäre, warum habt Ihr Euch denn nicht darauf eingerichtet?

K. Das habe ich gethan; aber in der Haferernte fiel mir mein Pferd. Der Acker mußte doch beſtellt werden — da mußte ich alle meine Pfennige zuſammen ſuchen und ein anderes Pferd kaufen. Nun iſt mir der Beutel ausgeleert, und ich bin ſchlechterdings nicht im Stande Zahlung zu leiſten.

Ich. Das iſt nicht gut. Wenn der Beutel ausgeleert war, ſo ſolltet Ihr Euch anſtrengen, um durch Fleiß und Sparſamkeit wieder etwas hinein zu bringen. Kurz und gut, ich kann darauf keine Rückſicht nehmen. Wenn Ihr heute Eure ſechs Thaler nicht bringt, ſo muß ich Euch in Klage nehmen, und Euer Pferd, vielleicht auch den Pflug dazu, verkaufen laſſen.

K. Das muß ich mir gefallen laſſen. Ich ſage es Ihnen aber, wenn Sie ſo ſtreng mit mir verfahren, ſo richten

Sie mich zu Grunde, und ich werde künftig gar nichts mehr zahlen können. Setzen Sie sich doch einmal an meine Stelle; denken Sie, Sie wären Balthasar Kiebitz, Ihnen wäre das Pferd gefallen, Sie hätten alle Ihr Geld hingeben müssen, um ein anderes zu kaufen, und ich wäre Herr Gottschalk und wollte Ihnen nun Pferd und Pflug wegnehmen lassen, wenn Sie mir sechs Thaler, die Sie mir schuldig wären, nicht bezahlen könnten. Wie würde Ihnen denn dieß gefallen? Ich muß Ihnen aber sagen, daß ich so hart nicht mit Ihnen verfahren würde, wenn Sie Balthasar Kiebitz wären und ich wäre Herr Gottschalk.

Diese Worte gingen mir durch's Herz. Ich sah dem Manne in die Augen, sie standen voll Thränen.

Sogleich, sagte ich, kann ich die Sache nicht ausmachen. Diesen Nachmittag kommt wieder, da sollt Ihr Euren Bescheid haben.

Er ging fort, und ich ließ, um Zeit zum Nachdenken zu bekommen, den übrigen Leuten, die noch vor der Thür standen, sagen, sie möchten jetzt nach Hause gehen und den folgenden Tag wieder kommen. Nun nahm ich meinen Stab, ging in's Feld, setzte mich an einen einsamen Ort und dachte nach, was ich wohl, wenn ich Balthasar Kiebitz wäre, thun, und von Heinrich Gottschalk erwarten würde. Ich würde, sagte ich zu mir selbst, dann mein Möglichstes thun, um meine Schuld abzutragen. Wenn aber ein Unglück mich träfe, und ich wäre schlechterdings nicht im Stande Zahlung zu leisten: dann — ja dann, würde ich von Heinrich Gottschalken allerdings erwarten, daß er mit mir Geduld hätte.

Du willst also untersuchen, ob Kiebitz auch das gethan

hat, was du an ſeiner Stelle würdeſt gethan haben; iſt dieß geſchehen, ſo mußt du freilich auch das thun, was du, wenn du Kiebitz wäreſt, von Gottſchalken würdeſt erwartet haben.

Ich ging alſo fort, ſuchte den alten Kutſcher auf, und erkundigte mich bei ihm, was für ein Mann Balthaſar Kiebitz wäre?

K. Ein fleißiger ordentlicher Mann, dem man nichts Schlimmes nachreden kann.

Ich. Wie kommt es denn aber, daß er nicht bezahlt?

K. Es iſt dem armen Manne dieſen Herbſt ein Pferd gefallen. Dadurch iſt er zurückgekommen. Wenn nur ſein Bruder Dietrich ſo gut wäre! das iſt aber ein liederlicher Zeiſig. Wenn er einen Thaler erworben hat, ſo geht er in's Branntweinhaus, und arbeitet nicht eher wieder, bis der Thaler durch die Gurgel gejagt iſt.

Ich ſah alſo wohl ein, daß ich mit Kiebitzen Geduld haben müſſe, weil ich eben dieß würde verlangt haben, wenn ich an ſeiner Stelle geweſen wäre. Nur hatte ich noch die Bedenklichkeit, ob ich dieß wohl thun dürfe, da das Geld, das Kiebitz mir zahlen ſollte, nicht mir, ſondern dem Herrn von Tſchrink gehöre, und dieſer mir die Erlaubniß nicht ausdrücklich ertheilt hatte, mit denen, die nicht zahlen könnten, Geduld zu haben.

Bald fiel mir aber ein Mittel ein, wie ich gegen Kiebitzen meine Schuldigkeit erfüllen könnte, ohne gegen des Herrn von Tſchrink Willen zu handeln.

Wie ich dieß anfing? ſollt ihr gleich hören.

Als Kiebitz wieder zu mir kam, ſagte ich: lieber Kiebitz! das Geld, das Ihr an mich zu zahlen habt, gehört nicht mir, ſondern meinem Herrn, der mir keine Voll-

macht ertheilt hat, mit denen, die nicht zahlen können, Geduld zu haben. Weil ich aber weiß, daß Ihr, ohne Eure Schuld, zurückgekommen seid, so will ich für Euch bezahlen. Hier habt Ihr den Schein über die Zahlung des Geldes. Ihr seid diese sechs Thaler nun mir, nicht meinem Herrn schuldig.

Er drückte mir dankbar die Hand, und versicherte mich, daß er mich ehrlich bezahlen wolle.

Den folgenden Morgen kamen die übrigen Schuldner meines Herrn, und leisteten alle Zahlung, bis auf Dietrich Kiebitzen.

Dieser sagte, es sei ihm unmöglich die drei Thaler, die er mir zu entrichten hätte, abzuzahlen, ich müsse mit ihm Geduld haben.

Ich. Das kann ich nicht. Wenn Ihr mir das Geld heute nicht herbeischafft, so nehme ich Euch morgen in Klage.

D. Sie werden das doch an einem armen Manne nicht thun?

Ich. Das werde ich allerdings thun; warum habt Ihr denn nicht die wenigen Thaler zusammenzubringen gesucht, um Zahlung leisten zu können?

D. Das hätte ich gern gethan; wir haben heuer aber ein so schweres Jahr gehabt —

Ich. Ich weiß von keinem schweren Jahre. Die ganze Gemeine hat eben dies Jahr gehabt, das Dietrich Kiebitz hatte, und doch haben mich alle bezahlt. Morgen werdet Ihr in Klage genommen.

D. Setzen Sie sich doch aber an meine Stelle! Wenn Sie Dietrich Kiebitz wären, Sie könnten nicht bezahlen,

und man wollte Sie deßwegen gleich in Klage nehmen, wie würde Ihnen denn das deuchten?

Ich. Ei wenn ich Dietrich Kiebitz wäre, so würde ich mein Geld nicht in Branntwein vertrinken, sondern es zusammenhalten, damit ich davon Heinrich Gottschalken bezahlen könnte.

Er wollte noch weiter reden; ich hörte ihn aber nicht an, sondern verklagte und zwang ihn, die drei Thaler, die er dem Herrn von Tschrink schuldig war, zu entrichten.

Ich habe euch, lieben Kinder! dieß absichtlich so umständlich erzählt, damit ihr lernen sollt, wie ihr erfahren könnt, wie ihr euch in jedem Falle gegen eu ren Nebenmenschen zu verhalten habt.

Hast du mich verstanden, Julie?

J. Ich glaube wohl. Ich muß mich immer an die Stelle des Andern setzen.

Wenn du also in Herrn Tillmanns Lehrstunde kömmst, und du willst wissen, wie du dich gegen ihn zu verhalten hast, was mußt du denn thun?

Ich muß mich in Gedanken an Herrn Tillmanns Stelle setzen.

G. Wenn du nun Herr Tillmann wärest, was würdest du denn von deinen Schülern verlangen?

J. Daß sie ruhig und aufmerksam wären.

G. Was muß also Julie thun?

J. Auch stille und aufmerksam sein.

G. Wenn aber eine Bettlerin verlangte, du solltest dein Kleid ausziehen und es ihr geben?

J. Ich weiß nicht, was ich thun sollte.

G. Setze dich an ihre Stelle. Wenn du arm wärest, würdest du wohl so unbescheiden sein, und von Jemandem

verlangen, daß er ſein Kleid ausziehen und es dir geben ſolle?

J. Das würde ich gewiß nicht verlangen!

G. So haſt du alſo auch nicht nöthig dein Kleid auszuziehen und der Bettlerin zu geben.

Fünfunddreißigſter Abſchnitt.

Das Ende des fünften Jahres meines neuen Amtes nahte nun herbei, und ich brachte meine Rechnung in Ordnung, um ſie dem Herrn von Tſchrink ablegen zu können. An der Rechnung, die man am Ende des Jahres über ſeine Einnahme und Ausgabe verfertigt, kann man immer merken, ob man in ſeinen Geſchäften ordentlich oder unordentlich geweſen ſei. War man unordentlich, ſo iſt dieß ein ſehr ſchweres Stück Arbeit. Man rechnet und rechnet, und zerbricht ſich den Kopf faſt, und doch will die Rechnung immer nicht zutreffen. Immer iſt die Einnahme von der Ausgabe ſehr verſchieden. Dieß kömmt daher, weil man beides nicht ordentlich aufgeſchrieben hat.

Ohne daß ich mich rühmen will, ſo kann ich euch, lieben Kinder! doch verſichern, daß meine Rechnung mir ſehr leicht wurde, und daß meine Ausgabe mit der Einnahme bis auf einen Gulden eintraf, den ich aus meinem Beutel erſetzte. Ob ſie ſo richtig würde geweſen ſein, wenn ich fortgefahren hätte, mich mit Befreiung der Negerſclaven zu beſchäftigen? Das glaube ich ſchwerlich. Hätte ich nun mit meiner Rechnung nicht beſtehen können, ſo würde ich bei aller meiner Ehrlichkeit, doch bei dem Herrn von Tſchrink in den Verdacht gekommen ſein, als wenn ich ein unred-

licher Mann wäre. Das Schicksal haben in'sgemein unordentliche Leute, wenn sie für Andere Geld einzunehmen haben; wenn sie auch gleich davon nichts unterschlagen, so können sie doch nicht beweisen, wofür sie das eingenommene Geld ausgegeben haben, und werden deßwegen für Betrüger gehalten, und gezwungen das Fehlende zu ersetzen. Da schreien sie denn über Ungerechtigkeit, betheuern ihre Unschuld und bedenken nicht, daß die Schuld von ihrem Elende wirklich an ihnen liege; zwar nicht an Mangel der Ehrlichkeit, aber doch an Mangel der Ordnung. Es ist daher gut, wenn Kinder sich schon gewöhnen, ihre kleinen Einnahmen und Ausgaben aufzuschreiben, und darüber am Ende eines jeden Monats eine Rechnung zu verfertigen.

Die Kinder gaben einander durch Kopfnicken zu verstehen, daß sie künftig dieß auch thun wollten, und Herr Gottschalk machte jedem zu dieser Absicht ein Büchelchen, und zeigte, wie dasselbe eingerichtet werden müsse.

Ich packte nun, so fuhr Herr Gottschalk fort, meine Rechnung zusammen, schickte sie Herrn von Tschrink zu, und erkundigte mich bei ihm, was ich mit den 4000 Thalern thun solle, die ich Ueberschuß hatte.

Am letzten Tage des Jahrs ging ich in Gedanken meine Lebensgeschichte durch, und freute mich sehr darüber. Viel Gutes hatte Gott an mir gethan, und ich fand, daß ich seine Wohlthaten doch nicht als ein Undankbarer genossen, sondern mich bemühet hatte gegen ihn dankbar zu sein. Ich freute mich auch im Stillen, über das viele Gute, das ich gestiftet hatte, daß viele Leute um mich lebten, denen ich nützlich gewesen war, und daß ich selbst besser gelernt hatte, mancherlei Geschäfte gut auszurichten. Zwar, ich gestehe es, viele Nachlässigkeiten und Fehler fielen mir ein,

die ich mir hatte zu Schulden kommen laſſen: aber ich hatte doch die Hoffnung, daß es künftig, wenn ich ſtets auf mich aufmerkſam wäre, noch beſſer gehen werde.

Nach einiger Zeit erhielt ich einen Brief vom Herrn von Tſchrink, in welchem er mir ſeine Zufriedenheit mit meiner Rechnung bezeugte, und mir auftrug, mit dem übrigen Gelde nach Leipzig zu reiſen, und dafür Steuerſcheine einzukaufen.

Ich machte mich alſo ſogleich auf, ſetzte mich auf die Poſt und fuhr ab. Den erſten Tag fuhr ich ganz allein, und die Zeit würde mir lang geworden ſein, wenn ich mich nicht durch Betrachtung über Gott und ſeine weiſen Einrichtungen unterhalten hätte, wovon ich allenthalben Spuren, beſonders in den Anſtalten fand, die er gemacht hatte, daß die Vögel, auch bei dem tiefen Schnee, der gefallen war, doch noch Nahrung fanden.

Den zweiten Tag meiner Reiſe bekam ich einen Geſellſchafter, mit dem ich mich aber auch nicht unterhalten konnte. Es war ein Polniſcher Jude. Er konnte nicht Deutſch, und ich nicht Polniſch, ſogleich konnten wir auch nicht mit einander ſprechen.

Was ſind Sie, fragte ich ihn, für ein Landsmann?

Nit verſtehen, war ſeine Antwort.

Aus Polen?

Aus Polen. Dieß war alles, was ich aus ihm bringen konnte.

Er ſchien arm zu ſein, weil er zu ſeiner Unterhaltung nichts bei ſich hatte, als ein Stück ſchwarzes Brod, welches er verzehrte, als ich im nächſten Wirthshauſe meine Mittagsmahlzeit einnahm.

Als wir uns wieder aufſetzten, bekamen wir einen

Postknecht, der sich sogleich ein Glas Branntwein einschenken ließ, und es austrank. Bei unserer Ankunft in dem nächsten Dorfe, hielt er wieder an, und trank ein Glas Branntwein aus.

Schwager! sagte ich, trinke du nicht zu viel, daß du deine Vernunft nicht ertränkst! Du bist jetzt unser Führer, wir haben dir unser Leben anvertraut — wenn deine Vernunft ertränkt ist, so wirst du uns schlecht führen.

Er lachte aber und sagte: meine Vernunft ist an den Branntwein gewöhnt.

Bei dem nächsten Wirthshause trank er wieder.

Ich machte ihm deßwegen Vorwürfe, er kehrte sich aber nicht daran, hieb auf die Pferde, und nöthigte sie, daß sie in vollem Trabe laufen mußten.

Als wir einen steilen Weg hinabfuhren, rief ich ihm zu: halt! ich muß absteigen; er stellte sich aber, als wenn er es nicht hörte. Es währte nicht lange, so fing der Wagen an schief zu gehen, mein Schreien half nichts, der Postknecht fuhr immer drauf los, — der Wagen schlug um. Ich kam ziemlich glücklich davon, indem mir der Fall weiter nichts schadete, als daß ich die linke Hand ein wenig verstauchte. Mein armer Reisegefährte war aber desto unglücklicher. Der Wagen war auf seinen Schenkel gefallen. Als wir ihn in die Höhe gehoben hatten, und ich dem Juden aufhelfen wollte, war er nicht im Stande aufzutreten, schrie heftig, und da ich seinen Schenkel untersuchte, fand ich — daß er zerbrochen war.

Siehst du, sagte ich zu dem Postknechte, was du mit deinem Branntweintrinken angerichtet hast? Lauf sogleich in das nächste Dorf und hole Hülfe.

P. Das verlohnte ſich wohl der Mühe, daß ich um des Kerls willen laufen ſollte. Er iſt ja nur ein Jude.

G. Iſt er nicht ein Menſch wie du? Iſt er nicht dein Nächſter? Biſt du nicht von ihm bezahlt worden?

P. Für's Fahren hat er mich bezahlt, aber nicht für das Herumlaufen. Wir wollen ihn wieder auf den Wagen ſetzen.

G. Er kann aber nicht ſitzen, und würde die Schmerzen nicht aushalten, die ihm das Fahren verurſacht. Wenn du nicht laufen willſt, ſo will ich laufen.

P. Darauf kann ich nicht warten. Setze ſich der Herr auf, oder ich fahre fort.

Kaum hatte er es geſagt, ſo fuhr er wirklich fort.

Da ſtand ich nun bei dem armen Manne, der mich mit wehmüthigem Blicke um Erbarmung bat.

Guter Mann! dachte ich — du haſt vielleicht einen Vater — eine Frau — Brüder — dieſe ſind alle fern von dir, kennen deine Noth nicht, und können dir nicht helfen. Jener hartherzige Menſch hat dich verlaſſen. Unter den tauſend Millionen Menſchen, die auf der Erde wohnen, iſt dir jetzt keiner ſo nahe, als ich. Gott hat dich an mich gewieſen, daß ich dich retten ſoll. Ich verſtehe deinen Wink, mein Gott! und will ihn befolgen. Dieſer Menſch iſt mir zwar fremd, aber er iſt dein Kind, mein Bruder. Und wenn ich den Schenkel zerbrochen hätte, und er wäre geſund geblieben, würde ich nicht auch von ihm erwartet haben, daß er ſich meiner annähme?

Ich drückte ihm alſo brüderlich die Hand und gab ihm durch Mienen zu verſtehen, daß ich Hülfe ſuchen wollte.

Aber wo? das wußte ich ſelbſt nicht, da ich nirgends eine menſchliche Wohnung erblickte.

Ich ſtieg daher auf eine Anhöhe, und ſah zu meiner großen Freude im Thale ein einzelnes Landgut liegen, das wie ich hernach hörte, Ludwigsthal hieß. Ich lief darauf los, und ging in's Haus, wo mir ein junges, wohlgebildetes Frauenzimmer entgegen kam.

Kann ich, fragte ich ſogleich, nicht den Herrn vom Hauſe zu ſprechen bekommen?

Fr. Mein Vater iſt in der Stube, ich will ihn ſogleich rufen.

Der Vater, welcher Hildebrand hieß, kam heraus und fragte: wer ſind Sie, mein Herr?

G. Ich bin ein Reiſender, der gekommen iſt, Sie um Hülfe zu bitten. Ich fahre, nebſt noch einem Reiſegefährten, auf der Poſt, unſer Poſtknecht iſt betrunken, und wirft den Poſtwagen hier hinter Ihrem Landgute um. Mein Reiſegefährte zerbricht einen Schenkel, ich bitte den Poſtknecht fortzulaufen und Hülfe zu ſuchen — er thut es nicht; ich bitte ihn ſo lange zu warten, bis ich ſelbſt Hülfe geſchafft hätte; aber der harte Menſch iſt unerbittlich und fährt fort. Da liegt nun der arme Menſch draußen im Schnee mit ſeinem zerbrochenen Schenkel —

H. Es iſt in der Nähe Niemand, der ihm helfen könnte, als ich — Gott hat ihn an mich gewieſen, ich werde —

G. Aber er iſt ein Jude —

H. Ein Kind Gottes.

G. Und iſt arm —

H. Ich bin aber von Gott mit Gütern geſegnet. Chriſtoph! (ſeinen Knecht rufend) draußen liegt ein Reiſender, der das Bein zerbrochen hat, nimm eine Trage, lege Stroh darauf, nimm Wilhelmen dazu und trage ihn herein. Du, liebe Tochter, ſag' der Magd, daß ſie ſogleich

die Stube rechter Hand heizet, und ein Bette hineinſchafft, und dem Tagelöhner Abendſtern, daß er unverzüglich nach der Stadt laufe, und den Wundarzt rufe.

Sogleich flog alles um die Befehle des lieben Vaters auszurichten.

Sie, mein Herr! fuhr Herr Hildebrand fort, kommen mit mir in die Stube.

G. Das darf ich nicht, ich muß meinem Reiſegefährten beiſtehen.

H. Sie haben recht. Sie ſind jetzt ſein Nächſter. Wenn er hereingeſchafft iſt, ſo freuen Sie ſich Ihrer guten That, und wir ſprechen dann weiter mit einander.

Ich ging alſo mit den Knechten, die mit ihrer Trage bald da waren, fort, und legte meinen armen Reiſegefährten darauf, der Thränen vergoß, und mir herzlich die Hand drückte. Er wurde darauf auf das für ihn bereitete Bette gelegt, da der Wundarzt herbeikam, verbunden, und ein Knecht des Hauſes erhielt den Auftrag, Tag und Nacht bei ihm zu bleiben, und ihn, nach der Vorſchrift des Wundarztes zu behandeln.

Da alles dieß geſchehen war, nöthigte mich Herr Hildebrand, mit in ſein Zimmer zu gehen, und, weil es ſchon ſpät war, bei ihm zu übernachten.

Ich nahm ſein gütiges Anerbieten ohne Weigerung an.

Hier hatte ich nun, nach einem ſehr traurigen Tage, einen recht vergnügten Abend. Ich befand mich im Kreiſe einer liebenswürdigen vortrefflichen Familie, die mich ſchien lieb gewonnen zu haben: weil ich meine Schuldigkeit an dem armen Juden gethan hatte.

Als die Tiſchzeit kam, ſagte die Hausfrau der älteſten Tochter, Sophien, ein Paar Worte in's Ohr. Dieſe gab

ihrer Schweſter einen Wink, beide flogen ſogleich fort, kamen bald mit dem nöthigen Tiſchzeuge zurück, deckten den Tiſch, beſetzten ihn mit einfachen Speiſen, und die beiden Brüder legten Meſſer und Gabeln auf.

Die Ordnung, die Reinlichkeit, die Pünktlichkeit, die Liebe, die Gefälligkeit und Folgſamkeit, die in dieſer Familie herrſchten, machten ſie mir ſehr werth.

Während der Mahlzeit ſprach Herr Hildebrand ſehr viel von ſeiner Landwirthſchaft, und wie ihn Gott, bei Fleiß, Nachdenken und Sparſamkeit, geſegnet habe. Ich hörte ihm zu und lernte vieles von ihm, das mir in der Folge ſehr nützlich war. Ich erzählte ihm darauf von den Einrichtungen, die ich getroffen hatte.

Nach Tiſche kam ich auf meine Lebensgeſchichte und meine Sclaverei in Algier zu ſprechen. Da wurde alles aufmerkſam. Ich mußte mich in einen Lehnſtuhl ſetzen, jung und alt rückte Stühle herbei, faßte alle meine Worte auf, und that eine Menge Fragen an mich.

So plauderten wir bis um Mitternacht. Dann wendete ſich Herr Hildebrand zu ſeinen Kindern und ſagte: ſehet, Kinder, in der Geſchichte dieſes lieben Mannes, die Beſtätigung von dem, was ich euch ſchon oft geſagt habe: Wenn der Menſch ſeine Vernunft braucht, und jeden Augenblick thut, was Gottes Wille, oder ſeine Schuldigkeit iſt, ſo geht er auf Gottes Wegen, die zwar oft rauh und beſchwerlich ſind, die ihn aber am Ende immer in die Lage bringen, die für ihn die beſte iſt. Lange bin ich nicht mehr bei euch. Handelt immer nach Gottes Willen, ſo wird es euch wohlgehen, und ihr werdet auf ſeinen Beiſtand rechnen können.

Jetzt wünschten wir einander eine angenehme Ruhe, und jedes verfügte sich in sein Schlafzimmer.

Sechsunddreißigster Abschnitt.

Des Morgens stand ich früh auf, und ging sogleich zu dem armen Juden, um mich zu erkundigen, wie er die Nacht zugebracht hätte. Sein Wärter sagte, daß sie unruhig gewesen wäre. Da dieß der Wundarzt vorher gesagt, und zugleich versichert hatte, daß dieß nicht viel zu bedeuten habe, so beruhigte ich mich, und gab ihm durch Mienen zu verstehen, daß er sich ruhig und geduldig verhalten solle, welches er mir auch mit einem Handschlage versprach.

Nun empfahl ich mich dieser vortrefflichen Familie, und wollte nach der nächsten Poststation gehen. Als ich aber auf den Hof kam, stand ein angespannter Wagen da, in welchem ich mich, aller Weigerung ungeachtet, setzen mußte.

Als ich auf der nächsten Station angekommen war, gab ich dem Kutscher, der mich gefahren hatte, ein Trinkgeld, und trug ihm auf, seiner Herrschaft in meinem Namen nochmals für das Gute zu danken, das ich bei ihr genossen hätte.

Zugleich fragte ich ihn auch, wie es ihm im Ludwigsthal gefiele?

Wem sollte es da nicht gefallen, gab er mir zur Antwort, bei einer so guten Herrschaft? Die Arbeit wird uns freilich nicht geschenkt. Früh müssen wir heraus, und spät erst dürfen wir zu Bette gehen, den Tag über darf Niemand von Herrn Hildebrands Leuten die Hände in den

Schooß legen. Es thut aber doch jedes seine Arbeit gern, weil wir immer so viel Aufmunterung bekommen. Oft wenn ich pflüge, und mir der Schweiß über die Backen läuft, kommt Herr Hildebrand zu mir und sagt: na! Fritz, bist du fleißig? wie du dich jetzt gewöhnst, so bist du einmal künftig. Greifst du jetzt die Arbeit frisch an, so wird sie dir leicht werden, wenn du einmal deine eigene Haushaltung bekommst.

Dabei gibt er uns auch einen guten Lohn, und legt jedem seiner Knechte und Mägde, für jedes Jahr, das es treu bei ihm dient, etwas zu, und gibt ihm Anleitung, wie es etwas für die Zukunft sparen kann. Will ein Knecht oder eine Magd heirathen, so ist er dazu behülflich, und richtet die Hochzeit aus. So wohnen in den Dörfern da herum drei Männer und drei Weiber, die alle auf dem Hofe gedient haben, und in guten Umständen sind.

Ich sagte ihm, daß ich mich sehr gefreut hätte über die Liebe, die die Familie dem armen Juden bewiese.

Ja, gab er mir zur Antwort, das ist ihre Art nicht anders. Alle Arme und Nothleidende nehmen nach Ludwigsthal ihre Zuflucht, und den mehresten wird geholfen. Faullenzer und liederliche Leute werden freilich abgewiesen.

Ich erkundigte mich auch nach der Familie des Herrn Hildebrand, und hörte auch von dieser viel Gutes.

Nun ging ich nach dem Posthause, um mit dem Postwagen nach Leipzig zu fahren; dieser war aber schon abgegangen. Ich verlangte Extrapost, erhielt aber zur Antwort: daß ich nicht eher, als Nachmittags Pferde bekommen könnte.

Dieß war mir unangenehm, und ich merkte, daß ich unwillig und geneigt wurde mich zu ärgern, und die Men-

ſchen, die mir begegneten, unfreundlich zu behandeln. Wirklich warf ich auch einem Armen, der mich um ein Almoſen anſprach, daſſelbe etwas unfreundlich hin.

Da ich es gethan hatte, erſchrak ich vor mir ſelbſt und dachte: iſt das auch recht, daß du unſchuldige Menſchen deinen Unwillen fühlen läßt? Daß du unwillig wirſt über ein Schickſal, das du nicht ändern kannſt? Und wenn alle menſchlichen Schickſale Gottes Fügungen ſind, mußt du nicht auch dieſe Verzögerung deiner Abreiſe als Gottes Fügung betrachten, bei welcher er gewiß gute Abſichten hat?

Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, und rief den Bettler zurück, um, ſoviel als möglich, die Unfreundlichkeit, mit welcher ich ihm begegnet war, wieder gut zu machen.

Wie kommt es, fragte ich ihn, daß ein ſo junger Menſch, wie du biſt, bettelt? Kannſt du nicht arbeiten?

B. Nein, lieber Herr, das kann ich nicht. Ich habe keine andere Arbeit gelernt, als wollenes Zeug zu weben, und dieſe Arbeit ruht in unſerer ganzen Gegend, weil die Wolle theuer, und unſere Waare wohlfeil iſt. Seit Jahr und Tag habe ich ſehr kümmerlich gelebt, und um nicht betteln zu dürfen, habe ich mit meiner Frau die niedrigſten Arbeiten, wo wir nur welche haben konnten, verrichtet, um nur täglich ein paar Groſchen zu verdienen. Da dieſe zu unſerer Erhaltung nicht hinreichten, ſo haben wir nach und nach unſer Zinn, unſere Wäſche und Kleidung verkauft; nun iſt alles fort; und ſeit zwei Tagen iſt mir auch die Frau krank geworden. Seit zwei Tagen muß ich betteln.

Ich. Woher biſt du gebürtig?

B. Hier aus dem Orte.

Ich. Iſt das alles, was du geſagt haſt, auch wahr?

B. (Mit naſſen Augen) Lieber Herr! ich ſchäme mich

als Bettler vor Ihnen zu ſtehen. Weit mehr würde ich mich aber ſchämen, ein Lügner zu ſein. Gott Lob! ſo weit bin ich noch nicht geſunken.

Ich. Kann ich deine Frau nicht ſehen?

B. Warum denn das nicht? Bemühen Sie ſich nur mit in das enge Gäßchen, das da vor uns liegt.

Ich ging mit, und fand alles ſo, wie er es mir beſchrieben hatte — eine kranke Frau, drei halb nackte Kinder — und einen leeren Weberſtuhl.

Wehmüthig trat ich an's Fenſter, und dachte: dieſen Mann hat dir Gott zugeführt, daß du ihn retten ſollſt. Vielleicht mußteſt du deßwegen hier aufgehalten werden.

Ich. Jetzt rufe ſogleich einen Arzt!

B. Einen Arzt? Wovon ſoll ich ihn denn bezahlen?

Ich. Rufe einen Arzt! für das Uebrige laß mich ſorgen.

Sobald der Mann fort war, wendete ich mich zur Frau, und ermahnte ſie, daß ſie den Muth nicht ſinken laſſen, ſondern ihr Vertrauen auf Gott ſetzen ſolle.

Fr. Das thue ich, lieber Herr! Mein Vater und meine Mutter haben mich von Jugend auf mit Gott bekannt gemacht. Wenn ich dieſen nicht hätte, womit wollte ich mich denn tröſten? Ich hätte ja bei der großen Noth, in der wir uns ſeit zwei Jahren befunden haben, verzweifeln müſſen. Heute — (laut weinend) — heute hätte ich beinahe mein Vertrauen auf Gott fahren laſſen — mein Mann muß betteln — ach die Schande! da ſchickt Sie der liebe Gott zu mir.

Ich. Wir haben ein Sprichwort: wenn die Noth am größten iſt, ſo iſt die Hülfe am nächſten. Gott hat Sie vermuthlich in dieſe Noth gerathen laſſen, um Sie mit ſich bekannt zu machen; iſt die Noth vorbei, und Sie hat Gott,

als Ihren Vater und Helfer, durch die Erfahrung kennen lernen, so wird Sie ihm für diese Noth noch danken.

Jetzt kam der Mann mit dem Arzte zurück. Dieser erkundigte sich nach allen Umständen der Frau genau, dann wandte er sich an mich und sagte: eine gute Rindfleischsuppe wäre für diese Frau und ihre ganze Familie die beste Arznei. Die armen Leute haben nun so lange fast nichts, als Wasser und Brod genossen, und auch das letzte haben sie nicht immer genug gehabt; Holz hatten sie auch nicht, um die Stube heizen zu können. Wie kann es anders kommen, als daß sie nach und nach alle Kräfte verlieren, und bettlägerig werden?

Nun, sagte ich, wenn weiter nichts fehlt, so wollen wir bald helfen. Hier, lieber Mann, ist etwas Geld, davon kaufe er Rindfleisch und Reiß, und genieße er es heute mit seiner Familie — es ist soviel, daß er auch etwas Holz, und auf einige Wochen kräftige Nahrungsmittel davon kaufen kann. Hier brachen Mann und Weib und Kinder in lautes Weinen aus, das mich so angriff, daß ich die Thür suchen mußte, um nicht auch mit zu weinen.

Der Arzt folgte mir. Als wir etliche Schritte vom Hause entfernt waren, fragte ich ihn nach dem Lebenswandel dieser Leute.

Es sind, antwortete er, ehrliche, fleißige Leute, die sich immer gut genährt haben; aber für die Wollenweber sind in dieser Gegend die Zeiten so nahrlos, daß sie fast alle Bettler werden.

Gut! fuhr ich ich fort, so sagen Sie dem Manne, daß er nachdenken solle, ob er nicht eine andere Arbeit erfinden könne, die ihn nährte. Auf der Rückreise wollte ich mich wieder nach ihm erkundigen. Zugleich sagte ich ihm

auch die Verlegenheit, in welcher ich mich befände, da ich kein Fuhrwerk bekommen könnte.

Ich habe selbst, sagte er, ein Fuhrwerk, das Ihnen zu Dienste steht. Ich zahlte ihm sogleich was er verlangte, er ließ anspannen, ich setzte mich auf und fuhr fort.

Auf dem Wege freute ich mich herzlich über das Gute, das ich gestiftet, und wozu mir Gott dadurch Gelegenheit verschafft hatte, daß er der Fortsetzung meiner Reise Hindernisse in den Weg legte. Da wir nahe bei Leipzig waren, drehte sich mein Kutscher nach mir um und sagte: wenn Sie am Thore gefragt werden, ob das Fuhrwerk Ihnen gehöre? so sprechen Sie nur ja!

G. Wie kann ich denn dieß sagen: es gehört mir ja nicht.

K. Warum denn nicht? Sie haben es ja gemiethet.

G. Dieß wohl; aber es ist ja doch nicht mein Eigenthum. Und warum soll ich denn eine Lüge sagen?

K. Ja wenn Sie nicht sagen, daß das Fuhrwerk Ihr Eigenthum wäre, so müssen Sie Stationsgeld auf der Post bezahlen.

G. Da muß doch wohl die Post ein Recht haben, das Stationsgeld von mir zu fordern. Soll ich sie vielleicht darum betrügen?

K. Ha! das schadet der Post nichts, die hat Geld genug.

G. Wenn die Post aber dir gehörte, würdest du auch wohl wünschen, daß die Reisenden dich um das Stationsgeld betrögen?

K. Da müßte ich es mir halt auch gefallen lassen.

G. Das will ich nicht wissen. Ich will wissen, ob du

wünſcheſt, daß du um das Stationsgeld betrogen würdeſt, wenn die Poſt dir gehörte?

Er ſchwieg ſtille. Und wenn du auf der Poſt reiſen wollteſt, und fragteſt den Poſtmeiſter, wieviel du für die Meile zahlen müßteſt, und er forderte, ſtatt zehn Groſchen, zwölf?

K. Da wäre er ein Schurke.

G. Wäre ich denn weniger, wenn ich ihn, durch eine Lüge, um das Stationsgeld brächte?

Statt zu antworten, fragte er einen Mann, der uns begegnete, ob die Brücke rechter Hand fertig wäre?

Ja, ſagte dieſer, du kannſt ohne Bedenken hinfahren; ſie iſt ſchon ſeit acht Tagen fertig.

Ich. Wenn nun die Brücke nicht fertig wäre, und der Mann hätte dich belogen, wie würde dir dieß gefallen?

K. Da wäre der Kerl ein Spitzbube.

Ich. Du ſiehſt alſo gar wohl ein, daß der Menſch ſich ſelbſt entehrt, wenn er die Wahrheit nicht redet. Indem ich hierüber noch weiter ſprach, kamen wir am Thore an, wo ich das Stationsgeld, das mir abgefordert wurde, ſogleich entrichtete. Bei dem Abſteigen im Gaſthofe zahlte ich dem Kutſcher ſein Trinkgeld und ſagte: wenn du einmal von deiner Herrſchaft kommſt, und wieder Dienſte ſuchſt, ſo kannſt du zu mir kommen, aber — in meine Dienſte nehme ich dich nicht.

K. Nicht?

Ich. Nimmermehr.

K. Warum denn nicht? habe ich Sie nicht gut gefahren? ſind meine Pferde nicht gut gefüttert?

Ich. Das wohl; aber du liebſt die Wahrheit nicht, und Leuten, die die Wahrheit nicht lieben, iſt nicht zu trauen.

Er brummte und ging fort.

Merkt es, lieben Kinder! ihr verachtet gewiß Jeden, der die Wahrheit nicht redet, ihr werdet euch hüten ihm etwas anzuvertrauen. Wenn du also, Stephan! dich in deinen und anderer Augen nicht selbst entehren willst, was mußt du thun?

St. Die Wahrheit reden.

Siebenunddreißigster Abschnitt.

Den folgenden Tag setzte ich mein Geld gegen Steuerscheine um, und ging auf den Abend in das Concert, wo vielleicht Niemand die Anmuth der Musik so lebhaft fühlte, als ich, da ich schon in mehreren Jahren in keinem Concerte gewesen war. So lange die Musik dauerte, war ich, wie man zu sagen pflegt, ganz Ohr, indem ich mich um weiter gar nichts bekümmerte, als — um die Musik. Da sie aber aufhörte, und die Anwesenden sich mit einander freundschaftlich unterredeten, hatte ich Zeit in meinen Augen die vielen fremden Gesichter zu beobachten, die hier versammelt waren.

Unter andern bemerkte ich einen Mann, der mir sehr bekannt vorkam; ich hörte ihn sprechen, beobachtete seine Stellung, und wurde bald überzeugt, daß er ein alter Freund sei, der mit mir ehedem bei Herrn Federweiß erzogen wurde.

Ich trat also zu ihm und sagte: Um Vergebung, sind Sie nicht Herr Friedrich Reichmann? Der bin ich, erhielt ich zur Antwort, woher bin ich Ihnen denn bekannt?

Ich. Aus der Erziehungsanstalt des Herrn Federweiß.

R. Und Sie? Sie ſind, wenn ich mich nicht ganz irre, mein Jugendfreund, Heinrich Gottſchalk.

Ich. Der bin ich.

R. Der mit mir ſo fleißig franzöſiſche Bücher las?

Ich. Und der mit Ihnen Pflanzenſammlungen machte.

Da war nun auf beiden Seiten große Freude, und ich mußte ihm verſprechen, daß ich den folgenden ganzen Tag in ſeiner Geſellſchaft zubringen wollte.

Kaum war ich den andern Tag aufgeſtanden, ſo kam er auch ſchon zu mir und lud mich zu einem Spaziergange ein, auf welchem er mich mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt machte.

Auf den Abend mußte ich bei ihm ſpeiſen, und fand eine große Anzahl von Freunden und Freundinnen, die er eingeladen hatte, um an der Freude, ſeinen Freund Gottſchalk wieder gefunden zu haben, Theil zu nehmen.

Wir waren alle ſehr vergnügt, und um das geſellſchaftliche Vergnügen noch mehr zu erhöhen, wurden gegen das Ende der Mahlzeit verſchiedene Lieder geſungen.

In einem derſelben kam ein Vers vor, der folgendermaßen lautete:

Die Pflicht gebeut, das Wohlergeh'n
Des Nächſten nicht zu neiden.
Man ſoll, wenn Andre muthlos ſteh'n,
Sie ſpeiſen, tränken, kleiden.
Der wahre Menſch ſucht ihre Pein
Durch Troſt und Hülfe zu zerſtreu'n;
Wir wollen Menſchen ſein!

Bei dieſen Worten fiel mir der arme Weber mit ſeiner Familie ein, und ſobald das Lied geſchloſſen war, wendete ich mich an meinen Freund, und ſtellte ihm die

Noth deſſelben vor. Dieſer drückte mir die Hand, und ſagte: ich kann dieſen glücklichen Tag, da ich meinen Jugendfreund wieder an meiner Seite ſehe, nicht beſſer feiern, als wenn ich zur Rettung dieſer armen Familie etwas beitrage. Ueberlaſſen Sie mir die Sache.

Hierauf redete er die Geſellſchaft an, ſchilderte ihr ſehr lebhaft die traurige Lage dieſer Weberfamilie, und bat, ihm zu erlauben, daß er für ſie einen Teller umgehen laſſen dürfe.

Sein Vorſchlag wurde allgemein gebilligt. Er nahm alſo einen Teller, bedeckte ihn mit einer Serviette, und ließ ihn von Hand zu Hand gehen. Jeder Gaſt ſteckte ſeine Hand unter die Serviette, und brachte ſeine Gabe. Man übergab mir hernach den Teller und ich wurde ſehr gerührt, da ich die Serviette wegnahm, und ſah, was für ein anſehnliches Geſchenk ich für die Unglücklichen erhielt. Ich dankte in ihrem Namen der Geſellſchaft, und verſprach, daß ich von ihrer Freigebigkeit den beſten Gebrauch machen wollte.

Nun trennte ſich die Geſellſchaft, und ich trennte mich auch von meinem Freunde, mit herzlichem Danke für die Beweiſe von ſeiner fortdauernden Freundſchaft, die er mir gegeben hatte.

Als ich den folgenden Tag auf dem Poſtwagen ſaß, dachte ich darüber nach, was für ein großes Gut ein wahrer Freund ſei! wie ſicher man auf ſeinen Beiſtand, in jeder Noth, rechnen, wie viel man mit ſeiner Hülfe ausrichten könne, was dem unmöglich iſt, der keinen Freund hat! Zweimal hatte ich dieß ſchon erfahren. Einmal in Algier, wo mein Freund Irland die Mittelsperſon war, durch die ich aus der Sclaverei errettet wurde, und nun

wieder in Leipzig, da ich mit meines Freundes Reichmann Hülfe in den Stand gesetzt wurde, eine ehrliche Familie von ihrem Kummer zu befreien. Die dauerhaftesten Freundschaften werden gemeiniglich in der Jugend geschlossen.

Wenn ihr also, lieben Freunde! ein recht gutes Kind kennen lernt, so sucht euch durch Gefälligkeit seine Freundschaft zu erwerben. Habt ihr sie erhalten, so sucht euch eures Freundes durch Gefälligkeit und rechtschaffenes Betragen immer würdiger zu machen. Bald werdet ihr erfahren, was für ein wichtiges Gut ihr euch erworben habt. Jedes Vergnügen werdet ihr doppelt schmecken, wenn ihr es mit einem Freunde genießen könnt; jede Arbeit wird euch leichter werden, wenn ihr einen Freund an der Seite habt, der euch dabei unterstützt; jedes Leiden wird durch den Trost und guten Rath des Freundes sich mildern. Werdet ihr dann einmal groß, und Gott gibt euch wichtige Aufträge, so werdet ihr oft durch den Beistand des Jugendfreundes in den Stand gesetzt werden, sie gut auszurichten.

Als die Lehrstunde zu Ende war, umarmte Stephan Heinrichen, und sagte: sei mein Freund, ich will immer der deinige sein.

Beide gaben einander die Hände darauf, daß sie immer Freunde sein wollten, und haben auch ihr Wort gehalten. Freilich trat bisweilen der Fall ein, daß sie sich entzweiten, besonders weil Stephan einen hitzigen Kopf hatte, und leicht in Zorn gerathen konnte, wenn er sich für beleidigt hielt; wenn dann aber einer den andern fragte: also willst du mich nicht mehr zum Freunde haben? so besannen sie sich bald anders, und söhnten sich wieder mit einander aus.

Achtunddreißigster Abſchnitt.

Sobald ich, auf der nächſten Station, vom Poſtwagen abgeſtiegen war, ſo könnt ihr leicht denken, wohin ich ging — zu dem armen Weber, deſſen Name Zirkel war. Als ich mich ſeinem Hauſe näherte, erblickte mich ſein kleiner Sohn, der vor der Thür ſtand, ſprang ſogleich in's Haus und rief ſo laut, daß ich es hören konnte: Vater! der fremde Herr kommt!

Sogleich kam der Vater heraus, machte mir eine freundliche Verbeugung, und ich fragte: wie geht es jetzt, Meiſter Zirkel?

Gott ſei gelobt, etwas beſſer!

Er öffnete ſogleich die Stubenthür, und ich ſah ſeine Frau außer dem Bette, die ſich, nebſt ihren Kindern, damit beſchäftigte, daß ſie leinenes Garn wickelten.

Ich freue mich, ſagte ich, Sie wieder außer dem Bette zu ſehen.

Da fing die ganze Familie an zu weinen und mir zu danken.

Deßwegen, ſagte ich, bin ich nicht gekommen, lieben Leute! daß ihr mir danken ſollt. Die Abſicht meines Beſuchs iſt, von euch zu erfahren, wie euch weiter kann geholfen werden. Hat Er, Meiſter Zirkel! vielleicht ſich auf eine Arbeit beſonnen, die Ihn beſſer nährt, als Sein Wollenweben?

Z. Ja lieber Herr! ich habe mir vorgenommen, Leinwand zu weben. Mein Gevatter, der ein Leinweber iſt, gibt mir dazu Anweiſung. Es iſt ja freilich auch ein geringer Verdienſt dabei, zumal wenn man für die Kaufleute arbeiten muß, die nicht viel für die Arbeit geben,

weil ſie auch ihren Vortheil davon haben wollen; es iſt aber doch beſſer etwas weniges, als gar nichts.

Ich. Warum arbeitet Er denn aber für die Kaufleute?

Z. Die Noth, lieber Herr! dringt mich dazu. Wenn man keinen Pfennig in den Händen hat, um Garn einzukaufen, ſo muß man dem lieben Gott danken, wenn man nur welches von dem Kaufmanne bekommt.

Ich. Nun da kann ich vielleicht auch helfen. Hier! indem ich ihm die Geldſtücke vorzählte, die ich in Leipzig erhalten hatte, und die 76 Rthlr. 8 gr. betrugen, hier iſt Geld, wofür Er ſich Garn einkaufen, und ſo ſeine Umſtände verbeſſern kann.

Die ganze Familie fing an laut zu weinen, und mir zu danken, die Frau nannte mich ihren Erretter, ihren Engel —

Dankt nicht mir, lieben Leute, ſagte ich, ſondern dankt Gott, der euch gerettet, und mich nur zur Mittelsperſon gebraucht hat, euch aus eurer Noth zu reißen. Der beſte Dank, den ihr Gott beweiſen könnt, iſt dieſer, daß ihr nun fein nachdenkt, wie ihr dies Geld, das euch Gott beſcheeret hat, recht gut anwenden wollt. Dann wird euch Gott ſegnen und gute Nahrung ſchenken. Wenn ihr freilich das Geld verſchwenden wolltet —

Nein, fiel mir die Frau in die Rede, deßwegen können Sie ohne Sorgen ſein. Mein Mann und ich haben, ſeitdem wir zuſammen ſind, jeden Pfennig zu Rathe gehalten.

Nun, antwortete ich, ſo haltet fein Wort! Sollte ich einmal wieder hier durchreiſen, ſo werde ich mich ſorgfältig nach euch erkundigen, und mich nicht wenig freuen, wenn ich euch in guten Umſtänden finde.

Mit dieſen Worten entfernte ich mich, und fuhr auf Ludwigsthal zu, um mich nach dem Befinden des Polnichen Juden zu erkundigen. Die Hildebrandiſche Familie nahm mich mit der ihr eigenen Freundlichkeit und Gefälligkeit auf, führte mich zu dem Patienten, und verſicherte, daß der Wundarzt die größte Hoffnung habe, daß die Heilung ihm gelingen werde.

Man nöhigte mich, einen Tag hier zu bleiben, und mir war es lieb, daß man mich nöthigte, weil es mir in dem Kreiſe dieſer guten Leute außerordentlich wohl gefiel.

Bei Tiſche unterhielt ich mich vorzüglich mit der Frau Hildebrandin, weil ich glaubte, daß ich von ihr noch manches lernen könne, wie man eine Wirthſchaft gut einrichten müſſe. Wirklich lernte ich auch vieles. Unter andern fragte ich, wieviel ſie jedem ihrem Dienſtboten Lohn gäbe?

Sie bekommen, erhielt ich zur Antwort, nicht alle gleich viel. Im erſten Dienſtjahre erhalten ſie wenig. Hernach, wenn ſie in ihrem Dienſte treu ſind, bekommen ſie alle Jahre eine Zulage, an Geld und an Leinwand. Wenn ſie nun gut wirthſchaften, ſo können ſie ſich leicht einen großen Vorrath von Leinwand ſammeln, der ihnen hernach, wenn ſie ihre eigene Haushaltung anfangen, gute Dienſte thut.

Ich. Und woher bekommen Sie ihre Leinwand?

Fr. H. Von Handelsleuten, die im Lande herumgehen, und ſie mir zum Verkaufe anbieten.

Da erzählte ich nun die Geſchichte des Webers Zirkel, und fragte, ob ſie nicht geneigt wäre, ihre Leinwand künftig von ihm zu beziehen?

Gern! antwortete ſie. Wenn ſeine Arbeit gut iſt, ſo wird es mir Freude ſein, eine rechtſchaffene Familie in Nahrung zu ſetzen.

Heute, sagte die älteste Tochter, geht ein Bote nach dem Orte, wo der Weber wohnt. Willst du vielleicht, liebe Mutter, daß ich dem Weber schreiben, und eine Bestellung bei ihm machen soll?

Das thue! erhielt sie zur Antwort. Lege eine Probe bei, nach welcher er arbeiten soll, und bestelle vor der Hand nur dreißig Ellen. Ist seine Arbeit gut, so kann ich in der Folge immer mehr von ihm nehmen. Diese Vorsicht werden Sie mir, lieber Herr Gottschalk! schon verzeihen. Wenn Meister Zirkel ein geschickter und ehrlicher Mann ist, so kann sie ihm nichts schaden; wäre es aber nicht —

Ich. So sollte es mir Leid thun, erwiederte ich, Ihnen denselben empfohlen zu haben, und es wäre dann seine eigene Schuld, wenn die Nahrung, die man ihm zudachte, ihm entzogen würde.

Nach der Zeit habe ich aber gehört, daß Meister Zirkel wirklich ein ehrlicher und geschickter Mann war, durch diese vortreffliche Familie in gute Nahrung gesetzt und in der Folge ein wohlhabender Mann wurde.

Den nächsten Morgen war es mir sehr schwer, mich von diesem Hause zu trennen. Ich bat Herrn Hildebrand mir zu erlauben, ihm den Aufwand zu ersetzen, den ihm die Verpflegung des Juden verursacht hatte; aber mit vieler Mühe konnte ich ihn bereden, daß er mir nur die Bezahlung des Wundarztes zugestand.

Herr Hildebrand ließ mich wieder durch seinen Wagen weiter bringen, und ich stieg in denselben, nachdem ich der ganzen Familie dankbar die Hände gedrückt hatte.

Auf der ganzen Rückreise hatte ich meine Betrachtungen über die neuen Beweise, die ich von Gottes Vorsehung

erhalten hatte, die die menſchlichen Schickſale lenkt, und das Wohl derer bewirkt, die darauf aufmerkſam ſind.

Daß der Poſtwagen umſchlug und mein Reiſegefährte das Bein zerbrach, war mir freilich äußerſt unangenehm; aber hätte ich meine Reiſe ununterbrochen fortgeſetzt, ſo hätte ich Ludwigsthal und die vortreffliche Familie, die dort wohnte, nicht kennen lernen.

H. Aber der arme Jude. —

G. Dem war ſein hartes Schickſal gewiß auch ſehr gut. Wenn er gehörig darüber nachdachte, ſo wird auch er dadurch mit Gott bekannter geworden ſein, und Beweiſe genug von der über ihn waltenten Vorſehung erhalten haben.

Hätte ich auf der nächſten Station vor Leipzig ſogleich Poſtpferde erhalten, ſo blieb mir die Zirkel'ſche Familie unbekannt, und ich konnte alſo nichts für ihre Rettung thun.

Vergeßt es nicht, lieben Kinder! Wenn euch künftig widrige Schickſale treffen, ſo werdet darüber nicht unwillig, und denkt daran, daß ſie Fügungen eines weiſen und guten Gottes ſind, wodurch gewiß etwas Gutes bewirkt wird.

Nun wurde ich mit Beſorgung verſchiedener Angelegenheiten meines Herrn noch ein Paar Wochen auf der Reiſe aufgehalten.

Neununddreißigſter Abſchnitt.

Bei meiner Zurückkunft auf dem von Tſchrink'ſchen Gute fand ich vieles, was mir gar nicht angenehm war. Der beſte Gaul war gefallen, unter meinen Dienſtleuten

war Uneinigkeit eingeriſſen, und die Geſchäfte hatten ſich, während meiner Abweſenheit, ſo gehäuft, daß ich nicht wußte, wie ich mich durcharbeiten ſollte. Den ganzen erſten Tag wurden mir faſt lauter unangenehme Nachrichten zu Ohren gebracht. Mein Blut kam in Wallung, ich fühlte einen Trieb, alle meine Leute auszuſchelten, ja ich griff ſogar nach dem Stocke, um den Knecht, der den gefallenen Gaul zu beſorgen gehabt hatte, durchzuprügeln.

In dieſer Abſicht ging ich die Treppe hinab, um ihn aufzuſuchen, fühlte aber, daß mir vor Aegerniß alle Glieder zitterten. Da fiel es mir noch zur rechten Zeit ein, daß ich jetzt meiner Vernunft gar nicht mächtig wäre, und alſo nichts Vernünftiges vornehmen könne.

Statt alſo zum Knechte zu gehen, lief ich hinaus in's Freie, trat auf eine Anhöhe, athmete tief, ſah gen Himmel und rief: Gott!

Sobald mir der Gedanke: Gott, wieder in die Seele kam, fing es an darin etwas ruhig zu werden, und ich wurde wieder vermögend, nachzudenken.

Woher, dachte ich, iſt aller dieſer Verdruß entſtanden?

Durch deine Reiſe.

Und was bewog dich zu reiſen?

Der Befehl deines Herrn, den dir Gott vorgeſetzt hat. Deine Reiſe war keine Luſtreiſe, es war eine Pflichtreiſe, die du unternahmſt, weil ſie dir von Gott, durch deinen Herrn, aufgetragen wurde. Du biſt alſo auf Gottes Wege gegangen, und die Widerwärtigkeiten, die dich auf denſelben trafen, ſind Gottes Fügungen. Sie ſind gut! ſie ſind gut! und wenn du recht nachdenkſt, ſo wird dir Gott gewiß Mittel zeigen, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Ja wohl waren sie gut, weil sie mich auf meine Schwachheit recht aufmerksam machten. Den Tag zuvor glaubte ich über alle meine Begierden Herr zu sein; aber jetzt, da mir auf einmal so viel Unangenehmes zugleich hinterbracht wurde, gerieth ich in einen so starken Zorn, daß ich einen meiner Nebenmenschen prügeln wollte. Hätte ich dieß gethan — wie verhaßt, wie verächtlich würde ich mich gemacht, wie vielen Verdruß mir zugezogen, wie bitter würde ich es bereuet haben!

Vergeßt dieß nicht, meine Lieben! daß der Heinrich Gottschalk, der es sich so sehr angelegen sein ließ, immer recht vernünftig zu handeln, doch einmal in Gefahr war, sich durch den Zorn zu einer unvernünftigen Handlung verleiten zu lassen. Trauet euch deßwegen ja nicht zu viel zu, und seid gegen eure Begierden stets auf eurer Hut!

Da ich nun erst meiner Vernunft wieder mächtig war und nachdenken konnte, fand ich auch bald die Mittel, mir aus der Verwirrung, in der ich mich befand, zu helfen.

Zuerst ließ ich meinen geheimen Rath, den alten Kutscher, kommen und fragte ihn, wie es komme, daß in meiner Abwesenheit der schöne Gaul gefallen wäre?

Dazu, antwortete er, kann Niemand etwas, lieber Herr Gottschalk. Sobald der Gaul krank wurde, zeigte es mir der Knecht an. Wir ließen den geschicktesten Hufschmied aus der Stadt kommen, er gab ihm Arznei; es half aber nichts, der Gaul fiel. Ich ließ ihn aufschneiden, und da zeigte es sich, daß er einen Fehler an der Lunge hatte, den er vielleicht bekam, ehe ihn der Herr von Tschrink kaufte.

Wie schämte ich mich da vor mir selbst, daß ich den

Vorſatz gehabt hatte, einen unſchuldigen Menſchen zu mißhandeln!

Hierauf ließ ich alle die Leute, die ſich mit einander gezankt hatten, vorkommen, verhörte einen nach dem andern, half den Unſchuldigen zu ihren Rechten, gab den Schuldigen die nöthigen Verweiſe, und drohte ihnen, ſie zu entfernen, wenn ſie ſich künftig wieder ſo unbeſonnen betragen würden. So wurden in ein paar Stunden, durch meine Sanftmuth und mein Nachdenken, im ganzen Hauſe die vorige Ruhe wieder hergeſtellt, die gewiß noch mehr würde ſein geſtört worden, wenn ich im Zorne hätte handeln wollen.

Nun hatte ich noch etwas abzuthun, was mir vorzüglich unangenehm war. Auch über den alten Bernold war Klage gekommen, daß er mit der Speiſe, die ihm täglich gereicht würde, unzufrieden wäre, und ſie tadle.

Ich ließ die Frau zu mir kommen, die von mir angewieſen war ſie ihm zu geben. Warum, fragte ich, bekommt der alte Bernold keine guten Speiſen mehr?

Fr. Herr Gottſchalk! der Mann iſt nicht werth, daß Sie ihm noch einen Biſſen Brod geben. Er bekommt alle Tage aus dem nämlichen Topfe und aus der nämlichen Schüſſel, aus welcher alle Dienſtboten bekommen. Dieſe, die ihr Brod verdienen, ſind immer mit dem zufrieden, was ihnen aufgetragen wird; und der Bettelkerl, der das Gnadenbrod bekommt, hat immer an dem Eſſen etwas zu tadeln.

G. Ich werde bald erfahren, wer von euch beiden unrecht oder recht habe.

Der alte Kutſcher erhielt nun von mir den geheimen

Auftrag, zu Mittage genau Achtung zu geben, ob Bernold wirklich mit dem Geſinde einerlei Eſſen bekäme?

Er kam bald mit der Verſicherung zurück, daß dieß geſchehen wäre, daß Bernold aber nur ein paar Biſſen genoſſen, und das Uebrige mit Unwillen zurückgeſchoben hätte.

Dieß verdroß mich freilich, und wenn ich meinem Unwillen hätte folgen wollen, ſo würde Bernold ſogleich fortgejagt worden ſein. Allein, lieben Kinder! wer die Menſchenliebe ausüben will, *der muß mit den Schwachheiten ſeiner Nebenmenſchen Geduld haben können.* Der Geſunde muß mit dem Kranken, der Verſtändige mit dem Unverſtändigen, die Jugend mit den Schwachheiten des Alters Geduld haben. Nachdem ich dieß recht bedacht und allen Unwillen gegen den armen Greis aus meinem Herzen entfernt hatte, wurde Bernold gerufen.

Ich. Und die Koſt, die Ihr hier erhaltet, ſchmeckt Euch nicht?

B. Es iſt böſes Volk — es gibt mir immer, was kein Menſch eſſen will.

Ich. Heute hat es auch nicht geſchmeckt?

B. Es ſchmeckte wie Galle. Kaum habe ich ein paar Biſſen hinunterbringen können. Geſtern mußte ich alles wieder von mir geben.

Ich. Die Urſache davon liegt entweder in der Zubereitung der Speiſen, oder in Eurem alten ſchwachen Magen. Die Speiſen werden gut zubereitet, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen; aber Euer alter Magen kann ſie nicht mehr verdauen, deßwegen ſchmecken ſie Euch nicht mehr. Was können denn nun meine Leute dazu, daß Euer alter Magen ſeine Dienſte nicht mehr thun will? Jetzt geht nach

Hauſe! Künftig ſoll für Euch immer eine weiche Speiſe, die für Euren ſchwachen Magen ſich ſchickt, zubereitet werden.

Wirklich gab ich dazu die nöthigen Verordnungen, und erquickte ſo den Alten bis an ſeinen Tod, der nach ein paar Monaten erfolgte.

Nun mußte ich noch einholen, was ich, während meiner Abweſenheit, in meinen Geſchäften verſäumt hatte. Dazu reichte meine Zeit nicht hin. Unterdeſſen, daß ich einen Theil der zuſammengekommenen Geſchäfte beſeitigte, häuften ſich wieder neue an. Nach einer monatlichen Arbeit ſah ich, daß ich immer nicht viel weiter gekommen war.

Was war hier zu thun? Da ich ſah, daß der Tag nicht zureichend war, die alte Ordnung in meinen Geſchäften wieder herzuſtellen, ſo entſchloß ich mich, einen Theil der Nacht dazu anzuwenden. Ich arbeitete alſo bis nach Mitternacht. Freilich fühlte ich, daß ich dadurch ſehr entkräftet wurde. Gott hat den Tag zur Arbeit, die Nacht zur Ruhe beſtimmt. Wenn man von dieſer Ordnung abweicht, ſo hat es für die Geſundheit gewöhnlich nachtheilige Folgen. Allein da ich einſah, daß es doch Gottes Wille ſei, meine Geſchäfte wieder in Ordnung zu bringen, ſo glaubte ich, daß ich verbunden wäre, demſelben auch etwas von meinen Kräften aufzuopfern.

Denn, lieben Kinder, ob wir gleich verbunden ſind, unſere Geſundheit und unſer Leben ſo lange als möglich zu erhalten, um immer im Stande zu ſein, die göttlichen Aufträge auszurichten, ſo treten doch bisweilen Fälle ein, da wir beides, bei Vollbringung des göttlichen Willens, in Gefahr ſetzen, ja wohl gar aufopfern müſſen. Sollten wir dieß nicht gern thun? Geſundheit und Leben ſind ja Ge-

ſchenke unſers guten Vaters; ſollten wir ſie nicht gern hingeben, ſobald er ſie zurückfordert?

Da ich ungefähr eine Woche lang einen Theil der Nächte zu meinen Arbeiten angewendet hatte, waren ſie glücklich geendigt. Freilich hatte ich dabei viel an meinen Kräften und meiner Munterkeit verloren; da ich nun aber alles wieder in der gehörigen Ordnung ſah, und mit weniger Anſtrengung arbeiten konnte, ſo fühlte ich mich doch, ungefähr nach einem Monate, vollkommen wieder hergeſtellt.

Vierzigſter Abſchnitt.

Wenn einige Wochen hinter einander die Sonne geſchienen hat, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß bald Gewitter, oder wenigſtens ſtarke Regengüſſe, kommen werden. Dieſe Einrichtung iſt gut; denn dadurch werden die ſchmachtenden Pflanzen erquickt, und ihr Wachsthum befördert.

Und wenn es uns Menſchen eine Zeit lang nach Wunſche gegangen iſt, ſo kann man immer erwarten, daß ein widriges Schickſal eintreten werde. Dieſe Einrichtung iſt auch gut; denn dadurch werden wir aus unſerer Bequemlichkeit geweckt, und gereizt, nachzudenken und thätiger zu ſein.

Dieß erfuhr ich nun. Da mir einige Jahre lang alles nach Wunſche gegangen war, traf mich ein Schickſal, das mich ganz zu ſtürzen drohte.

Als ich einmal des Morgens aufſtand, und auf den Hof ſah, bemerkte ich den Gerichtshalter, der mit einem Fremden am Arme auf und ab ging. Ich erkundigte mich bei den Leuten, ob ſie nicht wüßten, wer der Fremde wäre?

Sie wußten mir aber nichts zu ſagen, als daß er bei dem Gerichtshalter ſich aufhalte.

Nach zwei Tagen löſte ſich das Räthſel. Der Gerichtshalter trat mit dem Fremden auf mein Zimmer. Herr Gottſchalk! ſagte dieſer zu mir, ich kündige Ihnen hiermit an, daß ich der Bruder des bisherigen Beſitzers dieſes Gutes bin, daß dieſer geſtorben iſt, und daß ich, als der nächſte Erbe deſſelben, gekommen bin, vom Gute Beſitz zu nehmen.

Ich. Herr von Tſchrink iſt todt?

Fr. Leider iſt er todt! Vor allen Dingen wird es nun nöthig ſein, daß ich Ihre ſämmtlichen Papiere verſiegeln laſſe, um zu unterſuchen, was für einen Gebrauch Sie von dem unumſchränkten Vertrauen gemacht haben, das Ihnen mein Bruder ſchenkte.

Ich. Ich hoffe einen ſolchen Gebrauch, wie ich ihn meinem Wohlthäter ſchuldig war.

Fr. Das wird ſich zeigen. Wenn Sie ein ehrlicher Mann ſind, ſo muß es Ihnen lieb ſein, daß ich ſo ſtrenge verfahre. Dadurch gebe ich Ihnen Gelegenheit, Ihre Ehrlichkeit zu zeigen. Herr Gerichtshalter! Sie fangen die Verſiegelung ſogleich an.

Wirklich fing die Verſiegelung ſogleich an: alles, was ich unter meinen Händen gehabt hatte, meine Wäſche und Kleidung ausgenommen, wurde unter Siegel gelegt.

Dieſe Art, mich zu behandeln, brachte mich außer aller Faſſung, und ich ſtand eine geraume Zeit ſprachlos da. Nach und nach fand ich das klare Bewußtſein wieder; ich dachte, du biſt ein ehrlicher Mann; Gott kennt deine Rechtſchaffenheit. Er hat dies Schickſal über dich verhängt, es wird zu deinem Beſten dienen.

Herr von Tſchrink! ſagte ich: Gnade verlange ich von Ihnen nicht! nur Gerechtigkeit, ſtrenge Gerechtigkeit, und dieſe können und dürfen Sie mir nicht verſagen.

Herr Gottſchalk! ſagte der Gerichtshalter, ſein Sie nicht naſeweis, und enthalten Sie ſich in Gegenwart des gnädigen Herrn beleidigender Reden!

Gerechtigkeit zu erwarten, antwortete ich, kann keinen rechtſchaffenen Mann beleidigen.

Und nun nahm ich meinen Stock, und wankte über den Hof nach dem Felde zu, um zu überlegen, was ich thun ſollte. Aber mein Gemüth war ſo unruhig, daß ich nicht vermögend war, nachzudenken.

Da traf ich Michael Weinſtocken an, der mit ſeinen Pflegekindern ſeinen Acker bearbeitete und mich freundlich grüßte.

Das muß Ihnen doch Freude machen, wenn Sie uns ſehen, ſagte er; daß dieſer Acker ſo fruchtbar iſt, daß dieſe Kinder ſo wohl gerathen ſind, daß ich ſelbſt geſund und kummerfrei bin, dieß alles haben wir doch Ihnen zu verdanken.

Ich freue mich wirklich darüber, antwortete ich, und wendete mich mit naſſen Augen von ihm weg. Wirklich fühlte ich mich auch durch dieſen Anblick geſtärkt. So, dachte ich, habe ich gehandelt; immer habe ich mich bemüht, zu thun, was meine Schuldigkeit iſt, habe jedem Menſchen, den Gott an mich wies, geholfen, ſoviel ich konnte; das haſt du, mein unſichtbarer Vater! geſehen, du kannſt mich alſo nicht ſinken laſſen.

Dieſe Hoffnung richtete mich auf, und ich erwartete von Gott, daß er mir einen Weg zeigen würde, mir aus der Verlegenheit, in die er mich hatte gerathen laſſen, zu helfen.

Ich wollte wieder nach Hauſe gehen, aber da fiel mir ein, daß ich hier überflüſſig wäre; weil ich mich mit nichts beſchäftigen konnte, da mir meine Papiere verſiegelt waren, und ich über meine Leute nichts mehr zu ſagen hatte. Ich blieb alſo unter freiem Himmel, betrachtete die Thätigkeit der Menſchen und Thiere, und, da die Sonne untergegangen war, die Pracht des geſtirnten Himmels. Allenthalben ſah ich Beweiſe von dem Daſein, der Liebe und der Weisheit meines Vaters, dem ich bisher vertraut, und deſſen Willen zu thun, ich mich redlich bemüht hatte. Im Vertrauen auf ihn ging ich in der Dunkelheit nach meinem Bette und überließ mich dem Schlafe, der für mich ſehr ſtärkend war.

Sobald ich von demſelben erwachte, ſtand ich auf, trat an's Fenſter, und bat Gott, daß er mich vor Verirrung bewahren möge.

Nun frühſtückte ich, und begab mich wieder in's Freie, um durch Nachdenken zu erfahren, was Gottes Wille ſei. Du mußt, dachte ich, Herrn von Tſchrink zu überzeugen ſuchen, daß du ein rechtſchaffener Mann biſt. Das kannſt du, wenn du ihm deine Papiere vorlegſt. Aber er hat ſie dir entzogen, du mußt vor allen Dingen dir deine Papiere wieder zu verſchaffen ſuchen.

In dieſer Abſicht ſchritt ich getroſt nach dem Gutshauſe zu, ging gerade zum Herrn von Tſchrink und ſagte! Gnädiger Herr! Sie können nicht glauben, was es für einen rechtſchaffenen Mann für eine peinliche Lage iſt, wenn er den Verdacht gegen ſich hat, daß er unredlich gehandelt habe. Wenn Sie mir erlauben, daß ich Ihnen meine Papiere vorlegen darf, ſo wird es mir ſehr leicht ſein, Sie von meiner Rechenſchaft zu überzeugen. Ich bitte alſo unter-

thänig, daß Sie doch die Gnade haben, die Entſiegelung meiner Papiere bald vorzunehmen.

v. T. Sie iſt bereits geſchehen.

Ich. Wie? ohne mich?

v. T. Ohne Sie. Trauen Sie mir nicht ſo viel Gerechtigkeit zu, daß ich, auch ohne Ihre Gegenwart, thun werde, was recht iſt? Ich muß Ihnen aber ſagen, daß bei der Durchſicht Ihrer Papiere der Verdacht ſich vergrößert hat, daß Sie an meinem Bruder nicht redlich gehandelt haben. Die Klugheit gebietet mir alſo, Sie ſo lange, bis Ihre Sache ausgemacht iſt, in ſichere Verwahrung zu nehmen.

Sogleich zog er an der Schelle, und Dietrich Kiebitz, nebſt einem andern Bauer, der auf mich böſe war, weil ich einmal ſeine unbilligen Forderungen nicht erfüllt hatte traten mit großen Prügeln herein.

Dieſen Herrn, ſagte Herr von Tſchrink, führt auf ſein Zimmer und bewacht ihn genau. Hört ihr's?

So wurde ich abgeführt, und mein Zimmer, auf dem ich ſo viele ſelige Stunden gehabt hatte, wurde in mein Gefängniß verwandelt.

J. Du armer Großvater!

So arm war ich nicht, als ihr glaubt. Ich hatte zwei gute Geſellſchafter bei mir; Gott und mein gutes Gewiſſen. Dieſe ſprachen mir immer Muth ein. Immer war es, als wenn ich Jemanden ſagen hörte: Gottſchalk! laß den Muth nicht ſinken! du biſt ein rechtſchaffener Mann! es wird alles gut gehen. Die Demüthigung, die du jetzt duldeſt, wird gewiß zu deinem Beſten dienen.

Sie diente wirklich zu meinem Beſten.

Einundvierzigster Abschnitt.

Am dritten Tage meiner Gefangenschaft pochte Je
an meine Thür, öffnete sie auch sogleich und — da
Herr Hildebrand! Guter Gottschalk! sagte er, fiel mi
den Hals, und netzte meine Backen mit seinen Thr
Es wird alles gut gehen, fuhr er fort, verlassen Si
auf mich. Ich kam Sie zu besuchen, wurde aber ni
Ihnen gelassen; weil man mir sagte: Sie wären in
reste, und dürften Niemanden sprechen. Warum?
ich. Weil er Gelder unterschlagen hat, erhielt ich zur
wort.

Ich ging im Dorfe umher, erkundigte mich da
dort, bei den Bauern, die ich antraf, nach der Ursach
rer Einsperrung. Alle beklagten Sie; aber keiner k
mir den eigentlichen Grund angeben, warum Sie so
behandelt würden. Endlich traf ich einen alten Man
dieser sagte: der Gerichtshalter ist des Herrn Gottf
Todfeind. Lange hat er ihn zu stürzen gesucht, nun
ihm gelungen. Der neue Gutsbesitzer ist sein Univer
freund; diesen hat er gegen Herrn Gottschalk eingenon
und sich aller seiner Papiere bemächtigt. Nun kann e
dem ehrlichen Manne machen was er will.

Sobald ich dieß hörte, ging ich zum Herrn von Tsc
und sagte ihm, was ihm zu sagen war. Nun wir
fentlich die Sache anders gehen. Jetzt folgen Sie mi
sein Zimmer.

Da ich heraus kam, waren meine Wächter schon ent
Also, fragte Herr von Tschrink, glauben Sie Ihre U
schaffenheit beweisen zu können, wenn Sie Ihre Papi
den Händen haben?

Ich. Ganz gewiß.

v. T. Sie sollen sie gleich haben.

Noch eins! sagte Herr Hildebrand, die Papiere sind durch die Hände seines Feindes gegangen. Er kann davon mancherlei unterschlagen haben. Wenn Ew. Gnaden die Gerechtigkeit lieben, wenn Sie nicht bei dem Landesherrn Verantwortung sich zuziehen wollen, so müssen Sie nothwendig auf der Stelle des Gerichtshalters Schränke und Zimmer versiegeln.

v. T. Das geht nicht.

H. Das muß gehen. Wenn nun der Feind des Herrn Gottschalk die Papiere unterschlagen hätte, die seine Rechtschaffenheit bewiesen, womit soll er sie denn darthun? Setzen Sie ihn dadurch nicht in die Nothwendigkeit, bei dem Landesherrn Hülfe zu suchen! Herr Gottschalk! Sie nehmen Ihre Papiere nicht eher an, bis alles bei dem Gerichtshalter versiegelt ist.

v. T. Nun gut! Folgen Sie mir.

So gingen wir in das Haus des Gerichtshalters, dem Herr von Tschrink sogleich das Siegel abforderte, und ihm sagte, daß er, um sich gegen Verantwortung zu schützen, nothwendig seine Sachen auch versiegeln müsse.

Der Mensch erblaßte, gab mit zitternden Händen das Siegel hin, und bat Herrn von Tschrink, ihm zu erlauben, daß er noch ein Paar Briefe aus seinem Schranke nehmen dürfe, die heute nothwendig müßten beantwortet werden.

Das können Sie, sagte Herr von Tschrink.

Das können Sie nicht, sagte Herr Hildebrand etwas heftig, trat vor den Schrank, und bat Herrn von Tschrink, diesen zuerst zu versiegeln.

Herr von Tschrink ging etwas verdrießlich fort, aber

Herr Hildebrand hielt ihn bei der Hand, und bat ihn, die Verſiegelung zu vollenden, und er mußte nachgeben.

Den folgenden Tag wurde die Entſiegelung in Gegenwart des Gerichtshalters vorgenommen, und meine Papiere wurden mir ausgeliefert.

Da fing ich nun an, meinem neuen Herrn die Rechnung vorzulegen, nebſt den Briefen des verſtorbenen Herrn von Tſchrink, in welchen er mir die Aufträge zu verſchiedenen Ausgaben gab, die ich gemacht hatte, nebſt den Quittungen, über die von mir bezahlten Gelder. Es fand ſich aber bald, daß verſchiedene Briefe und Quittungen fehlten. Unter andern war der Brief nicht da, in welchem mir aufgetragen wurde, in Leipzig Steuerſcheine zu kaufen, und die Steuerſcheine waren auch nicht zu finden.

Wo ſind dieſe Papiere? fragte Herr von Tſchrink etwas heftig.

Das muß der Herr Gerichtshalter wohl wiſſen, gab ich zur Antwort.

Wenn es gefällig iſt, ſagte Herr Hildebrand, ſo wollen wir des Herrn Gerichtshalters Schreibeſchrank entſiegeln. Vielleicht haben ſie ſich dahin verloren.

Die Entſiegelung wurde vorgenommen und die fehlenden Papiere wurden wirklich in zwei verborgenen Schubladen gefunden.

Herr von Tſchrink gerieth bei dem Anblicke derſelben in den heftigſten Zorn, faßte den Elenden bei der Bruſt und ſagte: Nichtswürdiger! iſt das der Lohn des Zutrauens, das ich dir geſchenkt habe? ja er würde ihn geſchlagen haben, wenn ihn Herr Hildebrand nicht davon abgehalten hätte.

Der Elende fiel ihm zu Füßen, umarmte ſeine Kniee,

und bat: Erbarmung! Gnade! ich habe eine Frau und fünf Kinder.

Ich konnte den Anblick nicht aushalten, sondern trat an's Fenster. Kinder! wenn ihr diesen Menschen in dieser Stellung gesehen hättet, ihr würdet euch entsetzt haben! Da konnte man recht sehen, wie verächtlich der Mensch wird, der Gottes Weg verläßt, nicht nach seinem Willen handelt, sondern seinen eigenen Begierden gehorcht.

Herr von Tschrink wandte sich unwillig von ihm, und befahl, daß man ihn bewachen solle.

Den übrigen Theil des Tages wendete Herr von Tschrink dazu an, daß er mit mir meine sämmtlichen Rechnungen auf das genaueste durchging. Da das Geschäfte geendigt war, drückte er mir die Hand und sagte: Herr Gottschalk! ich finde, daß Sie ein sehr rechtschaffener Mann sind. Vergeben Sie mir, daß ich den Verläumdungen, die dieser schändliche Mensch gegen Sie anbrachte, Gehör gab. Bestimmen Sie nun die Strafe, die ich ihm zuerkennen soll.

Ich. Ist er nicht schon gestraft genug? Sind die Vorwürfe seines Gewissens, und die Verachtung, die er sich zugezogen hat, für ihn nicht die empfindlichsten Strafen?

v. T. Aber er hat Sie doch beleidigt, und Sie müssen Genugthuung haben.

Ich. Diese haben Sie mir bereits gegeben, indem Sie meine Unschuld anerkannt haben.

v. T. So muß ich ihn doch aus meinen Diensten jagen. Wie kann ich einem solchen Schurken meine Geschäfte noch ferner anvertrauen?

Ich. Darüber kann ich freilich nichts einwenden. Aber seine fünf Kinder!

v. T. Die mögen mit ihrem verworfenen Vater ſein Schickſal theilen.

Ich. Sie ſind aber doch unſchuldig.

v. T. Das mögen ſie wohl ſein. Was können wir aber weiter für ſie thun, als ſie bedauern?

Ich. Sie erziehen.

v. T. (Mir voll Erſtaunen in die Augen ſehend) Mann! wie iſt's möglich, daß Sie Ihren bitterſten Feind ſo behandeln können, daß Sie nicht nur ſich nicht an ihm rächen, ſondern ihm ſogar Gutes thun wollen?

Ich. Wie wäre es möglich, mich an dem zu rächen, der mein Wohlthäter iſt? Wie leicht iſt es, dem Gutes zu thun, der mir zuerſt Gutes erzeigte?

v. T. Wie? Der Gerichtshalter Nachtrabe Ihr Wohlthäter?

Ich. Das iſt er, gnädiger Herr! Es iſt ein Gott, der die Welt regiert, und die Schickſale der Menſchen lenkt.

v. T. Das glaube ich von ganzem Herzen; was wollen Sie aber damit ſagen?

Ich. Dieſer Gott leitet nicht nur den Donner und Blitz, ſondern auch die Handlungen der Menſchen. Unter ſeiner Regierung müſſen denen, die recht thun, und ſeinen Willen befolgen, alle Dinge, auch die böſen Anſchläge der Feinde, zum Beſten dienen. Sie ſchenken mir, gnädiger Herr, Ihr Zutrauen, das mir ungemein ſchätzbar iſt; würde ich daſſelbe in ſo hohem Grade erhalten haben, wenn meines Feindes Verleumdungen Sie nicht bewogen hätten, meine Rechnungen recht genau durchzugehen? Würde alles das Gute, das meine Freunde von mir ſagen konnten, Sie auf mich ſo aufmerkſam gemacht haben, als die Verleumdungen meines Feindes?

Er ſtand gerührt auf, und ſagte: Ich habe heute von Ihnen viel gelernt. Aber wie wollen wir es möglich machen, daß die Kinder erzogen werden?

Das wollen wir überlegen, antwortete ich.

Nach einer Ueberlegung von einigen Tagen wurde alles in Ordnung gebracht. Der Gerichtshalter wurde ſeines Dienſtes entſetzt, mußte ſich aber entfernen, und ſeine Kinder zurücklaſſen.

Der Prediger des Orts nahm ſie zu ſich und beſorgte ihre Pflege und Erziehung. Da die Schmidiſchen Kinder nun erwachſen waren, ſo wurde das Geld, das bisher für ſie war bezahlt worden, dem Prediger beſtimmt, und da dieß nicht hinreichte, ſo verwilligte Herr von Tſchrink dazu einen jährlichen Zuſchuß. Daß ich auch dazu einen jährlichen Beitrag gab, hielt ich für meine Schuldigkeit.

Zweiundvierzigſter Abſchnitt.

Nachdem nun alles in Ordnung gebracht war, reiſte Herr Hildebrand wieder ab, nachdem er mich auf das herzlichſte ſeiner Freundſchaft verſichert hatte, und Herr von Tſchrink machte auch Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Ehe dieſe aber erfolgte, ließ er mich zu ſich kommen und ſagte: Lieber Gottſchalk, ich habe, wie Sie wiſſen, meine Güter in Polen. Das Gut, das ich von meinem Bruder geerbt habe, iſt mir zu entfernt. Wenn ich es gut verkaufte, ſo könnte ich vielleicht für das Kaufgeld, in meiner Nachbarſchaft, wo die Güter wohlfeil ſind, ein anderes bekommen, das noch einmal ſo groß wäre. Ich gebe Ihnen alſo Vollmacht, dieſes Gut zum Verkaufe auszubieten, und

mir von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, wie viel darauf geboten wird, ſo will ich Ihnen dann melden, wie Sie es losſchlagen ſollen.

Ich verſprach ſeinen Auftrag zu befolgen, und er reiſte ab.

Kaum war es bekannt geworden, daß das Gut ſolle verkauft werden, ſo kamen mehrere Unterthanen zu mir, und baten mich, daß ich es doch an mich kaufen möchte, damit ich das Gute, das ich angefangen hätte, fortſetzen könnte. Beſonders ſetzte mir der alte Kutſcher ſehr ſtark zu. Sie haben, ſagte er, in unſerer Gemeine ſo viel Gutes geſtiftet; wenn nun das Gut einen andern Herrn bekommt, der unverſtändig und leichtſinnig iſt, ſo kann er in einem Jahre alles wieder niederreißen, was Sie in vielen Jahren aufgebaut haben. Wollen Sie dieß auf Ihr Gewiſſen nehmen?

Dieſe Bitten brachten mich wirklich auf die Gedanken, daß ich das Gut an mich kaufen wollte. Da ich aber dazu kein Geld hatte, ſo wurde ich darüber ziemlich unruhig.

Doch mein Glaube an Gott ließ mich auch dießmal nicht ſinken. Du willſt, dachte ich, nur recht nachdenken, ob es Gottes Wille ſei, daß du dieſen Kauf eingehen ſollſt. Iſt es Gottes Wille, nun ſo kannſt du getroſt dazu Anſtalten machen; iſt es Gottes Wille nicht, ſo willſt du dich der ganzen Sache entſchlagen, weil ſie gewiß nicht gut für dich geweſen wäre.

Gebt Achtung, Kinder! wie ich dieß angefangen habe. Ich war überzeugt, daß Gott mich auf den Platz geſtellt hatte, wo ich war, und daß ich das Gute, das ich hier ſtiftete, nach ſeinem Willen gethan hatte. Ich durfte alſo von hier nicht weggehen, bis Gott ſolche Umſtände eintre-

ten ließ, die mich dazu nöthigten. Dieſe waren noch nicht da. Vor der Hand mußte ich alſo bleiben.

Nun dachte ich weiter, wenn es Gottes Wille iſt, daß du Beſitzer des Gutes werden ſollſt, ſo muß er dir auch Mittel zeigen, das zum Ankauf nöthige Geld aufzubringen. Dieſe Mittel zu finden, dachte ich hin und her. Endlich fiel mir ein, was ich thun wollte.

Da auf das Gut 40,000 Thaler waren geboten worden, und in vier Wochen ſich Niemand fand, der mehr bieten wollte, meldete ich es an den Herrn von Tſchrink, und ſchrieb ihm zugleich, daß ich 100 Rthlr. mehr geben wollte unter der Bedingung, daß ich das Kaufgeld nach und nach abzahlte, und das Rückſtändige verzinſete; ich ſchlug ihm auch vor, wenn er ein anderes Gut kaufen wolle, ſo könne er das dazu nöthige Geld auf ſeine Güter aufnehmen, und es von den Zinſen verzinſen, die ich ihm zahlen müßte. Um ihm die nöthige Sicherheit zu verſchaffen, wollte ich ihm einen Schuldbrief geben, in dem ich ihn als Eigenthümer ſeines Gutes anerkannte, bis ich es ganz bezahlt hätte.

Da ich dieſen Brief geſchrieben hatte, war mir das Herz leicht, indem ich überzeugt war, daß wenn Herr von Tſchrink meinen Vorſchlag annähme, es Gottes Wille ſei, den Kauf zu wagen, und wenn das Gegentheil geſchähe, Gott für mich einen anderen Platz beſtimmt habe.

Nach vier Wochen erhielt ich die Antwort, in welcher Herr von Tſchrink meinen Vorſchlag annahm, und mir verſicherte, daß es ihm ſehr lieb ſei, eine Gelegenheit gefunden zu haben, mir nützlich zu ſein.

Nun wurden die zum Ankauf nöthigen Schriften ausgefertigt, und ich war nun Beſitzer des Guts Wilhelms-

rode, das ich bisher für den verstorbenen Herrn von Tschrink verwaltet hatte.

Die Freude, die meine neuen Unterthanen darüber bewiesen, war groß und rührte mich sehr.

Aber etwas Schweres hatte ich unternommen. Ich hatte zwar ein Gut, aber auch 40,000 Thaler Schulden, von denen ich jährlich 1600 Thaler Zinsen bezahlen mußte. Doch der Glaube, daß Gott mir dies Gut übergeben habe, ließ mich hoffen, daß er mir auch bei Nachdenken und Fleiße Mittel zeigen werde, meine Schuld abzutragen.

Dreiundvierzigster Abschnitt.

Sobald ich im Besitz des Gutes war, dachte ich darauf, eine liebe Frau zu bekommen, die die weiblichen Geschäfte, die bei Verwaltung eines Gutes von großer Wichtigkeit sind, übernähme.

Jul. Großväterchen! Großväterchen! ich wollte wohl rathen, wer die liebe Frau war, die du suchtest.

G. So? wen meinst du?

J. Gewiß die Sophie, die Tochter des Herrn Hildebrand. Meine Mutter hat mir gesagt, daß ihre Mutter Sophie geheißen habe.

G. Wir wollen sehen, ob du recht gerathen habest. Nachdem ich hin und her gesonnen hatte, welches Frauenzimmer sich wohl für mich am besten schicke, fand ich kein anderes, als eben die Sophie Hildebrand, von der ich bereits gesprochen habe. Um zu erfahren, ob sie mir von Gott bestimmt sei, setzte ich mich auf die Post, und fuhr

nach Ludwigsthal, wo ich wieder sehr freundlich aufgenommen wurde.

Ich erzählte dem Herrn Hildebrand, wie ich das Gut an mich gekauft hätte.

Sie haben zwar viel gewagt, sagte er, wenn Sie aber, im Vertrauen auf Gott, nachdenken, Ihre Haushaltung immer mehr zu verbessern, und fleißig und sparsam zu sein fortfahren, so zweifle ich nicht, daß alles gut gehen werde. Ich wünsche nur, daß Sie eine gute Hauswirthin finden mögen!

Hier faßte ich seine Hand und sagte: Diese möchte ich von Niemandem lieber empfangen, als von Ihnen. Ihre Sophie —

H. Meine Tochter?

G. Ihre gute Tochter Sophie. Diese ist das einzige Frauenzimmer, das ich zu besitzen wünsche.

H. Es haben sich schon verschiedene reiche und vornehme Personen um ihre Hand beworben; Sie sind nicht reich, aber Sie haben Glauben an Gott, und bemühen sich Ihr Leben nach seinem Willen einzurichten; Sie haben Ihre Vernunft ausgebildet und ihre Begierden beherrschen lernen; Sie handeln rechtschaffen gegen ihre Nebenmenschen; Sie sind also reicher, als alle, die sich um meine Tochter beworben haben. Ich würde mich freuen, wenn ich Sie zum Schwiegersohne bekäme. Aber meine Tochter — diese muß freie Wahl haben. Wollen Sie es, so will ich mit ihr sprechen, um ihre Neigung zu erfahren.

G. O thun Sie es! das höchste Glück, das ich mir wünschen kann, ist — der Besitz Ihrer liebenswürdigen Tochter.

H. So begeben Sie sich in meinen Garten, damit ich mit meiner Frau und Tochter allein sprechen kann.

Ich ging ab, und war ziemlich unruhig. Sophien liebte ich unaussprechlich, und hatte sie schon lieb gewonnen, da ich sie das erstemal zu sprechen Gelegenheit hatte. Zeigte sie keine Neigung zu mir, so hielt ich mich für verloren. Es kam mir vor, als wenn es nicht möglich wäre, ohne sie zu leben.

Aber auch in diesem ängstlichen Schweben, zwischen Furcht und Hoffnung, stärkte mich mein Glaube an Gott. Gesetzt, dachte ich, sie zeigte keine Neigung zu dir, sie schlüge deine Hand aus — nun so wäre ja dieß ein Zeichen, daß sie Gott nicht für dich bestimmt habe; und deßwegen wolltest du dich grämen?

Durch solche Betrachtungen gelang es mir, mich so zu beruhigen, daß ich die schönen Anlagen des Gartens betrachten, und mich mit dem Gärtner über den Anbau verschiedener Gewächse besprechen konnte.

Nachdem ich etwa eine und eine halbe Stunde so zugebracht hatte, sah ich Sophien, von ihren Aeltern geleitet, zur Gartenthür hereinkommen. Wie freudig schlug mir das Herz! ich eilte ihnen entgegen. Herr Hildebrand fiel mir weinend um den Hals, und sagte: empfangen Sie aus meinen und meiner lieben Frau Händen, das — was unter allen unsern Gütern uns das Schätzbarste ist — unsere gute Tochter.

Sophie gab mir zitternd ihre Hand, und versicherte, daß sie mich, gleich bei dem ersten Anblicke, lieb gewonnen habe, und ein herzlicher Kuß, den ich auf ihre Lippen drückte, versicherte sie von meiner Liebe.

Nachdem ich einige sehr vergnügte Tage in Ludwigsthal zugebracht hatte, eilte ich nach meinem Gute zurück,

und machte zum Empfange meiner lieben Braut die nöthigen Einrichtungen.

Drei Wochen darauf kam ſie ſelbſt, in Begleitung ihrer guten Eltern, und wurde meine liebe Frau in deren Geſellſchaft ich fünfunddreißig Jahre vergnügt verlebt habe.

Und warum waren dieſe Jahre ſo vergnügt? Vielleicht weil alles nach meinen Wünſchen ging? Nein lieben Kinder! ſo war es nicht. Wir ſind nicht die Weltregierer, wir können unſere Schickſale nicht ſo anordnen, wie wir wünſchen; es iſt ein höherer Geiſt, der unſere Schickſale lenkt, und uns nicht immer gibt, was wir wünſchen, ſondern das, was uns gut iſt. Es iſt daher eines jeden Menſchen Leben mit vielen Widerwärtigkeiten durchwebt. Auch ich habe viele harte Schickſale erlebt. Viehſterben, Hagelſchlag, einen vieljährigen Krieg, in welchem ich zweimal rein ausgeplündert wurde. Faſt alle meine Kinder, meine beſten Freunde, habe ich begraben müſſen. Aber der Glaube an Gott, und die Aufmerkſamkeit, ſeinen Willen zu thun — dieſe waren es, die mir das Leben ſo angenehm machten.

Meine Frau und ich haben es ſich ſehr ſauer werden laſſen müſſen; aber der Glaube: Gott hat uns hier angeſtellt, und unſere Arbeiten uns aufgetragen, machte, daß wir alles willig und freudig thaten und vieles möglich machten, was uns ohne dieſen Glauben nicht möglich geweſen wäre. Traf uns ein ſchmerzhafter Schlag, ſo wurden wir darüber nicht muthlos; Gott, ſagten wir zu einander, hat es gethan. Immer fanden wir in der Folge, daß die Widerwärtigkeiten uns ſehr wohlthätig waren. Kamen wir bisweilen in Verlegenheit, wo wir gar nicht wußten, was wir thun oder laſſen wollten, ſo ſagte ich immer, liebe

Sophie, laß uns nur nachdenken, was Gottes Wille ist; und wenn wir diesen thaten, so ging alles gut. Hatten wir bisweilen trübe Aussichten in die Zukunft, so ängstigten wir uns deßwegen nicht; Gott, sagten wir zu einander, regieret die Welt und der wird alles gut machen.

Da wir alle unsere Unterthanen, als von Gott uns anvertraut, betrachteten, und jeden Unglücklichen, der in unserer Nähe war, ansahen, wie wenn er von Gott an uns gewiesen sei, so hatten wir stets Antrieb viel Gutes zu thun, und Gott hat unsere guten Handlungen so gesegnet, daß viele Menschen leben, die uns ihr Glück und ihre Zufriedenheit danken.

Nun habe ich beinahe alles verloren, was mir auf Erden lieb war. Meine gute Schwiegereltern sind nicht mehr, alle meine Kinder, die Hedwig ausgenommen, habe ich begraben müssen, meine Sophie (hier brachen ihm Thränen aus den Augen) hat Gott zu sich genommen, mein Landgut, dessen Ankauf und Einrichtung mir so viele Anstrengung gekostet hatte, habe ich verkaufen müssen, weil ich, wegen meines hohen Alters, es nicht mehr gut verwalten konnte — und doch beruhige ich mich dabei und habe noch viele frohe Stunden. Denn ob mir gleich dieß alles sehr lieb war, so hatte ich doch an nichts mein Herz so gehängt, daß ich davon meine Zufriedenheit erwartet hätte. Gott ist der Einzige, auf den ich mein Vertrauen setze, und der bleibt bei mir, wenn ich auch alles, was mir vom Irdischen noch übrig ist, verlieren sollte.

Hier schloß Herr Gottschalk seinen Vortrag und verließ die Kinder, die durch das, was sie gehört hatten, sehr gerührt waren.

Vierundvierzigſter Abſchnitt.

In der nächſten Lehrſtunde kam Julie mit naſſen Augen. Herr Gottſchalk bemerkte es ſogleich und fragte: ich glaube gar, Julie, du haſt geweint?

Da fing ſie an laut zu ſchluchzen. Herr Gottſchalk fragte verſchiedene Mal, warum ſie weine? aber ſie konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen. Endlich ſagte ſie mit gebrochenen Worten: ich denke du ſtirbſt uns bald, lieber Großvater, weil du uns von ſo vielen Leuten erzählt haſt, die geſtorben ſind, und du ſchon ſo alt biſt.

Ich, ſagte Herr Gottſchalk, werde nie ſterben.

Das wäre ſehr gut, lieber Großvater, antwortete Heinrich, aber —

Aber, fuhr Herr Gottſchalk fort, weil alle Menſchen ſterben müſſen, ſo glaubſt du, an mich würde auch einmal die Reihe kommen. Dieß wird freilich geſchehen, daß mein Leib einmal in den Sarg gelegt, und beerdigt wird, ich ſelbſt aber, oder mein Geiſt, bin unſterblich. So iſt es auch mit andern Menſchen. Nur ihr Leib ſtirbt, ihr Geiſt dauert fort. Ihr habt ja Raupen gezogen. Iſt's nicht wahr, wann gewiſſe Raupen ihre Größe erreicht hatten, ſo ſchrumpften ſie zuſammen, und krochen in die Erde. Nach einiger Zeit kam ein ſchöner Schmetterling hervor, der weit vollkommener, als die Raupe war. Dieſe konnte nur langſam von einer Pflanze zur andern kriechen. Der Schmetterling erhob ſich aber in die Luft, flog, mit größter Behendigkeit, von einer Blume zur andern. So iſt's mit uns Menſchen auch. Wann der Tod kömmt, ſo wird der Leib kraftlos, er ſtirbt und wird dann in die Erde gelegt. Der Geiſt ſchwingt ſich aber empor, und iſt weit

freier, als er damals war, da er in der Hülle des schweren Leibes wandelte.

Ihr werdet denken: woher weißt du denn das? ich will es euch sagen. Wenn ihr euch mit den Thieren vergleichen wollt, so werdet ihr bald einsehen, daß ihr eine ganz andere Natur habt, als sie. Bricht z. E. die Nacht ein, so legen sich alle Thiere schlafen, oder diejenigen, die wachen, gehen nur ihrer Nahrung nach; keines aber sieht nach den Sternen. Gesetzt auch, daß zufälliger Weise eins dahin sähe, so erblickte es doch weiter nichts, als kleine lichte Punkte.

Der Mensch hingegen richtet seine Augen gern nach dem gestirnten Himmel, denkt über die lichten Punkte, die er da erblickt, nach, wird bald überzeugt, daß es ungeheuer große Weltkörper sind, und der Wunsch regt sich in ihm, dieselben einmal näher kennen zu lernen. Das macht uns schon Hoffnung, daß wir dazu bestimmt sind, uns einmal zu ihnen zu erheben. Denn wie können wir glauben, daß uns der gute Gott diese Herrlichkeiten zeigen, den Wunsch sie näher zu betrachten in uns erregen, und denselben nie erfüllen sollte?

Ihr wißt ferner, daß jedes Thier, wenn es eine Zeitlang gelebt hat, so vollkommen ist, als es werden kann. Aber so ist's nicht mit dem Menschen; nie wird er auf der Erde so vollkommen, als er sein könnte. Ich bin nun ein so alter Mann und habe von Jugend auf mich bestrebt, etwas Nützliches zu lernen. Aber ausgelernt habe ich noch lange nicht. Täglich lerne ich mehr; und wenn ich noch zwanzig Jahre leben sollte, würde ich immer noch mehr lernen. Und gleichwohl, wenn ich von der Erde gehe, werde ich doch nur wie ein kleines Kind sein, das noch unendlich

viel nicht weiß, was es wiſſen könnte. Ich habe mir nun ſo viele Mühe gegeben, ein recht guter Menſch zu werden, und doch bin ich noch nicht ſo gut als ich wünſche und ſein ſollte. Bald vernachläſſige ich dieſes, bald jenes, bald begehe ich dieſen, bald jenen Fehler. So habe ich geſtern noch eine Schwachheit begangen, deren ich mich wirklich ſchäme. Ich erhielt einen Brief mit der Nachricht, daß ich achthundert Thaler bei einem Kaufmann verloren hätte, der aufgehört hat zu zahlen.

J. Du armer Großvater!

G. So dachte ich auch, als ich die Nachricht bekam — ich armer Mann! betrübte mich darüber, ward unmuthig, und da deine gute Mutter mich küſſen wollte, zum guten Morgen, erwiederte ich ihren Kuß nur ganz kalt, ſo daß die gute Frau erſchrak, und dachte, ich wäre unwillig auf ſie. War das nicht eine große Schwachheit? Wenn du kleine Julie mich deßwegen einen armen Großvater nennſt, weil ich achthundert Thaler eingebüßt habe, ſo iſt dir es zu verzeihen; aber ich alter Mann, der ich an Geld nie mein Herz gehängt habe, der ich weiß, daß mein Reichthum in mir iſt, in meiner Rechtſchaffenheit, in meinem Vertrauen auf Gott, in meinem guten Gewiſſen beſtehe, ich hätte mich dieſes Verluſtes wegen nicht für arm halten, und da ich weiß, daß dieſer Verluſt eine wohlthätige Fügung Gottes iſt, ſo hätte ich mich darüber nicht betrüben, noch weniger meine Tochter deßwegen kalt empfangen ſollen. Aber ſo ſind wir Menſchen, bei aller unſerer Anſtrengung werden wir doch nicht ſo gut, als wir ſein ſollten, und zu ſein wünſchen. Wir verlaſſen die Erde, ohne daß unſer Geiſt die Größe erreicht hat, für welche er beſtimmt iſt. Läßt uns dieß nicht hoffen, daß der Vater aller Geiſter

uns für eine andere Gegend bestimmt habe, wo wir auslernen, wo wir die Vollkommenheit erreichen sollen, nach welcher wir hier vergeblich strebten?

Alles dieß gibt uns Hoffnung, daß wir unsterblich sind, aber freilich keine Gewißheit. Ich will euch jetzt aber lehren, wie ihr Gewißheit bekommen könnt, daß der Tod, der euren Leib zerstört, eurem Geiste nicht schaden werde. Seid aufmerksam!

Alle. Wir wollen gewiß aufmerksam sein.

G. Nun so höret zu! Macht euch immer bekannter mit Gott! Gewöhnt euch alle eure Schicksale als seine Fügungen anzusehen, und bei allem, was ihr thut, auf seinen Willen, den ihr, in jedem Falle, durch Nachdenken erfahren könnt, Rücksicht zu nehmen. So werdet ihr gewiß, so gut wie ich, erfahren, daß ihr stets unter göttlicher Aufsicht und Leitung steht; daß ihr immer gewarnet werdet, wenn ihr im Begriffe seid, etwas Böses zu thun, daß in jeder Trübsal, die euch trifft, auch für die nöthige Stärkung und den nöthigen Trost gesorgt ist; und daß die härtesten Schicksale, die euch treffen, wenn ihr nur darauf merken wollt, immer für euch in der Folge wohlthätig sind.

Heinr. Aber, lieber Großvater! darf ich etwas sagen.

G. Das versteht sich.

H. Da ist unser ehemaliger Nachbar, Herr Reifenbeil —

G. Nu?

H. Der ist aus einem reichen ein armer Mann geworden. Seine Kinder sind alle unglücklich und elend. Der eine ist gemeiner Soldat, der andere —

G. Genug! was willst du damit sagen?

H. Ich kann nicht begreifen, wie die Schicksale dieses *Mannes für ihn* wohlthätig sind.

G. Lieber Heinrich! ich habe nicht gesagt, daß ihr auf die Schicksale des Nachbars, sondern daß ihr auf eure eigenen merken sollt. Den Nachbar kennt ihr nicht, ihr wißt nicht ob er redlich oder unredlich sei, ob er bei seinen Handlungen auf Gottes Willen, oder auf seine Begierden, Rücksicht nehme. Euch selbst aber kennt ihr, und wißt, wenn euch bisweilen manches harte Schicksal begegnet, ob es euch ohne eure Schuld trifft. Wenn ihr nun so einige Jahre die Erfahrungen werdet gemacht haben, daß alle widrige Schicksale für euch wohlthätig sind, so werdet ihr kein Unglück mehr fürchten, bei jedem unangenehmen Schicksale werdet ihr auf einen angenehmen Erfolg rechnen; wie werdet ihr dann glauben können, daß der Tod euch nachtheilig sei, daß er euch tödten, daß er euch vernichten werde? So etwas zu besorgen, wird euch unmöglich sein. Wer sein Lebelang erfahren hat, daß alle unangenehme Schicksale einen guten Erfolg hatten, der weiß es gewiß, daß der Tod für ihn wohlthätig, daß er der Uebergang zum Leben sei.

Ich, für meine Person, hoffe es nicht, glaube es nicht, ich weiß es gewiß. Wenn über lang oder kurz der Bote Gottes, der Tod, von der Erde mich abruft, so werdet ihr sehen, daß ich ihm mit eben der Ruhe folge, als wenn ich zu einem Freudenmahle eingeladen wäre.

Es traf wirklich ein. Als nach acht Jahren, Herr Gottschalk des Todes Ankunft merkte, ließ er seine Familie zusammenrufen, und sagte mit der größten Ruhe: Der Gott, der mich hier zum Guten erzog, ruft mich zu sich, um mir die Geschäfte zu übergeben, für welche er mich erzogen hat. Dank! Dank! dir mein Vater, der du mich mit dir bekannt gemacht hast. Habt, meine Lieben! Gott

ſtets vor Augen und im Herzen, ſo werdet ihr — ſo ruhig die Erde verlaſſen können — als —

Hier verließ ihn die Sprache, er ſtammelte und verſchied.

Viele Thränen floſſen bei ſeinem Grabe, und das Vertrauen auf Gott, und den Eifer, ſeinen Willen zu thun, hinterließ er, als Erbtheil ſeinen Nachkommen.

Heinrich Glaskopf.

Ein Unterhaltungsbuch

für

die Jugend

von

Chriſtian Gotthilf Salzmann.

Stuttgart.

Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.

1845.

Der unglückliche Abend.

Heinrich Glaskopf, den die Leser bald näher werden kennen lernen, hatte den ganzen Abend unglücklich gespielt. Eben sagte er wieder ein Solo in Schellen an, als ein Korporal mit zwei Gemeinen in die Stube trat und ihm ankündigte, daß er ihr Rekrute wäre und sogleich mit ihm gehen müßte. Glaskopf erschrak, daß er vier Matadors aus den Händen fallen ließ. Ich dein Rekrut? sagte er, ich glaub' du bist ein Narr! — da statt der Antwort der Korporal ihm mit dem Stocke drohete und Miene machte, ihn auf seinen Rücken fallen zu lassen, so ergab er sich in sein Schicksal. Während dieses vorging, hatten Glaskopfs Spießgesellen sich schnell aus dem Staube gemacht, weil sie besorgten, es möchte eine ähnliche Einladung auch an sie ergehen.

Glaskopf wurde auf die Hauptwache gebracht, wo man ihm sein Lager auf einer Pritsche anwies.

Ich muß ein Bette haben, sagte er unwillig. Auf so einem Hundelager kann ich nicht liegen.

Ein Hundelager? sagte der Korporal. Meinst du, daß wir Hunde sind? müssen wir nicht alle Nächte, wenn

wir die Wache haben, hier ſchlafen? Gleich halte das Maul, oder ich — indem er den Stock in die Höhe hob.

Glaskopf wollte ſich wehren, aber die übrigen Soldaten ſprangen zu, warfen ihn nieder, und der Korporal zählte ihm zehn auf den Theil des Leibes, auf welchem er zu ſitzen pflegte. Das nimm zum Anbiſſe! ſagte der Korporal. Sobald du wieder mukſeſt, ſo bekommſt du dreimal ſo viel.

Da hörte er denn auf zu reden, aber das Brummen und Knurren dauerte fort, bis die Glocke drei ſchlug. Da kam die Ordre zum Aufbruch. Der Lieutenant von Wünſchelruthe führte den Rekrutentransport. Kaum hatte er ſich gezeigt, ſo kam Glaskopf zu ihm und ſagte: Herr Lieutenant! wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich zu meinem Vater gehe und von ihm Abſchied nehme?

L. Daraus wird nichts.

Gl. Ich kann doch nicht weggehen wie der Ratz vom Taubenhauſe.

L. Ei da ſchreib' deinem Vater aus dem nächſten Quartiere einen Brief, das pflegt der Ratz nicht zu thun.

Gl. Ich muß aber ſchlechterdings erſt zu meinem Vater, weil ich noch allerlei mit ihm abzumachen habe.

Der Lieutenant drehete ſich um, ohne ihm zu antworten. Glaskopf aber trat vor ihn und ſagte: wenn Sie mir nicht trauen, ſo geben Sie mir eine Ordonnanz mit.

L. Ein für allemal, daraus wird nichts, du marſchirſt, und läßt deinen Vater Vater ſein.

Gl. Das iſt aber doch recht einfältig.

L. Einfältig? Kerl, weißt du, wen du vor dir haſt? weißt du nicht, daß ich dein Officier bin? Jetzt will ich es dir noch einmal hingehen laſſen, ſobald du aber wieder

räsonnirst, so sollen dich ein Paar Korporale Mores lehren. Marsch!

Sogleich wurde aufgebrochen. Kaum aber war der Zug an die Ecke von der langen Gasse gekommen — wup! da war Glaskopf um die Ecke herum, und suchte in der Dämmerung zu entwischen. Aber der Lieutenant von Wünschelruthe, der so etwas mogte geahnet haben, hatte schon die nöthigen Maßregeln auf diesen Fall getroffen. Kaum war Glaskopf einige Schritte gelaufen, so stieß er auf ein Paar Soldaten, die ihn bei der Brust faßten, und ihn zwangen, wieder umzukehren.

Bindet dem Schurken die Hände auf den Rücken und werft ihn auf den Karren! sagte der Lieutenant, und es geschah also.

Glaskopf kommt nicht zum Frühstück.

Unterdessen hatte Glaskopfs Vater eine angenehme Ruhe gehalten. Zwar hatte er seinen Sohn bei dem Schlafengehen vermißt, da er aber wußte, daß derselbe bisweilen die Nacht bei dem Kartenspiele zubrachte, so muthmaßte er nichts Arges, schloß die Thür zu, nahm sein Gebetbuch, las seinen Abendsegen und ging dann flugs und fröhlich schlafen.

Erst da er den folgenden Morgen den Kaffee zu sich nehmen wollte, bei dem sich sonst das Söhnchen pünktlich einzufinden pflegte, wurde er bänglich, da dieses außen blieb. Er wartete noch eine Viertelstunde, in der Hoffnung, daß das Söhnchen zurückkehren würde. Da er nun Jemanden zur Treppe herauf tappen hörte, fing er an ein-

zuſchenken. Statt Heinrichs trat aber einer ſeiner Spielkameraden in die Stube. Guten Morgen, Herr Glaskopf! ſagte er.

Gl. Guten Morgen! Hat Er meinen Sohn nicht geſehen?

K. Freilich habe ich ihn geſtern Abend geſehen, vielleicht das letzte Mal in meinem Leben.

Gl. Je daß Gott im hohen Himmel erbarme! iſt ihm denn ein Unglück begegnet?

K. Weiter gar nichts, als daß ihn die Soldaten zum Rekruten mitgenommen haben.

Gl. Meinen Sohn? zum Rekruten? wo iſt er?

K. Das weiß ich nicht. Heute drei Uhr ſind alle Rekruten zum Thore hinausgeſchafft worden.

Gl. So ſchlage Pulver und Blei drein!

Sogleich zog er ſich an und lief zum Kommandanten. Hier wurde er aber nicht vorgelaſſen, ſondern um eilf Uhr wieder beſtellt.

Bei ſeinem Eintritte empfing ihn der Kommandant ſehr ernſthaft und fragte: was bringt Er mir denn, Meiſter Glaskopf?

Gl. Was ſollte ich Ihnen denn bringen, gnädiger Herr, das Sie nicht hätten. Sie haben meinen Sohn unter die Soldaten nehmen laſſen!

K. Das habe ich allerdings gethan. Wenn Er vielleicht gekommen iſt, ihn loszubitten, oder loszukaufen, ſo bedaure ich, Ihm ſagen zu müſſen, daß Seine Bemühung ganz umſonſt iſt.

Gl. Sie wiſſen aber vielleicht nicht, daß es mein einziger Sohn iſt? Haben Sie denn nicht in der Landes-

ordnung geleſen, daß bei der Einberufung zum Kriegsdienſte die einzigen Söhne frei ſein ſollen?

K. Das habe ich wohl geleſen. Aber zwiſchen Einberufung und Einberufung iſt ein Unterſchied. Wenn Leute einberufen werden, um unſere Armee vollzählig zu machen, ſo werden die einzigen Söhne verſchont; jetzt wird aber ein Regiment ausgehoben, das in's Ausland in fremden Sold gegeben werden ſoll, und da müſſen wir auf ganz andere Dinge Rückſicht nehmen.

Gl. Aber auf was denn für Dinge? gnädiger Herr! ich bitte Sie.

K. Auf die Liederlichkeit, wenn Er es ja wiſſen will. Der Wille unſers gnädigſten Landesherrn iſt, daß die gegenwärtige Aushebung das Land von liederlichen Leuten, von Taugenichtſen befreien ſoll.

Gl. Um Gottes Willen! Gnädiger Herr! Sie werden ja meinen Sohn nicht unter die liederlichen Leute, unter die Taugenichtſe rechnen?

K. Worunter denn ſonſt? ich habe mir eine Liſte von allen liederlichen Leuten in meinen Bezirk einreichen laſſen. Wer da obenan ſtand, das war Heinrich Glaskopf. So heißt doch Sein Sohn?

Gl. So heißt er allerdings. Aber halten Sie mir zu Gnaden, da ſind Sie falſch berichtet.

K. Nicht räſonnirt! Meint Er, daß ich ein altes Weib bin, das ſich Naſen drehen läßt? Was treibt denn Sein Sohn für ein Geſchäft? keins. Wo hält er ſich auf? in Schenken und Wirthshäuſern. Was thut er da? er ſäuft, ſpielt in der Karte und verführt ehrlicher Bürger Söhne. Iſt das wahr? oder iſt es nicht wahr?

Gl. So ſchlimm wird es ja nicht ſein. Und wenn

mein Heinrich ja nicht immer ordentlich gelebt hätte, ſo iſt er ja ein junges Blut. Wenn erſt die Jahre kommen, ſo wird ſchon der Verſtand —

K. Schwatze Er nicht ſolch albernes Zeug. Jung gewohnt, alt gethan. Wenn man Seinen liederlichen Sohn länger laufen läßt, ſo nimmt er am Ende eine Frau und bekömmt Familie, die wieder eben ſo liederlich iſt, wie er, und die hernach dem Staate zur Laſt fällt.

Gl. Sehen Sie doch aber nur meine grauen Haare an!

K. Ich ſehe ſie an. Ich muß ſagen, daß Er einen hübſchen Graukopf hat. Aber was will Er mit Seinen grauen Haaren?

Gl. Sie werden doch wohl dem alten Graukopfe nicht ſeine einzige Stütze nehmen?

K. Er wird doch wohl nicht glauben, daß Sein liederlicher Sohn Seine Stütze iſt? Gott im Himmel bewahre alle Grauköpfe vor ſolchen Stützen! Wo iſt denn das Kapital, das Er bei der Rattenhäuſer Gemeine ſtehen hatte? Wo die 150 Thaler, die Er an Nikolaus Geldſchnabel ausgeliehen hatte? Hat nicht Sein Sohn alle dies Geld durchgebracht? damit Er nicht am Ende darben müſſe und vom Ungeziefer gefreſſen werde, deßwegen hat man Seinen ungerathenen Sohn fortgeſchafft. Thut Ihm dieß weh, ſo kann ich weiter nicht helfen, warum hat Er ihn nicht beſſer erzogen.

Gl. Aber ſollte es denn nicht für Geld —

K. Für kein Geld.

Gl. Ich bitte nochmals unterthänigſt.

K. Er geht!

Gl. Aber erlauben Sie —

K. (mit ſtärkerer Stimme). Er geht!
Und er ging.

Glaskopf wird gezüchtigt.

Während Meiſter Glaskopf ging, fuhr ſein Sohn; doch wäre er lieber gegangen, wenn es auf ihn angekommen wäre.

Als der Zug der Rekruten Nachmittags in einer Feſtung ankam, wurde er dem Hauptmann Benetnaſch übergeben, der ſich ſogleich erkundigte, wer der Arreſtant ſei, und was er verbrochen habe?

Lieutenant Wünſchelruthe erzählte es ihm ausführlich.

Darauf befahl der Hauptmann, daß man ihn ſogleich über eine Schütte Stroh legen, und ihm 25 Stockſchläge aufzählen ſolle.

Gl. Herr Hauptmann! ich bitte Sie um Gotteswillen, wo haben Sie denn Ihre Gedanken? 25 Stockſchläge wollen Sie mir geben laſſen? Wofür denn?

H. Dafür, daß du in eine Nebengaſſe geſprungen biſt, und in der Dunkelheit haſt entwiſchen wollen.

Gl. In die Nebengaſſe bin ich geſprungen, das iſt wahr, daß ich aber hätte entwiſchen wollen, das iſt mir nicht im Traume eingefallen. Ich wollte nur etwas verrichten.

H. So! alſo biſt du unſchuldig?

Gl. Ganz unſchuldig.

H. Zählt ihm dreißig auf, ohne Widerrede. Sogleich wurde das Urtheil vollzogen. Das heftige Schreien Glas-

kopfs bewies, daß die Korporale den Stock gut zu führen wußten.

Sobald die Exekution geendigt war, trat der Hauptmann zu dem Gezüchtigten, klopfte ihn auf die Achseln und sagte: ſieh mein Sohn! dieſe Schläge habe ich dir unſchuldiger Weiſe geben laſſen, und thun dir ſchon ſo weh — wie weh werden ſie dir erſt thun, wenn ich ſie dir einmal ſchuldiger Weiſe werde geben laſſen!

Mit dieſen Worten ging er fort und überließ Glaskopfen ſeinem eigenen Nachdenken.

Zeit hatte er nun zum Nachdenken. Ob er aber wirklich nachgedacht habe? davon hat man keine ſichern Nachrichten. Wahrſcheinlich aber that er es nicht, denn Nachdenken war ganz und gar nicht ſeine Sache. Was ihm einfiel, das that er, ohne zu überlegen, ob es Recht oder Unrecht ſei, ohne nachzudenken, was es für Folgen haben werde.

Jetzt lag er auf dem Bauche, ſah eine halbe Stunde ſtarr vor ſich hin, dann öffnete er den Mund und ſagte: kann ich ein halb Nöſel Branntwein haben?

Wenn du Geld haſt, gab ihm ein Korporal zur Antwort. Hier iſt Geld! ſagte er, indem er einen Zwanzigkreuzer auf die Erde warf.

Der Korporal that, als wenn er es nicht bemerkte. Da aber Glaskopf fragte, warum er keinen Branntwein bekäme? antwortete dieſer: Du haſt mir ja noch kein Geld gegeben.

Gl. Da liegt es ja.

K. Ei was geht mich das Geld an, das auf der Erde liegt. Wenn du etwas haben willſt, ſo kannſt du mir das Geld dafür in die Hand geben, und mich bitten, daß ich es

holen laſſe. Meinſt du denn, daß wir Hunde ſind, die apportiren, was du ihnen vorwirfſt?

Da bequemte er ſich endlich, ſtand auf, hob unter großen Schmerzen den Zwanzigkreuzer auf, gab ihn dem Korporale, und bat, daß er ihm ein halbes Nöſel Branntwein möchte holen laſſen.

Dieß wurde ſogleich durch einen Soldaten herbei geſchafft, Glaskopf trank es auf einen Zug aus, legte ſich dann wieder auf den Bauch und ſchlief ein.

Den nächſten Tag wurde er, nebſt allen ſeinen Kameraden, deren gegen dreihundert, aus verſchiedenen Gegenden waren zuſammengebracht worden, kommandirt, ſich im Exerciren unterrichten zu laſſen. Der Hauptmann Benetnaſch war ſelbſt dabei. Er ließ die Korporale zuſammenkommen, und ſprach zu ihnen ſo laut, daß es ſämmtliche Rekruten, die kein ſchwer Gehör hatten, vernehmen konnten: „Ihr Herren Korporale! macht eure Sachen gut. Laßt Euch keine Mühe verdrießen. Wenn dieſer oder jener Burſche das Exercitium nicht gleich begreifen ſollte, ſo werdet darüber nicht böſe, und ſchlagt nicht gleich zu. Ein Rekrute iſt kein Hund. Ich will kein Hauptmann von Hunden, ſondern von Menſchen ſein. Sollte ſich aber da oder dort ein Trotzkopf finden, der es darauf anlegte, nichts zu lernen, oder der ſo gar tölpiſch wäre, daß ihr ihm nichts beibringen könntet, ſo erſtattet darüber Rapport und ich werde dann das Weitere verordnen.

Nun ging die Arbeit an. Der Hauptmann ging dabei mit dem Lieutenant auf und ab, und faßte immer Glaskopfen vorzüglich in die Augen.

Dieſer machte ſeine Sache ganz vortrefflich und begriff

ſogleich alles, ſobald man es ihm nur gezeigt und vorgemacht hatte.

Bei dieſem, ſagte der Hauptmann zum Lieutenant, ſcheinen die geſtrigen Prügel doch gute Wirkungen gethan zu haben. Er ſcheint zu der Gattung von Menſchen zu gehören, bei welchen man durch Vorſtellung und Zureden nichts ausrichtet, die nur durch Schläge und andere harte Mittel dahin gebracht werden können, daß ſie ihre Schuldigkeit thun.

So lernte Glaskopf nach und nach das ganze Exercitium, ohne daß er einen Schlag bekam. Deſſen ungeachtet wollte ihm das Soldatenleben gar nicht gefallen, und ſeine Kameraden hörten ihn oft ſagen: wenn ich nur wieder bei meinem Vater wäre.

Ueber Langeweile durfte er zwar nicht klagen, weil der Kommandant den Rekruten gar artig die Zeit zu vertreiben wußte. Wenn die zum Exerciren beſtimmten Stunden vorbei waren, ſo wurden ſie an den Wall geführt, wo ſie einen Graben aufwerfen und eine neue Schanze anlegen mußten. Da aber Glaskopf von ſeinem Vater nie zur Arbeit war angeführt worden, ſo konnte er an dieſem Zeitvertreibe gar keinen Geſchmack finden. Auch wollte ihm die Koſt gar nicht ſchmecken. Des Morgens vermißte er den Kaffee, und zu Mittag den guten Tiſch, den er bei ſeinem Vater gehabt hatte, wie auch das kräftige Stadtbier, wovon er ehedem einige Kannen täglich zu ſich zu nehmen pflegte. Ein Kommisbrod und vier Kreuzer täglich, das war alles, was er zu ſeiner Beköſtigung hatte.

In den erſten Tagen wußte er ſich zwar zu helfen. Da hatte er noch einige Mutterpfennige, oder eigentlich

Vaterpfennige, die trug er in die Garküche und in das Bierhaus, und that ſich gütlich davon. Da aber dieſe verzehrt waren — woher nun Hülfe und Rath? Mit geſenktem Kopfe ging er zur Garküche und forderte eine Portion Schweinebraten und einen Schnaps.

Hier iſt beides, ſagte der Garkoch, es koſtet drei Groſchen und ſechs Pfennige.

Glaskopf wollte es ſogleich in Empfang nehmen, der Garkoch meinte aber, er möchte erſt das Geld dafür auf den Tiſch zählen.

Ich habe gerade keins bei mir, war die Antwort, Er kann es ja einſtweilen anſchreiben.

Das iſt mir etwas Leichtes, ſagte der Garkoch, aber wer ſoll es denn bezahlen?

Mein Vater bezahlt alles, war Glaskopfs Antwort. Aber der Garkoch wollte davon nichts wiſſen, und ſagte: wenn du kein baares Geld haſt, ſo ſind wir geſchiedene Leute, nahm ſeinen Schweinebraten und ging fort.

Das war für Glaskopfen, der gewohnt war, alles zu kaufen, wornach er Appetit hatte, ein ſehr harter Schlag. Er glaubte nicht, daß es möglich wäre, ſo etwas zu überleben, und ſann hin und her, wie er ſich Schweinebraten verſchaffen könne. Da kam ein Bauer mit einer Portion Schweinebraten, aus der Garküche getreten. Wie der Magnet das Eiſen, ſo zog der Braten Glaskopfen an ſich.

Er trat zum Bauer: Höre, guter Freund! ſagte er, was koſtet dieſes Stück Braten?

B. Drei Groſchen.

Gl. Drei Groſchen? Der Koch iſt ein Spitzbube. Achtzehn Pfennige iſt die Taxe. Du haſt ihm doch wohl das Geld noch nicht gegeben?

ſogleich alles, ſobald man es ihm nur gezeigt und vorgemacht hatte.

Bei dieſem, ſagte der Hauptmann zum Lieutenant, ſcheinen die geſtrigen Prügel doch gute Wirkungen gethan zu haben. Er ſcheint zu der Gattung von Menſchen zu gehören, bei welchen man durch Vorſtellung und Zureden nichts ausrichtet, die nur durch Schläge und andere harte Mittel dahin gebracht werden können, daß ſie ihre Schuldigkeit thun.

So lernte Glaskopf nach und nach das ganze Exercitium, ohne daß er einen Schlag bekam. Deſſen ungeachtet wollte ihm das Soldatenleben gar nicht gefallen, und ſeine Kameraden hörten ihn oft ſagen: wenn ich nur wieder bei meinem Vater wäre.

Ueber Langeweile durfte er zwar nicht klagen, weil der Kommandant den Rekruten gar artig die Zeit zu vertreiben wußte. Wenn die zum Exerciren beſtimmten Stunden vorbei waren, ſo wurden ſie an den Wall geführt, wo ſie einen Graben aufwerfen und eine neue Schanze anlegen mußten. Da aber Glaskopf von ſeinem Vater nie zur Arbeit war angeführt worden, ſo konnte er an dieſem Zeitvertreibe gar keinen Geſchmack finden. Auch wollte ihm die Koſt gar nicht ſchmecken. Des Morgens vermißte er den Kaffee, und zu Mittag den guten Tiſch, den er bei ſeinem Vater gehabt hatte, wie auch das kräftige Stadtbier, wovon er ehedem einige Kannen täglich zu ſich zu nehmen pflegte. Ein Kommisbrod und vier Kreuzer täglich, das war alles, was er zu ſeiner Beköſtigung hatte.

In den erſten Tagen wußte er ſich zwar zu helfen. Da hatte er noch einige Mutterpfennige, oder eigentlich

Vaterpfennige, die trug er in die Garküche und in das Bierhaus, und that ſich gütlich davon. Da aber dieſe verzehrt waren — woher nun Hülfe und Rath? Mit geſenktem Kopfe ging er zur Garküche und forderte eine Portion Schweinebraten und einen Schnaps.

Hier iſt beides, ſagte der Garkoch, es koſtet drei Groſchen und ſechs Pfennige.

Glaskopf wollte es ſogleich in Empfang nehmen, der Garkoch meinte aber, er möchte erſt das Geld dafür auf den Tiſch zählen.

Ich habe gerade keins bei mir, war die Antwort, Er kann es ja einſtweilen anſchreiben.

Das iſt mir etwas Leichtes, ſagte der Garkoch, aber wer ſoll es denn bezahlen?

Mein Vater bezahlt alles, war Glaskopfs Antwort. Aber der Garkoch wollte davon nichts wiſſen, und ſagte: wenn du kein baares Geld haſt, ſo ſind wir geſchiedene Leute, nahm ſeinen Schweinebraten und ging fort.

Das war für Glaskopfen, der gewohnt war, alles zu kaufen, wornach er Appetit hatte, ein ſehr harter Schlag. Er glaubte nicht, daß es möglich wäre, ſo etwas zu überleben, und ſann hin und her, wie er ſich Schweinebraten verſchaffen könne. Da kam ein Bauer mit einer Portion Schweinebraten, aus der Garküche getreten. Wie der Magnet das Eiſen, ſo zog der Braten Glaskopfen an ſich.

Er trat zum Bauer: Höre, guter Freund! ſagte er, was koſtet dieſes Stück Braten?

B. Drei Groſchen.

Gl. Drei Groſchen? Der Koch iſt ein Spitzbube. Achtzehn Pfennige iſt die Taxe. Du haſt ihm doch wohl das Geld noch nicht gegeben?

B. Ei das wollte ich meinen.

Gl. Weißt du was, ich will dir doch aus der Noth helfen. Ich bin der Brateninſpektor. Gib mir den Braten, ich will ihn zum Bürgermeiſter tragen, da bekommſt du deinen Braten und dein Geld wieder, und der Kerl wird noch obendrein geſtraft. Ohne den Bauer ſich lange beſinnen zu laſſen, nahm er ihm den Braten aus der Hand, ſagte, der Bauer ſolle nur hier vor dem Hauſe warten, und er ging in das Haus hinein. Heraus ſah man ihn aber nicht wieder kommen. Der Bauer wartete eine Stunde, ging in das Haus, klopfte an allen Thüren an, und erkundigte ſich nach dem Brateninſpektor. Da aber Niemand etwas vom Brateninſpektor wiſſen wollte, ſo ſchlich er mit nüchternem Magen nach Hauſe. Unterdeſſen war Glaskopf durch eine Hinterthür des Hauſes entwiſcht und hatte ſich den Schweinebraten wohl ſchmecken laſſen.

Solche Pfiffe ſpielte er mehrere, und ſchaffte ſich dadurch immer etwas, das er zu ſeinem Kommisbrode eſſen konnte.

Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er zerbricht.

Dieſes Sprichwort traf auch bei unſerm Glaskopf ein. Einſt ging er mit einem Kameraden, der eben ſo ein Zeiſig war, aus, über den Markt, um etwas erwiſchen zu können. Sie ſahen einen Bauer in einem Bäckerladen, der das Geld einſtrich, das er für ſeinen Weizen gelöſet hatte, es in ſeinen Beutel, und dieſen in die Rocktaſche ſteckte. Sogleich wurde die Verabredung getroffen, wie ſie

des Beutels habhaft werden wollten. Der Kamerad, Lindwurm war sein Name, wartete in einiger Entfernung, bis der Bauer heraus kam, und sich etwas vom Bäckerhause entfernt hatte. Dann ging er auf ihn los, blieb vor ihm stehen, schlug die Hände zusammen und sagte: nun, das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich meinen lieben Schwager hier finden würde. Je guten Morgen, lieber Schwager! fiel ihm um den Hals, herzte ihn und küßte ihn, unerachtet der Bauer sich loszuwinden suchte, und einmal über das andere rief: Kerl, du bist ein Narr. Während dieser Umarmung schlich sich Glaskopf bei, zog den Beutel aus der Tasche und entwischte damit in eine Nebenstraße. Sobald Lindwurm seinen Kameraden in Sicherheit glaubte, endigte er seine Umarmung, und sagte: warum nennst du mich denn einen Narren? Bist du denn nicht Bernhard Schröder?

Ich glaube, du hast zu viel getrunken. Ich heiße Hieronymus Linsenbart, sagte der Bauer.

Nun, versetzte Lindwurm, da müßte ich mich geirrt haben. Kein Ei kann dem andern so ähnlich sehen, als du meinem Schwager. Nimm es nicht übel, irren ist menschlich.

Mit diesen Worten schieden sie aus einander.

Während dieser Umarmung rauchte der Herr Hauptmann Benetnasch, oben am Fenster, seine Pfeife Tabak, und sah den ganzen Auftritt mit an. Sobald er geendigt war, rief er mit starker Stimme: He Bauer!

Mehrere Bauern, die hier standen, sahen in die Höhe. Du Bauer! fuhr er fort, Kroms oder Dix, mit den gelben Hosen, wo hast du denn deinen Geldbeutel?

Der Bauer fuhr mit der Hand nach der Tasche, und

da er ſeinen Beutel nicht fand, rief er: den hat der Henker geholt. Der infame Gaudieb! — und ſogleich lief er Lindwurmen nach. Dieſer aber, der ſich oft umſah, und wohl zwanzig Schritte woraus war, entwiſchte ihm.

Traurig ging er zurück und ſah nach dem Fenſter, aus dem die Stimme gekommen war.

Haſt du deinen Beutel wieder? fragte ihn der Hauptmann.

Ach, ich habe den Spitzbuben nicht mehr einholen können, war ſeine Antwort.

So komm herauf! ſagte der Hauptmann.

Der Bauer kam herauf, der Hauptmann ließ ihn in ein Nebenzimmer treten, und machte ihm Hoffnung, daß er ihm vielleicht wieder zu ſeinem Beutel werde verhelfen können.

Vorher hatte er aber einen Korporal mit ein Paar Soldaten abgeſchickt, um Glaskopfen zu arretiren und ſogleich herzubringen.

Nach einer Viertelſtunde brachten ſie ihn.

Jetzt ließ der Hauptmann den Bauer hereintreten, und fragte Glaskopfen: kennſt du den Mann?

Gl. (blaß wie eine Wand). Ich weiß nicht, wie er heißt.

H. Der Mann hat ſeinen Geldbeutel verloren, weißt du nicht, wer ihn gefunden hat?

Gl. (zitternd den Geldbeutel hinreichend). Hier iſt ein Beutel, Herr Hauptmann, den ich auf dem Markte fand. Iſt das der Beutel, den Sie meinen?

H. Na Bauer! iſt das dein Geldbeutel?

Der Bauer bejahete es freudig. Der Hauptmann

übergab ihm denſelben, und ſagte: da! ſieh dich ein andermal beſſer vor!

Herzlich drückte der Bauer dem Hauptmanne die Hand, und entfernte ſich.

Glaskopf mildert durch ſein aufrichtiges Geſtändniß die verdiente Strafe.

Alſo, fragte der Hauptmann Glaskopfen, haſt du den Beutel wirklich gefunden?

Gl. (den Kopf hängend, ohne ein Wort zu ſagen).

H. Sprich, Kerl! Haſt du ihn gefunden?

Gl. Nein.

H. Wie haſt du ihn bekommen?

Gl. Ich habe ihn dem Bauer aus der Taſche genommen.

H. Das war dein Glück, daß du nicht läugneteſt. Hierauf ließ er ihn abtreten.

Der Hauptmann Benetnaſch war gar ein lieber Mann, nichts war ihm unangenehmer, als wenn er ſeine Leute mußte prügeln laſſen. Er hätte ſie gern alle zu guten Menſchen gemacht. Deßwegen redete er ihnen von Zeit zu Zeit an's Herz und ſuchte ſie auf gute Wege zu bringen. Er ließ daher Nachmittags Glaskopfen zu ſich bringen, und fragte ihn: nun Glaskopf! wenn ich dir jetzt wieder Prügel aufzählen laſſe, bekommſt du ſie denn auch wieder unſchuldiger Weiſe?

Gl. Nein, Herr Hauptmann! ich habe ſie verdient.

H. So gefällt mir's: unrecht thun iſt ſtrafbar, aber das Unrecht abläugnen, oder vertheidigen, das verdient

doppelte Strafe. Wir wollen doch weiter von der Sache ſprechen, damit ich ſehe, ob du die Wahrheit ſprichſt.

Haſt du zu Hauſe auch ſchon geſtohlen?

Gl. Niemals.

H. Was hat dich denn verleitet, hier zum Diebe zu werden?

Gl. Die Noth.

H. Wirklich? Bekommſt du denn nicht täglich dein Kommisbrod und deine vier Kreuzer?

Gl. Das wohl. Iſt das aber auch wohl eine Koſt für einen Kerl wie ich bin?

H. Hm! Hm! Was für ein Kerl biſt du denn? Haſt du denn zu Hauſe beſſere Koſt gehabt?

Gl. Das wollte ich meinen. Da hatte ich Morgens meinen Kaffee und meine Butterſemmel, Mittags Suppe, Zugemüſe und Fleiſch, ein paarmal die Woche auch Braten. Bier konnte ich trinken, ſo viel als ich wollte. Des Abends hatte ich wieder eine gute Mahlzeit.

H. Das iſt viel. Womit verdienteſt du denn das?

Gl. Ich verſtehe Sie nicht.

H. Ich ſpreche doch Deutſch. Dieſe Koſt hatteſt du doch nicht für vier Kreuzer, die mußte doch ein hübſches Geld koſten. Womit verdienteſt du denn dies Geld?

Gl. Die Koſt koſtete mich nicht einmal vier Kreuzer, mein Vater gab ſie mir umſonſt. Sie hätten mich ja bei meinem Vater laſſen können, ſo wäre dies Unglück nicht geſchehen.

H. Ich habe dich nicht von deinem Vater trennen laſſen, dieß iſt auf Befehl des Landesherrn geſchehen, der hierzu ſeine guten Abſichten gehabt haben muß, und ein Unterthan muß ſeinem Landesherrn gehorchen. Wenn dir

aber dein Vater eine so gute Kost gab, so mußt du doch auch wohl etwas für ihn gearbeitet haben?

Gl. Ach mein Vater war so gut, daß er mir so etwas gar nicht zumuthete.

H. Ob das gut von deinem Vater war, das will ich jetzt nicht untersuchen. Von dir war es aber schlecht, daß du so etwas annahmst. Sag' mir nur, wo du deine Gedanken gehabt hast, daß du junger starker Kerl dich von deinem alten Vater hast umsonst füttern lassen?

Gl. Er wollte es ja nicht anders haben.

H. Dein Vater mag ein herzensguter Mann sein, was aber bei seinem Gutmeinen herausgekommen ist, das siehst du. Mehrere hundert Bursche liegen hier, die alle, so wie du, ihr Kommisbrod und ihre vier Kreuzer erhalten und damit auskommen. Du aber, verwöhnter, verzogener Kerl! kannst damit nicht auskommen, sondern fängst an zu stehlen. Damit du siehst, daß ich es gut mit dir meine, so will ich dich dafür strafen, damit du dir das Stehlen abgewöhnst, und dem Galgen entgehest. Ich will noch mehr thun, ich will dich die Strafe selbst wählen lassen. Willst du lieber fünfzig Prügel, oder vierzehn Tage bei Wasser und Brod sitzen.

Gl. Ach! Herr Hauptmann! Das Beste wäre, daß Sie mich wieder zu meinem Vater schickten. Sie sehen, daß ich zum Soldaten nicht tauge, weil ich mit vier Kreuzern und einem Kommisbrode nicht auskommen kann. Ich verspreche es Ihnen bei Hand und Mund, daß ich in meinem Leben nicht wieder stehlen will.

H. Ich glaube es wohl, daß du es nicht wieder thun wirst, so lange du beim Faullenzen vollauf zu essen und

zu trinken haſt. Wie aber, wenn dein Vater ſtirbt, und ſein Vermögen aufgezehrt iſt?

Gl. Mein Vater hat ein hübſches Vermögen, das wird ja dauern ſo lange ich lebe.

H. Wie lange glaubſt du denn zu leben?

Gl. Wer kann das wiſſen?

H. Das kann allerdings Niemand wiſſen. Wenn du nun freilich in ein Paar Jahren zu ſterben denkſt, ſo kann deines Vaters Vermögen ſo lange reichen. Wenn du aber nur 50 Jahre alt werden ſollteſt, ſo reicht ſein Vermögen nicht bis dahin. Hat dein Vater noch keine Kapitale aufkündigen müſſen?

Gl. Ich weiß es nicht.

H. Nun ſo weiß ich es, daß er ſchon zwei Kapitale aufgekündigt hat, die du durch die Gurgel gejagt haſt. Was ſoll denn das künftig werden? Kann nicht ein Brunnen ausgepumpt werden, wenn er keinen Zufluß hat? Und was ſoll denn aus dir werden, wenn das Vermögen durchgebracht iſt, und du nicht gelernt haſt, durch Arbeit etwas zu verdienen? Iſt's nicht wahr, dann wirſt du dich wieder auf's Stehlen legen? Kannſt du dann etwas anderes erwarten, als Zuchthaus oder Galgen? Denn gut eſſen und trinken und faullenzen, das iſt gerade der Weg zum Zuchthauſe und Galgen. Um dich von dieſem Wege abzubringen, will ich dich vierzehn Tage bei Waſſer und Brod ſetzen laſſen. Wirſt du dadurch kurirt — gut! ſo will ich mich darüber freuen; ſetzeſt du aber auch hernach noch dein Diebshandwerk fort, ſo will ich ſelbſt dazu behülflich ſein, daß du an den Galgen kommſt.

Glaskopf wollte noch allerlei Einwendungen machen,

der Herr Hauptmann drehete ſich aber um und ſagte: du haſt deinen Beſcheid!

Glaskopf wurde alſo wirklich hingeſetzt, und erhielt täglich, ſtatt der Butterſemmeln, des Fleiſches und Bratens, Kommisbrod, und ſtatt des Kaffees und Biers, Waſſer, ſo viel er trinken wollte.

Eine ähnliche Bußpredigt hielt der Hauptmann auch an Lindwurmen, den er mit fünfzig Stockprügeln abſoldete. Uebrigens beſuchte der Hauptmann den Arreſtanten immer einen Tag um den andern, und gab ihm gute Ermahnungen, die auch wirklich auf ihn guten Eindruck machten. Unter andern ſagte er: danke du dem lieben Gott in deinem Morgen- und Abendgebete, daß du unter die Soldaten gekommen biſt. Wenn du hier lernſt mit Wenigem auskommen, ſo wirſt du es können, wenn du einmal deine eigene Haushaltung anfängſt. Das iſt aber nicht genug, du mußt dich auch zur Arbeit gewöhnen. Haſt du denn gar nichts gelernt?

Gl. Nichts als meines Vaters Profeſſion.

H. Was iſt denn dein Vater?

Gl. Ein Lohgerber.

H. Warum haſt du denn dieſe Profeſſion nicht fortgeſetzt? Wer ſie recht verſteht, kann viel damit erwerben.

Gl. Ich konnte die Näſſe nicht vertragen.

H. Das ſind faule Fiſche. Ein junger Menſch muß alles vertragen können. Muß doch dein alter Vater auch die Näſſe aushalten.

Der Hauptmann Benetnasch sorgt als ein Vater für Glaskopf.

Nach dieser Unterredung verließ der Hauptmann die Wache, Glaskopfen aber verließ er nicht, sondern sorgte für ihn, wie ein Vater, möchte ich sagen, wenn sein Vater wirklich vernünftig für ihn gesorgt hätte.

Er ließ nämlich einen Lohgerber zu sich kommen und fragte ihn, ob er nicht einem Soldaten, der ehemals auch seine Profession getrieben hätte, Arbeit geben wolle. „Ich will es Ihm aber frei herausſagen," setzte er hinzu, „viel Gutes ist nicht an dem Menschen. Von der Profession versteht er nicht viel, von der Arbeit ist er kein Freund, ißt aber gern etwas Gutes, und trinkt auch gern etwas Gutes."

Aber gnädiger Herr! was soll ich denn mit so einem Menschen machen?

H. Ihn zu einem guten Menschen ziehen.

G. Ziehen? dazu bin ich zu alt, und der Mensch ist zur Zucht nicht jung genug.

H. Nun, Meister Derb! bedenke Er, daß Er die Lederlieferung bei meiner Kompagnie hat, und daß es Ihm gut deucht, wenn Er alle Quartale einen Beutel voll Laubthaler einstreichen kann.

G. Hm! das ist ja wohl wahr. Was ich Ihnen thue, das thue ich keinem Andern. Ich will es halt mit ihm versuchen. In die Kost kann ich ihn aber nicht nehmen, das erlaubt meine Wirthschaft nicht. Ich will ihm den Tag drei Groschen geben. Sind Sie das zufrieden?

H. Ja, das bin ich zufrieden. Habe Er aber nur

Geduld mit ihm, und vergeſſe Er nicht, daß Er ein Gottes Lohn verdient, wenn Er den faulen Bengel zur Arbeit gewöhnt.

Nachdem das vierzehntägige Faſten geendigt war, mußte Glaskopf bei dem Herrn Hauptmanne erſcheinen. Seine rothen Backen waren weg, ſeine Glieder waren matt, und er war ſo zahm, daß man ihn, wie man zu ſagen pflegt, hätte um einen Finger herum wickeln können. Da er in das Zimmer des Herrn Hauptmanns trat, machte er eine tiefe Verbeugung und ſagte: ich danke, Herr Hauptmann, für die gnädige Strafe.

H. Geht das von Herzen?

Gl. Ja, Herr Hauptmann!

H. Nun du haſt auch Urſache, zu danken. Glaskopf! Glaskopf! glaube mir, wenn ich dir die vierzehn Tage lang Gebratenes und Geſottenes gegeben hätte, es wäre dir nicht ſo gut geweſen, als daß ich dich lehrte, mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen. Biſt du kurirt, ſo wirſt du mir in deinen alten Tagen noch danken, und deinen Kindern ſagen: der Hauptmann Benetnaſch hat als ein rechtſchaffener Mann an mir gehandelt. Biſt du nicht kurirt, ſo iſt dieß meine Schuld nicht. Jetzt gehe in die Geſindeſtube und thue, was dir mein Bedienter ſagen wird. Wenn du es gethan haſt, ſo komme wieder.

Er ging hin, und fragte den Bedienten, was er thun ſolle?

Weiter nichts, erhielt er zur Antwort, als verzehren, was hier aufgetragen iſt.

Aufgetragen war aber eine gute Rindfleiſchſuppe, ein Teller voll Kohlrabi und Rindfleiſch und ein Krug Bier.

Noch nie hatte Glaskopf die Aufträge ſeines Haup-

manns mit so vielem Vergnügen ausgerichtet, als dießmal. Er setzte sich sogleich an den Tisch, und nahm zu sich, was aufgetragen war. So gut hatte es ihm in seinem Leben nicht geschmeckt. Nach eingenommener Mahlzeit ging er zu dem Hauptmanne und dankte ihm, wie es schien, noch herzlicher, als für das vierzehntägige Fasten.

H. Wenn dir deine Mahlzeit gut geschmeckt hat, so ist es mir lieb, und ich wünsche, daß sie dir wohl bekommen möge. Ich habe dir aber noch etwas besorgt, das dir zwar anfänglich nicht so gut schmecken aber gewiß besser bekommen wird, als diese Mahlzeit, das ist — Arbeit.

Gl. Arbeit?

H. Ja! ja! Arbeit. Warum verziehst du denn das Gesicht?

Gl. Ach ich bin zur Arbeit gar nicht gewöhnt.

H. Aber doch an einen guten Tisch?

Gl. Ja freilich.

H. Nun, ich habe dir auch einen guten Tisch ausgemacht, die Frau des Korporals Elster hält einen Tisch, wo du täglich für ein Paar Groschen deine Suppe, Gemüse und Fleisch, auch wohl ein Maaß Bier haben kannst. Wenn du dieses aber genießen willst, so mußt du auch täglich die nöthige Zahlung leisten. Damit es dir daran nicht fehle, habe ich dir Arbeit ausgemacht. Hier ist ein Brief, den trage zu Meister Derb in die Rabenstraße, dieser wird dir Arbeit geben und sie dir bezahlen.

Glaskopf geräth in Verſuchung und bekommt einen Beſuch beim Kaffee.

Bei Uebergebung des Briefs redete Meiſter Derb unſern Glaskopf etwas derb an. Aus Gefälligkeit gegen den Herrn Hauptmann Benetnaſch gebe ich Euch Arbeit. Ihr müßt ſie aber auch friſch angreifen. Faullenzer kann ich ſchlechterdings nicht leiden. Ich muß arbeiten, da müſſen es meine Leute auch thun. Seid Ihr fleißig, ſo bekommt ihr täglich drei gute Groſchen. In der Folge lege ich auch etwas zu. Seid Ihr aber ein fauler Bärenhäuter, ſo ſind wir geſchiedene Leute. Aber das ſage ich Euch, dem Hauptmanne dürft ihr dann nicht wieder unter die Augen kommen.

Die letzten Worte machten vorzüglich Eindruck auf Glaskopf, weil der Hauptmann durch den Ernſt und die Güte, womit er ihn behandelte, ſich ſehr bei ihm in Reſpekt geſetzt hatte.

Meiſter Derb gab ihm nun Arbeit, die eigentlich für Lehrlinge gehört, fand aber bald, daß das Lehrbürſchchen gar nicht ſo ungeſchickt ſei, als der Hauptmann geglaubt hatte. Er konnte ihn alſo bald als Geſellen brauchen und ſeinen Lohn erhöhen. Dabei ſtand ſich Glaskopf ſehr gut. Jeden Tag, da er arbeitete, bekam er ſeine Zahlung, die er dann den folgenden Tag bei der Frau Korporal Elſter verzehrte. Nun trat aber der Umſtand ein, daß er von Zeit zu Zeit auf die Wache ziehen mußte, und alſo nicht arbeiten und Geld einſtreichen konnte. Da hatte er denn immer den folgenden Tag einen Faſttag. Denn ſo weit hatte er es in ſeiner Oekonomie noch nicht gebracht, daß er mit

ſeinem Gelde eine Eintheilung hätte machen, und es ſo hätte einrichten können, daß der Lohn für vier Arbeitstage, denn ſo viele hatte er nur in der Woche, auf ſieben Tage gereicht hätte. Was er einnahm, das mußte auch ſogleich verzehrt ſein.

An ſo einem Faſttage wurde er einmal einer ſchweren Verſuchung ausgeſetzt, in welcher er um ein Haar unterlegen wäre. Der Verſucher war? nicht der Satan, ſondern — eine geräucherte Blutwurſt. Sein Meiſter hatte ihm nämlich aufgetragen, Holz in die Küche zu ſchaffen. Da er nun mit der Arbeit beſchäftigt war, entdeckte er den Verſucher — die Blutwurſt. Er trat vor ſie hin, betrachtete und beroch ſie, ſah ſich allenthalben in der Küche um, ließ ſie aber liegen. So trug ihn ſein Weg noch einigemal in die Küche, und immer that er das nämliche. Endlich da die Glocke zum Feierabende ſchlug und er den letzten Arm voll Holz abgeworfen hatte, beroch er die Wurſt noch einmal, bedachte ſich ein Paar Augenblicke, und — wup! war ſie in der Taſche. Da er aber in die Küchenthüre kam, blieb er ſtehen, kratzte ſich im Kopfe, ging dann zurück und legte die Wurſt wieder hin, wo ſie gelegen hatte.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich aber auch die Thür zur Speiſekammer, und die Worte tönten heraus: Das war dein Glück, Glaskopf.

Dieſe Worte fuhren wie ein Blitz durch alle ſeine Glieder, er fing an am ganzen Leibe zu zittern und konnte vor Angſt des Nachts faſt kein Auge zuthun.

Aus weſſen Munde dieſe Stimme mag gekommen ſein, iſt nicht recht bekannt geworden. Manche Leute glauben, ſie wäre von Meiſter Derb gekommen, dem der Herr

Hauptmann aufgetragen hätte, Glaskopfen mit dieſer Wurſt auf die Probe zu ſtellen. Wir wollen die Sache an ihren Ort geſtellt ſein laſſen.

Die nächſte Woche kam Glaskopfs Meiſter zum Hauptmanne, um die Zahlung für das Leder, das er bisher an die Kompagnie geliefert hatte, abzuholen.

Daß ſich der Hauptmann bei dieſer Gelegenheit nach ſeinem Zögling erkundigte, kann man leicht denken. Meiſter Derb gab ihm im Ganzen ein gutes Lob, bemerkte aber auch, daß er ſeit ein Paar Wochen immer um eine Stunde zu ſpät zur Arbeit komme. Er habe ihn einigemal nach der Urſache gefragt, wäre aber immer mit kahlen Entſchuldigungen abgewieſen worden.

Der Hauptmann hörte ihm aufmerkſam zu, dann ſagte er: gehe Er hin in Frieden, Meiſter Derb! ich will der Sache bald auf die Spur kommen.

Gleich den andern Tag machte er der Frau Korporalin Elſter einen Morgenbeſuch, ohne ſich zuvor melden zu laſſen. Bei ſeinem Eintritte in die Stube war er auf der Spur. Glaskopf ſaß nämlich mit ſieben Kameraden am Tiſche und trank Kaffee.

Ei guten Morgen! guten Morgen! ſagte er, das iſt ja hier eine ſonderbare Wirthſchaft. Wenn ich denke, daß meine Burſche arbeiten, ſo ſitzen ſie da und ſchlürfen Kaffee. Seid ihr denn verrückt in den Köpfen? was ſoll denn dies theure Getränk Soldaten, die täglich vier Kreuzer Löhnung bekommen? Ich bin Hauptmann, Burſche! und trinke keinen Kaffee! und wozu nützt das Geſchletter im Magen? es gibt weder Saft noch Kraft. Wenn ihr das Geld für Kaffee hingebt, ſo habt ihr hernach nichts, um euch eine kräftige Suppe, oder eine andere nahrhafte

Speiſe bereiten zu laſſen. Daher kommt es, daß die armen Bürger, die ihr Geld für dies überflüſſige Getränk hingeben, insgemein wie die gebackenen Heiligen ausſehen, im Geſichte keine Farbe, und in den Knochen kein Mark haben. Ich will von gebackenen Heiligen bei meiner Kompagnie nichts wiſſen. Ich will Leute haben, die ſtark ſind und Strapazen aushalten können. Und wie ſteht's mit der Zeit? In der Zeit, daß ihr Kaffee ſchlürft, könntet ihr etwas verdienen. Glaskopf! ja, ſchlage nur die Augen nieder! ich weiß alles. Iſt's nicht wahr, ſeit dem du hinter dem Kaffeetiſche deine Morgenſtunde zubringſt, zieht dir der Meiſter täglich einen Groſchen ab? und kurz und gut, ich will dieſe Wirthſchaft nicht mehr leiden. Mit dem erſten, den ich wieder bei der Kaffeekanne antreffe, werde ich ein ſehr ernſthaftes Wort ſprechen.

Während dieſer Bußpredigt ſchlich ſich ein Soldat nach dem andern fort, und da das Amen hätte geſprochen werden ſollen, war Niemand mehr vorhanden als — Madame Elſter.

Dieſe ſtand da, wie wenn ihr die Hühner das Brod genommen hätten. Werden Sie nicht ungehalten, gnädiger Herr, auf mich —

H. Auf wen ſoll ich denn ſonſt ungehalten werden, als auf Euch? Habe ich Euch aufgetragen, Euer Haus zur Kaffeeſchenke für meine Soldaten zu machen? Speiſen ſollt Ihr meine Leute.

E. Aber hören Sie mich nur an. Sehen Sie, es iſt etwas Weniges, was ich von Kaffee zu dem Getränke thue.

H. Was thut Ihr denn ſonſt dazu?

E. Lauter gute Sachen, gebrannten Roggen, Gerſte, Möhren und anderes Wurzelwerk.

H. Das weiß ich Euch mit dem Kuckuck Dank. Was der Kaffee für Wirkung thut, das weiß man doch. Was das andere Zeug aber für Kräfte hat, das hat noch kein Menſch unterſucht. Wenn hernach meine Leute Ausſchlag, Reißen in den Gliedern, Nervenkrampf und dergleichen bekommen, ſo liegen ſie dem Regimente zur Laſt, und es muß die Kurkoſten tragen. Kurz von der Sache zu kommen, der Kaffeeſchank hört von heute an auf. Ich laſſe Euch genau aufpaſſen, und ſobald ich höre, daß Ihr einem einzigen Soldaten wieder Kaffee gegeben habt, ſo hat Eure ganze Wirthſchaft ein Ende. Die Frau des Gefreiten Kohlkopf übernimmt von Herzen gern die Speiſung.

Mit dieſen Worten verließ er ſie, und die Frau Elſtern räumte mit zitternden Händen ihr Kaffeezeug zuſammen.

Glaskopf bekommt Dukaten in die Taſche.

So war denn dieſe Sache abgethan. Nach etlichen Tagen gab es aber einen neuen Anſtoß. Meiſter Derb ließ nämlich dem Herrn Hauptmanne ſagen, Glaskopf ſei ſchon ſeit mehreren Tagen nicht zu ihm gekommen. Eben wollte der Hauptmann ihn rufen laſſen, und deßwegen ihn vernehmen, als ein Fremder ganz unterthänig um Audienz bitten ließ.

Er mußte herein treten, und es war ein fein gekleideter Handwerksmann.

Wer iſt Er? fragte der Hauptmann.

Ihro Gnaden! Mein Name iſt Glaskopf.

H. Doch nicht der Vater von dem Glaskopf, der bei meiner Kompagnie ſteht?

Gl. Ja, der bin ich. Ich bin gekommen, dem Herrn Hauptmann unterthänigſt zu danken für alle Gnade, die Sie meinem Sohne erzeigt haben.

H. Ich verlange keinen Dank. Ich habe an Seinem Sohne gethan, was die Schuldigkeit eines rechtſchaffenen Officiers iſt. Wenn Sein Sohn es erkennt, und meine Verordnungen befolgt, ſo bin ich vollkommen zufrieden.

Gl. Nun habe ich noch eine unterthänige Bitte für meinen Heinrich einzulegen.

H. Nun?

Gl. Daß Sie doch die Gnade haben, und ihn mit der ſchweren Arbeit verſchonen möchten.

H. Mit was für Arbeit?

Gl. Mit der Arbeit, die er bei dem Gerbermeiſter Derb thun muß.

H. Meiſter Glaskopf! wo hat Er denn ſeine Gedanken? iſt Er nicht ſelbſt ein Gerber? hat Sein Sohn nicht die Gerberprofeſſion erlernt?

Gl. Alles wahr. Aber ſehen Sie, mein Heinrich iſt ſchwächlicher Natur.

H. Ich habe an dem ſtarken Lümmel nichts Schwächliches geſehen. Fauler Natur iſt er. Wenn er nicht arbeitet, wovon ſoll er denn leben, da Er ihn verzogen, und an gut Eſſen und Trinken gewöhnt hat?

Gl. Ich will ſchon dafür ſorgen, daß er keine Noth leiden ſoll.

H. Meiſter Glaskopf! Er ſcheint mir ein ſehr gutes Herz zu haben. Aber ein gutes Herz, wenn es nicht durch den Verſtand geleitet wird, iſt keinen Schuß Pulver werth.

Sein verzogener Sohn war auf dem Wege zum Zuchthause und zum Galgen, ich habe ihn davon abgebracht, indem ich ihn gewöhnte, durch Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben. Nun hat er alles wieder verdorben. Sein Sohn, der so nie Lust zur Arbeit hatte, wird sich wohl hüten, sie wieder anzugreifen, wenn ihn der Vater in den Stand setzt, bei Faullenzen sich einen guten Tisch zu verschaffen. — Er geht, und um Seinen Sohn werde ich mich weiter nicht bekümmern, da nun doch Hopfen und Malz an ihm verloren ist.

Meister Glaskopf ging, und sein Sohn kam dem Meister Derb nicht wieder über die Schwelle. Von den zehn Dukaten, die ihm der Vater mitgebracht hatte, that er sich gütlich, nahm alle Tage seinen Kaffee im grauen Kuckuck ein, besuchte dann Meister Rittern, den Bäcker, genoß da einige Butterſemmeln, nebst einem Schnapse, hielt dann wieder in vorbenanntem grauen Kuckuck seine Mahlzeit und verlebte den Rest des Tages im Bierhause. So wurden in wenigen Tagen von den erhaltenen zehn Dukaten neun Zehntel verzehrt. Das zehnte Zehntel würde auch durchgebracht worden sein, wenn nicht das neugeworbene Regiment, das nun vollzählig war, Befehl zum schleunigen Aufbruche erhalten hätte.

Glaskopf tritt seinen Marsch nach Holland an.

Den Tag vor dem Abmarsche kommunicirte erst das Regiment und der Herr Feldprediger Alkor hielt dabei eine Predigt über die Worte: meine Gedanken sind

nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege. Ueber diese Worte sprach er viel Lehrreiches.

Die mehresten Soldaten schienen durch seinen Vortrag gerührt, und manchen liefen ein Paar Thränen über die Backen. Selbst Glaskopf sah ernsthaft vor sich hin. Nach geendigter Predigt wurde das heilige Abendmahl genossen, und nach geendigtem Gottesdienste wurde das ganze Regiment in mehreren öffentlichen Häusern bewirthet, wo jeder Soldat eine Portion Suppe, Fleisch und Gemüse, und ein Maaß Bier erhielt.

Der Herr Feldprediger, nebst einigen Herren Officiers, wurden vom Herrn Hauptmann Benetnasch zur Tafel gezogen.

Dieser Herr ging zwar nicht mit nach Amerika, aber er sorgte doch für die Abgehenden, so viel es ihm möglich war.

Während der Mahlzeit sprach er von nichts, als von guter Behandlung der Soldaten. Er fragte, wie viel ein Officier, dem so viele Leute anvertraut wären, auf seinem Gewissen habe. Es sei noch nicht genug, daß er seine Soldaten schultern, das Gewehr präsentiren und losfeuern lehre; er habe noch weit wichtigere Pflichten auf sich; er müsse auch für die Verpflegung seiner Leute Sorge tragen, und darauf sehen, daß sie immer hinlängliche und gesunde Nahrung bekämen, daß den Kranken sogleich Hülfe geleistet würde. Er müsse täglich in das Lazareth gehen und untersuchen, ob die Kranken und Verwundeten auch gehörig verpflegt würden. „Denn," sagte er, „wenn wir nicht für diese Leute sorgen, wer soll es denn sonst thun? Ihre Eltern und Verwandten können sich ja ihrer nicht mehr annehmen, da sie von ihnen sind getrennt worden. Und wenn der Officier dies Alles erfüllt hat, so hat er seinen

Pflichten doch noch nicht Genüge geleiſtet. Der Soldat hat auch eine Seele, ſo gut wie wir, und wer ein braver Officier iſt, der ſorgt auch für die Seelen ſeiner Burſche Freilich iſt ein Officier kein Feldprediger, aber glauben Sie mir, meine Herren, ein Officier kann für die Seelen der Soldaten mehr thun, als ein Feldprediger. Wenn dieſer eine Ermahnung gibt, ſo glaubt mancher Soldat, er thäte es, weil er dafür bezahlt würde. Das glaubt er aber nicht von ſeinem Officier. Das Beſte, was der Officier für die Seelen ſeiner Soldaten thun kann, iſt — daß er ihnen ein gutes Beiſpiel gibt.“

Nach aufgehobener Tafel faßte der Hauptmann den Feldprediger bei der Hand, zog ihn zu ſich an das Fenſter und empfahl ihm Glaskopfen. Er iſt zwar von ſeinem Vater verzogen, ſagte er, aber, wenn er erſt vom Vater entfernt iſt, ſo hoffe ich gewiß, daß Sie noch etwas Gutes aus ihm werden ziehen können.

Jetzt wurde der Generalmarſch geſchlagen, die Tiſchgeſellſchaft nahm Abſchied, die Soldaten verſammelten ſich, ſtellten ſich — und nach einer Viertelſtunde war alles zum Thore hinaus.

Das Regiment legte noch drei Meilen zurück, und nahm mit dem Ende des Tages in einem kleinen Städtchen Quartier.

Den folgenden Tag ging es weiter und zu Mittag wurde hinter einem Dorfe ein Paar Stunden Ruhe gehalten, wo die Soldaten ſich auf eine Heide lagerten, und ihr Mittagsbrod verzehrten, welches dießmal in Kommisbrode und einem Glaſe Schnaps beſtand.

Der Feldprediger blieb nicht lange ſitzen, ſondern ging umher, um ſich mit der Gegend bekannt zu machen. Da

traf er einen Bauer an, der auf eine ganz neue Art Kartoffeln pflanzte. Sogleich lief er zum Regimente zurück und rief: He! Burſche, hier iſt ſchon etwas Merkwürdiges zu ſehen — eine neue Art Kartoffeln zu pflanzen.

Zehn ungefähr ließen ſich bewegen, dem Rufe zu folgen, die übrigen blieben in ihrer Ruhe. Und Glaskopf? der ſtellte ſich, als wenn er es gar nicht höre, obgleich der Feldprediger abſichtlich vor ihn trat, als er den Aufruf ergehen ließ.

Der Feldprediger ging nun mit ſeinen zehn Mann wieder zum Bauer zurück. „Guten Tag! lieber Freund!“ ſagte er, „was macht er denn da?“

B. Wie Sie ſehen, ſo pflanze ich Kartoffeln.

F. Ich habe ſchon viele Kartoffeln pflanzen ſehen, aber noch nie auf die Art, wie es hier geſchieht.

B. Das glaube ich wohl. Das iſt eine ganz nagelneue Erfindung. Sehen Sie, da lege ich ein Paar Körbe voll Kartoffeln nicht weit von einander. Haben ſie Sproſſen getrieben, etwa eine Spanne hoch, ſo grabe ich die Kartoffeln wieder aus, reiße die Sproſſen ab und verpflanze ſie ſo weit von einander, als man Kartoffeln zu legen pflegt. Dieſe Sproſſen kommen vortrefflich fort, und da alle fortgeſetzte Pflanzen beſſer gedeihen, als die, die auf dem Platze bleiben, wo ſie ausgeſäet wurden, ſo tragen dieſe Sprößlinge weit reichlicher als die Knollen, die auf dem Boden liegen bleiben, wohin ſie gelegt werden.

F. Was wird denn nun aber aus den Kartoffeln, von denen die Sprößlinge abgeriſſen wurden?

B. Die gebe ich dem Viehe zu freſſen.

F. Ei das iſt ja eine herrliche Erfindung!

B. Das wollte ich meinen. Seit der Zeit, daß ſie

bei uns eingeführt iſt, brauchen wir eigentlich gar keine Kartoffeln zur Ausſaat. Denn die wir in die Erde legten, benutzen wir ja für das Vieh, und gleichwohl halten wir weit reichlichere Kartoffelernten als ſonſt.

F. Da habe ich ja etwas ganz Neues gelernt. Ich danke für gute Belehrung und wünſche (indem er ihm herzlich die Hand drückte), daß Er Seine Kartoffeln bei guter Geſundheit und in Ruhe einernten und genießen möge. Lebe Er wohl!

Die herzliche Art, mit welcher der Feldprediger den Bauer behandelte, machte auf vier Soldaten einen ſolchen Eindruck, daß ſie dem Bauer auch mit einem Händedrucke dankten. Die übrigen aber gingen fort, ohne etwas zu ſagen.

Ehe noch zum Abmarſche getrommelt wurde, ging der Feldprediger unter ſeinen Beichtkindern umher, und ſagte: „Lieben Freunde! In meiner Predigt ſagte ich euch, daß wir auf unſerer Reiſe viel Neues ſehen würden. Ich werde allenthalben, wohin wir kommen, Morgens und Mittags umher gehen, und unterſuchen, ob nichts Merkwürdiges zu ſehen iſt. Wer von euch mich auf dieſen Wanderungen begleiten will, der ſoll mir lieb ſein.“

Manche nickten ihm zu, manche ſagten, es gilt ſchon. Die mehreſten aber nickten nicht und ſagten auch nichts. Unter dieſen war auch Glaskopf.

Der Feldprediger ſtellte ſich, als wenn er ihn nicht bemerkte, überlegte aber doch bei ſich ſelbſt, wie er ihm beikommen wolle.

Es wurde nun wieder aufgebrochen, und, wie gewöhnlich, des Abends Quartier gemacht. Dießmal wurde das Regiment in verſchiedene Dörfer vertheilt. Kaum hatte der

Feldprediger den folgenden Morgen ſein Frühſtück eingenommen, ſo trat er ſeine Wanderung an, und hatte die Freude, zu ſehen, daß zwölf Burſche ihn begleiteten. Sein Weg führte ihn auf den Gottesacker. „Dieß iſt das Plätzchen," ſagte er zu ſeinen Begleitern, „wo ich mich immer am liebſten aufhalte. Es fallen mir da immer ſo viele gute Gedanken ein. Wenn es bisweilen in der Welt zu krauſe hergeht, und ich vielen Verdruß habe, ſo ſpaziere ich auf den Gottesacker. Da iſt alles ſo ſtille, da liegen ſie ſo friedlich bei einander, die vielleicht in ihrem Leben einander alles Herzeleid anthaten. Hier, denke ich, wirſt du auch einmal Ruhe finden. Sehet, lieben Freunde! hier iſt alles gleich, arm und reich, vornehm und gering: Alles modert hier. Könnten wir aber über das Grab hinſehen, ſo würden wir finden, daß doch nicht alles gleich ſei, und daß ein Jeder empfange, nachdem er gehandelt habe, bei Leibes Leben, es ſei gut oder böſe."

Er würde noch weiter geredet haben, wenn nicht die Trommel das Zeichen zum Aufbruch gegeben hätte. Auf dem Marſche ritt er zum Quartiermeiſter, und bat ihn, er möchte ihm doch die Gefälligkeit erzeigen, und ihn immer mit Glaskopfen in Ein Haus quartieren.

Dieſe Gefälligkeit, antwortete der Quartiermeiſter, kann ich Ihnen wohl erzeigen: was wollen Sie aber bei dem Kerl thun? er iſt ein gemeiner Soldat und bekommt ein ſchlechter Quartier, als ich Ihnen würde angewieſen haben.

Nun, ſagte der Feldprediger, es iſt ja mein Wille.

Als ſie in die nächſte Stadt kamen, wurde er wirklich zu Glaskopfen auf ein Zimmer, bei einem Böttcher in's Quartier gelegt, der ſeine beiden Gäſte liebreich aufnahm und ſie in ſeine Stube führte.

Guten Abend, lieber Herr Wirth! ſagte der Feldprediger, ich bedaure, daß wir Ihnen Unbequemlichkeit verurſachen müſſen.

W. Es iſt meine Schuldigkeit, daß ich Sie aufnehme, und wenn Sie mit dem, was mein Haus vermag, zufrieden ſind, ſo ſollen Sie mir willkommen ſein.

Unterdeſſen warf Glaskopf ſeinen Torniſter etwas unſanft in eine Ecke und ſtellte ſeine Muskete daneben. Dann redete er den Wirth folgendermaßen an: Nun, Wirth! Vor allen Dingen ſchaff' ein Paar Kannen Bier bei! aber etwas geſchwinde, ich habe einen ſtarken Marſch gemacht, und habe eine durſtige Leber."

W. Was ſteht zu Ihrem Befehl? (ſich zu dem Feldprediger wendend).

F. Ich bitte um ein Glas Bier.

Gl. Was wird's? Ich bin kein Freund vom Warten.

W. Hat Er nicht warten gelernt?

Gl. Nein.

W. Nun, ſo muß Er es noch lernen.

Gl. Kerl! räſonnire nicht, und ſchaff' Bier bei.

Der Wirth ging ab und kam bald wieder mit einem großen ſaubern Glaſe voll Bier, ging damit auf den Feldprediger los, nahm ſeine Mütze ab, und ſagte: „hier, lieber Herr! iſt ein Glas Bier. Wenn Sie mehr verlangen, ſo ſteht es zu Ihren Dienſten. Befehlen Sie ſonſt noch etwas?"

F. Ich habe daran genug.

Gl. Was wird's? Bringſt du mir nicht auch bald mein Bier?

W. Alles zu ſeiner Zeit. Du haſt ja ſelbſt geſagt, daß du das Warten nicht gelernt hätteſt! ſo muß ich es

dich halt lehren. Wenn du dann einmal wieder zu deinem Vater kommſt, ſo kannſt du zu ihm ſagen: der Meiſter Klopfhammer war doch ein guter Mann, der hat mich das Warten gelehrt.

Mit dieſen Worten trat er ab.

Gl. Der Kerl iſt ein Flegel!

F. Glaskopf! wo hat Er ſeine Gedanken? Ein Flegel iſt ein Menſch, der ſeine Nebenmenſchen grob und ungeſtüm behandelt. Das hat unſer Wirth nicht gethan. Er hat uns liebreich und artig aufgenommen. Ein Pinſel iſt er aber auch nicht, der ſich von Andern grob und ungeſtüm behandeln ließe, ſo wie Er gethan hat.

Nach einer Viertelſtunde trat der Wirth mit einem Kännchen Bier herein, ſtellte es vor Glaskopfen hin und ſagte: „Hier, Patron! iſt dein Maaß Bier!“

Gl. Das iſt auch etwas Rechts! das bleibt in meinem hohlen Zahne hängen.

W. Dafür kann ich nichts. Wenn dieß für deine durſtige Leber nicht genug iſt, ſo habe ich vor der Thür einen Brunnen, aus dem kannſt du trinken, ſo viel du willſt.

Gl. So darfſt du einem Soldaten nicht kommen.

W. Und ſo darfſt du einem Wirthe nicht kommen. Höre, Patron! ich bin Soldat geweſen, als du noch auf den Armen getragen wurdeſt, habe den ganzen ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, und weiß, wie der Soldat ſeinem Wirthe begegnen muß. So grob habe ich keinen behandelt, als du mich behandelt haſt. Kurz von der Sache zu kommen, es iſt uns vorgeſchrieben, jedem Manne ein Maaß Bier zu geben. Dieß ſteht hier. Forderſt du nun, als Schuldigkeit, mehr von mir, ſo führe ich dich zum Brunnentroge. Gibſt du mir aber ein gut Wort und bit-

teſt mich noch um etwas Bier, ſo ſind mir ein Paar Kannen auch nicht an das Herz gewachſen.

Gl. Das war doch ein Wort! Lieber Herr Wirth, Er darf es ſo genau nicht nehmen. Ich meinte es ſo böſe nicht.

W. Und ich meinte es auch ſo böſe nicht.

Der Wirth entfernte ſich, um eine Abendmahlzeit zu bereiten, und der Feldprediger hatte nun Gelegenheit, ſich mit ſeinem Stubengeſellſchafter zu unterhalten.

Nun, lieber Glaskopf! ſagte er, wir ſind nun etliche Tage mit einander marſchirt. Was hat Er denn auf ſeinem Marſche bemerkt?

Gl. Bemerkt? Ich habe nicht viel zu bemerken gefunden. Vorgeſtern mußte ich ſauer Bier trinken, und geſtern wurde ich mit Klöſen traktirt, in denen kein Speck war. Ich ſchob ſie anfänglich zurück, aber meine Kameraden verzehrten ſie; da biß ich halt mit ein, und ſchluckte ſie auch hinunter.

F. Ich wünſche, daß ſie Ihm wohl mögen bekommen ſein. Aber, daß Er ſie nicht gleich anfänglich zu ſich genommen hat, das hat mir nicht gefallen. Man kann auch ohne Speck gute Klöſe machen, und ein junger Menſch muß alles Eßbare genießen und vertragen lernen. Vorzüglich ein Soldat, der in ſo vielerlei Länder, in ſo vielerlei Quartiere kommt, wo die Speiſen auf ſehr verſchiedene Art zubereitet werden, ja, der oft Tage lang hungern muß. Mein lieber Glaskopf! es wird die Zeit kommen, wo Er gern das Hemd vom Leibe drum gebe, wenn er nur ein Paar Klöſe ohne Speck bekommen könnte.

Gl. Nun, da wird es ſich von ſelbſt geben.

F. Es gibt ſich nicht immer von ſelbſt. Man hat Bei-

ſpiele, daß junge Leute, die an einen guten Tiſch gewöhnt waren, krank wurden und ſtarben, wenn ſie ſich genöthigt ſahen, geringere Nahrungsmittel zu genießen. Dieß kann auch einmal bei Ihm der Fall ſein. Denn wenn man ſich erkundigt, wer die Soldaten ſind, die auf dem Marſche liegen bleiben, ſo ſind es mehrentheils verzärtelte Mutterſöhnchen.

Gl. Nun, ein verzärteltes Mutterſöhnchen bin ich nicht. Ich habe keine Mutter mehr.

F. Es gibt auch verzärtelte Vaterſöhnchen, lieber Glaskopf! und zu dieſen ſcheint Er mir zu gehören. Es iſt mir von der Erziehung, die Ihm Sein Vater gab, ſo etwas zu Ohren gekommen. Sag Er mir auf Sein gutes Gewiſſen, zu welcher Arbeit hat Ihn denn Sein Vater angehalten?

Gl. Sonſt zur Gerberei. Hernach aber ſprach er mich davon frei, weil ich die Näſſe nicht vertragen konnte.

F. Ach, das ſind Flauſen! Ein ſo junger, geſunder, ſtarker Burſche muß alles vertragen können. Geſetzt aber, Er hätte wirklich die Näſſe nicht vertragen können, hielt Sein Vater Ihn denn nicht zu einer andern Arbeit an?

Gl. Das that er freilich nicht.

F. Nun, lieber Kriegskamerad, Er ſcheint mir doch nicht auf den Kopf gefallen zu ſein, ſieht Er denn das nicht ein, daß dieß Verzärtelung war? Jeder Menſch, er ſei wer er ſei, muß arbeiten, dazu hat ihm der liebe Gott Kräfte gegeben. Thut er dieß nicht, ſo wird er ein Faullenzer, ein Tagedieb. Und iſt es nicht wahr, Sein Vater gab Ihm einen guten Tiſch, ohne daß Er dafür etwas bezahlen durfte? gab Ihm Taſchengeld, daß Er zum Biere gehen und die Karte ſpielen konnte?

Gl. Das ſind geſchehene Dinge. Mir kommt es jetzt ſelbſt ſo vor, als wenn mir mein Vater zu viel durch die Finger geſehen hätte.

F. Das iſt gewiß geſcheben. Der liebe Gott hat es daher recht gut mit Ihm gemeint, daß er ihn der väterlichen Erziehung entzog, und Ihn ſelbſt in die Zucht nahm. Wie gut meinte es der Hauptmann Benetnaſch mit Ihm, daß er Ihn zur Arbeit zu gewöhnen, und vom Kaffeetrinken abzubringen ſuchte! wie wohl befand Er ſich, da Er durch Seinen Fleiß bei Meiſter Derb ſich ſo viel Geld verdiente, daß Er Sein eignes Brod eſſen konnte. Warum iſt Er denn nicht bei dieſem Meiſter geblieben?

Gl. Sie wiſſen ja ſchon alles. Sie werden alſo auch wohl wiſſen, daß mein Vater mich wieder von Meiſter Derb wegnahm.

F. Nun bedenke Er ſelbſt, was für ein Taugenichts Er würde geworden ſein, wenn Er länger bei ſeinem Vater geblieben wäre, und wie gut es Gott mit Ihm meinte, da er Ihn von Seinem Vater entfernte. Sei Er nur gegen die Leitungen Gottes fein folgſam, höre nicht auf die Lockungen böſer Buben, ſondern auf den Rath verſtändiger Leute. —

Jetzt mußte der Feldprediger ſein Geſpräch abbrechen, weil der Wirth hereintrat und anfing den Tiſch zu decken.

„Speiſen Sie,“ fragte er den Feldprediger, „mit dieſem Burſchen an Einem Tiſche?

„An Einem Tiſche, und aus Einer Schüſſel,“ erhielt er zur Antwort; „wir ſind Kriegskameraden.“ Der Wirth lächelte und fing an aufzutragen: eine gute Bierſuppe, ein gebratenes Huhn und Butter und Käſe.

Da das Huhn zerlegt war, brachte er auch noch ein

Fläſchchen Wein und ſagte: hier iſt auch noch etwas für den Herrn Feldprediger.

Dieſer verſuchte den Wein und fand ihn außerordentlich gut. „Ei! ei,“ ſagte er, „Herr Wirth! das iſt ja etwas Extragutes. Wie kommt Er denn zu dieſem vortrefflichen Weine?“

„Ich habe,“ antwortete der Wirth, „den Weinkeller des Herrn von Siegel unter der Aufſicht. Wenn ich nun ein Fäßchen Wein abgezogen habe, ſo gibt er mir immer eine Bouteille mit. Dieſe hebe ich denn auf, bis ich einen Gaſt habe, der ſo ächt iſt wie dieſer Wein.

F. Ich danke für die gute Meinung, die Er von mir hat, aber wenn Er will, daß mir der Wein recht gut ſchmecken ſoll, ſo muß Er mir noch ein Paar Gläſer bringen.

Er ſtellte ſie ſogleich auf den Tiſch.

Der Feldprediger ſchenkte dann ein Glas nach dem andern, bald für ſich, bald für den Wirth ein, am Ende gab er auch Glaskopfen eins, und ſagte: „hier Kriegskamerad!“

Der Wirth wurde nun guter Dinge und unterhielt die Geſellſchaft mit Erzählung der Abenteuer, die er im ſiebenjährigen Kriege beſtanden hatte. „Ich habe,“ ſagte er unter andern, „manchen Feind zu Boden geſtreckt, und mache mir deßwegen keine Vorwürfe. Es war ja halt meine Schuldigkeit, und wenn ich ſie nicht niedergeſtreckt hätte, ſo hätten ſie mir das Lebenslicht ausgeblaſen. Manches Böſe hab' ich aber auch verhindert, worüber ich mich noch freue.

So bemerkte ich einmal eine franzöſiſche Patrouille, die auf das Wäldchen los kam, in welchem ich mich mit

50 Kameraden verſteckt hatte. Wir ließen die Patrouille in das Wäldchen einrücken, dann verſperrten wir ihr den Rückweg, und erhoben ein ſchreckliches Geſchrei. Da ſich die Feinde übermannt ſahen, ſo baten ſie um Pardon und ſtreckten das Gewehr. — „Nichts Pardon!“ ſchrieen einige von meinen Kameraden, gaben auf die Unglücklichen Feuer und ſtreckten wirklich zwei von ihnen zu Boden. — Da ſprang ich dazwiſchen. „Iſt das auch Kriegsmanier,“ rief ich, „den Feind, der um Pardon bittet, nieder zu ſchießen? ſeid ihr denn Mörder? Straßenräuber? den erſten, der noch einen Schuß thut, den verklage ich bei dem Oberſten, da ſoll es ihm theuer zu ſtehen kommen. Dieß ſchlug durch. Die Franzoſen wurden gefangen genommen, und ich hatte die Freude, acht Menſchen das Leben zu retten.“

„Das war brav,“ ſagte der Feldprediger: „ſo handelt der rechtſchaffene Soldat. Und jene, die auf wehrloſe Menſchen Feuer gaben, waren vermuthlich feige Memmen!“

W. Das waren ſie wirklich. Als wir die folgende Woche mit einem ſtärkern Trupp Franzoſen handgemein wurden, ſo waren ſie die erſten, die davon liefen.

F. Das konnte ich leicht denken. Die feigſten Memmen, die das Haſenpanier ergreifen, ſobald ſie einen gewaffneten Feind ſehen, haben die größten Mäuler, wenn ſie einen wehrloſen Feind, oder einen unbewaffneten Bürger oder Bauer vor ſich haben.

W. (mit einem Seitenblick auf Glaskopf). Darin haben Sie ganz recht.

„Lieber Herr Wirth!“ ſagte dieſer, „darf ich mir noch ein Gläschen Bier ausbitten?“

„Es ſteht zu Dienſten,“ gab der Wirth zur Antwort,

ſtand auf und kam bald mit einem Maaße Bier zurück, das er freundlich vor Glaskopfen hinſtellte.

Schreckliche Folgen der Unmäßigkeit.

Der Wirth ſetzte ſich und wollte in ſeiner Erzählung fortfahren, als ein Schuß in der Nachbarſchaft geſchah, und ein großes Jammergeſchrei auf der Straße ertönte.

Sogleich ſprangen Wirth und Feldprediger auf und ſtürzten zur Thür hinaus, um Hülfe zu leiſten. Glaskopf aber ſuchte vor allen Dingen ſein Mäßchen Bier zu retten, trank es aus, nahm ſeine Muskete, und ging dann bedachtſam nach.

Ehe er zur Stubenthür hinaus kam, waren jene ſchon in der Stube des Nachbars, und fanden da einen betrunkenen Soldaten, der ſo eben ſeinen Wirth erſchoſſen hatte, die Frau deſſelben bei den Haaren herum zog, und ſie zu ermorden drohte.

Sogleich hatte ihn des Feldpredigers Wirth bei der Gurgel, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen.

„Halt! Herr Wirth!“ rief der Feldprediger, „ein braver Soldat muß auch ſeines Zornes Meiſter ſein. Das Mißhandeln dieſes Böſewichts kann Ihm großen Verdruß zuziehen.“

„Sie haben recht,“ antwortete der Wirth. „Und nun,“ fuhr der Feldprediger fort, „bewache Er den Schurken, und (da eben Glaskopf hereintrat) Glaskopf hilft Wache halten. Ich will indeß zum Oberſten laufen, und die Sache anzeigen. Wer holt einen Wundarzt? vielleicht iſt

dieſer arme Mann noch zu retten.“ — „Ich will laufen,“ ſagte der Sohn des Geſchoſſenen.

Bald kam der Feldprediger mit vier Mann Wache zurück. Der Mörder, der ſo trunken war, daß er taumelte, wurde abgeführt. Der Wundarzt trat auch herein, unterſuchte die Wunde des Geſchoſſenen, erklärte aber ſogleich, daß hier keine Hülfe möglich wäre, indem der Schuß gerade durch das Herz gegangen ſei, und der Unglückliche wirklich ſchon verſchieden wäre.

Das Jammergeſchrei, das bei dieſer Erklärung ſowohl von der Familie des Entleibten, als auch von den herbeiſtrömenden Nachbarn erhoben wurde, läßt ſich nicht beſchreiben. Einige Mal verſuchte es der Feldprediger, etwas zur Beruhigung der Familie zu ſagen, aber ſie war ſo außer ſich, daß ſie auf keine Vorſtellungen hörte, ſo daß der Feldprediger, ohne ſeinen Zweck erreichen zu können, abziehen mußte. Sein Wirth und Glaskopf folgten ihm.

Nachdem noch eine Stunde lang über dieſes Verbrechen geſprochen, und manches zu Glaskopfs Belehrung geſagt worden war, bat der Feldprediger den Wirth, ihm zu erlauben, daß er ſich zur Ruhe begeben dürfe. Er wollte ſich zu Glaskopf auf die Streu legen, der Wirth ließ es aber ſchlechterdings nicht zu, und nöthigte ihn, von einem Bette Beſitz zu nehmen, das für ihn bereitet worden war.

Kaum hatte der Feldprediger den folgenden Tag ſein Frühſtück genoſſen, ſo ging er, von Glaskopf begleitet, zu dem Mörder. Er fand ihn ganz troſtlos die Hände ringend. „Ei, ei, Zwiebel!“ ſagte er, „in welchem Zuſtande treffe ich Ihn!“

Zw. Ach, lieber Herr Feldprediger, das Unglück!

F. Freilich ein Unglück für die arme Familie, deren Verſorger Er gemordet hat.

Zw. Ach! ach! ich unglücklicher Menſch! was wird mein alter Vater ſagen, wenn er hört, daß ſein Wilhelm ein Mörder iſt!

F. Sag' Er mir aber nur, wie es möglich iſt, daß Er dieſe ſchreckliche That hat verüben können!

Zw. Der Teufel muß mir's eingegeben haben.

F. Nun das Schickſal hat der Teufel immer, daß er ſich die Schuld von Verbrechen böſer Menſchen muß aufbürden laſſen. Mir darf Er aber ſo etwas nicht ſagen. Nimmermehr werde ich es glauben, daß der barmherzige Gott dem Teufel ſolche Macht zugeſtehen ſollte, daß er die Menſchen zu Verbrechen verleiten könne. Betäube Er ſich nicht ſelbſt mit ſolchen kahlen Entſchuldigungen. Damit wird Er weder vor Gott noch vor Menſchen durchkommen. Sage Er gerade heraus, was hat Ihn bewogen, Seinen Wirth zu ermorden?

Zw. Ich forderte von ihm ein Nöſel Branntwein. Das wollte er mir nicht geben, darüber kam es zum Wortwechſel, ich gerieth in die Hitze, und — das Uebrige wiſſen Sie ja ſchon.

F. Noch ein Nöſel Branntwein forderte Er? Er hatte ja bereits ſo viel getrunken, daß Er taumelte.

Zw. Das war eben mein Unglück. Wäre ich meiner fünf Sinne mächtig geweſen, nimmermehr hätte ich ſo etwas gethan.

F. Iſt Er denn gar nicht vor der Trunkenheit gewarnt worden?

Zw. Mehr als zu viel. Beſonders hat mir mein voriger Beichtvater gar oft deßwegen den Kopf gewaſchen.

Aber, lieber Herr Feldprediger! an einem Branntweinſäufer iſt Hopfen und Malz verloren. Alles kann der Menſch laſſen, nur den Branntwein nicht, wenn er ſich einmal daran gewöhnt hat.

F. Wie iſt Er denn aber dazu gekommen, daß Er ſich an dies ſchändliche Laſter gewöhnte?

Zw. Das weiß ich ſelbſt nicht, wie ich dazu gekommen bin. Erſt fing ich an des Morgens ein Schnäpschen zu trinken, in der Folge auch nach Tiſche. Aus einem Gläschen wurden zwei, aus zweien drei, und wenn ich einmal drei getrunken hatte, ſo konnte ich des Trinkens kein Ende finden. Vielmals trank ich ſo lange! bis ich vom Stuhle fiel.

F. Aber ſieht Er denn nicht ein —

Zw. Bemühen Sie ſich nur nicht, Herr Feldprediger! Ich weiß alles ſchon. Ich weiß, daß ein Branntweinſäufer weit ſchlimmer iſt, als ein unvernünftiges Vieh. Was hilft mir aber das Wiſſen? Ich kann den Branntwein doch nicht laſſen.

„Eine Kugel vor den Kopf“ — hier fing er wieder kläglich an zu heulen, und ehe der Feldprediger noch etwas darauf ſagen konnte, wurde er durch ein Paar Mann Wache abgeholt, und in das Verhör geführt.

Der Feldprediger ging alſo mit ſeinem Stubenkameraden ab. Auf dem Wege fragte er dieſen: „nun Glaskopf! Hat Er heute auch nichts bemerkt?“

Gl. Mehr als zu viel.

F. Was denn?

Gl. Von dem Branntweinſaufen, daß es eine häßliche Gewohnheit iſt.

F. Nehme Er es nur fein zu Herzen und hüte ſich davor.

Es iſt aber das Branntweinſaufen nicht die einzige häßliche Gewohnheit. Es gibt deren noch mehrere, z. E. das unmäßige Biertrinken, das Stehlen, das Lügen u. dgl. m. Angewöhnen kann man ſich ſo etwas Häßliches leicht, aber das Abgewöhnen iſt äußerſt ſchwer. Das Vernünftigſte, was man thun kann, iſt alſo dieß — daß man ſich nichts Böſes angewöhne.

Das Verhör des Mörders dauerte wohl zwei Stunden. Nach Beendigung deſſelben wurde aufgebrochen, und Zwiebel an Händen und Füßen geſchloſſen mitgeführt.

Am Abend bekam der Feldprediger nebſt Glaskopfen ſein Quartier bei einem Gerber, der ſie beide, zwar mit einem etwas finſtern Geſichte, aber doch liebreich aufnahm.

Glaskopf, als er ſah, daß der Feldprediger wieder ſein Stubenkamerad wurde, machte auch ein finſteres Geſicht.

„Das trifft ſich doch artig," ſagte der Feldprediger, „daß wir hier wieder zuſammen kommen."

Gl. Ja wohl trifft es ſich artig. Mir kommt es vor, als wenn der Herr Feldprediger mein Hofmeiſter werden wollte. Ich bin aber ſchon zu alt und brauche keinen Hofmeiſter mehr.

F. Aber doch einen Rathgeber? Ich dächte, es wäre Ihm lieb, wenn er bei ſeiner erſten Ausflucht in die Welt einen Freund zur Seite hätte, der Ihm mit Rath und That an die Hand ginge.

Gl. Herr Wirth! ſei Er doch ſo gut und gebe Er mir ein Maaß Bier.

Indem der Wirth abging, um es zu holen, fuhr der Feldprediger fort: „nun Glaskopf! heute ſpricht Er doch aus einem ganz andern Tone. Iſt es denn nun nicht beſſer, wenn Er ſich zur Höflichkeit gewöhnt, als wenn

Er fortfährt, ſo grob und ungeſchliffen zu ſein, wie Er geſtern war?“

Gl. Ich weiß ſelbſt nicht, wo ich geſtern meine Gedanken hatte.

F. Glaubt Er denn, daß ich für die guten Lehren, die ich Ihm gebe, bezahlt werde? Sieht Er denn nicht ein, daß ich dieß aus redlichem Herzen thue? Es gehen gar viele Leute in die Fremde, die, wenn ſie zurück kommen, ſo klug ſind, als ſie vorher waren. Von dieſen pflegt man zu ſagen:

Es flog eine Gans über den Rhein,
Und kam ein Gikgak wieder heim.

Woher kommt es, daß dieſe als Gikgake zurückkehren? Daher, weil ſie auf nichts Achtung geben, und nichts bemerken. Ich möchte nicht gern, daß Er als Gikgak zurück käme, und rathe Ihm daher, daß er mich begleite, wenn ich ausgehe, um mich in der Gegend umzuſehen. Dießmal brauchen wir nicht weit zu gehen. Unſer Wirth iſt, wie Er, ein Gerber. Wenn wir das Geſpräch auf die Gerberei lenken, ſo wird Er manches von ihm lernen können.

Gl. Wozu das? ich werde doch in meinem Leben kein Gerber. Denn erſtlich habe ich keine Luſt dazu, und wenn ich ſie hätte, was würde es mir helfen? Als Soldat kann ich die Gerberei doch nicht treiben.

F. Er wird nicht ewig Soldat bleiben, und was die Gerberei betrifft, ſo kann Er nicht wiſſen, wozu ſie ihm einmal nützen kann.

So wurde noch hin und her geſprochen, und Glaskopf am Ende dahin gebracht, daß er dem Feldprediger wirk-

lich verſprach, daß er künftig auf alles Achtung geben wolle.

Hierauf holte der Feldprediger ein Taſchenbuch heraus, in welches er alles eingetragen hatte, was von ihm ſeit dem Ausmarſche war bemerkt worden. Er las es Glaskopfen vor, und dieſer erſtaunte, daß man auf einem ſo kurzen Wege ſo vieles bemerken könne.

„Wenn ich nun einmal wieder nach Hauſe komme,“ fuhr der Feldprediger fort, „ſo habe ich ein beſtändiges Andenken an meine Reiſe, ich kann davon erzählen, und einmal meine Familie in langen Winterabenden unterhalten.“

Gl. Ei der tauſend! das iſt doch wirklich hübſch. Wenn ich Papier hätte, ſo machte ich mir wohl auch ſo ein Büchelchen.

F. Iſt dieß Sein Ernſt?

Gl. Mein völliger Ernſt.

F. Hier, lieber Freund! iſt ſo ein Taſchenbuch. Ich mache Ihm ein Geſchenk damit.

Gl. Ah! ich danke, ich danke. Sie ſind doch wirklich ein guter Mann.

Jetzt deckte der Wirth den Tiſch, und trug einen weſtphäliſchen Schinken und einen Pumpernickel auf.

Glaskopf machte große Augen, als er das Brod ſah, das ſo ſchwarz wie Kohle war.

Der Feldprediger aber ſagte: ah! das iſt ja Pumpernickel! bei uns wird er auf die Tafeln der Vornehmen als eine Delikateſſe geſetzt. Der Wirth wurde darauf genöthigt, ſich mit zu Tiſche zu ſetzen, und der Feldprediger lenkte, da die Mahlzeit zu Ende ging, das Geſpräch auf die Gerberei.

Sogleich wurde der Wirth, der bisher sehr wenig gesprochen hatte, beredt, und sagte — „Ja die Gerberei ist eine herrliche Sache. Mich hat es noch nie gereuet, daß ich sie erlernet habe. Sie hat mir zu einem reichlichen Stück Brod geholfen. Als ein armer Schelm habe ich angefangen, jetzt — doch ich will nicht prahlen — aber ich habe doch mein gutes Auskommen, und habe dabei die Freude, daß ich meinen Nebenmenschen nütze. Denn dabei bleibe ich, der Gerber ist einer der nützlichsten Männer in der Stadt. Freilich gibt es auch Gerber, die auf keinen grünen Zweig kommen. Sie sind aber gemeiniglich selbst Schuld daran. Sie arbeiten immer fort, wie sie es vom Vater und Großvater gesehen haben, ohne zu überlegen, ob sie es nicht besser machen können. Ich habe auf meiner Wanderschaft aber auf alle Kunstgriffe und Vortheile genau Achtung gegeben, die manche Meister bei ihren Arbeiten hatten, und habe dabei viel gelernt, besonders in Mastricht. Aber ich kann Sie auch, ohne daß ich mich rühmen will, versichern, daß mein Leder eben so wie das Mastrichter gesucht und bezahlt wird.“

Nun erzählte er, ohne Zurückhaltung, alle die Vortheile, deren er sich bei Zubereitung der Felle zu bedienen pflegte.

Glaskopf paßte sehr auf, und da die Mahlzeit geendigt war, und der Wirth sich entfernt hatte, drückte er dem Feldprediger die Hand, und sagte: ich danke für den guten Rath, den Sie mir gegeben haben. Heute habe ich viel gelernt. Nun trug er seine Bemerkungen, mit Hülfe des Feldpredigers, in sein Taschenbuch ein, und beide verfügten sich dann zur Ruhe.

Während am andern Morgen Glaskopf und der Feldprediger ihr Frühſtück verzehrten, wurde der unglückliche Zwiebel wieder in das Verhör geführt, der Advokat, der ihm zu ſeiner Vertheidigung war gegeben worden, ſuchte ſeinen Mord damit zu entſchuldigen, daß er in der Trunkenheit, alſo in einem Zuſtande wäre begangen worden, in welchem der Mörder ſeine Vernunft nicht brauchen konnte. Der Richter gab aber zur Antwort: „wäre Zwiebel ſich zu betrinken verführt worden, oder hätte er ſich aus Unbeſonnenheit einmal einen Rauſch getrunken, ſo könnte ich auf dieſe Entſchuldigung Rückſicht nehmen. Aber er iſt ein Trunkenbold, er betrinkt ſich vorſätzlich. Wenn vorſätzliche Trunkenheit entſchuldigen ſollte, ſo wäre ja allen Schandthaten Thür und Thor geöffnet, und jeder Böſewicht, wenn er ein Verbrechen begehen wollte, könnte ſich betrinken, und ſich hernach damit entſchuldigen, daß es in der Trunkenheit geſchehen wäre. Ich erkenne daher für Recht, daß Peter Zwiebel, weil er ſeinen Wirth erſchoſſen hat, wieder erſchoſſen werde.

Hierauf wurden von allen Beiſitzern des Kriegsgerichts die Stimmen geſammelt, und alle ſtimmten dieſem Urtheile bei.

Peter Zwiebel wurde darauf vorgeführt, und ihm das Todesurtheil vorgeleſen, bei deſſen Anhörung er beinahe ohnmächtig wurde.

Zehn Uhr wurde abmarſchirt und der Delinquent geſchloſſen abgeführt.

Da man nach einer Stunde auf einer Haide ankam, wurde Halt gemacht, der Delinquent von ſeinem Karren genommen, und nachdem er gebeichtet und das heilige

Abendmahl empfangen hatte, wurden ihm die Augen verbunden und die Exekution ging vor ſich.

Sobald er gefallen war, trat der Herr Feldprediger auf, und hielt eine Rede an die verſammelten Soldaten mit folgenden Worten:

„Da liegt euer Kriegskamerad in ſeinem Blute, und hat die Strafe empfangen, die er als Mörder verdient hat. Wer iſt unter euch ſo fühllos, daß er ſich nicht bei dieſem Anblick entſetzte? Wem ſchaudert nicht die Haut, wenn er bedenkt, daß ihn über lang oder kurz ein gleiches Schickſal treffen könne? Und gleichwohl iſt keiner von euch dafür ſicher, wenn er nicht ſtets über ſich und ſeine Handlungen wacht. Zwiebel war kein Böſewicht. Der Mord, den er beging, war nicht vorſätzlich, er hat ihn in der Trunkenheit begangen, und ſein Verbrechen verabſcheuet und herzlich bereuet, ſobald er wieder nüchtern war. Wer alſo den Mord verabſcheuet, der hüte ſich vor der Trunkenheit. Der Betrunkene iſt vernunftlos, er kann nicht vernünftig handeln, weil ſeine Vernunft durch das ſtarke Getränk betäubt iſt. Er iſt alſo zu allen Schandthaten fähig.

Woher kommt es aber, daß Menſchen ſo unvernünftig handeln, und ſich betrinken können? Daher, weil ſie ſich die Unmäßigkeit angewöhnt haben. Es hüte ſich alſo jeder vor der erſten Ausſchweifung im Trunke, welches ihm leicht ſein wird. Iſt es ihm einmal zur Gewohnheit geworden, ſich zu betrinken, ſo wird es ihm ſchwer, vielleicht unmöglich werden, dieſe Gewohnheit abzulegen. Dieß ſehen wir an Zwiebels Beiſpiele, der dort in ſeinem Blute liegt. Er hat mich ſelbſt verſichert, daß ein Betrunkener unvernünftiger ſei als ein Vieh, es ſei aber die Gewohnheit, ſich zu betrinken, ſo tief

bei ihm eingewurzelt, daß es ihm ſchlechterdings nicht möglich ſei, ſie abzulegen.

Glaubt aber ja nicht, daß die Trunkenheit die einzige Gewohnheit ſei, die zum Morde verleite. Jede böſe Gewohnheit kann über lang oder kurz den Menſchen zu Begehung dieſes Verbrechens bringen.

Die Spielſucht z. B. — wie oft hat ſie die beſten Freunde entzweit, und zu Mord und Todtſchlag Veranlaſſung gegeben!

Die Dieberei, iſt ſie nicht auch der Weg zum Morde? Nicht jeder Dieb iſt ſo tief geſunken, daß er ausginge um zu morden. Die mehreſten betreten dieſen ſchändlichen Weg nur in der Abſicht, um ſich des Vermögens ihrer Mitmenſchen zu bemächtigen. Wenn ſie aber auf der That ergriffen werden, und nun kein Mittel ſehen, der Schande und der verdienten Strafe zu entrinnen, als den Mord derer, von welchen ſie ergriffen wurden, dann ergreift ſie die Mordſucht, und ſie begehen ein Verbrechen, deſſen ſie ſich kurz zuvor für unfähig gehalten haben würden.

Mord! Mord! iſt ſo etwas Schreckliches, daß gewiß jeder Menſch dagegen einen Abſcheu hat; aber wer Ohren hat zu hören, der höre! — jede böſe Gewohnheit kann am Ende den Menſchen ſo weit bringen, daß er dies unnatürliche Verbrechen begehet. Wer ſich alſo gegen die Gefahr, ein Mörder zu werden, ſichern will, der hüte ſich vor dem erſten Schritte auf den Weg des Laſters!

Des Laſters Bahn iſt anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein ſein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.“

Es wurde darauf ein Bote an die Obrigkeit des nächsten Orts geschickt, und sie ersucht, daß sie den Leichnam des Mörders auf dem Platze, wo er war erschossen worden, möchte einscharren lassen, und dann wurde weiter marschirt.

Glaskopf bewundert die Reinlichkeit der Holländer.

Das Regiment kam nun auf holländischen Grund und Boden, und das Nachtquartier wurde ihm in einem holländischen Dorfe angewiesen.

Nach der getroffenen Verabredung wurden der Feldprediger und Glaskopf wieder in ein Haus gewiesen. Als sie in das Haus eintreten wollten, kam ihnen der Wirth entgegen und präsentirte jedem ein Paar Pantoffeln. Glaskopf nahm die seinigen an die Hand und wollte damit zur Thür hinein gehen, der Wirth hielt ihn aber zurück, und sagte ihm mit Mienen, er solle erst die Pantoffeln anziehen.

„So laßt mich doch erst in die Stube,“ sagte Glaskopf, „daß ich erst die Schuhe ausziehen kann. Ihr seht ja, daß ich Schuhe anhabe.“

Der Herr Feldprediger öffnete ihm aber das Verständniß und sagte: „die Pantoffeln müssen über die Schuhe angezogen werden.“ Zugleich sagte er ihm auch, daß er sich ja fein zusammen nehmen solle, damit er nichts beschmutze! weil die Holländer außerordentlich auf Reinlichkeit hielten.

Bei ſeinem Eintritte in das Zimmer war Glaskopf ganz erſtaunt über die Reinlichkeit, die allenthalben ſichtbar war. Die Stühle, die Fenſterrahmen, die Thür, die Wände waren wie polirt; der Boden war mit einer aus Binſen geflochtenen Decke, und der Tiſch mit einem ſchneeweißen Tuche bedeckt. Auch waren bereits porcellanene Teller aufgeſetzt, und zwei porcellanene Gefäße, die einen weiten Bauch, einen engen Hals und oben einen breiten Rand hatten, ſtanden auf dem Tiſche.

Glaskopf legte ſeinen Torniſter in eine Ecke und ſtellte die Muskete daneben, ging ein paarmal in der Stube auf und ab, und da er Durſt empfand, an dem es ihm nie zu fehlen pflegte, ſo ergriff er eins von den porcellanenen Gefäßen und ſetzte es, in der Meinung, daß es mit Wein oder Bier gefüllt ſei, an den Mund, um es auszuleeren.

Da das Gefäß aber gar nicht zum Trinken beſtimmt war, ſo lief ihm die Brühe theils an der Weſte herunter, theils auf den Stuhl, und das Wenige, was ihm in den Mund gekommen war, hatte einen ſo widerlichen Geſchmack, daß er es unwillig in die Stube ſpuckte.

Zum Unglück trat eben die Wirthin herein, als er mit Ausleerung des Gefäßes beſchäftigt war, und gerieth über die Verunreinigung ihres Stuhls und Fußbodens in den heftigſten Zorn. „Duytcher,“ ſagte ſie, „was voor een disorder maakt je hier? denk je dat myn Kamer een Varkenstal is? Zie hoe dat je deese Stoel en deese Tapyten beveilt hebt.“ Das ſollte auf gut Deutſch heißen: „Deutſcher, was für eine Unordnung macht Ihr hier? Denkt Ihr, daß mein Zimmer ein Schweineſtall iſt? Seht, wie Ihr dieſen Stuhl und dieſe Tapeten verunreinigt habt.“

Glaskopf verſtand kein Wort davon, und ſagte zum

Feldprediger: „Der Henker mag das kauderwelſche Zeug verſtehen, das die Frau ſpricht.“

Der Herr Feldprediger machte ihm aber ein finſteres Geſicht und ſagte: er habe einen ſehr albernen Streich gemacht. Das Gefäß, das er hätte ausleeren wollen, ſein kein Trinkgefäß, ſondern ein Spucknäpfchen, welches die Holländer immer auf den Tiſch zu ſetzen, und hinein zu ſpucken pflegten! es habe alſo weder Wein, noch Bier, ſondern Waſſer, Speichel und Schleim enthalten.. Darauf ging er zur Wirthin, klopfte ſie auf die Schulter, und gab ihr durch Geberden zu verſtehen, daß er den Verdrnß, der ihr zugefügt worden, ſehr bedauere.

Da wurde ſie etwas freundlicher, holte ein Tuch, und rieb mit der größten Sorgfalt die Flecken ab, die Glaskopf auf ihren Stuhl und ihre Fußdecke gemacht hatte.

Das Eſſen wurde nun aufgetragen, und ohne viele mündliche Unterhaltung verzehrt, weil beide Gäſte ſehr verſtimmt waren; der Feldprediger wegen des albernen Streiches, den Glaskopf gemacht, und dieſer wegen des Labetranks, den er zu ſich genommen hatte.

Nach Tiſche gähnte Glaskopf, und wartete ſehnlich auf die Streue. Es wurde aber keine gemacht. Als die Zeit zum Schlafengehen kam, trat der Wirth herein, ſchloß eine Wandthür auf, und zeigte zwei reinliche Betten, die hinter derſelben für die Gäſte bereitet waren. Sie machten ohne viele Komplimente Gebrauch davon.

Den folgenden Morgen ging der Feldprediger in Glaskopfs und einiger andern Soldaten Begleitung aus, um ſich umzuſehen. Als ſie in den Hof ihres Wirthes kamen, war eine Magd damit beſchäftigt, das Pflaſter abzuwaſchen und abzubürſten. Sie gingen nach dem Kuhſtalle, und

was da Glaskopfs Aufmerksamkeit zuerst auf sich zog, war eine Mistgabel, die vor dem Stalle stand. Er nahm sie voll Verwunderung in die Hand, und sagte: „ei, Leute, so eine Mistgabel ist mir noch nicht vorgekommen. Seht nur, Stiel und Zinken sind wie polirt. Meiner Treue! meines Vaters Vorleggabel war nicht reinlicher.“

Jetzt öffnete der Wirth die Stallthür, und die Gesellschaft wunderte sich nicht wenig über den Anblick, den sie hatte. Statt daß man bei dem Eintritte in die Kuhställe der Deutschen die Schwänze der Kühe zunächst vor Augen hat, so sah man ihnen hier in's Gesicht, und statt daß man dort keinen Tritt thun kann, ohne die Schuhe zu verunreinigen, so war hier alles so reinlich, wie in einer Stube. Eine Magd beschäftigte sich damit, die Kühe mit einem Lappen abzureiben und zu bürsten, und ihnen die Hörner zu waschen.

„Nun,“ fragte der Feldprediger, „wie gefällt es euch hier?“ „Vortrefflich,“ sagte einer der Soldaten. „Eine solche Reinlichkeit habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Ich bin zu Hause in mancher Bauernstube gewesen, die nicht so sauber war wie dieser Kuhstall.“

„Und wie reinlich die Kühe sind!“ sagte Glaskopf; „da findet man doch an keiner auch nur ein Quentchen schwer Mist. Mein Vater bekam oft Felle, an denen der Schmutz so schwer wog, als die Felle selbst.“

„Das ist nicht viel Ehre für die Deutschen,“ antwortete der Feldprediger. „Indessen darf man die Deutschen nicht alle der Unreinlichkeit beschuldigen. Ich bin bei manchem deutschen Landwirthe gewesen, in dessen Wohnung und Ställen es ebenfalls sehr reinlich war, und der es sich zur

größten Schande angerechnet haben würde, wenn eine Kuh den geringſten Unrath an ſich gehabt hätte.

Ihr lieben Freunde, merkt es euch fein, was die Reinlichkeit für eine herrliche Sache ſei. Uebertreiben ſie die Holländer gleich in vielen Stücken, ſo kann man doch gewiß auch vieles von ihnen lernen. Wenn ihr einmal eure eigene Wirthſchaft anfangt, ſo erzählt euern Weibern fein oft von dieſem Kuhſtalle, und von der Reinlichkeit, die ihr in den holländiſchen Zimmern gefunden habt, damit ſie ſich gewöhnen, die Spinnengewebe wegzuſchaffen, den Staub von den Geſimſen zu kehren, die Thüren fein abzuwaſchen, hübſch ordentlich die Stube, das Haus und die Küche aufzuräumen, und ihre Tiſchgeſchirre wenigſtens ſo reinlich zu halten, wie die Holländer ihre Miſtgabeln.

Und bemerkt ihr nicht die Ordnung, die allenthalben herrſcht? ſeht ihr da einen Holzſpan, einen Beſen, einen Stein oder einen Knochen liegen? jedem Dinge, auch dem geringſten, iſt ſein Platz angewieſen. Hier ſteht die Miſtgabel, da der Beſen, in dieſer Ecke ſtehen andere Inſtrumente, die man bei uns nicht kennt. Lacht euch ein ſolcher Hof nicht entgegen? Ich will wünſchen, daß es künftig in euern Stuben ebenſo ordentlich ausſehen möge, als in dieſem Hofe. Wißt ihr denn, wann ihr euch zur Ordnung gewöhnen müßt? jetzt, da ihr noch jung ſeid. Wer ſich erſt viele Jahre hindurch an die Unordnung gewöhnt hat, der wird in ſeinem Leben nicht ordentlich. Sich zur Ordnung zu gewöhnen iſt auch bei weitem ſo ſchwer nicht, als mancher glauben möchte.

Die zwei Hauptregeln, die man bei der Gewöhnung zur Ordnung befolgen muß, ſind dieſe: gib jeder Sache ihren beſtimmten Ort, und ſtelle und lege alles, was du

gebraucht haſt, wieder an ſeinen Ort. Iſt denn dieß etwa ſo ſchwer? Koſtet es denn der holländiſchen Magd etwa mehr Mühe, die Miſtgabel hier und den Beſen dorthin zu ſtellen, als es koſtet, ſie auf dem Hofe liegen zu laſſen?“

Während ſie in dieſem Geſpräche begriffen waren, kam der Kriegskommiſſarius, und zeigte dem Feldprediger einen Wechſel über 12,000 Gulden, den ihm ein gewiſſer van der Hoot für das Regiment zahlen ſolle, der in dieſem Orte wohnte, und alſo wahrſcheinlich ein Bauer wäre. „Es muß ein Irrthum ſein,“ ſagte er, „wie kommen ein Bauer und 12,000 Gulden zuſammen?“

„Beurtheilen Sie,“ ſagte der Feldprediger, „die holländiſchen Bauern nicht nach unſern Landsleuten.“ Er zeigte darauf den Wechſel ſeinem Wirthe und fragte ihn, wo dieſer Mann wohne? Er zeigte ihm deſſen Haus, das zunächſt an dem ſeinigen ſtand. Der Kriegskommiſſarius ging alſo zu dem Herrn van der Hoot, und der Feldprediger nebſt ſeiner Geſellſchaft begleitete ihn.

Van der Hoot empfing die Geſellſchaft in der Hausthür, der Kriegskommiſſarius zeigte ihm den Wechſel, und er wurde ſehr ängſtlich. Der Kriegskommiſſarius bemerkte es, und ſagte zum Feldprediger: ſehen Sie, wie verlegen er iſt? Ich werde wohl leer abziehen müſſen. Eigentlich war er aber nicht des Wechſels wegen verlegen, ſondern weil er für die große Geſellſchaft, die vor ſeinem Hauſe ſtand, nicht Pantoffeln genug hatte. Er gab dieß durch Worte und Mienen zu verſtehen, und holte drei Paar Pantoffeln herbei, davon bekamen der Kriegskommiſſarius, der Feldprediger und Glaskopf jeder eins. Den übrigen ſagte der Feldprediger, daß ſie zurückbleiben müßten, weil van der Hoot nicht Pantoffeln genug für ſie habe. Sogleich

traten ſie zurück, und die Aengſtlichkeit des van der Poot verlor ſich. Er ließ die drei in ſein Zimmer treten, und fragte den Kriegskommiſſarius, ob er die Zahlung in Dukaten, Karolins oder holländiſchen Gulden haben wolle? ihm ſei es gleich, weil er mit allen dieſen Münzſorten verſehen ſei. Da ihm dieſer ſagte, er wünſche die Zahlung halb in Dukaten, halb in holländiſchen Gulden zu haben, ſo holte er erſt ein Säcklein voll Dukaten, aus dem er für 6000 Gulden heraus zahlte, dann ein Paar Säcke voll Silbergeld, die gerade zureichten, die übrigen 6000 Gulden zu bezahlen. Der Kommiſſarius ließ ſich das Geld in ververſchiedene Beutel thun, um ſie von den Soldaten forttragen zu laſſen.

Ehe dieß aber noch geſchah, wurde die Geſellſchaft erſt mit Thee und Zwieback, holländiſchem Käſe und Mallagawein bewirthet, welches allen, aber vorzüglich einem Gewiſſen, ſehr wohl behagte, der den Mallagawein weit ſchmackhafter fand, als den Labetrank, mit dem er ſich den Tag zuvor begoſſen hatte.

Als die Geſellſchaft wieder vor das Haus kam, bezeigte ſie ihr Erſtaunen über den Reichthum dieſes Bauern, und Glaskopf war beſonders geſchäftig, ſeinen Kameraden von der Wohlhabenheit dieſes Mannes zu erzählen, und ſie mit der Dürftigkeit ſeiner Landsleute in Vergleichung zu ſtellen.

Nachdem ſie eine Zeit lang geplaudert hatten, nahm der Feldprediger das Wort und ſagte: „woher kommt es wohl, daß der holländiſche Bauer ſo wohlhabend iſt?“

Einige ſuchten die Urſache davon in der Fruchtbarkeit des Bodens, andere in der Regierung, andere in noch

etwas anderem, und alle meinten: zu solcher Wohlhabenheit könne kein deutscher Bauer kommen.

„Wahr ist es," sagte der Feldprediger, „daß die Holländer ein sehr fruchtbares Land bewohnen, indeß gibt es doch auch Gegenden in Deutschland, die dem holländischen Boden an Fruchtbarkeit nichts nachgeben. Wahr ist es auch, daß das Land (welches damals unter dem Erbstatthalter stand) wenig Abgaben hat, weil die holländische Regierung ihre Einkünfte mehrentheils von der Schifffahrt zieht. Wahr ist es auch, daß die holländischen Bauern wegen der Schifffahrt ihre Erzeugnisse leichter und mit größerm Vortheile absetzen können, als unsere deutschen Bauern. Bei alle dem würden aber die holländischen Bauern doch nicht so reich werden, wenn sie nicht auch so gute Wirthe wären, ihre Aecker, Gärten und Vieh nicht so gut in Acht nähmen, und nicht so viel auf Ordnung und Reinlichkeit hielten. Auch der deutsche Bauer, wenn er die Landwirthschaft gut versteht, die Arbeit nicht scheut, seine Geschäfte mit Nachdenken betreibt, auf Ordnung und Reinlichkeit hält, und dafür sorgt, daß er immer eine gute Haushaltungskasse habe, aus welcher er alles zur rechten Zeit einkaufen kann, wird leicht ein wohlhabender Mann, wenn schon es ihm nicht möglich ist, solche Geldsäcke zu füllen, wie wir sie bei Van der Hoot fanden.

Unverhofftes Wiederſehen.

Den Abend wendete der Feldprediger nebſt ſeinem Stubengeſellſchafter dazu an, daß ſie in ihre Bücher eintrugen, was ſie bemerkt hatten. Sie laſen ſie dann einander vor. Der Feldprediger hatte freilich mehr als Glaskopf, unterdeſſen freute er ſich doch, daß dieſer anfing aus ſeinem Taumel zu erwachen, und außer dem ſauern Biere und den Klöſen ohne Speck, noch andere Dinge merkwürdig fand.

Am folgenden Tage bekam Glaskopf nebſt ſeinem Hofmeiſter Quartier bei einem Metzger, der ſie freundlich aufnahm.

Als er den Feldprediger erblickte, machte er große Augen, betrachtete ihn vom Kopfe bis auf die Füße, lächelte und ſchüttelte den Kopf, und ſobald der Feldprediger aus der Stube gegangen war, fragte er Glaskopfen: „wie heißt denn der Herr, der bei Ihm iſt?“

„Es iſt der Feldprediger Alcor,“ erhielt er zur Antwort.

„So! ſo!“ ſagte der Wirth, und ging ab, um die Mahlzeit zuzubereiten.

Nach einer Stunde wurde ſie aufgetragen, und war ſo reichlich, daß beide Gäſte ſich darüber verwunderten. Der Wirth, ſeine Frau und ſeine beiden Knaben ſetzten ſich mit zu Tiſche. Der Feldprediger getraute ſich aber nicht zu ſprechen, weil er das Holländiſche nicht ſprechen konnte; der Wirth ſtellte ſich, als wenn er kein Deutſch verſtände, und Glaskopf war der Meinung, daß er bei der reichlichen Mahlzeit den Mund zweckmäßiger als mit Sprechen beſchäftigen könne.

Erſt da das erſte Weinglas geleert war, öffnete der Wirth den Mund und ſprach zum Feldprediger: „Ja! ja! mein lieber Müllers Fritz, es iſt lange, daß wir nicht zuſammen geſeſſen haben?“

F. Zuſammen geſeſſen? Wo denn da?

W. In der Schule, lieber Müllers Fritz!

F. In der Schule? Mein Gott! biſt du nicht Martin Roßleder?

W. Martin Roßleder, mit dem du ſo manchen Ball geſtrickt haſt.

Der Feldprediger war vor Freuden außer ſich, fiel ſeinem Wirthe um den Hals, und Frau und Kinder ſtanden erſtaunt da, weil ſie gar nicht wußten, was dieß bedeuten ſolle.

Roßleder ſagte ihnen darauf auf Holländiſch, daß dieſer Herr ſein alter Schulfreund ſei, mit dem er ſeine Jugendjahre ſehr vergnügt verlebt habe. Da ſtand die Frau auf und machte ihm eine Verbeugung und die Knaben küßten ihm die Hand, der Feldprediger küßte ihnen dagegen den Mund.

Nun wurde auf einmal das Geſpräch lebhafter. „Eher hätte ich mir des Himmels Einfall vermuthet,“ ſagte der Feldprediger, „als daß ich dich, lieber Roßleder, hier finden würde. Wie biſt du denn hieher gekommen?“

R. Ja, lieber Fritz! der liebe Gott führt ſeine Menſchen zuweilen gar wunderbar. Nachdem ich das Metzger-Handwerk erlernt hatte, ging ich in die Fremde, und nahm erſt von dir Abſchied. Weißt du noch?

F. Ich werde es ja wiſſen. Du ſchenkteſt mir ja,

(indem er den Beutel zog und eine Münze auf den Tiſch warf) dieſen Harzgulden; kennſt du ihn noch?

R. Du mußt mich doch noch ein Bischen lieb haben, da du dieſen Harzgulden ſo lange aufbewahrt haſt. Als ich dir den Harzgulden gegeben hatte, ging ich fort, immer weiter, bis ich nach Amſterdam kam. Hier ließ ich mich bereden, mit nach Grönland auf den Wallfiſchfang zu gehen. Bei meiner Zurückkunft wurden Matroſen auf Schiffe geſucht, die nach Weſtindien ſegeln ſollten. Nun wirſt du dich erinnern, lieber Fritz, wie wir beide ſonſt in die weite Welt zu gehen wünſchten, wenn wir mit einander den Robinſon laſen. Du kannſt alſo leicht denken, daß ich die Gelegenheit, nach Weſtindien zu kommen, mit Freuden ergriff. Da ich mir auf meiner Fahrt nach Grönland Geld erſpart hatte, ſo kaufte ich mir dafür allerlei Sachen ein, von denen man mir ſagte, daß man ſie in Weſtindien mit großem Vortheile verkaufen könnte. Meine Fahrt war glücklich, und wir kamen wohlbehalten in Surinam an, wo ich mir ein hübſches Sümmchen Geld machte.

Die Seereiſen gefielen mir ſo wohl, daß ich bei meiner Rückkehr den feſten Entſchluß faßte, im nächſten Frühjahre auch eine Fahrt nach Oſtindien zu machen. Damit ich aber bis dahin mein Geld nicht angreifen dürfte, ſo nahm ich Arbeit bei einem Metzger in Utrecht. Hier kam ich bald auf andere Gedanken. Ich fand da etwas, das mir beſſer gefiel, als Oſt- und Weſtindien, und Grönland und Spitzbergen. Das war meine nunmehrige liebe Frau, die du hier vor dir ſiehſt. Sie iſt die Tochter meines damaligen Meiſters.

Die Liebe zu ihr machte mich ſo unruhig, daß ich auf keiner Stelle zu bleiben wußte, und wenn ich in das Bette

kam, konnte ich nicht ſchlafen. Mancherlei Gedanken gingen mir durch den Kopf. Bald wollte ich der Adelheid (dieß iſt der Taufname meiner Frau), bald ihrem Vater meine Liebe entdecken, bald ſo weit gehen, als mich meine Beine trügen, bald mir ein Leid anthun. Wenn dann der Tag anbrach, ſo entdeckte ich meine Liebe der Adelheid nicht und dem Vater nicht, ging nicht ſo weit mich meine Beine trugen, und that mir auch kein Leid an.

F. Da haſt du nicht übel daran gethan. Nun fahre doch fort! —

R. An einem Sonntage ging Adelheid auf eine Hochzeit, geputzt wie eine Prinzeſſin, und ich — ich hatte das Nachſehen. Da hätte ich aus der Haut fahren mögen. Mancherlei dumme Gedanken gingen mir durch den Kopf, endlich entſchloß ich mich, zu einem deutſchen Landsmanne, dem Herrn Cramer, zu gehen. Ich war ſchon mehreremal bei ihm geweſen. Er war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der mir ſchon manche gute Lehre gegeben hatte. Noch immer danke ich Gott dafür, daß er mir dieſen Gedanken eingegeben hat. Als ich zu ihm kam, fand ich ihn in ſeinem Lehnſtuhle bei einer Kanne Thee und einer Pfeife Tabak.

„Willkommen Landsmann!“ ſagte er. „Setz' dich! ſtopf' dir eine Pfeife Tabak und trink eine Taſſe Thee mit mir. Aber wie kommſt du mir vor? Du ſiehſt ſo bleich aus, und drehſt ſo unruhig die Augen umher, biſt du krank?“

Da ich ihn verſicherte, daß ich nicht krank ſei, that er noch verſchiedene Fragen an mich und wußte mich ſo treuherzig zu machen, daß ich ihm mein ganzes Geheimniß entdeckte.

„Gib mir die Hand, Landsmann!“ sagte er. „Ich danke dir für deine Offenherzigkeit. Ich will dir nun rathen so gut ich kann. Du bist verliebt, und — mit der Liebe darf man nicht spaßen. Sie hat schon manche vernünftige Leute zu Narren gemacht, und manche gute Menschen zu den schändlichsten Handlungen verleitet. Hast du denn Religion?“

Als ich ihn dieß versicherte, fuhr er fort: „Nun so darfst du schlechterdings keinen Schritt thun, von dem du nicht Gott Rechenschaft geben kannst. Hüte dich also ja, daß du nicht durch unerlaubte Mittel, durch List, Ueberredung oder Gewalt zu deinem Zwecke zu kommen suchest. Vor der Hand gib dir Mühe, deine Liebe zu beherrschen. Denn wenn dir das Mädchen nun nicht von Gott bestimmt ist, was hilft dir deine Liebe? Du wirst dich dadurch nur unglücklich machen. Thue deine Schuldigkeit, wie ein rechtschaffener Bursch, sei fleißig und unermüdet in deiner Arbeit, mache alles auf's Beste, thue was du deinem Meister an den Augen absehen kannst. Sei gegen deine Adelheid gefällig, aber sag' ihr keine Liebeleien vor!

Wenn du nun ein Paar Jahre so gearbeitet hast, und dein Meister und seine Tochter dich haben kennen lernen, nun so gehe zu jenem und sprich ihn um diese an. Weißt du, wie lange Jakob seinem Schwiegervater diente, um die Rahel zu bekommen? So lange sollst du nicht dienen. Zwei Jahre aber mußt du wenigstens aushalten.

Es gibt kein anderes erlaubtes Mittel, dir die Liebe der Adelheid und das Zutrauen ihres Vaters zu erwerben, als daß du durch dein Betragen zeigst, daß du ein fleißiger, rechtschaffener, gefälliger Bursche bist. Führt dich dieses Mittel nicht zu deinem Zwecke, erhältst du nach zwei Jahren eine abschlägige Antwort, so ergib dich in dein Schicksal,

wie es einem guten Chriſten zukommt, und gehe ſo weit dich deine Beine tragen. Erhältſt du aber, wie ich hoffe, keine abſchlägige Antwort, nun, ſo kannſt du deine Braut annehmen, als von Gott gegeben.“

Ich dankte für den guten Rath, und verſprach ihn zu befolgen. Die eine Hälfte des Raths zu befolgen, meine Schuldigkeit als ein rechtſchaffener Burſche zu thun, war mir ſehr leicht, ich war noch einmal ſo fleißig wie ſonſt, that was ich meinem Herrn und ſeiner Tochter an den Augen abſehen konnte, und wäre beiden durch's Feuer gelaufen, wenn ſie es verlangt hätten. Mit dem andern Theile des guten Raths wurde es mir aber deſto ſchwerer, meine Liebe ganz zu beherrſchen war mir nicht möglich. Zwar gab ich ſehr auf mich Achtung, daß ich Niemandem etwas davon merken ließ, mir kam es aber doch vor, als wenn man etwas davon gemerkt hätte.

Fünf Vierteljahre hatte ich ſo um meine Adelheid treu und redlich gedient, da kam ein reicher Wittwer und hielt um ſie an. Wie mir dabei zu Muthe war, kannſt du leicht denken. Es ſchmeckte mir weder Eſſen noch Trinken, und, was mir noch nicht begegnet war, als ich Würſte machte, vergaß ich Salz hinein zu thun. Mein Meiſter knurrte darüber, und ſeine Tochter? die kam zu mir und ſagte: „nun, Roßleder! wo hat Er denn ſeine Gedanken gehabt? Er hat ja kein Salz in die Würſte gethan?“

„Ach,“ antwortete ich, „ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht. Ich mache alles verkehrt. Nun wird Ihr Vater böſe auf mich werden, und ſo etwas bin ich nicht gewohnt; das Beſte wäre wohl, daß ich meinen Abſchied nähme.“

Ich faßte ſie ſcharf in die Augen, da ich dieß ſagte.

Sie wurde im ganzen Geſichte wie Scharlach, holte tief Athem und ſagte: „Abſchied nehmen? Um ſo einer Kleinigkeit willen? Es wird Ihm wohl in unſerem Hauſe nicht gefallen.“

„Bis jetzt hat es mir nur ein Bischen zu gut gefallen,“ ſagte ich.

„Nun, da wird Er ja auch wohl länger bleiben“ —

Mit dieſen Worten ging ſie fort, und — ich hatte genug. Wie der Wind lief ich zu ihrem Vater und bat ihn um Verzeihung wegen des Fehlers, den ich begangen hatte.

„Es iſt ſchon vergeben,“ ſagte er.

„Will Er mich denn länger behalten?“ fragte ich, und da er mir ſagte, daß er noch mit keinem Burſchen ſo zufrieden geweſen wäre, als mit mir, und daß er wünſche, ich bliebe lebenslang bei ihm, ſo platzte ich heraus: „Meiſter!“ ſagte ich, „gern bleibe ich lebenslang bei Ihm, aber nur unter einer Bedingung — wenn Er mir Seine Tochter gibt.“

„Das dachte ich wohl,“ ſagte er. „Ich habe lange ſo etwas gemerkt. Ich will halt mit meiner Tochter davon ſprechen.“

Jetzt trat die Tochter ſelbſt herein. Der Vater räuſperte ſich, ſchneuzte ſich, am Ende rückte er mit der Sprache heraus. „Kannſt du denken,“ ſagte er, „Roßleder will dich zur Frau haben. Du haſt deinen freien Willen, denn du nimmſt einen Mann für dich und nicht für mich. Ich kann den Burſchen wohl leiden. Wie ſteht es mit dir?“

„Mit mir?“ gab ſie zur Antwort, „du weißt ja, was ich dir geſagt habe.“

Hier faßte ich des Meiſters Hand, und fragte, „was hat ſie geſagt?“

„Roßleder!“ erhielt ich zur Antwort, „ich kann die Weitläuftigkeiten nicht leiden. Ich will es Ihm alſo kurz und gut ſagen, was mir meine Tochter geſtanden hat. Als ich ſie fragte, ob ſie den Herrn Ruyter haben wolle? gab ſie mir zur Antwort: ſie hätte Einen in ihr Herz geſchloſſen, wenn ſie dieſen nicht haben könnte, ſo wollte ſie lieber gar keinen Mann nehmen, und dieſer Eine hieße Roßleder.“

Da war nun Freude in allen Ecken. Adelheid wurde auf der Stelle meine Braut, und in vier Wochen — meine Frau.

Nun lebe ich mit ihr vergnügt und habe die zwei Jungen von ihr bekommen, an denen ich meine größte Luſt ſehe. So iſt es mir gegangen, lieber Alcor! und dir? wie haſt du denn gelebt?

Der Feldprediger erzählte ihm nun ſeine Lebensgeſchichte auch, und als er damit fertig war, fuhr Meiſter Roßleder fort: „du biſt doch ein ganz anderer Mann geworden, als ich. Du biſt ein Gelehrter und ich — nur ein Metzger. Was du biſt, hätte ich auch werden können. An Kopfe hat es mir nicht gefehlt, das weißt du. Als wir in der Schule neben einander ſaßen, haben wir immer mit einander um die Wette gelernt. Erinnerſt du dich noch?

F. Recht wohl. Ich weiß es auch noch gar wohl, daß der Rektor mit dir oft beſſer zufrieden war, als mit mir. Da du aber einen ſo guten Kopf hatteſt, warum haſt du denn nicht auch ſtudirt?

R. An mir hat es nicht gelegen. Du weißt ja aber, daß es mein Vater nicht zugab.

F. Und was muß ein gutes Kind thun, wenn der Vater etwas will?

R. Es muß ihm gehorchen.

F. Ganz recht. Den Vater hat uns Gott gegeben, und daß wir dem Vater gehorchen ſollen, das iſt ſein Wille. Es iſt alſo Gottes Wille geweſen, daß du nicht ſtudiren, ſondern ein Metzger werden ſollteſt. Damit kannſt du dich beruhigen.

R. Ich muß ja wohl. Es geht mir aber doch im Kopfe herum, wenn ich bedenke, daß ich weit mehr Gutes hätte ſtiften können, wenn ich ein Gelehrter geworden wäre.

F. Wirklich? Da kannſt du ja wohl gar weiter ſehen, als der liebe Gott. Denn wenn dieſer gewußt hätte, daß der Gelehrte Roßleder mehr Nutzen ſtiften würde, als der Metzger Roßleder, ſo würde er es gewiß ſo gefügt haben, daß du ein Gelehrter geworden wäreſt. Stifteſt du nicht auch Nutzen? Iſt denn das eine Kleinigkeit, daß du ſo vielen hundert Menſchen Nahrungsmittel verſchaffſt? ſo viele hundert Matroſen jährlich mit Wurſt und Speck verſorgſt? Jetzt biſt du ein geſchickter Metzger, wie ich daraus ſchließe, daß dein Meiſter dich nicht von ſich laſſen wollte, und dir ſeine Tochter gab. Ob du ein eben ſo geſchickter Gelehrter geworden ſein würdeſt, das iſt noch gar nicht erwieſen. Man hat der Beiſpiele gar viele, daß junge Leute, die die beſten Köpfe hatten, auf Univerſitäten verführt, daß ſie liederlich, und ſchlechte Gelehrte wurden. Da glaube ich nun immer, daß ein guter Metzger weit mehr Nutzen ſtifte, als ein ſchlechtdenkender oder ungeſchickter Gelehrter. Eine gute Wurſt, ein guter Schinken iſt mir allemal lieber, als ein ſchlechtes Buch. Und wer gute Würſte macht, der ſtiftet gewiß weit mehr Gutes als ein Gelehrter, der ſchlechte, oder gar ſittenverderbende Bücher ſchreibt.

R. Du weißt mir ja recht nach dem Maule zu reden.

F. Das gar nicht, lieber Freund. Als ich aus Deutschland abreiste, bekam ich eine Schrift zu lesen, die so verführerisch war, daß gewiß viele junge Leser und Leserinnen dadurch werden verdorben werden. Wenn ich dich nun unter deinen Würsten, Schinken und Speckseiten sehe, so erscheinst du mir als ein recht nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft; der Verfasser jener Schrift hingegen erscheint mir als ein höchst schädliches Glied derselben. Du nährest die Körper, jener verderbt die Seelen.

R. Ich danke dir für die gute Lehre, die du mir gegeben hast. Von jetzt an werde ich noch freudiger meine Würste machen und meinen Speck einsalzen.

F. Das thust du mit allem Rechte. Ich muß dir aber noch mehr sagen. Du bist ja nicht blos Metzger, sondern auch Ehemann und Vater, Unterthan, Bürger. Wie ich sehe, so bist du ein sehr guter Ehemann und Vater, weil du, nach so vielen Jahren, deine Frau noch liebst und von ihr geliebt wirst, und ein Paar so liebe Jungen erzogen hast. Ein guter Bürger und Unterthan bist du gewiß auch, denn wer seine Pflichten gegen Frau und Kinder erfüllt, der erfüllt sie gewiß auch gegen seine Mitbürger und seine Obrigkeit. Wie viel Gutes kannst du also stiften, wenn du deine gute Frau recht lieb hast, und ihr das Leben angenehm machst, wenn du deine Söhne zu guten, geschickten und fleißigen Leuten erziehst, wenn du deinen Mitbürgern in der Noth beispringst, und ihnen ein gutes Beispiel gibst.

R. Du hast wohl recht, mein lieber Fritz Alcor! Inzwischen wenn ich nun alle meine Pflichten erfüllt habe, so bin ich doch weiter nichts, als Meister Roßleder. Und

wenn wir mit einander reiſeten und kämen in Geſellſchaft, ſo würde man dem Feldprediger Verbeugungen machen, und Meiſter Roßledern kaum einen Stuhl präſentiren.

F. Geht es mir denn nicht ebenſo? Beſinnſt du dich noch auf Heinrich Schuhu, der mit uns in die Schule ging? Der iſt jetzt Geheimer-Rath und hält ſich Kutſche und Pferde. Wenn ich mit dieſem in Geſellſchaft kam, ſo ſtand alles vor ihm auf, und der Feldprediger wurde kaum bemerkt. Ich muß dir aber ſagen, daß ich deßwegen nie eine trübe Stunde gehabt habe. Aus der Ehre, die man dem Stande oder Titel erzeigt, habe ich nie etwas gemacht, aber deſto mehr aus der Ehre, die man den Perſonen ſelbſt erweiſt. Wenn meine Soldaten mich lieb haben, wenn meine Officiere mich ſchätzen, und ich am Ende des Tages an Gott denke und ihm von meinen Handlungen Rechenſchaft geben kann, ſo fühle ich mich ſo geehrt, daß mir alle andere Ehrenbezeigungen vollkommen gleichgültig ſind. Genießeſt du dieſe Ehre nicht auch? Wirſt du nicht von deiner Frau und deinen Kindern geliebt? Schätzen dich nicht deine Mitbürger?

R. Ja, das iſt wahr, und es wäre unrecht von mir gehandelt, wenn ich es läugnen wollte.

F. Wenn wir beide vor Gott ſtehen, gibt dieſer dem Feldprediger wohl den Vorzug? Wenn Meiſter Roßleder und der Feldprediger beide ihre Schuldigkeit thun, ſind ſie dann nicht bei Gott beide gleich gut angeſchrieben?

R. Ja! ja! du haſt recht. Ich glaube, ein rechtſchaffener Metzger ſteht bei ihm in größerm Anſehen, als ein ungerechter Edelmann.

F. Und noch eins! Wenn du jetzt deine Frau los-

ſchlagen könnteſt, um welchen Preis würdeſt du ſie wohl hingeben?

R. Um keinen in der Welt. Nein, meine Adelheid, die geht mir über Alles.

F. Und dieſe Adelheid hätteſt du nicht, wenn du ein Gelehrter geworden wäreſt. Freue dich alſo, lieber Freund! über das viele Gute, das du haſt, und gräme dich nicht über —

Pumps! da fiel Glaskopf vom Stuhle, und blutete aus der Naſe. Er hatte des Guten zu viel gethan, und lag nun da ohne alle Beſinnung. Die Frau Roßledern hatte ihre Kinder und ſich ſelbſt zu Bette gebracht, und die beiden Schulkameraden hatten mit dem Blutenden vollauf zu thun. Zum Glück hörte das Blut auf zu laufen, ſobald ſie ihm die Stirn mit kaltem Waſſer gewaſchen hatten. Sie wollten ihm auf die Beine helfen und ihm bei dem Ausziehen behülflich ſein, er konnte aber auf keinem Beine ſtehen. Sein Wirth nahm alſo die für ihn beſtimmten Betten aus der Bettſtelle, warf ſie auf die Erde, und Glaskopf wurde unausgekleidet darauf gelegt. Herr Alcor entkleidete ſich aber, beſtieg das für ihn beſtimmte Bett und wünſchte ſeinem lieben Schulkameraden eine angenehme Ruhe.

Von keinem Wirthe hatte ſich der Feldprediger ſo ungern getrennt, als von ſeinem Freunde Roßleder. „Iſt es denn gar nicht möglich,“ fragte dieſer, „daß du ein Paar Tage bei mir bleiben, und hernach mit Poſtpferden nachreiſen könnteſt?“

„Möglich und nicht möglich,“ antwortete der Feldprediger, „nachdem man es nimmt. Von außen her iſt nichts, das es mir unmöglich machte. Es koſtete mich bei meinem

Oberſten ein Wort, ſo würde ich die Erlaubniß, ein Paar Tage zurück zu bleiben, erhalten. Aber in mir ſitzt ein Oberſter, der etwas ſtreng iſt, und der mir die Erlaubniß zum Zurückbleiben ſchlechterdings nicht ertheilt. Dieſer iſt — mein Gewiſſen.“

„Für die leibliche Pflege unſerer Soldaten iſt hinlänglich geſorgt, um ihre geiſtige Pflege bekümmert ſich aber Niemand. Dieſe iſt mir anvertrauet, und ich kann ſie daher nicht verlaſſen. Ich beobachte ſie immer, und nütze hier durch Ermahnung, dort durch Warnung, oder durch Belehrung, oder durch Troſt. Leb' wohl Lieber! und behalte mich lieb. Bringt mich Gott wieder lebendig und geſund aus Amerika zurück, ſo ſuche ich dich wieder auf, bleibe eine Woche bei dir, und dann wollen wir uns von dem, was wir in der Welt geſehen, erfahren und geduldet haben, weitläufiger unterhalten. Gott gebe, daß wir einander wieder ſehen! Gibt er es aber nicht, ſehen wir einander nicht wieder, nun ſo geſchehe ſein Wille! Einſt werden wir einander doch in einer beſſern Welt wieder finden.“

So zog er ab, Glaskopf folgte ihm, drückte ſeinem Wirthe die Hand und dankte für die gute Bewirthung.

So oft auf dem Wege Halt gemacht wurde, ging der Feldprediger bald zu dieſem, bald zu jenem Soldaten, ſprach mit ihm, und machte ihn aufmerkſam auf mancherlei, das man in Deutſchland nicht ſieht. Nur Einen Soldaten vermied er ſorgfältig, und dieſer hieß — Glaskopf. Es ſchien, als wenn er es gewaltig übel genommen hätte, daß dieſer den Tag zuvor ſo betrunken geweſen war. Doch kam er des Abends wieder mit ihm in Einem Quartiere zuſammen, und verzehrte mit ihm das Abendbrod.

Nachdem es verzehrt war, ſagte der Feldprediger: „nun wollen wir auch einander vorleſen, was wir geſtern bemerkt haben.“

Gl. Nun, da leſen Sie vor!

F. Heute ſoll Er einmal den Anfang machen.

Gl. Ich? Ich habe gar nichts aufgeſchrieben.

F. Und warum denn nicht?

Gl. Der Kopf that mir heute ſo weh, daß ich gar keine Gedanken zuſammenbringen konnte.

F. Mir that er nicht weh. So will ich Ihm alſo vorleſen, was ich bemerkt habe.

Er las darauf vor, und der Schluß ſeiner Vorleſung war folgender: „Gern hätte ich mit meinem guten Wirthe länger geplaudert, aber mein Kriegskamerad Glaskopf entzog mir dies Vergnügen. Da wir mitten im Geſpräche waren, fiel er vom Stuhle und ſchlug ſich die Naſe blutig. Wir wollten ihn auskleiden, er war aber ſo betrunken, daß er auf keinem Beine ſtehen konnte. Wir mußten ihn alſo unausgekleidet auf die Streue ſchleppen. Dieß machte mich ſehr traurig, weil ich ſah, daß er noch immer der alte Glaskopf wäre, der ſeine Begierden gar nicht beherrſchen kann, und daß ich mit allen meinen Vorſtellungen bei ihm nichts ausgerichtet hätte.

Gl. Hm! Ich kann nichts dazu. Wer hätte denn denken ſollen, daß der Wein ſo ſtark wäre?

F. Das ſind faule Fiſche. Ich habe ja von dem nämlichen Weine getrunken, den Er trank, warum hat er mir denn nicht geſchadet?

Gl. Sie werden wohl mehr vertragen können.

F. Glaskopf! ſei Er nicht unhöflich. Wo iſt denn

die volle Bouteille, die geſtern auf dem Tiſche ſtehen blieb?

Gl. Die volle Bouteille?

F. Ja, die volle Bouteille mit Maderawein?

Gl. Die habe ich freilich ausgetrunken. Ich wollte ſie doch nicht umkommen laſſen.

F. Sie würde nicht umgekommen ſein. Iſt es denn aber da ein Wunder, daß Er ganz ſinnlos wurde, wenn Er, außer der Ihm beſtimmten Portion, noch eine ganze Bouteille ausleerte? Ich habe von einem alten Prediger gehört, der, als er in einer Geſellſchaft war, wo ſtark getrunken wurde, den Wirth bat, ihm zu erlauben, daß er nicht mehr trinken dürfe als ein Ochſe. Dieß wurde ihm zugeſtanden, und der Prediger leerte zwei Spitzgläſer voll Wein aus. Heißt das getrunken wie ein Ochſe? fragte ihn der Wirth. Allerdings, gab ihm der Prediger zur Antwort. Ein Ochſe trinkt ja nicht länger, als bis ſein Durſt gelöſcht iſt. Mein Durſt iſt vollkommen gelöſcht.

Gl. Sie werden mich doch nicht zum Ochſen machen wollen?

F. Ganz und gar nicht. Er hat ja nicht getrunken wie ein Ochſe. Er hat geſoffen. Ich wollte, daß ich mich mit Ihm gar nicht abgegeben hätte, denn ich ſehe, daß an Ihm Hopfen und Malz verloren iſt.

Gl. Das iſt meine Meinung auch, und ich habe es Ihnen ja ſchon geſagt, daß ich ſo alt bin, daß ich keinen Hofmeiſter mehr nöthig habe.

„Gute Nacht!“ ſagte der Feldprediger, und legte ſich zur Ruhe.

„Gute Nacht!“ antwortete Glaskopf, und — legte ſich nicht zur Ruhe. Er ſchlich ſich vielmehr fort in ein Wein-

haus, und da der Feldprediger des Morgens aufſtand und nach Glaskopfs Bette ging, fand er es leer, und noch ſo ordentlich, als wenn gar Niemand in demſelben geſchlafen hätte.

Er erkundigte ſich bei dem Hauswirthe, ob er nicht wiſſe, wo ſein Stubengeſellſchafter geblieben ſei? Da ihn dieſer aber verſicherte, daß er ſich weiter um ihn nicht bekümmert, ſondern nach zehn Uhr ſein Haus verſchloſſen habe, ſo ging er ſogleich zum Oberſten und meldete den Vorfall. Dieſer fuhr ihn etwas unſanft an, und fragte, warum er auf den Kerl nicht beſſer Achtung gegeben habe? aber Herr Alcor antwortete mit feſtem Tone: „ich habe von Niemand den Auftrag bekommen, der Wächter dieſes Menſchen zu ſein.“ So war es gut. Der Oberſte ließ nun ſeinetwegen allenthalben Nachfrage thun, brachte aber weiter nichts heraus, als daß er den Tag zuvor in einem Weinhauſe geweſen wäre, mit einem Unbekannten viel heimlich geſprochen hätte, und dann mit ihm fortgegangen ſei.

Da der Oberſte es nicht für gut hielt, daß das ganze Regiment Glaskopfs wegen liegen bliebe, ſo ließ er es ohne ihn abmarſchiren.

Und was war denn aus Glaskopf geworden? — Gleich ſoll es der Leſer erfahren.

Glaskopf kommt aus dem Regen unter die Dachtraufe.

Im Weinhauſe hatte ſich einer von den Weingäſten zu ihm geſellt, der ſich Bleimann nannte, und es hatte ſich zwiſchen ihnen folgendes Geſpräch entſponnen:

Bl. Guten Abend Landsmann!

Gl. Guten Abend!

Bl. Ich freue mich allemal, wenn ich einen Deutſchen ſehe. Ein Deutſcher bleibt doch ein Deutſcher, und wenn ich einen antreffe, ſo iſt es mir immer als wenn ich einen Bruder ſähe. Wie gefällt Ihm denn das Soldatenleben?

Gl. Das iſt ein Hundeleben. Man hat ſeine Freiheit nicht ordentlich; keinen Kaffee, kein gutes Bier bekommt man, und ein Lumpengeld — zu einem ſolchen Leben hat mich mein Vater nicht erzogen.

Bl. Ich habe auch mein' Tage keine Luſt am Soldatenleben gehabt. Wenn Ihm aber das Soldatenleben nicht gefällt, warum —

Gl. Warum ich Soldat geworden bin? Ich bin gezwungen worden. Kann Er ſich vorſtellen, da ich mit ein Paar guten Freunden bei der Karte ſitze, und in aller Unſchuld Solo ſpiele, da tritt ein Korporal in die Stube, nimmt mich mit fort, und ſteckt mich unter die Soldaten. Die haben mich bis hieher geſchleppt, und nun ſoll ich nach Amerika.

Bl. Je, da ſchlage Pulver und Blei drein! Aber weiß Er, Landsmann! was ich thäte, wenn ich an Seiner Stelle wäre?

Gl. Was denn?

Bl. Ich liefe davon.

Gl. Das iſt wohl ganz gut; ich fürchte mich nur vor dem Erwiſchtwerden. Es iſt kein Spaß bei der Sache. Als wir ausmarſchirten wurde uns vorgeleſen, daß jeder, der auf dem Marſche deſertire, ſogleich erſchoſſen werden ſolle.

Bl. Sollen denn auch die erſchoſſen werden, die man nicht wieder kriegt?

Gl. Die freilich nicht.

Bl. Nun, da ſieht Er es ja. Das Davonlaufen wird nicht beſtraft, ſondern das Wiedergekriegtwerden. Man muß ſich nur nicht wiederkriegen laſſen, ſo hat es weiter keine Noth.

Gl. Wo ſoll ich denn aber hin in einem blutfremden Lande, wo ich weder Weg noch Steg weiß.

Bl. Auf's Schiff, Bruder! Doch wir haben ja noch nicht Brüderſchaft getrunken. Herr Wirth! noch eine Bouteille Wein! Ich halte dich heute zechfrei, und bezahle was du ſchon getrunken haſt und was du jetzt trinkſt. Alſo, her das Glas auf gute Brüderſchaft!

Gl. (mit dem Glaſe anſtoßend). Es gilt ſchon.

Bl. Alſo, lieber Bruder! wenn der Menſch ein Glück in der Welt machen will, ſo muß er zu Schiffe gehen, aber nicht ſo wie du, als ein armer Soldat, ſondern als Matroſe. Da kann man ſich mit dem Handel in einem Vierteljahre mehr verdienen, als auf dem feſten Lande in zehn Jahren. Ich habe noch keinen aus Indien ſehen wiederkommen, der nicht einen Sack voll Goldſtücke mitgebracht hätte.

Gl. Das laſſe ich gelten. Aber Bruder, wie komme ich denn auf das Schiff?

Bl. Dafür laß du mich ſorgen. Jetzt trink dein Glas aus und laß uns gehen.

Bleimann bezahlte, und Glaskopf ging, oder wackelte vielmehr, und Bleimann führte ihn. Er brachte ihn durch verſchiedene abgelegene Straßen zur Stadt hinaus, und auf das Dorf, wo er wohnte. Hier beherbergte er ihn, bis das Regiment abmarſchirt war, dann führte er ihn, nebſt noch zwei Andern nach Amſterdam, brachte die Geſellſchaft in ein anſehnliches Haus und in demſelben in einen Keller, wo Glaskopf eine zahlreiche Geſellſchaft vorfand, mit welcher er ſo lange eingeſperrt gehalten wurde, bis das Schiff, für welches er beſtimmt war, ſeine Fahrt nach Weſtindien antrat. Bleimann ließ nichts wieder von ſich weder hören noch ſehen.

Glaskopf kommt in eine neue Schule.

Anfänglich gefiel es Glaskopfen auf dem Schiffe recht wohl. Es ging ſo ſanft, und gab gar nicht ſolche Stöße wie auf dem Karren, auf welchem er nach dem Ausmarſche aus ſeiner Vaterſtadt gefahren wurde. Es kam ihm bisweilen ſogar vor, als wenn das Schiff ſtill ſtände, und die Länder und Inſeln fortſchwämmen. Da es Nacht wurde, ſah er ſich nach einem Bette um, wurde aber zu ſeiner großen Verwunderung in ein Tuch gewieſen, das an der Decke angebunden war. Man pflegt es eine Hangematte zu nennen, und er mußte in daſſelbe klettern. Auch hier gefiel es ihm wohl. Das Hin- und Herſchwanken der

Hangematte machte ihm Spaß, und er wurde dadurch bald in einen ſanften Schlaf gewiegt.

Den folgenden Tag ging es aber nicht ſo gut. Es wurde ihm übel, er mußte ſich erbrechen, und das Erbrechen griff ihn ſo ſehr an, daß er bisweilen wie ohnmächtig dalag. Ach, dachte er oft, wenn dieß mein Vater wiſſen ſollte! die Hände ſchlüge er über dem Kopf zuſammen.

Nach drei Tagen hörte das Erbrechen auf, und er konnte wieder eſſen und trinken. Aber lieber Himmel, was für Eſſen und Trinken war es, das ihm gereicht wurde! Da war an kein Nierenſtückchen, kein Karpfenköpfchen, kein Bier, keinen Wein, am wenigſten an Kaffee zu denken. Dürre Bohnen und Speck, und Speck und dürre Bohnen wechſelten mit einander ab. Bisweilen gab es auch dürre Erbſen und Pökelfleiſch. Statt der franzöſiſchen Brödchen, die Glaskopf ſo gern aß, erhielt er Schiffszwieback, der ſo hart war wie ein Stein. Sein Bier war Waſſer, das ihm zugemeſſen wurde, und in dem ſich mitunter ſo viel Gewürme befand, daß es durchgeſeihet werden mußte, wenn es genoſſen werden ſollte. „Pfui!“ ſagte er einmal, als er mit dem größten Ekel einen ſolchen Labetrunk verſchluckte, „dazu hat mich wahrlich mein Vater nicht erzogen.“

„Ich glaube es wohl, lieber Landsmann!“ ſagte ein Kamerad, der neben ihm ſtand.

Gl. Ein Landsmann? Ich wollte, daß der Henker alle Landsleute holte. Ein Landsmann war es, der mich hierher gebracht, und mich zum Sklaven gemacht hat. Seit dieſer Zeit will ich von gar keinem Landsmanne mehr etwas wiſſen.

K. Biſt ein Närrchen! Mich hat auch ein Landsmann

hierher gebracht. Er begegnete mir in Amſterdam auf der Kaiſergracht, fragte mich aus, und da er erfuhr, daß ich ein Tiſchler wäre, verſprach er mir, daß er mir bei einem recht guten Meiſter Arbeit verſchaffen wolle, und führte mich in den Keller, in den du auch biſt gebracht worden. Deßwegen wünſche ich doch nicht, daß alle Landsleute der Henker holen möchte. Kennt Er mich denn aber gar nicht mehr, Heinrich Glaskopf?

Gl. Ei wer mag alle Leute kennen; aber woher kennt Er mich denn?

K. Von Hauſe aus. Kann Er ſich denn nicht mehr auf den Meiſter Viergroſch beſinnen, der war mein Vater?

Gl. Da iſt Er ja wohl Gottfried Viergroſch?

K. Verſteht ſich.

Gl. Je! je! Dächte man, daß es möglich wäre! Landsleute finden ſich doch immer wieder zuſammen, ſollte es auch auf einem holländiſchen Schiffe ſein; wie gefällt es Ihm denn hier?

K. Vortrefflich. Der Menſch lernt in ſeinem Leben nicht aus; wenn ich daher an einem Orte bin, wo ich etwas lernen kann, ſo gefällt es mir da, und da man an allen Orten etwas lernen kann, ſo gefällt es mir allenthalben.

Gl. Ich wüßte nicht, was man hier lernen könnte.

K. Hier könnte man nichts lernen? Wer hier nichts lernt, der lernt nirgends etwas. Lernt man hier nicht ſtinkendes Waſſer trinken?

Gl. Das verlohnt ſich auch der Mühe! ſtinkendes Waſſer gibt es allenthalben.

K. Es iſt nur der Unterſchied der, daß man an andern Orten neben dem ſtinkenden Waſſer auch gutes Waſſer,

Bier, auch wohl Wein hat, ſo trinkt man den
und läßt jenes ſtehen. Hat man aber nichts al
des Waſſer, heißt es: ſauf Vogel oder ſtirb; ja
eine ganz andere Sache, da fließt es die Gurgel
In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß i
nen würde. Jetzt kann ich es, und freue mich, d
gelernt habe. Wer weiß, wozu es mir einmal
Ferner habe ich gelernt, grünes Gemüſe, friſche
das warme Bett entbehren, und noch eine Meng
Dinge, ohne die ich ſonſt nicht glaubte leben zu
Ich kann an den Stricken in die Höhe klettern,
das Schiff und alle ſeine Theile, und weiß ſie zu b
Jetzt lerne ich den Kompaß, die Windroſe, und
ſtimmt die Namen von allen 32 Winden.

Gl. Wo kämen denn die 32 Winde her? i
ihrer nur vier.

K. Ja, Landsmännchen, da ich noch zu Ha
kannte ich ihrer auch nicht mehrere. Jetzt habe
28 dazu gelernt. Da ſind erſt die vier Hauptwinde
Oſt-, Süd-, Weſtwind; zwiſchen dieſen vieren gibt
noch vier andere, die heißen Nordoſt und Südoſt
weſt und Südweſt. Zwiſchen dieſen acht noch acht
Nordnordoſt und Oſtnordoſt, Oſtſüdoſt und S
Südſüdweſt und Weſtſüdweſt, Weſtnordweſt und N
weſt, und zwiſchen dieſen ſechzehn noch ſechzehn.
ich ſie Ihm auch gleich nennen wollte, ſo merkt Er
nicht.

Gl. Darin mag Er wohl recht haben. Ich
nicht, wozu es mir nützen ſollte. Wind iſt hal
Hat Er ſonſt nichts gelernt?

K. Gar vieles, aber wozu ſoll ich es Ihn

Er macht doch nichts daraus. So habe ich z. E. gelernt, mir auf dem Schiffe immer frische Fische zu verschaffen.

Gl. Das wäre der Henker!

K. Will doch einmal sehen, ob ich nichts gefangen habe.

Er legte sich auf das Verdeck, zog eine Angelschnur herauf und fand an derselben einen zweipfündigen Fisch. „Sieht Er, Landsmännchen," sagte er, „wozu es nützt, wenn man immer mehr zu lernen sucht? Diesen Abend habe ich doch ein gutes Abendbrod. Will er mein Gast sein?"

Glaskopf nahm die Einladung mit Vergnügen an, und da der Fisch verzehrt war, bat er seinen Landsmann, daß er ihn doch auch lehren möchte, wie man auf der See Fische fangen könne. Der Landsmann that es, und dieß ist das einzige, was Glaskopf auf dieser ganzen Seereise lernte.

Zum Schlusse der Mahlzeit verzehrte Glaskopfs Wirth noch eine Hand voll Gartenkresse, von welcher der Gast aber nichts bekam. Dieser sperrte die Augen weit auf, und wollte wissen, woher er die Gartenkresse bekäme? Der Wirth lächelte aber und sagte, das könne er ihm nicht sagen. Doch könnte er auch hieraus sehen, wie es gut sei, wenn man immer mehr zu lernen suche.

Das Gartenbeet des Landsmanns Biergrosch war eigentlich seine flanellene Nachtjacke. Diese hatte er mit Kreßsamen bestreut und begossen, hatte sie dann außen an der Seite des Schiffs angenagelt, wo sie nicht bemerkt wurde, und wo er sie täglich etlichemal mit Seewasser besprengte. Der Kreßsamen ging auf, und täglich schlich sich Biergrosch, wann seine Kameraden bei Tische waren,

hin, ſchnitt mit der Scheere einen Büſchel Kreſſe ab und verzehrte ihn. Anfänglich war er willens geweſen, die Nachtjacke anzuziehen, damit er die Kreſſe bequemer abſchneiden könnte, und wirklich müßte es ſich recht artig ausgenommen haben, wenn ein lebendiges Kreſſenbeet im Schiffe herumgewandelt wäre. Er gab dieſen Einfall aber doch auf, weil er beſorgte, er möchte von ſeinen Kameraden berupft werden. Uebrigens war es für ihn ſehr gut, daß er gelernt hatte, auf dieſe Art ſich auf dem Schiffe etwas Grünes zu verſchaffen. Denn als nach etlichen Tagen der Schaarbock unter der Schiffsgeſellſchaft ausbrach, und mehreren die Zähne zu wackeln anfingen, ſo blieb Biergroſch von dieſer Plage frei.

Glaskopf kömmt auf die hohe Schule.

Glaskopf ſtand eines Tags auf dem Verdecke und ſahe mit Vergnügen eine Heerde Delphine, die um das Schiff herum ſpielten und ſchwammen. Der Seekapitän ſah ſie auch, aber nicht mit Vergnügen, er kratzte ſich vielmehr am Kopfe und ſagte, „wir bekommen einen Sturm.“ Zugleich befahl er auch den Matroſen, daß ſie an den Tauen in die Höhe klettern und die Segel einziehen ſollten, und machte noch allerlei andere Vorkehrungen, nicht um den Sturm abzuwenden, ſondern ſich zu ſichern, daß er ihm ſo wenig als möglich ſchade. Kaum war er mit dieſen Vorkehrungen fertig, ſo fing es an in dem Tauwerk zu raſſeln und zu klappern, das Meer ſchlug Wellen, die immer größer und größer wurden, und nach einer halben Stunde

war der völlige Sturm da. Ob es gleich noch ein Paar Stunden Tag hätte ſein ſollen, ſo wurde der Himmel doch ſo ſtark mit ſchwarzen Wolken überzogen, daß die Matroſen einander kaum erkennen konnten. Doch bald konnten ſie einander erkennen, da aus den ſchwarzen Wolken Blitze auf Blitze erfolgten, die mit ſtarken Donnerſchlägen begleitet waren. Glaskopf ſtand da wie verſteinert, und wenn ein Blitz ſein Antlitz ſichtbar machte, ſo war er todtenblaß. Endlich erfolgte ein fürchterlicher Knall, der Wetterſtrahl ſpaltete den Maſt und ſetzte das Schiff in Flammen.

Sogleich kommandirte der Kapitän, daß die Pulverkammer ausgeleert, und das Pulver über Bord geworfen werden ſollte. Das Feuer war aber der Pulverkammer ſchon ſo nahe, daß kein Matroſe ſich mehr hinein wagte. Statt nach der Pulverkammer zu laufen, liefen ſie nach den Booten, machten ſie los, warfen ſie in die See, und nun ſprang alles, was ſpringen konnte, nach den Booten. Glaskopf ſprang auch aus dem Schiffe, und — zwar nicht in, aber doch neben das Boot, in die See. Unterdeſſen ergriff er doch das Boot mit beiden Händen, ſchwamm ſo mit demſelben fort, und nach einigen Minuten flog das Schiff mit einem entſetzlichen Krachen in die Luft. Noch einige Minuten ſchwamm Glaskopf mit dem Boote fort, da bemerkte ihn ein Matroſe, ſchlug ihn auf die Finger, er zog ſie weg, weg war das Boot, und Glaskopf verlor Hören und Sehen.

Was aus der übrigen Schiffsgeſellſchaft geworden iſt, weiß ich nicht. Bei Glaskopfen kam aber das Hören und Sehen wieder, und ſobald er es wieder bekam, bemerkte er, daß er auf dem Lande lag, und ſeine Füße nur noch

von dem Seewaſſer beſpült wurden. Vermuthlich hatte ihn eine Welle an's Land geworfen.

Sobald er ſich ſeiner wieder bewußt war, fühlte er, in was für einer ſchrecklichen Lage er ſich befand. Sein Lager beſtand aus Schlamm, alles um ihn war ſtockdunkel, es regnete unaufhörlich, und der Sturm und das Toben der Wellen machten einen ſchrecklichen Lärm. In dieſer Lage, wo er nichts anders als den Tod zu erwarten hatte, that er etwas, was er ſeit vielen Jahren nicht gethan hatte, er — betete. Sein Gebet war ganz kurz, es beſtand nur aus den Worten: „Gott ſei mir armen Sünder gnädig!“ Dieſe wiederholte er aber unaufhörlich. Und da er in ſeiner Jugend gehört hatte, daß Gott auch den größten Sünder nicht verſtoße, wenn er ſich redlich beſſere, ſo lebte nach und nach in ihm die Hoffnung auf, daß Gott ihm gnädig ſein werde, und wenn Gott dir gnädig iſt, dachte er bei ſich ſelbſt, ſo hat es weiter keine Noth. Kurz dies Denken an Gott gab ihm doch Ruhe und bewahrte ihn vor Verzweiflung.

Wie lange dieſer ſchreckliche Zuſtand gedauert habe, kann weder Glaskopf noch ich beſtimmen, ziemlich lange dauerte er aber.

Während er ſo hülflos da lag, fiel ihm folgender Vers ein, den er in der Jugend gelernt hatte:

Es hat kein Unglück je ſo lang gewährt,
Es hat doch endlich wieder aufgehört.

Damit tröſtete er ſich, und wirklich verſchwand dies Unglück nach und nach. Der Sturm legte ſich, das Meer wurde ruhig, die Wolken zertheilten ſich, der Himmel wurde röthlich, die Sonne ging auf — es wurde Tag.

Glaskopf hob seine Hände gen Himmel und betete: „Ich danke dir, Herr Gott himmlischer Vater! daß du mich in dieser Nacht so gnädiglich und väterlich behütet und bewahret hast.“ So andächtig hatte er in seinem Leben nicht seinen Morgensegen gebetet.

Nun versuchte er es aufzustehen, welches ihm sehr sauer wurde, theils weil er so tief im Schlamme lag, theils weil er ganz entkräftet war. Mit Mühe brachte er es so weit, daß er aufstand, aber seine Kniee wankten, und er konnte sich kaum auf den Füßen erhalten.

Er wankte nun das Ufer hinauf, stand bald wieder still und sah sich um, erblickte aber nichts, als über sich den Himmel, hinter sich das Meer und vor sich ein Land, das mit dichten Büschen bewachsen war. Vom Frühstücke aber erblickte er nichts — keinen Kaffee, keine Butterfemmeln, keinen Schnaps, gar nichts. Da fielen ihm die Klöse ohne Speck ein, die er einst mit Widerwillen verzehrte, und er wünschte sich nur einen davon zu haben, aber sein Wunsch wurde nicht erfüllt.

Hunger, aber noch mehr Durst, plagte ihn. Zwar sah er vor sich einen Wasservorrath, den er in seinem ganzen Leben nicht würde ausgetrunken haben — das Meer. Er hatte aber schon auf dem Schiffe gelernt, daß das Meerwasser nicht trinkbar sei. Traurig wendete er sich nach der Landseite um, ging einige Schritte vorwärts und entdeckte zu seiner großen Freude einen kleinen Bach, der durch den Regen entstanden war, und nach der See zulief. Freilich war er nicht hell, aber es war doch Wasser. Aber nun fehlte ihm der Becher, die Schale, selbst der Hut, mit dem er es schöpfen konnte; da machte ihn die Noth auf ein Trinkgeschirr aufmerksam, dessen er sich

ſonſt nie bediente — das war ſeine rechte Hand. In dieſe ließ er das trübe Bächelchen laufen, führte das Waſſer zum Munde, und genoß es ſtatt des Kaffees, den er ſonſt in des Vaters Hauſe bekommen hatte. Es ſchmeckte ihm aber beſſer, und erquickte ihn mehr, als ſonſt der Kaffee.

Jetzt zog er ſeine naſſen Kleider aus, um ſie an der Sonne zu trocknen. Kaum aber hatte er ſie ausgebreitet, ſo kam ein ganzer Schwarm ſtechender Fliegen und Mücken, die auf ſeinen nackten Körper fielen, und ihn ſo zerſtachen, daß er jämmerlich zu ſchreien anfing, und ſo geſchwind als möglich ſeine Kleider wieder anlegte.

Ganz ſchützte ihn das jedoch nicht, denn das Ungeziefer fiel nun in ſein Geſicht und auf ſeine Hände, und verurſachte ihm ſo ſchreckliche Schmerzen, daß er Eſſen und Trinken darüber vergaß. Den ganzen Tag hatte er mit nichts zu thun, als ſich des Ungeziefers zu erwehren, konnte es aber nicht eher los werden, bis die Nacht eintrat.

Da ſuchte er eine trockene Stelle, legte ſich hin, empfahl ſeinen Leib und ſeine Seele in den Schutz des himmliſchen Vaters und fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht eher erwachte, als bis die Sonnenſtrahlen ihn weckten. Kaum konnte er ſie ſehen, weil ſeine Augen durch die geſtrigen Mückenſtiche ſo verſchwollen waren, daß nur ein Ritzchen noch offen war, durch welches er das Tageslicht wahrnehmen konnte.

Er betete ein andächtiges Vater unſer, und da er an die vierte Bitte kam, wurde er beſonders andächtig. Seine erſte Sorge war, ſich gegen das Ungeziefer zu ſchützen. Er ſah ängſtlich umher und entdeckte zu ſeiner Freude eine

Pflanze, die ſo breite Blätter hatte, wie die Peſtilenzwurzel, die bei uns im Sommer in den Bächen wächst. Damit umwand er ſich die Hände und brauchte ſie als einen Fliegenwedel, um damit das Geſchmeiß von dem Geſichte abzuhalten.

Nun ging die zweite Sorge dahin, ſich etwas zu eſſen zu verſchaffen. Aber woher? Dieſe Frage war ſchwer zu beantworten. Er ging eine kleine Strecke in's Land hinein, fand es aber mit lauter Büſchen bewachſen, die keine Früchte trugen. Weiter zu gehen wagte er nicht, weil er fürchtete, er möchte von wilden Thieren oder wilden Menſchen überfallen werden. Er ging alſo wieder am Rande des Meeres auf und ab, und ſah mit den Augen wild umher, um etwas Eßbares zu finden.

Er fand es wirklich, hatte aber kein Mittel, es zu bekommen. Das Meer wimmelte von Fiſchen, ihm fehlte aber das Netz und die Angel, ſie zu fangen. Er ſah Schaaren Vögel über ſich hinfliegen, hatte aber weder Flinte noch Pulver und Blei, um ſie zu ſchießen. Schmachtend, mit einem tiefen Seufzer ſah er gen Himmel, als wenn er von daher Hülfe erwartete, und ſetzte dann mit geſenktem Haupte ſeine Wanderung fort.

Nachdem er ungefähr eine Stunde lang ſo am Ufer hingegangen war, und geblinzelt hatte, um etwas zu finden, ſah er ein großes ſchwarzes Thier vor ſich liegen. Er erſchrak, trat ein Paar Schritte zurück und beſorgte, das Thier möchte aufſpringen, und ihm an die Gurgel fallen. Da er es aber ein Paar Minuten betrachtet hatte, und ſah, daß es ſich immer nicht bewege, ſchlich er auf den Zehen näher hinzu, und fand, daß es — eine todte Kuh war. Ja als er ſie noch näher betrachtete, fand er in ihr ſogar

eine alte Bekannte: es war die Kuh, welche der Kapitän mit auf das Schiff genommen hatte, um von ihr täglich frische Milch zu haben. Vermuthlich hatten sie die Wellen auf das Ufer geworfen. Wer war froher als Glaskopf! Er holte sogleich sein Brodmesser heraus, schnitt der Kuh den Bauch auf, und suchte das Fell abzuziehen.

Eine Stunde mochte er wohl so abgezogen haben, als ihn der Hunger nöthigte, mit dieser Arbeit inne zu halten. Er schnitt also sogleich ein Stück Fleisch aus der Wampe heraus, und lief damit fort, um es zu kochen. Kaum hatte er aber ein Paar Schritte gethan, so fiel ihm ein, daß ihm zum Kochen nicht mehr als alles fehle: der Topf, das Wasser und das Feuer.

Um sich wenigstens Feuer zu verschaffen, griff er nach seinem Feuerzeuge, fand es aber in sehr unbrauchbarem Zustande. Der Feuerstahl war zwar noch da, aber der Feuerstein verloren, und der Schwamm durchaus naß.

Ach! ach! seufzte er, was für ein armer Mensch bin ich! Ach, wenn doch die alte Barbelise da wäre, die mir sonst immer Feuersteine und Schwamm anbot, und die ich wohl zehnmal abwies, ehe ich von ihrer Waare für ein Paar Dreier kaufte. Ach Barbelise! Barbelise! ich habe noch acht Groschen bei mir, die wollte ich dir mit Freuden geben, wenn du mir dafür nur einen guten Feuerstein und ein Stückchen trockenen Schwamm gäbest. Es kam aber keine Barbelise, und Glaskopf fühlte es recht tief, wie viel auch die kleinsten Dienstleistungen, selbst des ärmsten Menschen, werth sind. Er besah sein Stück Kuhfleisch, beroch es, und — was sollte er anders thun? er zerschnitt es und verzehrte es roh. Nun sah er sich nach Trinkwasser um, fand aber nichts als eine Pfütze, die von

dem Regen berührte, der den vorigen Tag gefallen war. Er ſchöpfte daraus mit dem Becher, der ihm an den rechten Arm gewachſen war, und labte ſich daran.

Jetzt fiel ihm die Kuh wieder ein, die ſeinen ganzen Reichthum ausmachte. Er ſuchte davon ſo viel als möglich zu retten, ehe es durch die Fäulniß unbrauchbar wurde. Zuerſt ſchnitt er ihr den Bauch auf, holte die Gedärme und die Blaſe heraus, reinigte ſie am Waſſer, blies ſie auf und hing ſie an einen Baum, weil er glaubte, daß er ſie zu allerlei werde brauchen können. Dann fuhr er fort, mit Abziehung der Haut ſich zu beſchäftigen. Dieß war aber ein ſaures Stück Arbeit, theils weil er die Vortheile nicht kannte, die dabei angewendet werden müſſen, theils weil er keinen Gehülfen hatte, die Kuh alſo nicht aufgehängt werden konnte, ſondern im Liegen abgezogen werden mußte. Unterdeſſen ſtrengte er alle ſeine Kräfte an, konnte aber von dem Felle weiter nichts abkriegen, als die obere Seite; zu der unteren, auf welcher die Kuh lag, konnte er nicht kommen, weil er nicht im Stande war, ſie umzuwenden. Was hatte er alſo zu thun? Er ſchnitt von der Haut ſo viel ab, als er hatte lostrennen können und ließ das Uebrige liegen. Nun zernagte er noch ein Stück Fleiſch, trank eine Hand voll Pfütze dazu, machte ſich aus der halben Kuhhaut ein Kopfkiſſen, legte ſich darauf, und ſchlief ein, nachdem er Gott recht herzlich gebeten hatte, daß er ihn die Nacht hindurch ſchützen möchte.

Glaskopf macht Fortschritte.

Beten hatte Glaskopf nun gelernt, und nachdem er des Morgens erwacht war, lernte er noch etwas — Nachdenken. Ach Gott! seufzte er, was wird aus mir werden! Noch ein Paar Tage werde ich zu essen und zu trinken haben, dann ist aber die Kuh verfault und das Wasser vertrocknet. Und wohin soll ich mich verbergen, wenn es regnet? Womit soll ich mich kleiden, wenn mir meine Lumpen vom Leibe gefault sind?

Er dachte also nach, und fand denn, daß es mit dem Nachdenken doch eine ganz artige Sache sei, weil es uns immer noch Mittel, uns zu helfen zeigt, wo es scheint, als wenn gar keine möglich wären. Er dachte jetzt vorzüglich darüber nach, woher er Feuer und Wasser bekommen könne, und da er glaubte, das Mittel, sich diese unentbehrlichen Dinge zu verschaffen, gefunden zu haben, stand er auf, um Gebrauch davon zu machen. Seinen Feuerschwamm legte er an die Sonne, wo er in einer halben Stunde trocken war. Nun ging er aus, um einen Feuerstein zu suchen. Steine fand er ziemlich viel, sie waren alle hart und konnten zu vielerlei Dingen gebraucht werden, nur hatten sie den Fehler, daß sie kein Feuer gaben. Endlich fand er am Ufer einen Stein, der sich durch seine rothe Farbe von andern unterschied, und dadurch seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er schlug mit dem Stahle dran, und er gab Feuer. Was für Freude war das für Glaskopf! Er suchte sogleich dürres Reisig zusammen, legte es auf einen Haufen, riß ein Stückchen Schwamm ab, und Pik! Pik! Pik! da hatte der Schwamm

Feuer gefangen. „Gott Lob und Dank!“ ſagte er, „nun habe ich doch Feuer.“

Nun ſuchte er nach dem Schwefelfaden — aber — es war keiner da. Aengſtlich trippelte er umher und ſagte: „ach ein Schwefelfädchen! nur ein einziges. Aber es war auch kein einziges da. „Ach du lieber Gott!“ ſeufzete er, „was für ein armer Menſch bin ich doch, weil ich nicht mehr in der menſchlichen Geſellſchaft bin. Zu Hauſe ſaßen an allen Straßenecken Weiber, die mit Schwefel und Dochten handelten — hier kann ich keinen einzigen Schwefelfaden bekommen; und wenn ich auch meine acht Groſchen dafür geben wollte!“

Der Leſer ſieht, daß Glaskopf nun allmählig anfing, zur Erkenntniß zu kommen. Und was brachte ihn zur Erkenntniß? — die Trübſal. Was der Herr Hauptmann Benetnaſch und der Herr Feldprediger Alcor nicht hatten möglich machen können, das machte der liebe Gott möglich durch die bitterſte Noth, in die er ihn gerathen ließ. Dieſe that ihm ſo wohl, wie ein Balſam auf ſein Haupt.

Er fuhr in ſeinen Betrachtungen fort und ſagte bei ſich ſelbſt: Ach, lieber Gott, ich habe es nicht erkannt, wie viel die Menſchen für mich thaten, die mich mit Stahl, Stein, Schwamm und Schwefel verſahen, die mir Eſſen und Trinken verſchafften, die meine Kleidung verfertigten! Ach, wie undankbar bin ich geweſen! Ich habe mir von Andern alles liefern laſſen, was ich nöthig hatte, und was habe ich für ſie gethan? — Nichts. Eſſen, Trinken, Tabakrauchen, Karteſpielen — das war meine Arbeit. Nun ſtrafſt du mich dafür, lieber Gott! und ſtößeſt mich aus der menſchlichen Geſellſchaft aus. Ich habe es ver-

dient, ach ich habe es nur zu sehr verdient. Ich will mich bessern, ich will arbeiten, so viel ich kann. — Sei mir armen Sünder gnädig!

Jetzt setzte er sich, legte den Kopf in die rechte Hand, und dachte nach, ob es nicht möglich sei, Feuer ohne Schwefel anzuzünden. Nach etlichen Minuten glaubte er die Erfindung gemacht zu haben. Er stand auf, suchte dürres Laub zusammen, legte es neben das dürre Holz, schlug wieder Feuer auf, legte den brennenden Schwamm in das Laub, blies nun was er konnte, und hatte bald die Freude, zu sehen, daß ein Flämmchen entstand. — Sogleich legte er kleine dürre Reiserchen, dann stärkere auf — und ein Feuer loderte empor. Mit gefalteten Händen stand er dabei und sagte: nun weiß ich, lieber Gott! daß du mich nicht verlässest. Du hast mir ja Feuer gegeben. Das Uebrige, was ich nöthig habe, wirst du mir auch verschaffen.

Dann suchte er sogleich von dem Feuer Vortheil zu ziehen. Er brannte das Holz, das hier und da herum lag, zu Kohlen, schnitt hierauf eine etwas starke Ruthe ab, steckte ein Stück Fleisch daran, stellte an beide Seiten der Kohlen ein Paar Steine, legte die Ruthe darüber, und drehete sie langsam herum, wie einen Bratspieß. Nach einer Viertelstunde dunstete der Bratengeruch in seine Nase, der ihn sehr erquickte, noch mehr erquickte ihn aber der Braten selbst, den er mit herzlichem Danke gegen Gott verzehrte.

Jetzt sehnte er sich nach einem Trunke. Er lief wieder nach der Pfütze, die ihn bisher erquickt hatte, fand sie aber so vertrocknet, daß er kaum noch ein Paar Hände voll Wasser daraus schöpfen konnte. Als er sie eingeschlürft hatte, seufzte er: „Ach Gott, was werde ich morgen trin-

ken!“ Da fiel ihm der Spruch ein, den er in der Jugend gelernt hatte: Sorget nicht für den andern Morgen; da wurde er beruhigt.

Er ſetzte ſich unter einen Baum, und überließ ſich ſeinen Betrachtungen. Ach, dachte er bei ſich ſelbſt, das iſt doch ein herrlicher Spruch: ſorget nicht für den andern Morgen! denn Gott, der heute für mich ſorgt, wird auch für morgen ſorgen. Und wem danke ich es, daß ich dieſen Spruch und noch andere Sprüche und Verſe weiß? wem anders, als meinem alten Schullehrer Körber, der mich dazu anhielt, daß ich dieſe Sprüche und Verſe lernen mußte. Ach, Körber! Körber! du haſt beſſer für mich geſorgt als mein Vater. Wo ſind die guten Biſſen, mit denen er mich fütterte? wo iſt alle das Geld, das er mir zuſteckte? Alles, alles iſt fort. Aber die guten Sprüche und Verſe, die mich der alte Körber lernen ließ, die habe ich noch, die ſind meine einzige Erquickung. Ach, lieber Vater im Himmel, ich kann dem alten Körber nicht vergelten, was er an mir gethan hat. Vergelte du es ihm, und gib ihm einen recht frohen Tag!

Da ihm aber der alte Körber bei Erklärung dieſes Spruchs geſagt hatte, daß wir hier nur vor ängſtlichen Sorgen gewarnt würden, daß die Meinung aber gar nicht ſei, als wenn wir ſorglos leben, und gar nicht überlegen ſollten, wie wir unſern Zuſtand verbeſſern könnten, ſo dachte er nach, ob er nicht jetzt etwas thun könne, um ſein Elend zu erleichtern. Da fiel ihm der Kohlenhaufen in die Augen, auf dem er ſein Fleiſch gebraten hatte. Dieſen, dachte er, mußt du zu erhalten ſuchen. Denn wenn du alle Tage von neuem Feuer anſchlagen ſollſt, ſo iſt dein Schwamm in acht Tagen alle, und woher andern nehmen?

Er ſammelte alſo dürres Holz, woran es nicht fehlte, weil hier keine menſchliche Hand war, die es hätte einſammeln können, und legte einen Theil davon auf die Kohlen, um das Feuer zu erhalten. Dann ging er aus, um Waſſer zu ſuchen. Willſt, dachte er, am Ufer hingehen, denn die Bäche und Flüſſe ſollen ja insgemein in's Meer laufen.

Er ging einige Stunden vergeblich, und ſein Durſt wurde ſo dringend, daß er hätte umfallen mögen. Die Sonne näherte ſich dem Untergange. Kleinmüthig wankte er weiter, weil er ſeinen Tod vor Augen ſah. Er blickte gen Himmel, ergab ſich in ſein Schickſal, und ſagte: „In deine Hände, o Gott! befehle ich meinen Geiſt!“ Aber jetzt, da es mit ihm ganz aus zu ſein ſchien, kam auch die Hülfe. Er hörte etwas rauſchen wie Waſſer, ſpitzte die Ohren, und fand zu ſeiner unausſprechlichen Freude ein Flüßchen, das in's Meer floß. Er konnte ſich bei dieſem Anblicke der Thränen nicht enthalten, kniete nieder und ſchöpfte mit der Hand ſo lange, bis ſein Durſt vollkommen geſtillt war.

Glaskopf läßt ſich häuslich nieder.

Aber nun kam unſer Glaskopf in eine neue Verlegenheit. Wollte er hier bei ſeinem lieben Flüßchen bleiben, ſo hatte er den andern Tag nichts zu eſſen, und er beſorgte, daß ſein Feuer ihm ausgehen möchte. Wollte er bei dem Feuer bleiben, ſo hatte er den andern Tag nichts zu trinken. Das Vernünftigſte wäre freilich geweſen, einen Krug voll Waſſer mitzunehmen, es fehlte ihm dazu aber

weiter nichts, als der Krug, und die Glasfrau, von welcher er ſonſt ſeine Krüge bekam, wohnte zu weit von ihm. Er entſchloß ſich endlich, nach dem Feuer zurückzukehren, und er kam nach etlichen Stunden durſtig und ſehr ermüdet daſelbſt an.

Das Feuer war ausgegangen, und nur noch einige Köhlchen glüheten. Geſchwind holte er wieder dürres Laub herbei, warf es auf die Kohlen, und blies aus allen Kräften. Mit vieler Mühe brachte er wieder ein Flämmchen zuwege, warf Holz darauf, und legte ſich dann nieder, um ſich durch Schlaf zu erquicken, der ihn auch wirklich erquickte. Kaum war er aber wieder erwacht, ſo lief er nach dem Feuer, das eben im Begriffe war zu verlöſchen, und gab ihm neue Nahrung.

Nachdem er ſein Morgengebet verrichtet hatte, genoß er ein Stück von dem Kuhbraten, der übrig geblieben war, und überlegte, wie er den heutigen Tag anwenden wollte. Nach vielem Hin- und Herdenken entſchloß er ſich endlich, ſeinen Wohnſitz nach dem Flüßchen zu verlegen. Er nahm alſo das Kuhfleiſch, das noch übrig war, und ſehr kräftig roch, legte es auf die Schulter, und trat damit ſeine Wanderung nach dem Flüßchen an. Auf dem Wege war er ſo glücklich, einen Fund zu thun, der ihm ungemein viel Freude machte: — wilden Sauerampfer fand er. Schon lange hatte er ſich nach etwas Säuerlichem geſehnt, das ihm ſehr nöthig war, da ihm das Zahnfleiſch zu ſchwellen anfing, und der Scorbut oder Scharbock auf dem Wege war. Begierig riß er eine Hand voll davon ab, kauete ſie, und wurde dadurch ungemein erquickt. Gott Lob und Dank, ſagte er, nun habe ich doch auch Salat zu meinem Braten.

Jetzt lief er wieder zurück und holte seinen übrigen Reichthum, die Kuhhaut und die aufgeblasenen Gedärme.

Da er auf dem Wege wieder sehr viel von den Stechfliegen leiden mußte, und die Rinderdärme, die er über die Schultern gelegt hatte, sich immer unter seiner Nase bewegten, so brachte ihn dieß auf einen sehr glücklichen Einfall, daß er nämlich aus den Gedärmen eine Larve und Handschuhe machen wollte.

Bei seiner Ankunft auf dem neuen Wohnplatze zündete er erst wieder Feuer an, briet sich ein Stück Rindfleisch, und machte Anstalt zur Mahlzeit. Dießmal schmeckte es ihm schon besser als es ihm den Tag vorher geschmeckt hatte. Durch die Fäulniß war das Fleisch mürbe geworden, und hatte einen Geschmack bekommen, wie ihn die vornehmen Leute beim Wildpret gern haben. Auch diente ihm der Sauerampfer, den er dazu kauete, statt des Salats.

Sobald die Mahlzeit verzehrt war, wurden Anstalten gemacht, die Larve und die Handschuhe zu verfertigen, und sie wurden wirklich fertig. Freilich fehlten den Handschuhen die Finger, sie bestanden blos aus zwei Stücken von einem weiten Darme, die vorn mit einem Stückchen Darm zugebunden waren. Doch konnte er, wenn das Ungeziefer ihn zu stark peinigte, seine Hände gegen dasselbe damit schützen. Die Larve brachte er auch zu Stande, aber es kostete unserm Glaskopf viel Kopfbrechens, ehe er das Mittel fand, sie am Gesichte zu befestigen. Endlich fand er es. Er bediente sich nämlich dünner Rindsdärme anstatt der Bänder, band eins davon um die Stirn, wie ein Kopftuch, das andere um den Hals wie ein Halstuch, und so wurde die Larve befestigt, in welcher er sich recht hübsch ausnahm. So war denn sein Tagewerk vollendet,

und er freute ſich nicht wenig, daß er ſeine Lage wieder um etwas verbeſſert hatte.

Des Nachts traf ihn aber ein neues Leiden. Es kam ein ſchreckliches Gewitter, das ſo fürchterlich tobte, daß er beſorgte, der jüngſte Tag möchte kommen. Dieſer kam nun zwar nicht, allein es fiel ein ſtarker Platzregen, der ihn ganz durchnäßte, und — ſein Feuer auslöſchte.

Der folgende Tag fing alſo ſehr traurig für ihn an. Die Näſſe verurſachte ihm einen ungewöhnlichen Froſt, das Feuer war nicht mehr, — der Schwamm war wieder naß geworden. Er hätte verzweifeln mögen. Da fiel ihm zum guten Glück ein Vers ein, den ihn der alte Körber gelehrt hatte:

Wer hofft in Gott und dem vertraut,
Der wird nimmer zu Schanden,
Und wer auf dieſen Felſen baut,
Ob ihm gleich geht zu handen
Viel Unfall hie,
Hab' ich doch nie
Den Menſchen ſehen fallen,
Der ſich verläßt auf Gottes Troſt;
Er hilft ſeinen Gläubigen allen.

Dieſer Vers erquickte ihn mehr, als das kräftigſte Frühſtück. Er faßte neuen Muth. Um ſich zu erwärmen, lief er am Ufer auf und ab, und da der Himmel ſich aufheiterte, und die Sonne warm zu ſcheinen anfing, ſo wurde er binnen einer Stunde trocken und warm. Er legte nun ſeinen Schwamm an die Sonne, der auch bald trocken wurde. Aber Feuer damit anzuſchlagen, getraute er ſich nicht, weil das Laub noch zu feucht war, als daß er hätte hoffen dürfen, daß es Feuer fangen würde, und

weil er mit dem Schwamm ſehr haushälteriſch umgehen mußte, da die alte Barbelieſe fehlte, die ihm andern hätte liefern können. Zum Glück hatte er noch vom vorigen Tage ein gutes Stück Rindsbraten übrig, mit dem er für dieſen Tag ſeinen Hunger ſtillen konnte.

Während er es aß, fiel ihm der Pumpernickel ein, den er auf ſeinem Marſche durch Weſtphalen eſſen mußte, und den er mit dem größten Unwillen genoß. Ach, wenn ich jetzt, dachte er bei ſich ſelbſt, ein Stück Pumpernickel hätte — wie wollte ich Gott dafür danken! Aber leider habe ich ihn nicht. Dieß iſt die Strafe dafür, daß ich dem lieben Gott ehedem gar nicht gedankt habe, wenn ich von ihm Gutes genoß. Ich will die Strafe dulden, ich habe ſie verdient. Einmal wirſt du dich meiner erbarmen, lieber Gott! und mich wieder in die menſchliche Geſellſchaft bringen — dann will ich dir mein Lebelang dankbar ſein.

Glaskopf baut ſich eine Wohnung.

Die Leiden der vorigen Nacht hatten ihn gelehrt, wie nöthig es ſei, ſich eine Wohnung zu verſchaffen, die ihn und ſein Feuer gegen Regen ſchützen könne. Wie dieſe aber ſolle verfertigt werden von einem Menſchen, der ſich in ſeinem Leben nicht um das Bauen bekümmert hatte, dem die Baumaterialien fehlten, und der von Werkzeugen nichts beſaß, als ein Taſchenmeſſer, das war eine ſehr ſchwere Aufgabe. Gleichwohl war kein anderer Ausweg, er mußte eine Wohnung haben, oder ſich drein geben, daß er in den nächſten Tagen aus Mangel an Feuer, oder

wegen Ueberfluß von Regen ſein Leben einbüßen werde. Da er nun hierzu keine Luſt hatte, ſo war kein anderer Rath, er mußte ſeinen Kopf, der nun vierundzwanzig Jahre alt geworden war, ohne jemals nachgedacht zu haben, anſtrengen.

Er that es, aber einen ganzen Tag ohne glücklichen Erfolg. Er dachte an ſeines Vaters Haus, an die Ziegeln, mit denen es gedeckt war, an die Fenſter, an die Oefen, an die Schlöſſer, mit denen die Thüren verſchloſſen waren, an die Treppen, die aus einem Stockwerke in das andere führten. Aber je mehr er nachdachte, deſto mehr begriff er die Unmöglichkeit, ſich ein ſolches Haus zu verfertigen. Woher, ſagte er, ſoll ich Ziegeln, Backſteine, Glas, Eiſen, Bretter nehmen? Ach, wie viele Menſchen haben für mich jemals gearbeitet, ohne daß ich es erkannt habe! Jetzt — da ich von allen Menſchen verlaſſen bin, fühle ich recht, was für ein armer Wurm ich bin.

Er ſchlug ſich alſo des Vaters Haus aus den Gedanken, muſterte in ſeinen Gedanken alle Häuſerchen durch, die er ſonſt noch geſehen hatte, und kam endlich auf das Hirtenhaus, das mit Stroh gedeckt war, und keine Treppe hatte. Aber auch ſo ein Häuschen getrauete er ſich nicht aufzuführen, da er nicht einmal Stroh und keine Säge, kein Beil hatte, mit denen er ſich Bauholz hätte fällen können. Indeſſen fiel die Nacht ein, er fing bitterlich an zu weinen, legte ſich nieder, empfahl ſich der göttlichen Vorſehung, und ſchlief ein.

Sein Schlaf war äußerſt unruhig. Das Gefühl ſeiner hülfloſen Lage war bei ihm ſo lebhaft, daß er ſich immer von einer Seite auf die andere warf, bis er endlich ganz munter wurde. Welche Zeit es eigentlich war, kann ich

nicht ſagen, weil man dort keine Uhr hören konnte. Ihm kam es aber vor, als wenn er etwa ein Paar Stunden geſchlafen hätte. Da alles um ihn her ſtill und dunkel war, ſo hatte er zum Nachdenken recht Muße. Während des Nachdenkens fiel ihm die Hütte ein, welche ſich der Gänſehirt in ſeines Vaters Obſtgarten zu machen pflegte, wenn er das Obſt deſſelben des Nachts bewachen mußte. So eine Hütte, dachte er, kannſt du auch machen. Vor Freuden über dieſen Einfall ſprang er auf, ging hin und her — fand aber bald, daß auch eine ſolche Hütte aufzuführen ſeine Schwierigkeiten habe, weil er ſich niemals die Mühe gegeben hatte, ihre Einrichtung zu unterſuchen.

Zum Glück war er einmal zufälliger Weiſe dazu gekommen, als der Gänſehirt den Anfang mit Einrichtung derſelben machte. Dieß gab ihm Stoff zu weiterm Nachdenken, und er getrauete ſich wirklich ſo viele Geſchicklichkeit zu, als der Gänſehirt gehabt hatte.

Sobald der Tag grauete, ging er aus, um ein Bäumchen zu ſuchen, deſſen Aeſte gabelförmig gewachſen waren, und — er fand es endlich. Er machte Anſtalt, es zu fällen — hätte er ein Beil gehabt, ſo würde die Fällung in einer Minute vollbracht worden ſein; aber gerade dieß fehlte ihm. Die Fällung mußte mit ſeinem Brodmeſſer vorgenommen werden. Sie gelang ihm zwar, aber ehe ſie geendigt und die Zweige ſo abgeſchnitten waren, daß der Stamm die Geſtalt einer Gabel bekommen hatte, war eine geraume Zeit verfloſſen. Nun ſuchte er ſich ein ähnliches Bäumchen, mit deſſen Fällung und Beſchneidung wieder einige Zeit hinging. Da dieſes vorbei war, wollte er dieſe Bäumchen als die Hauptſäule ſeiner neuen Wohnung in die Erde rammeln. Aber womit? Womit anders

als mit dem Brodmeſſer? Mit dieſem ſchnitt er die Bäumchen ſpitzig, machte zwei Löcher in die Erde, ſo weit auseinander, als ſeine Hütte lang werden ſollte, ſteckte dann die Bäumchen mit möglichſter Anſtrengung hinein, und befeſtigte ſie von allen Seiten mit Steinen.

Nun fand ſich aber der Hunger ein, der ihm ſo ſtark zuſetzte, daß er ſeine Arbeit liegen laſſen und auf die Befriedigung deſſelben denken mußte.

Er ſuchte ſich alſo wieder ein Stück Rindfleiſch zu einem Braten aus. Dieß war aber ſo lebendig und von Maden ſo durchritten, daß es Mühe koſtete, es am hölzernen Bratſpieße zu befeſtigen. Mit ſchwerem Herzen genoß er die Mahlzeit, weil er nicht begreifen konnte, woher er künftig ſeine Mahlzeit nehmen werde.

Den Nachmittag brachte er damit zu, daß er ein Bäumchen abſchnitt, es in die Gabeln der eingerammeten Bäumchen legte und mit Weidchen feſt band, damit es den Träger ſeines Gebäudes ausmachte. Dann ſchnitt er noch mehrere andere Bäumchen ab, die er an den Träger lehnte, an denſelben mit Weidchen befeſtigte, und unten in die Erde ſteckte.

Zum Glück hatte der Wald, aus welchem er die Bäumchen nahm, keinen Eigenthümer, ſonſt würde er ſchwere Waldbuße haben zahlen müſſen. Der Abend übereilte ihn, ohne daß er ſeine Arbeit nur zur Hälfte hätte vollenden können. Er genoß wieder etwas von ſeinem Rindsbraten, der ſo mürbe geworden war, daß er ihn gar nicht zu kauen brauchte, und nachdem er ſich noch durch ein Paar Hände voll Waſſer erquickt hatte, ſo breitete er ſeine Rindshaut aus und genoß auf derſelben eine ſanfte Ruhe.

Glaskopf glaubt sich nach Liliput versetzt.

Kaum grauete der Tag, so erwachte Glaskopf mit bangen Sorgen, woher er künftig seine Nahrungsmittel nehmen wolle. Er betete ein andächtiges Vater unser, und als er an die vierte Bitte kam, vergaß er die übrigen, blieb bei dieser stehen und wiederholte sie wohl zehnmal. „Ja," sagte er, „lieber himmlischer Vater! gib mir auch heute mein tägliches Brod, und laß mich etwas finden, womit ich meinen Hunger stillen kann." Mit dem festen Glauben, daß Gott sein Gebet erhören werde, schnitt er einen Stock ab, und wanderte landeinwärts, um sich Nahrung zu suchen, fand aber nichts, als eine Art von Beeren, die mit unsern Brombeeren Aehnlichkeit hatten. Sie erquickten ihn, füllten aber den Magen nicht.

Endlich da er wohl eine halbe Stunde sich durch das Gebüsch gearbeitet hatte, kam er auf einen freien Platz. — Hilf Himmel! was sah er da! Ein paarhundert Geschöpfe, die auf und ab spazierten und nicht größer waren als Kinder von einem Jahre. Ihm fiel es ein, daß er einmal von einem Lande gehört habe, das Liliput hieße, dessen Bewohner so klein wären, daß sie von den Kranichen weggetragen würden, und er glaubte wirklich, er sei in Liliput. Um diese Leutchen genauer kennen zu lernen, schlich er sich näher zu ihnen, und bemerkte zu seiner größten Verwunderung, daß sie alle Schnäbel hatten. Auch von Schnabelleuten, die in fremden Ländern wohnen sollten, hatte ihm seine Großmutter, Gott habe sie selig! erzählt. Er vermeinte also, sich in dem Lande der Schnabelleute zu befinden.

Da er aber noch näher kam, ſah er, daß es Vögel waren, die eben ſo aufrecht ſtanden, wie die Menſchen.

Sobald ſie ihn erblickten, liefen ſie davon. Da er aber etwas längere Beine hatte, als ſie, ſo holte er ſie bald ein, ſchlug nach einem mit ſeinem Stocke, erlegte ihn, und ſprang damit nach ſeiner Wohnung zurück.

Wie ein Kind freute er ſich über dieſen Fang. Er betrachtete ihn nun genauer, und fand, daß es ein Vogel war, dergleichen er noch nie geſehen hatte. Die Füße waren, wie bei einer Ente, mit Schwimmhäuten verſehen, der Körper aber war ſo ſchwer, die Flügel ſo klein, und die Federn an denſelben ſo kurz, daß er unmöglich fliegen konnte. Dieß iſt, dachte er, das tägliche Brod, das dir dein himmliſcher Vater beſcheert hat. Von dieſen Vögeln wirſt du doch von Zeit zu Zeit einen erlegen können.

Begierig rupfte er ihn, nahm ihn aus, ſteckte ihn an den Bratſpieß und briet ihn. Er war ſo fett, daß das Fett wie Oel an demſelben herabfloß. Er ſchmeckte ihm herrlich — aber noch weit beſſer würde er ihm geſchmeckt haben, wenn er Salz und Brod dazu gehabt hätte. In ſeiner Jugend zankte die Mutter oft mit ihm, daß er kein Brod zum Fleiſche äße, jetzt hätte er es gern gethan.

Von nun an theilte er ſeine Zeit ein in die zum Jagen, die zur Zubereitung der Mahlzeit, und die zur Erbauung ſeiner Wohnung beſtimmt. Mit dieſer war er nach einigen Tagen fertig, und ſchlief darin auf ſeiner Kuhhaut ſo ſanft wie ein König, — wie ein Bauer wollte ich ſagen.

Nun brachte er auch das Feuer in die Hütte, die aber dadurch ſo mit Rauch angefüllt wurde, daß es ihm unmöglich war, es darin auszuhalten. Anfänglich konnte er gar

nicht begreifen, wie dieß zuging, da er doch in seines Vaters Küche immer Feuer gesehen hatte, ohne daß sie mit Rauch wäre angefüllt gewesen. Am Ende kam er auf den Gedanken, es möchte wohl daher kommen, weil in seiner Hütte der Rauchfang fehlte, den er in seines Vaters Küche bemerkt hatte. Er entschloß sich also, noch eine Hütte anzulegen, die blos zur Erhaltung des Feuers bestimmt sein sollte. Er ging frisch an die Arbeit, und binnen etlichen Tagen war die Hütte fertig und mit einem Zugloche versehen.

Da er aber voraus sah, daß der Regen durchdringen würde, wenn die Hütte nicht mit einer guten Bedeckung versehen würde, so stach er lange Rasenstücke aus, belegte sie damit, wie er es auch schon bei seiner Wohnung gethan hatte, und heftete die Rasenstücke mit hölzernen Pflöcken zusammen. In diese Hütte trug er nun bei einbrechender Nacht ein Paar Feuerbrände, und legte noch ein Paar Stücken Holz an, um damit die Nacht hindurch ein kleines Feuer zu unterhalten.

Bald darauf fiel Regenwetter ein, welches ein Paar Tage dauerte, und er sah mit Vergnügen, daß nur sehr wenig Wasser in die Hütte eingedrungen war.

Jetzt fühlte er aber eine neue Unbequemlichkeit. Da er seit seiner Ankunft auf der Insel die Wäsche nicht gewechselt hatte, so hatte sich die Einquartierung in derselben, die er vermuthlich auf dem Schiffe aufgelesen hatte, so vermehrt, daß er auf keiner Stelle zu bleiben wußte.

Da war nun guter Rath theuer. Einmal kam er auf den Einfall, daß er sich des Abends nackend auszog, seine sämmtliche Kleidungsstücke über das Feuer hielt und sie ausklopfte. Da merkte er nun zu seinem Vergnügen, daß

in dem Feuer ein Kniſtern entſtand, welches ohne Zweifel von der herabfallenden Einquartierung herrührte. Er legte die Kleidung wieder an, und fühlte einige Erleichterung. Um ſich ganz von dieſen läſtigen Gäſten zu befreien, entſchloß er ſich, ſein Hemde zu waſchen. Er ging daher an die See, zog darin das Hemde hin und her, rang es aus und ging wieder zurück, um es zu trocknen.

Es wird ein Salzwerk angelegt.

Ehe Glaskopf aber noch den Fuß an das Land ſetzte, bemerkte er im Ufer einen Stein, der die Form einer Mulde hatte, in welchem ſich etwas Graues befand, das wie Salz ausſah. Er nahm etwas davon auf die Zunge und — ſiehe da, es war Salz. Bei ſtürmiſchem Wetter hatten die Wellen etwas Waſſer in dieſem Steine zurückgelaſſen, welches darauf die Sonnenſtrahlen weggetrocknet, das in demſelben befindliche Salz aber zurückgelaſſen hatte. Viele Scheffel Salz hatte Glaskopf nach und nach auf ſeines Vaters Tiſche geſehen, alles zuſammen aber hatte ihm keine ſo herzliche Freude verurſacht, als dieſes Salz, welches kaum ein Paar Nöſel betragen mochte.

Er fiel auf ſeine Kniee, faltete die Hände, ſah gen Himmel, und ſagte: „Dank dir, lieber Vater, Dank! für dieſen Segen, den du mir beſcheeret haſt.“

Er ſcharrete hierauf das Salz zuſammen, legte es in ſeine Rockſchleppe, trug es in ſeine Wohnung und füllte es in einen Rindsdarm, briet ſich ſeinen Braten, und

genoß ihn nun mit Salz, wodurch er ungemein an Wohlgeschmack gewann.

Dieser Wohlgeschmack brachte ihn auf den Einfall, daß er, um sich einen hinlänglichen Salzvorrath zu verschaffen, eine Salzfabrik anlegen wolle. Dieser Einfall begeisterte ihn. Er ging am Ufer auf und ab, und bemerkte an demselben eine Vertiefung, die vermuthlich durch den Regen war ausgewaschen worden. Wenn du, dachte er bei sich selbst, in diese Vertiefung Seewasser trügest, und es vertrocknen ließest, so würde das Salz, das in dem Seewasser ist, zurückbleiben.

Voll Freude über diesen Einfall, stach er sogleich Erde aus; legte sie an das Ende der Vertiefung, durch welches das Regenwasser abzufließen pflegte, trat sie fest, und machte auf diese Weise einen Damm, welcher das Seewasser aufhalten sollte; und nun wollte er sogleich anfangen, Seewasser in die Vertiefung zu schöpfen — aber da standen die Ochsen am Berge. Da war kein Eimer, kein Topf, kein Krug, schlechterdings keins von den Schöpfgefäßen vorhanden, die er in seines Vaters Hause so häufig hatte hängen und stehen sehen.

Verdrießlich ging er fort und suchte sich, wie große Herren zu thun pflegen, durch die Jagd zu zerstreuen, auf welcher er ohne Jaghund und ohne Schießgewehr, blos mit seinem Stocke wieder einen Vogel erlegte.

Er hob ihn für den morgenden Tag auf, genoß die Ueberbleibsel von der Mittagsmahlzeit mit Salz und Sauerampfer, und legte sich dann zur Ruhe; — fand aber wenig Ruhe, weil ihm seine Salzfabrik gar nicht aus den Gedanken kam. Manche Leute haben schon die Erfahrung gemacht, daß sie in schlaflosen Nächten fanden, was sie

am Tage vergeblich ſuchten. Da die Seele in der Nacht von allen Geſchäften frei iſt, ſo kann ſie ihre Aufmerkſamkeit ganz auf die Sache richten, die ſie ſucht, und da alles um ſie herum ſtill iſt, ſo wird ſie im Suchen durch nichts unterbrochen. Dieß erfuhr jetzt auch unſer Glaskopf. Nachdem er in Gedanken alles, was er beſaß, durchgemuſtert hatte, ſo kam er endlich auf die Rindsblaſe, die er von der Kuh aufbewahrt hatte. Mit dieſer, dachte er, kannſt du Waſſer ſchöpfen und es nach der Grube tragen.

Es war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen fiel, ſobald er auf dieſen Einfall kam, und er ſchlief noch einige Stunden recht ruhig.

Gleich nach dem Erwachen machte er Anſtalt, ſeinen Einfall auszuführen. Ohne Frühſtück zu genießen, welches ehedem eins ſeiner vorzüglichſten Vormittagsgeſchäfte geweſen war, ſuchte er ſogleich ſeine Rindsblaſe auf, ſchnitt den oberen Theil davon weg, lief an die See, ſchöpfte die Blaſe voll, und goß das Waſſer in die Grube aus, aber ſo wie er es ausgegoſſen hatte — weg war es. Die durch die Sonnenhitze ausgetrocknete Erde hatte ſogleich alles in ſich gezogen. Er holte eine andere Blaſe voll, und es ging damit eben ſo. Gegen fünfzig Blaſen voll mochte er wohl ausgegoſſen haben, ohne daß Waſſer zurück blieb. Da kam er zum Glücke auf den Gedanken, die Ritzen in der Erde zuſammen zu treten. Nun hielt endlich die Grube Waſſer. Sobald es aber zu ſteigen anfing, lief es wieder durch die Ritzen der Seitenwände ab, die er daher auch zu verſtopfen ſuchen mußte. Erſt nachdem er eine ganze Woche faſt ununterbrochen mit Waſſertragen zugebracht, und nur wenig Zeit davon zur Jagd und zur Bereitung ſeiner Mahlzeit angewendet hatte, ſah er ſeinen

Wasserbehälter gefüllt. Da die Sonne immer sehr heiß schien und kein Regen einfiel, so war nach vierzehn Tagen das Wasser verdunstet, und er hatte wieder etwas Salz gewonnen, das er sorgfältig in seiner Hütte aufhob.

Er setzte nun seine Salzbereitung fort; selten aber gelang sie ihm so wie dießmal. Sobald Regenwetter einfiel, war seine Mühe vergebens. Die Salzgrube lief über, und das Regenwasser, das die Grube füllte, ließ kein Salz zurück. Bisweilen fiel der Regen auch so stark, daß der Damm durchbrochen wurde, dessen Wiederherstellung immer viel Mühe machte.

Glaskopf bekommt Gesellschaft.

Einmal, als er gerade alle seine Arbeiten vollendet hatte und nicht wußte, was er vornehmen sollte, entschloß er sich, am Ufer des Flusses hinauf zu gehen und zu suchen, ob er nicht ein neues Nahrungsmittel entdecken könnte. Er war nicht gar weit gegangen, so sah er ein Geschöpf, so groß wie ein achtjähriges Kind, das sich sehr anstrengte, eine Wurzel aus der Erde zu holen. Anfänglich hielt er es für einen Affen, und war schon halb und halb Willens, ihm mit seinem Stocke einen Schlag zu geben. Sobald er aber näher kam, sah er, daß es ein völlig unbekleideter Knabe war. Neben ihm lag ein Todtenkopf.

Glaskopf stand da wie versteinert, und wußte gar nicht, was er dazu denken und sagen, und wie er sich dabei benehmen sollte. Er hatte in seiner Jugend viel von

Menſchenfreſſern gehört, und er kam nun auf den Gedanken, daß dieſer Knabe ein junger Menſchenfreſſer ſein möchte. Gott! dachte er, was wird aus dir werden, wenn dich der junge Menſchenfreſſer entdeckt. Er wird ſeine Eltern herbeirufen — ſie werden dich morden und braten, und in ein Paar Tagen ſpielt das Ungethüm vielleicht auch mit deinem Schädel. Eben war er im Begriff, zurückzuſchleichen, aber es war zu ſpät — der Knabe richtete ſich auf, und bemerkte ihn. Noch hätte er ſich durch ein Paar Sprünge retten können, aber er war ſo betäubt, daß ihm dieß nicht einfiel.

Der Knabe machte gewaltig große Augen als er Glaskopf erblickte; er beſah ihn vom Kopfe bis auf die Füße, dann nahm er ſeinen Todtenkopf, weinte und ſagte: „Vater! Vater!“

Man ſtelle ſich die Freude vor, die Glaskopf empfand, als er nach ſo langer Zeit das erſte deutſche Wort wieder hörte. Der, dachte er bei ſich ſelbſt, kann kein Menſchenfreſſer ſein. Er bot dem Knaben die Hand, die dieſer mit großer Schüchternheit ergriff, und fragte ihn: „wo iſt denn dein Vater?“

„Er zeigte auf den Schädel und ſagte wieder: ‚Vater.“

Glaskopf that noch verſchiedene Fragen an ihn, auf die er aber keine Antwort erhielt. Statt zu antworten, zog ihn der Knabe mit ſich fort, und brachte ihn an einen Berg, in dem eine Oeffnung war, die zu einer Höhle führte. Als ſie in dieſelbe traten, rief er wieder mit kläglicher Stimme: „Vater! Vater!“

Da es in der Höhle dunkel war, ſo getraute ſich Glaskopf nicht tiefer hinein zu gehen, ſondern zog den Knaben

zurück, ſtreichelte ihm die Backen, und ſagte: „ich will dein Vater ſein.“

Das verſtand aber der Knabe nicht recht, denn er wußte kein deutſches Wort, als — das Wort Vater; das Streicheln der Backen hingegen verſtand er, und bekam Zutrauen zu Glaskopfen. Dieſer führte ihn mit ſich in ſeine Wohnung, und ſetzte ihm vor, was ſeine Küche vermochte. Dieß war ein Stück gebratener Vogel und etwas Sauerampfer. Der Knabe verzehrte es begierig und biß dazu immer etwas von ſeiner Wurzel ab. Glaskopf wollte auch etwas von dieſer Wurzel haben, und gab es dem Knaben zu verſtehen. Dieſer reichte ſie ihm ſogleich willig, Glaskopf ſchnitt ein Stück davon ab und fand es ſehr ſchmackhaft. Vor Freude über dieſen Fund umarmte er ſeinen Gaſt, ſtreichelte ihm die Backen, und gab ihm auf allerlei Art zu verſtehen, daß er es gut mit ihm meine.

Als es dunkel wurde, zog er ihn mit ſich auf ſeine Kuhhaut. Der Knabe folgte, da er aber auch den Todtenkopf mitnehmen wollte, nahm ihn Glaskopf und warf ihn fort. Da ſchrie der Knabe jämmerlich: „Vater! Vater!“ holte den Todtenkopf wieder, und ſein Wirth mußte ihm erlauben, ihn mit auf die Kuhhaut zu nehmen.

Der Knabe ſchlief ſogleich ein, Glaskopfen kam aber einige Stunden kein Schlaf in die Augen. Er überdachte die Geſchichte des Tages und fand in derſelben ſo viele Beweiſe der göttlichen Liebe, daß er bis zu Thränen gerührt war. Er hatte einen Geſellſchafter gefunden, ein neues Nahrungsmittel entdeckt, hatte eine Höhle kennen lernen, die ihm vielleicht zu einer bequemeren Wohnung dienen konnte. Er überlegte, wie er dieß alles benutzen wolle, dankte dem himmliſchen Vater herzlich, und verſprach, daß

er den gefundenen Knaben wie ſeinen Sohn behandeln und ihn zu allem Guten erziehen wolle.

Mit dieſem Vorſatze ſchlief er ein.

Glaskopf wird Schulmeiſter.

Den folgenden Tag nach verrichtetem Morgengebete (denn Glaskopf war jetzt ſo an das Beten gewöhnt, daß er es weder bei dem Aufſtehen noch bei dem Schlafengehen vergaß, auch den Tag über manches Gebet verrichtete) nahm er ſein Söhnchen vor, und bemühete ſich, ihn Deutſch zu lehren. Er zeigte ihm alle Theile des Kopfs und nannte ſie, z. B. Auge, Naſe, Mund, Zähne, und der Knabe ſprach ſie nach. Dann fragte er, wo ſind die Zähne? wo der Mund? der Knabe zeigte darauf.

Weiter fragte er: was iſt das? (indem er auf die Zähne zeigte).

Zähne, antwortete der Knabe.

Gl. Was iſt das? (indem er auf die Naſe wies).

Kn. Naſe.

So ließ er ſich alle die Theile hernennen, deren Namen er ihm vorgeſagt hatte, und er wußte ſie beinah alle.

Dadurch nun, daß der Knabe alle dieſe Namen ſo leicht gefaßt hatte, wurde Glaskopf vollkommen überzeugt, daß ſein Findling ein junger Deutſcher ſein müſſe, der ſeine Sprache vergeſſen habe, weil er ſie ſchon lange weder gehört noch geſprochen hätte. Er faßte ihn bei der Hand, um ihn mit auf die Jagd zu nehmen. Als er aber kaum

einige Schritte von der Hütte entfernt war, fiel ein ganzer Schwarm Stechfliegen auf den armen Knaben, die ihn so sehr peinigten, daß er jämmerlich schrie. Glaskopf verscheuchte sie, und führte ihn in seine Hütte zurück.

Auf der Jagd erlegte Glaskopf einen Vogel. Indem er ihn so in der Hand trug, hatte er allerlei Gedanken. Unter andern dachte er bei sich selbst: diese Vögel werden von keinem Ungeziefer gestochen. Und warum? weil sie mit Federn bedeckt sind.

Hm! dachte er weiter, wenn du deinen Findling auch mit Federn bedecktest, so würden ihm die Stechfliegen auch nichts mehr anhaben.

Aber wie? das war nun die große Frage, die er sich nicht beantworten konnte. Er schlenderte also fort, kam zu seiner Hütte, fand daselbst seinen Pflegesohn, und setzte sich auf seine Kuhhaut, um den Vogel zu rupfen. Indem er sich aber so auf die Kuhhaut setzte, fuhr ihm der Gedanke, wie ein Blitz, durch den Kopf, sollte es nicht möglich sein, den Vögeln eben so die Haut abzuziehen wie der Kuh? Von diesen Häuten könntest du dem Knaben eine Kleidung machen — in der Folge auch für dich eine. — Vor Freuden über diesen Einfall sprang er von der Kuhhaut auf, lief hin und her, setzte sich wieder — nahm sein Brodmesser — und versuchte, den Vogel auszubalgen — aber — es ging nicht. Das Messer war dazu zu stumpf.

Er ließ indeß den Muth nicht gleich sinken, suchte einen Stein auf, begoß ihn mit Wasser, und schliff darauf sein Messer mit so gutem Erfolge, daß er wirklich den Vogel nun damit ausbalgen konnte. Freilich bekam der Balg einige Löcher; es war aber auch der erste Versuch, und er hoffte, die künftigen würden ihm besser gelingen.

Während der Ausbalgung ſetzte er den Unterricht ſeines Zöglings fort, nannte ihm den Vogel, den Schnabel, die Federn, die Flügel, die Füße, das Meſſer u. dgl., welches der Knabe alles recht gut merkte. Darüber freute ſich Glaskopf ſehr, da ihm ſehr viel daran gelegen war, einen Menſchen um ſich zu haben, mit dem er ſprechen konnte.

Ehe er ſeinen Braten noch an den Bratſpieß ſteckte, fiel ihm die Wurzel ein, die ihm den Tag zuvor ſo gut geſchmeckt hatte, und er wünſchte zu der heutigen Mahlzeit auch wieder eine zu haben. Er nahm alſo ſeinen Pflegeſohn bei der Hand und ſagte: nnn wollen wir Wurzeln ſuchen. Dieſer verſtand ihn aber nicht, und weil er die ſtechenden Inſekten ſcheuete, ſo ſträubte er ſich und wollte nicht mit gehen.

Da kratzte Glaskopf mit den Nägeln in die Erde, ſtellte ſich als wenn er eine Wurzel heraus zöge, ſie zum Munde führte und kauete. Dieß verſtand der Kleine, folgte ihm, duldete die Stiche der Inſekten, und führte ſeinen Lehrmeiſter auf einen Platz, wo die geſuchten Wurzeln ſich in Menge befanden. Sogleich machte ſich Glaskopf darüber her, grub mit ſeinem Meſſer einige aus und eilte damit nach ſeiner Wohnung, wo er eine gute Mahlzeit hielt. Der Braten wurde mit Salz verzehrt, ſtatt des Salats Sauerampfer, und ſtatt des Brods Wurzeln dazu gegeſſen.

Nach aufgehobener Tafel nahm Glaskopf ſeinen Kleinen freundlich in die Arme, verſuchte ſich ihm auf mancherlei Art verſtändlich zu machen, und brachte ihm wieder verſchiedene Worte bei.

Jetzt fiel es ihm ein, daß der Kleine auch einen Namen haben müſſe. Weil er ihn über dem Ausgraben einer

Wurzel zuerſt angetroffen hatte, ſo nannte er ihn Wurzel, und zum Vornamen gab er ihm ſeinen eigenen — Heinrich. „Du ſollſt,“ ſagte er, „Heinrich Wurzel heißen. Verſtehſt du?“

Heinrich Wurzel antwortete: Heinrich Wurzel, und lief fort, um eine Wurzel zu holen, weil er ſchon gemerkt hatte, was eine Wurzel ſei. Aber eben hieraus, daß er, als ſein Name ausgeſprochen wurde, nach Wurzeln lief, konnte Glaskopf ſchließen, daß er ihn nicht verſtanden habe.

Ein zwiefacher ſchwerer Verluſt.

Da der Tag kühl wurde und die Inſekten ſich verloren, ging Glaskopf aus ſeiner Hütte, um einige Stämmchen abzuſchneiden, die er zur Ausbeſſerung ſeiner Hütte anwenden wollte. Heinrich Wurzel ſah dieſer Arbeit zu, nahm dann das Meſſer und verſuchte, ob er nicht auch ein Stämmchen abſchneiden könne. Indeß trug Glaskopf ſeine Stämmchen fort, und bald folgte ihm auch der kleine Wurzel nach. Es wurde nun Anſtalt zur Abendmahlzeit gemacht, und der Reſt des gebratenen Vogels aufgetragen. Da ihn aber Glaskopf zerlegen wollte, fehlte ihm das Meſſer. Dieß gab ihm einen Stich an's Herz.

„Heinrich,“ fragte er, „wo haſt du denn das Meſſer?“

„Meſſer, Meſſer,“ antwortete dieſer, und lief fort, um es zu holen, kam aber bald wieder zurück, ohne es gefunden zu haben. Glaskopf wurde dadurch ſo entrüſtet, daß er ihm ein Paar derbe Ohrfeigen gab. Der Knabe that einen heftigen Schrei, ſprang zur Hütte hinaus, Glaskopf

hinter ihm her, und rief: „Heinrich Wurzel! ſo bleib doch.“ Aber Heinrich Wurzel ließ nichts wieder von ſich hören und ſehen. Wohl zwei Stunden kroch Glaskopf im Dunkeln herum und rief ſeines Pflegeſohns Namen, es erfolgte aber keine Antwort.

Es kann manchem ſein Haus abbrennen, ohne daß er den Schrecken und den Jammer empfindet, den jetzt Glaskopf fühlte, weil es ihm vorkam, als wenn er jetzt alles verloren habe, und als wenn es mit ihm ganz und gar aus ſei. Die ganze Nacht brachte er ſchlaflos zu, und obgleich er, ſeitdem er aus der menſchlichen Geſellſchaft geſtoßen war, in jeder Verlegenheit zum Gebete ſeine Zuflucht nahm, ſo war doch ſein Kopf jetzt ſo verwirrt, daß es ihm unmöglich war, zu beten. Kaum wurde es hell, ſo lief er fort und rief ſo laut er konnte, „Heinrich Wurzel!“ aber Niemand antwortete ihm. Er ſuchte nach ſeinem Meſſer, fand es aber nicht.

Viele Meſſer hatte Glaskopf, beſonders da er noch Glasköpfchen war, verloren, ohne daß er es ſich zu Herzen genommen hätte. Er brauchte es nur dem Vater zu ſagen, ſo kaufte ihm dieſer ein anderes. Auch dießmal würde er über das Meſſer nicht ſo viel Aufhebens gemacht haben, wenn er nur zu ſeinem Vater hätte kommen können. Das konnte er aber leider nicht.

Es verging ihm jetzt Eſſen und Trinken. Er ſetzte ſich traurig an das Flüßchen, und legte den Kopf in die Hand. Da wurde der Kopf nach und nach ruhiger, und er ſah jetzt ein, wer an dem Herzeleid, das ihm begegnet war, eigentlich Urſache geweſen ſei. Nicht Heinrich Wurzel, wie er bisher geglaubt hatte, ſondern er ſelbſt. Du hätteſt, ſagte er zu ſich ſelbſt, dem einfältigen Jungen das Meſſer

nicht geben, und, da er es verloren hatte, ihn deßwegen nicht ſchlagen ſollen. Ach! hier richtete er die Augen gen Himmel, und ſprach: ich habe nicht recht gethan! lieber himmliſcher Vater! aber — vergib mir — laß mich nicht umkommen — ich will mich beſſern u. ſ. w.

Nun ſtand er auf, ging an dem Ufer des Flüßchens fort, und kam zu der Höhle, die ihm ſein entlaufener Zögling gezeigt hatte. Hier, dachte er, ſteckt er gewiß. Er rief alſo einigemal hinein, erhielt aber keine Antwort. Hinein zu gehen getraute er ſich wegen der Dunkelheit nicht, und ein Licht anzuzünden, wollte ihm auch nicht gelingen. Er beſtieg alſo den Berg, in dem die Höhle war, um ſich da nach Heinrich Wurzeln umzuſehen, ſah aber nichts, als vor ſich die See und hinter ſich ein mit Bäumen und Sträuchen bewachſenes Land.

Ein koſtbarer Fund.

Bei dem Herabſteigen ſah Glaskopf indeß doch etwas, das ihm ſo viele Freude machte, daß er alles Herzeleid vergaß, einen — kleinen Koffer, der in einem Buſche lag, und den vermuthlich die Gewalt des Pulvers von dem untergegangenen Schiffe hierher geworfen hatte.

Als Glaskopf den Koffer erblickte, rief er aus: „Ach Gott! du verläßt mich nicht! Mag in dem Koffer ſein, was da will — ich kann alles brauchen.“ Freudig nahm er ihn und trug ihn nach ſeiner Wohnung.

Aber nun entſtand ein neuer Kummer — er wußte nicht, wie er ihn öffnen ſollte. Er war gut verſchloſſen, und überdieß noch mit ein Paar Vorlegeſchlöſſern verſehen.

Er nahm einen Stein und verſuchte die Schlöſſer damit aufzuſchlagen, aber umſonſt. — Nachdem er den ganzen Tag gearbeitet hatte, war er noch immer nicht weiter gekommen. Den folgenden Tag verſuchte er den Boden einzutreten, er that es ſehr ungern, weil ihm der Koffer zu mancherlei nützlich ſein konnte. Da er aber kein anderes Mittel ſah, die in dem Koffer befindlichen Sachen zu bekommen, ſo mußte er ſich doch dazu entſchließen. Nachdem er eine Stunde lang bald darauf getreten, bald große Steine darauf geworfen hatte, gelang es ihm endlich, den Boden zu ſprengen.

Als er noch Glasköpfchen war, pflegten ihm ſein Vater und ſeine ſelige Großmutter immer auf Weihnachten ein Paar Bäumchen zu putzen und mit Roſinen, Mandeln und Marcipan zu behängen, auch Pfefferkuchen, hölzerne und bleierne Soldaten, Bilderbücher, Meſſer, Pfeifen und andere dergleichen Raritäten daneben zu legen, und Wachsſtöckchen dabei anzuzünden. Da ſchlug denn Glasköpfchen in die Hände, und war vor Freude außer ſich. So herzlich hatte er ſich aber dabei nie gefreut, als jetzt, da er die Sachen ſah, die in den Koffer gepackt waren. Es waren lauter Eiſen und Stahlwaaren, z. B. Meſſer, Federmeſſer, Scheeren, Beile, Handſägen, Feilen und — Angelhaken. Er beſah jedes Stück einzeln, legte es wieder hin, beſah es noch einmal und ſo ging der ganze Vormittag mit Beſehen hin.

Endlich ſteckte er ein großes Taſchenmeſſer zu ſich, und grub damit einige Wurzeln aus, die er ſtatt der Mittagsmahlzeit verzehrte, weil er vor großer Freude vergeſſen hatte, ſich einen Braten zuzubereiten. Während des Eſſens war ſein Dichten und Trachten darauf gerichtet, ſich eine

Angel zu verfertigen. Angelhaken hatte er bereits, die Angelruthe konnte er ſich auch leicht verſchaffen, woher aber die Schnur kommen ſollte? dieß konnte er nicht ſo leicht ausfindig machen. Er muſterte in Gedanken ſeinen ganzen Reichthum durch, um etwas zu finden, woraus er die Angelſchnur verfertigen könne. Endlich blieb er bei dem Kuhſchwanze ſtehen, holte eine Scheere, ſchnitt damit die langen Haare, die unten daran waren, ab, knüpfte mehrere an einander, bis ſie die gehörige Länge hatten, drehte ſie dann zuſammen, knüpfte einen Angelhaken daran, ſchnitt dann ein ſchlankes Bäumchen ab, knüpfte das andere Ende der Schnur daran, und ſo war die Angel fertig. Schade, daß eben die Nacht einfiel, ſonſt würde er damit ſogleich einen Verſuch gemacht haben. So aber mußte er den Fiſchfang bis den folgenden Tag anſtehen laſſen.

Auf der Kuhhaut beherzigte er von Neuem recht, wie viel Vortheile die Menſchen einander durch ihren Fleiß verſchaffen, was für ein hülfloſes Geſchöpf er geweſen wäre, ſo lange ihm die Werkzeuge, am Ende ſogar das Taſchenmeſſer gefehlt hatten, und wie viel er nun werde zu Stande bringen können, da er ſo viele Werkzeuge beſäße, die durch den Fleiß ſeiner Mitmenſchen wären verfertigt worden! Da er auch glaubte, daß dieß alles ein Geſchenk Gottes ſei, ſo vergaß er nicht, ihm dafür recht herzlich zu danken, und ihm zu verſprechen, daß er ein recht guter Menſch zu werden ſich bemühen wolle.

Glaskopf wird Fiſcher und Garkoch.

Was er bei Tagesanbruch zuerſt that, läßt ſich leicht errathen. Er machte Anſtalt zur Fiſcherei; er wühlte in der Erde herum und ſuchte Regenwürmer, die er als Köder an den Angelhaken ſteckte, und nun warf er ihn aus.

Da das Waſſer an der Küſte von Fiſchen wimmelte, ſo drängten ſie ſich um den Köder. Kaum war er in's Waſſer gekommen, ſo hing auch ſchon ein Fiſch an der Angel, den er heraus zog. In wenigen Minuten hatte er fünf Fiſche, und würde auch den ſechsten bekommen haben, wenn er nicht ſo groß geweſen wäre, daß die Schnur zerriß, als er ihn herausziehen wollte.

Freudig eilte er mit ſeiner Beute nach Hauſe, um ſich daraus eine Mahlzeit zu bereiten. Da fehlte ihm aber der Fiſchkeſſel, in dem er die Fiſche hätte ſieden können. Jedoch, da ihm ſchon ſo manches gelungen war, ſo hoffte er auch etwas erfinden zu können, womit er ſeine Fiſche, wenn auch nicht zu ſieden, doch wenigſtens braten könnte, und er erfand es wirklich. Eines von den Häuſern, die er ſonſt am liebſten beſuchte, war — die Garküche. Hier hatte er einen Roſt geſehen, auf welchem die Bratwürſte über Kohlen gebraten wurden. Noch ſchmeckten ſie ihm gut, wenn er daran dachte. Die Begierde, auch einen ſolchen Roſt zu haben, trieb ihn an, recht ſcharf darüber nachzudenken. — Es gelang ihm — der Roſt war erfunden.

Man höre wie er es anfing! Zuerſt trug er dürres Holz zuſammen und brannte es zu Kohlen. Während der

Zeit, daß es verkohlte, weidete er seine Fische aus, und bestreute sie inwendig und auswendig mit Salz. Dann stellte er zu beiden Seiten der Kohlenmasse ein Paar Steine von gleicher Höhe, legte darüber vier von den Beilen, die er im Koffer gefunden hatte, und auf dieselben die Fische. Diese brieten nach Herzens Wunsch. Er wendete sie um, und labte sich erst an dem angenehmen Geruche, den sie von sich gaben, dann aber auch an den Fischen selbst, die er nebst einer Wurzel verzehrte. So gut hatte ihm lange keine Mahlzeit geschmeckt.

Sein Kleinmuth war nun ganz verschwunden, und er machte jetzt allerlei Pläne, wie er seine kümmerliche Lage verbessern wollte. Zuerst verfertigte er eine neue Angelschnur, und damit sie ihm nicht wieder zerreißen möchte, machte er sie noch einmal so stark als die erste gewesen war. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, sich täglich so viele Fische zu verschaffen, als er bedurfte. Um aber bei seinen Mahlzeiten Abwechselung zu haben, ging er auf die Jagd, und erlegte von Zeit zu Zeit einen Vogel.

Da er jetzt mit Federmessern versehen war, so war es ihm leicht, die Vögel auszubalgen. Die Bälge rieb er mit Salz ein, hängte sie in seiner Hütte auf, und dachte immer nach, wie er sich daraus eine Kleidung verfertigen könne, deren er sich bedienen wollte, wenn ihm seine gegenwärtige Kleidung, die immer mürber wurde, vom Leibe fallen würde. Mit einer Handsäge sägte er ein Stämmchen ab, und schnitzte daraus einen Stiel, an dem er eins von den gefundenen Beilen befestigte.

Wer war jetzt glücklicher als Glaskopf. Er hatte Messer, Federmesser, eine Angel, ein Beil, einen Rost, täglich Fisch und Braten — wenn er doch nur einen Ge-

fellschafter gehabt hätte, mit dem er ein vernünftiges Wort hätte sprechen können.

Wird Glaskopf seinen Pflegesohn nicht wieder aufsuchen?

Da er aus guten Gründen vermuthen konnte, daß Heinrich Wurzel in der Höhle stecke, bei welcher er ihn gefunden hatte, so machte er Anstalten, sie zu untersuchen. Die Ursache, warum dieß bis jetzt noch nicht geschehen war, lag in dem Mangel an einem Lichte. Er dachte darüber nach, wie er es sich verschaffen könne, und sein Nachdenken war auch dießmal gesegnet.

In der Nähe seiner Hütte standen einige harzige Bäume, die mit unsern Kiefern viel Aehnlichkeit hatten. Davon fällte er einen mit seinem Beile, schnitt daraus dünne Spähne, zündete sie an, und sah mit Vergnügen, daß sie wie Fackeln leuchteten. Er versah sich mit einem hinlänglichen Vorrathe davon, zündete eine an und trat dann, nachdem er einen gebratenen Fisch zu sich gesteckt hatte, mit dem Beile unter dem Arme seine Wallfahrt in die Höhle an.

Bei dem Eintritte in dieselbe entdeckte er sogleich ein Menschengerippe, an dem verschiedene Lumpen von der Kleidung hingen, die es getragen hatte, da es noch lebte. Er hielt es sogleich für Wurzels Vater, doch Wurzeln selbst sah er nicht. Da ihm nun an diesem mehr als an dem Gerippe gelegen war, so leuchtete er in alle Ecken der Höhle, und vernahm endlich eine klägliche Stimme, die

rief: „Vater! Vater!“ Zugleich that der Kleine, von dem die Stimme kam, einen Sprung, um ihm zu entwiſchen. Glaskopf verrannte ihm aber den Paß und faßte ihn bei der Hand. Dießmal hielt er aber nicht ſo ſtill, wie das erſtemal, ſondern kratzte und biß um ſich, wie eine Katze, ſo daß Glaskopf ſeine Hand mußte fahren laſſen. Damit er ihm nicht entwiſchen möchte, ſtellte er ſich an den Eingang der Höhle und redete ihn mit ſanfter Stimme an: „Lieber Heinrich! bleib doch! ich will dich nicht wieder ſchlagen“ Zugleich reichte er ihm den gebratenen Fiſch und ſtreichelte ihm die Backen.

Heinrich wurde nun wieder zahm, und da ihm Glaskopf die Hand gab, nahm er ſie an, und kratzte und biß nicht mehr.

Jetzt ging Glaskopfs vorzüglichſte Sorge dahin, die Höhle zu unterſuchen, ob ſie bewohnbar ſei, und ob Wurzels Vater nicht etwas hinterlaſſen habe, das er als Erbſchaft in Beſitz nehmen könne. Da fand er aber wenig. Unter den vermoderten Lumpen und Knochen lag zwar ein Beutel voll holländiſcher Dukaten, eine goldene Uhr und ein Paar ſilberne Schnallen. Was konnte ihm dieß aber helfen? Von den ſilbernen Schnallen konnte er nicht lange Gebrauch machen, weil ſeine Schuhe ſchon ſo zerriſſen waren, daß ſie in Kurzem ganz unbrauchbar werden mußten. Ein Paar neue Schuhe wären ihm lieber geweſen. Die Uhr ſtockte und kam auch nicht wieder in Gang, als er ſie aufzog, und die Dukaten, die nützten ihm ſo wenig als Kieſelſteine, weil Niemand da war, von dem er dafür etwas hätte kaufen können; doch ſteckte er dies Alles zu ſich. An der einen Seite der Höhle fand er Wurzeln zu-

ſammengetragen, die aber, da ſie ſchon lange gelegen hatten, vermodert waren.

Mitten in der Höhle war eine Erhöhung etwa drei Fuß hoch, welche der vorige Bewohner wahrſcheinlich mit vieler Mühe zuſammengetragen hatte. Sie war mit Blättern beſtreut, und Glaskopf vermuthete, daß dieß die Lagerſtätte des Verſtorbenen geweſen ſei, die er ſich zubereitet hatte, weil es auf dem Boden der Höhle etwas feucht war. Er beſtieg dieſelbe, und that da noch einen Fund, der ihm lieber war, als die ganze übrige Erbſchaft, die er in Beſitz genommen hatte. Es war ein Pſalmbuch und eine Schreibtafel. Als er das erſtere aufſchlug, fielen ihm die Worte in die Augen: Iſrael hat demnach Gott zu Troſt, wer nur reines Herzens iſt. „Ja," ſagte er, „Gott, du warſt bisher mein einziger Troſt, und wirſt es auch künftig ſein, wenn ich nur mein Herz immer rein erhalte." Er drückte das Pſalmbuch an ſein Herz und küßte es.

Mit der erhaltenen Erbſchaft beladen, zog er nun, in Begleitung ſeines lieben Heinrichs, nach ſeinem Quartiere zurück, fing ſich etliche Fiſche, briet ſie, verzehrte ſie mit ſeinem Pflegeſohne, und ſprach während der Mahlzeit beſtändig, in der Hoffnung, daß dieſer ſich nach und nach dazu gewöhnen würde, die Sprache zu verſtehen.

Nach geendigter Mahlzeit nannte er ihm wieder die Namen der Dinge, die in der Hütte waren, z. E. Beil, Meſſer, Federmeſſer, Schreibtafel, Pſalmbuch, die der Kleine ihm nachſprechen mußte. Dann ſagte er: Wo iſt das Pſalmbuch? Wo das Beil? Wo das Meſſer? u. ſ. w. und ſein Schüler zeigte ihm alles. Vor Freuden umarmte und küßte er ihn.

Glaskopf bezieht ein neues Quartier.

Nun wurde überlegt, ob es rathſamer ſei, im alten Quartiere zu bleiben, oder die Höhle zu beziehen. Nachdem alles hin und her wohl erwogen worden war, fiel der Entſchluß dahin aus, daß er die Höhle beziehen wolle, weil in derſelben mehr Schutz gegen die Sonne und den Regen zu finden war.

Mit der Veränderung des Quartiers gab es nun freilich nicht ſo viele Schwierigkeiten, als hier zu Lande, denn auch der ärmſte Bürger hat mehr Hausrath fortzuſchaffen, als Glaskopf. Dennoch fanden ſich wenigſtens einige Schwierigkeiten, denn auch der ärmſte Bürger hat oder borgt eine Schiebekarre. Dieſe hatte aber unſer Glaskopf nicht, und konnte ſie auch nicht geborgt bekommen. Er mußte alles forttragen.

Das erſte, was er nach ſeinem Einzuge in die Höhle that, war, daß er die Gebeine von Heinrichs Vater herausſchaffte und mit Erde überſchüttete. Die Lumpen aber hob er auf, weil er glaubte, daß er ſie vielleicht in der Folge werde benutzen können. Dann fing er an, einen bedeckten Platz zur Aufbewahrung des Feuers zu verfertigen. Da ihm die von Zweigen zu dieſer Abſicht errichtete Hütte ein paarmal im Feuer aufgegangen war, ſo entſchloß er ſich jetzt, eine ſteinerne zu verfertigen, welches ihm auch nach ein Paar mühevollen Tagen gelang.

Nun dachte er mit ganzem Ernſte darauf, ſeinem lieben Heinrich eine Kleidung zu verfertigen. An Vogelbälgen fehlte es ihm nicht, Federmeſſer und Scheere hatte er auch, um ſie zuzuſchneiden, auch hatte er in ſeinem Koffer

einige Pfriemen gefunden, die er ſtatt der Nähnadeln gebrauchen konnte. Woher aber Zwirn bekommen? das war die große Frage. Da er indeß ſchon ſo manches erfunden hatte, ſo glaubte er, daß er auch etwas erfinden würde, deſſen er ſich ſtatt des Zwirns bedienen könne, und — er erfand es wirklich. Er nahm nämlich die Gedärme der Vögel, die, wie er hernach erfuhr, Pinguine hießen, reinigte ſie vom Unrathe, ſchnitt ſie aus einander, rieb ſie mit Salz ab, und drehete ſie hernach zuſammen, daß Fäden daraus wurden. Als er einen hinlänglichen Vorrath hatte, ſchritt er zum Werke und fing an zu ſchneidern.

Wenn freilich die ehrſame Schneiderzunft ſeine Arbeit unterſucht hätte, ſo würde ſie manches daran auszuſetzen gefunden haben; — zum Glück für ihn war aber keine Schneiderzunft da. Nach etlichen Tagen war Heinrich Wurzels Anzug fertig, und Glaskopf freute ſich nicht wenig darüber, als er ihn darin erblickte.

Aus ſeinem Pſalmbuche las Glaskopf täglich einen Pſalm, und wenn er gleich vieles davon nicht verſtand, ſo fand er doch in jedem wenigſtens einen Vers, der ihm eine wahre Seelenſpeiſe war, und ihn zum Guten ſtärkte.

Einmal las er auch einen Pſalm, über welchem ſtand: ein Pſalm Davids, der ihn ſehr erquickte. Er gerieth darüber in tiefes Nachdenken. Lieber Gott! dachte er bei ſich ſelbſt, was für eine herrliche Kreatur iſt doch der Menſch, wenn man ihn mit den Thieren vergleicht. Wenn dieſe ſterben, ſo iſt es aus mit ihnen; aber der Menſch kann auch nach ſeinem Tode noch Gutes ſtiften. Wie viele hundert Jahre mögen wohl vergangen ſein, ſeitdem der König David lebte, und gleichwohl tröſtet er mich noch mit ſeinen Pſalmen, in meiner Einöde. Lieber

Gott! gib ihm dafür eine recht vergnügte Stunde in der Ewigkeit.

Glaskopfs Sonntagsfeier.

Da Wurzels Kleidung so gut ausgefallen war, so hatte sein Erzieher nun nicht eher Ruhe, bis er auch selbst eine ähnliche besaß. Er schlug daher nun täglich einige Pinguine todt; nicht blos um des Fleisches, sondern vorzüglich um der Felle willen. Als er deren genug zusammen hatte, fing er wieder an zu schneidern, und brachte in einigen Tagen wirklich für sich eine Kleidung zu Stande, auf die er sich nicht wenig zu Gute that. Er legte nun seine europäische Kleidung ab, und nahm sich vor, nur Sonntags sie zu tragen. Es ging aber eine geraume Zeit hin, ehe es Sonntag wurde. Denn woher sollte der arme Schelm wissen, wenn es Sonntag wäre? einen Kalender hatte er nicht, und läuten, woran er sonst immer merkte, daß es Sonntag wäre, hörte er auch nicht. Es ist doch eine fatale Sache, dachte er bei sich selbst, wenn man aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen ist, man weiß gar nicht, wie man in der Zeit lebt.

Da ihm doch aber sonst der Sonntag immer der wichtigste Tag gewesen war, nicht sowohl des Gottesdienstes, sondern des Kuchens wegen, den sein Vater Sonntags backen, und des Bratens wegen, den er auftragen ließ, so entschloß er sich, selbst einen Sonntag zu machen. Morgen, sagte er, soll mein Sonntag sein. Da sein Sonntag anbrach, machte er einen Schnitt in den Baum, der zunächst an seiner Höhle stand, den folgenden Tag machte

er wieder einen ſolchen Schnitt; wenn nun ſieben ſolche Schnitte gemacht waren, ſo war bei ihm wieder der Sonntag eingetreten.

Dieſen feierte er dann auf folgende Art. Erſt legte er ſeine europäiſche Kleidung an, dann ging er mit Heinrichen in die Höhle, zündete zwei Spähne an, und ſang ein Lied. Weil er aber in der Schule nur zwei Lieder gelernt hatte: Befiel du deine Wege, und: Wer nur den lieben Gott läßt walten, ſo wechſelte er mit dieſen ab. Er bedauerte ſehr, daß er in ſeiner Jugend nicht ordentlich das Singen gelernt hatte, denn weil er es nicht ordentlich gelernt hatte, ſo konnte er es auch nicht recht, und zog ſo gewaltig unter, daß er bei dem dritten Verſe immer wieder aus einem höhern Tone anſtimmen mußte.

Nach geendigtem Geſange hielt er ein Gebet, in welchem er dem lieben Gott für alles empfangene Gute dankte, und ihm verſprach, ein guter Menſch zu werden; dann las er einen Pſalm. Dabei fiel ihm oft ein, wie ſchön es in ſeinem Vaterlande geweſen wäre, wo ſo viel gute Lieder geſungen, ſo viele erbauliche Predigten gehalten wurden. Dann entſtand immer bei ihm der Wunſch: wenn ich nur einmal wieder in eine Kirche kommen ſollte.

Nach geendigtem Gottesdienſte machte er einen Spaziergang und genoß dann eine Mahlzeit, die immer aus Fiſch und Braten beſtand, da er hingegen in den Wochentagen nur Fiſch oder Braten zu genießen pflegte. Dann machte er wieder einen Spaziergang, bis es dämmerig wurde.

Sein erſter Spaziergang war nach der See gerichtet. Mit wehmuthsvollem Blicke ſah er über dieſelbe hin, und wünſchte ein Schiff zu erblicken, auf dem er wieder in ſein

Vaterland reiſen könnte; aber er erblickte keins. Traurig ſetzte er ſich an das Ufer hin, legte den Kopf in die Hand, und wiederholte in ſeinem Herzen das Gelübde, daß er als ein recht guter Menſch unter ſeinen Mitmenſchen leben wolle, wenn ſich der liebe Gott ſeiner erbarmete und ihn wieder in die menſchliche Geſellſchaft zurück brächte.

Unterdeſſen kroch Heinrich Wurzel immer am Ufer hin und her. Als Glaskopf die Augen aufſchlug, ſah er, daß Heinrich etwas verzehrte. Geſchwind ſprang er auf, um zu ſehen, was der Knabe hatte. Da hatte er eine Muſchel in der Hand, die er begierig ausſchlürfte. Gleich darauf griff er nach einer andern, ſchlug ſie mit einem Steine auf, und wollte ſie auch ausſchlürfen. Pfui, Heinrich! rief ihm Glaskopf zu, was machſt du da? und wollte ihm die Muſchel wegnehmen. Dieſer lief aber geſchwind fort, und ſchlürfte ſie wieder aus, ſammelte auch noch mehrere ſolche Muſcheln, ſchlug ſie auf und verzehrte ſie. Das nahm Glaskopfen wunder. Er beobachtete den Knaben genau, um zu ſehen, ob ihm übel werden würde, dieſer blieb aber luſtig und guter Dinge.

Dieß machte Glaskopfen aufmerkſam. Er führte den folgenden Tag ſeinen Pflegeſohn wieder an die See, und da derſelbe abermals ſolche Muſcheln aufſuchte und verzehrte, fiel es ihm ein, daß er in ſeinem Vaterlande von Auſtern habe ſprechen hören, welche roh verzehrt würden. Er muthmaßte alſo, daß dieß auch Auſtern ſein möchten, die Heinrich noch von ſeinem Vater hätte kennen lernen, faßte Muth und ſchlürfte auch eine aus. Nach und nach gewöhnte er ſich daran, und fand, daß ſie gut ſchmeckten. Nun hatte er wieder ein Gericht mehr, mit dem er ſeine Tafel beſetzen konnte.

Den nächſten Sonntag, als er wieder einen Spaziergang machte, ging er an dem Ufer der See weiter, als er bisher gethan hatte, und fand da wieder etwas, das ihm viele Freude machte. Es waren Schalen von ſehr großen Muſcheln. Begierig ſammelte er ſie, und trug ſie nach Hauſe, in der Hoffnung, daß er ſie zu allerlei werde benutzen können. Er benutzte ſie denſelben Tag noch, indem er ſie als Trinkgeſchirre brauchte, mit welchen er für ſich und ſeinen Heinrich Waſſer ſchöpfte.

Die Regenzeit tritt ein.

Dieß war aber für lange Zeit Glaskopfs letzter Spaziergang geweſen. Denn nun fiel ein heftiger Regen ein, der acht Wochen lang dauerte, und ihn zwang, in ſeiner Höhle zu bleiben. So traurig dieß für ihn war, ſo dankte er doch dem lieben Gott herzlich, daß er ihm ſo vielerlei verſchafft hatte, um ſich ſeinen Zuſtand erträglich zu machen. Er hatte doch nun eine Wohnung, die ihn gegen den Regen hinlänglich ſchützte; er hatte einen Geſellſchafter, mit dem er ſich einigermaßen die Zeit vertreiben konnte, er hatte Spähne, die ſeine Wohnung erleuchteten, einen Anzug von Vogelbälgen, an dem der Regen ablief, und allerlei Werkzeuge.

Der Hunger zwang ihn, täglich auf die Jagd oder den Fiſchfang auszugehen, und die nöthigen Wurzeln einzutragen. Da er einmal einen Vogel ausbalgte, und das viele Fett, das er um die Gedärme fand, wie er ſonſt zu thun pflegte, wegwerfen wollte, fuhr ihm der Gedanke durch

den Kopf, ob er es nicht zu etwas benutzen könne. Mit den Gedanken ist es eine eigene Sache. Wenn man sie eine Zeit lang unterhält, so werden sie lebhafter und bringen uns oft auf mancherlei Einfälle, an die man sonst nicht gedacht hätte. So ging es jetzt unserm Glaskopf. Er legte den Zeigefinger seiner rechten Hand an die Nase, sah sich in seiner Höhle um — wup da hatte er einen Einfall, der unter Brüdern hundert Thaler werth war. Er sprang sogleich auf, um ihn auszuführen. Hört, wie er es anfing.

Er nahm eine Muschelschale, legte Pinguinenfett hinein, und setzte sie auf seinen Rost über die Kohlen, wo das Fett augenblicklich schmolz und zu Oel wurde. Dann lief er zu den Lumpen, die von dem Hemde noch übrig waren, das er an dem Todtengerippe gefunden hatte, schnitt ein Stückchen davon ab, drehete einen Docht daraus, legte es in das geschmolzene Fett, zündete es an — und die Lampe war fertig.

Vor Freuden nahm er seinen Heinrich, sprang mit ihm um die Lampe herum und trillerte ein Liedchen dazu. Es war wirklich Zeit, daß er diese Erfindung machte, da er schon ein paarmal in Gefahr gewesen war, sein Feuer zu verlieren. Die Spähne verbrannten die Nacht hindurch, und ein paarmal war das Feuer, das er außer der Höhle unterhielt, so abgebrannt, daß er des Morgens mit genauer Noth noch ein Paar Fünkchen davon in der Asche finden konnte. Nun war er gegen alle Besorgnisse gesichert, weil seine Lampe die ganze Nacht durch brannte.

Ob er es gleich in der Rechenkunst nicht gar weit gebracht hatte, so konnte er doch berechnen, daß die Lumpen, aus welchen er die Dochte verfertigte, nicht gar lange

dauern würden. Er entſchloß ſich alſo, den Tag über Spähne zu brennen, und nur ehe er zu Bette ginge, das Nachtlämpchen anzuzünden.

Während der Regenmonate war er um nichts mehr bekümmert, als womit er ſich beſchäftigen ſolle; eine Sorge, die ihm ſonſt gar nicht in die Gedanken kam. Jetzt fühlte er es recht innig, wie übel man ſich befinde, wenn man nichts zu thun hat. Er ſtellte daher täglich mit ſeinem Heinrich Sprechübungen an, und hatte das Vergnügen, zu ſehen, daß dieſer immer mehr verſtehen lernte, und auch zu ſprechen anfing. Da er mit ihm aber nur von Dingen ſprechen konnte, die zugleich konnten vorgezeigt werden, und in der Höhle nicht viel vorzuzeigen war, ſo dauerten dieſe Sprechübungen immer nicht gar lange. Er kam alſo auf den Einfall, ihn das Leſen zu lehren. Da ihm aber hierzu das ABCbuch mangelte, ſo machte er die gefundene Schreibtafel zu einem ABCbuche. Weil ſich in derſelben nichts befand, als das Verzeichniß der Ausgaben, die der vorige Beſitzer auf ſeiner Reiſe gemacht hatte, ſo löſchte er dieß aus, und ſchrieb das ABC und das AB Ab hinein.

Weil Glaskopf von den neuen Leſemethoden nichts gehört hatte, ſo machte freilich der kleine Heinrich ſehr langſame Fortſchritte. Da die Regenzeit vorüber war, ſo konnte er zwar das ABC der Reihe nach herſagen; wenn er aber gefragt wurde, wo iſt das D? wo das X? ſo wies er noch immer auf unrechte Buchſtaben.

Um die übrige Zeit auszufüllen, bediente er ſich der gefundenen Werkzeuge, und gab ſich Mühe, mit denſelben allerlei Hausgeräthe zu verfertigen. Damit ging es aber freilich auch etwas langſam. In ſeiner Jugend hatte er

nichts geschnitzt, als Torreln. Das erste also, was er zu Stande brachte, war — eine Torrel. Er lehrte seinen Heinrich den Gebrauch derselben, und weil er weder Mandeln noch Nüsse bekommen konnte, so spielte er mit ihm um kleine Steinchen, die er zu dieser Absicht gesammelt hatte. Dann brachte er, nach vielen mißlungenen Versuchen, ein Paar hölzerne Gabeln, und in der Folge ein Paar hölzerne Teller zu Stande, die aber freilich etwas plump ausfielen und die Rundung nicht hatten, welche die in manchen deutschen Dörfern gewöhnlichen hölzernen Teller zu haben pflegen. Aber einen Tisch zu verfertigen, das gelang ihm durchaus nicht. Es fehlten ihm die Bretter dazu, und diese zu schneiden, wollte ihm nicht gelingen. Die Regenzeit ging also vorbei, ohne daß ein Tisch zu Stande gekommen wäre.

Erst nach einigen Wochen gelang es ihm, mit einer Handsäge Bretterchen zu schneiden, und aus denselben etwas zu verfertigen, das wie ein Tisch aussah. Vergnügt stellte er sich an denselben mit seinem Heinrich und verzehrte auf Tellern mit Messer und Gabel einige gebratene Fische, nebst Wurzeln.

Während der Mahlzeit überlegte Glaskopf, ob es nicht auch möglich sei, ein Paar Stühle zu verfertigen. Mit den Sitzen und den Beinen war er in seinen Gedanken schon so ziemlich zu Stande gekommen; nur konnte er nicht mit sich einig werden, wie er die Lehnen verfertigen wolle.

Glaskopf erhält einen Beſuch.

Vielleicht hätte er es durch fortgeſetztes Nachdenken auch noch herausgebracht; da trug ſich aber unvermuthet etwas zu, das einen ſo großen Strich durch ſeine Rechnung machte, daß die Verfertigung der Stühle auf immer unterblieb. Er hörte — Menſchenſtimmen. Furcht und Freude machten, daß er am ganzen Leibe zitterte. Er ſchlich ſich an den Eingang der Höhle, um zu horchen, was für eine Sprache ſie redeten! da hörte er aber, daß ſie ſo kauderwälſch ſprachen, daß er kein Wort davon verſtand. Er glaubte nun gewiß, es müßten Wilde ſein, und eilte, um die Spähre auszulöſchen, damit das Licht derſelben ſeinen Aufenthalt nicht verrathen möchte. Es war aber zu ſpät. Die Menſchen hatten den Schein des Lichtes ſchon geſehen, waren ihm nachgegangen, und kaum war der eine Spahn ausgelöſcht, ſo erblickte Glaskopf auch drei Männer vor ſich, die ein lautes Gelächter aufſchlugen, als ſie die beiden in Vogelfelle gekleideten Höhlenbewohner vor ſich ſahen.

Was Glaskopfen einigen Muth machte, war, daß dieſe Leute wie Europäer gekleidet waren. Er machte ihnen alſo ein Kompliment, und bat, daß ſie ihn nebſt ſeinem Heinrich auf ihr Schiff nehmen möchten. Sie verſtanden aber kein Wort davon, als das Wort Schiff. Sie antworteten wieder etwas, wovon Glaskopf aber nichts verſtand, als das Wort Ship. Um wegen dieſer Sache in's Klare zu kommen, ſo nahm der eine Fremde Glaskopfen, der andere Heinrichen an die Hand, und führten ſie nach der See zu. Welche Freude! Da lag ein Schiff vor Anker.

Sie wurden auf daſſelbe gebracht und mußten ſich wieder auslachen laſſen. Da Glaskopf die Sprache des Schiffsvolks nicht verſtand, ſo trat ein Franzoſe heraus und fragte ihn, ob er franzöſiſch ſpräche? Dieß verſtand er und antwortete: non Monsieur. Da kam endlich ein Matroſe zum Vorſcheine, der ihn fragte: verſtehſt du Deutſch? Ach! ja! gab er zur Antwort, ich bin ein Deutſcher. Aber wer ſeid Ihr denn?

M. Amerikaner.

Gl. Da iſt alſo die kauderwälſche Sprache, die dieſe Leute da reden, wohl die Amerikaniſche?

M. Ach nein! Sie ſprechen Engliſch.

Gl. Warum denn das, wenn ſie Amerikaner ſind?

M. Sie ſind ihrer Herkunft nach Engländer, und behalten deßwegen ihre Sprache bei. Ich bin aus Deutſchland hierher gekommen, und ſpreche deßwegen Deutſch. Lange werde ich es aber auch nicht mehr ſprechen, denn vom Morgen bis zum Abend muß ich das engliſche Geſchnatter um mich hören, und habe keinen Menſchen um mich, mit dem ich ein deutſches Wörtchen ſprechen könnte. Es iſt mir daher lieb, daß ich einen Landsmann gefunden habe. Nun wollen wir uns auch auf Deutſch recht ſatt mit einander plaudern.

Jetzt trug der Befehlshaber des Schiffs dem deutſchen Matroſen auf, Glaskopfen nach ſeiner Herkunft und ſeinen Schickſalen zu fragen.

Glaskopf gab auf alle Fragen redlichen Beſcheid und der Matroſe ſagte dem Kapitän die Antworten im gebrochnen Engliſch.

Da der Befehlshaber hörte, daß Glaskopf mit einem holländiſchen Schiffe gefahren ſei, wurde er freundlicher

gegen ihn und ließ ihn fragen, ob er mit nach Amerika wolle? Da er dieß bejahte, befahl er, daß die Anker aufgewunden würden und das Schiff absegle. Als aber Glaskopf bat, ihm zu erlauben, daß er erst seine Habseligkeiten abholen dürfe, wurde ihm auch dieß zugestanden, und ihm der Deutsche nebst noch einem Matrosen mitgegeben. Der kleine Wurzel sprang auch mit.

Bei der Ankunft in der Höhle wechselte er zuerst die Kleider, und legte seine europäische Kleidung an, in deren Taschen sich die Verlassenschaft von Wurzels Vater befand. Seinen Begleitern ließ er nichts davon sehen, und that sehr wohl daran. Diese packten nun alles zusammen, die Kuhhaut, das Vogelkleid, nebst dem zerschlagenen Koffer mit Instrumenten, das Psalmbuch und die Schreibtafel. Heinrich Wurzel aber nahm seines Vaters Schädel und trug ihn mit fort.

Glaskopf verläßt seine Einsiedelei.

Bei seiner Ankunft auf dem Schiffe empfing ihn der Befehlshaber sehr liebreich. Zuerst gab er ihm eine Kiste, in die er seine Geräthschaften packen, und die er verschließen konnte. Man mußte es den Matrosen nachrühmen, daß sie bei dem Auspacken aus dem Koffer sehr behülflich waren, aber bei dem Einpacken in die Kiste ging es wohl nicht gar redlich zu, indem kaum die Hälfte von den Geräthschaften in die Kiste kam. Glaskopf merkte etwas, getraute sich aber nicht, etwas darüber zu sagen. Hierauf wurde ihm eine vollkommene Matrosenkleidung gereicht,

die er mit Dank annahm. Seine Schuhe und Strümpfe, die in dem erbärmlichſten Zuſtande waren, warf er ſogleich weg, die übrigen Kleidungsſtücke ſchloß er aber wohlbedächtig in die Kiſte, um, wie er ſagte, ein Andenken an die vorige Zeit zu haben, zugleich aber, um die Wahrheit zu geſtehen, damit er das, was darinnen ſteckte, vor den Raubvögeln, die ihn umgaben, deſto ſicherer verbergen könnte. Dabei ließ es der Befehlshaber des Schiffes nicht bewenden, ſondern es mußte auch den beiden neuen Paſſagieren eine Hühnerſuppe, ein Stück geräucherte Rindszunge und ein Nöſel rother franzöſiſcher Wein gereicht werden. Da ſolche Sachen lange nicht über Glaskopfs Zunge gekommen waren, ſo behagten ſie ihm ausnehmend, und er drückte und küßte dafür ſeinem Wohlthäter dankbar die Hand.

Dieſer fragte ihn, ob er als Matroſe dienen wolle? Er verſtand ſich gern dazu und ſein deutſcher Kamerad machte ſich eine Freude daraus, ihm die zum Matroſendienſte nöthigen Handgriffe zu zeigen.

Jetzt wurden die Anker in die Höhe gezogen, wobei Glaskopf treulich mit half, dann ſtieß das Schiff in die See. Glaskopf trat auf das Verdeck, faltete ſeine Hände, und dankte dem lieben Gott gar herzlich dafür, daß er ſein Gebet erhört, und ihn wieder unter Menſchen gebracht habe, wiederholte auch das Verſprechen, das er ſchon vielmal gethan hatte, daß er nämlich ſein Lebelang ein guter, fleißiger Menſch ſein wolle.

Des Abends wurde von dem Schiffsprediger eine Betſtunde gehalten, an welcher Glaskopf herzlichen Antheil nahm, ob er gleich von dem Gebete weiter nichts verſtand,

als höchſtens die Worte: God father. Er erhob ſich indeſſen in ſeinen Gedanken auch zu Gott, ſeinem Vater.

Den folgenden Tag gab er einen ſichern Beweis davon, daß er ſich gebeſſert habe. Ihm fiel nämlich ein, was er mit dem Gelde, der Uhr und den ſilbernen Schnallen thun ſolle, die er bei dem Gerippe von Wurzels Vater gefunden hatte, und ohne ſich lange zu bedenken, faßte er den Entſchluß, daß er nicht das Geringſte davon angreifen, ſondern Alles für ſeinen Heinrich aufbewahren wolle. Er hatte es auch gehalten, wie wir in der Folge hören werden. Da er gewiß wußte, daß niemals nach dieſen Sachen Nachfrage geſchehen würde, indem Niemand etwas davon wußte, daß er ſie zu ſich genommen habe, als der, der in's Verborgene ſieht, ſo bewies er durch ſeinen Entſchluß, daß er jetzt wahre Ehrfurcht gegen Gott und ſein Gebot habe.

Glaskopf macht mit ſeinem Landsmann nähere Bekanntſchaft.

Indem trat ſein Landsmann zu ihm, bot ihm einen guten Morgen, und fragte, ob er nicht Deutſch mit ihm ſprechen wolle?

Gl. Gern. Haſt du nicht gehört, ob deutſche Soldaten nach Amerika gekommen ſind?

Die Hülle und die Fülle. Sie werden aber von den Amerikanern nicht gern geſehen, ſie lauern ihnen daher in allen Winkeln auf, und wenn ſie kleine Trupps habhaft werden können, ſo machen ſie ſie nieder, oder nehmen ſie

gefangen. Ich bin auch mit den deutschen Truppen herüber gekommen.

Gl. So! Mit welchen denn?

L. Mit den Baireuthern.

Gl. Da bist du wohl desertirt?

L. Fi! Wer wird denn das thun? Ich ging einmal mit fünf Kameraden nach einem Bache, um Wasser zu holen. Indem wir uns bückten, fielen eine Menge Schüsse aus einem Busche, wovon sogleich zwei meiner Kameraden in's Gras gestreckt und einer in den Arm verwundet wurde. Wir Uebrigen füllten unsere Krüge mit Wasser und wollten zurücklaufen. Aber umsonst, sechs Amerikaner stellten sich uns in den Weg, hielten die Gewehre auf uns, und fragten: „Pardon?“ da war nun nicht lange Zeit zum Besinnen — wir streckten das Gewehr und sagten: „Pardon!“ Sogleich setzten sie ihre Hähne in Ruhe, durchsuchten die Taschen der Erschossenen, nahmen was sie bei ihnen fanden, und die Lebendigen führten sie mit sich in ihr Lager.

Da muß ich ihnen nun zum Ruhme nachsagen, daß wir gut von ihnen behandelt wurden. Den Blessirten brachten sie sogleich in das Lazareth, und die Gesunden fragten sie, ob sie Dienste bei den Amerikanern nehmen wollten? Da wir uns dazu nicht bereden ließen, so wurden wir an etliche Familien vertheilt, wo wir als Taglöhner ihre Aecker und Gärten bearbeiten mußten, wofür sie uns die Kost gaben. Meine Kameraden, die von Haus aus Bauern waren, standen sich dabei sehr gut, aber ich, der ich zu solchen Arbeiten nicht gewöhnt war, konnte es dabei nicht aushalten. Als ich also gefragt wurde, ob ich nicht als Matrose auf einem amerikanischen Schiffe Dienste

nehmen wolle, ſchlug ich ein und bin jetzt alſo, wie du ſiehſt, Matroſe. So etwas iſt mir in der Wiege nicht vorgeſungen worden.

Gl. Du biſt alſo wohl reicher Leute Kind?

M. Das wohl nicht; aber ich bin doch zu ganz andern Geſchäften beſtimmt geweſen, als zum Matroſendienſte. Mein Vater war Prediger in einer angeſehenen Stadt, und ließ mich die Kaufmannſchaft erlernen. Man war mit mir ſehr zufrieden, und da ich die Lehrjahre überſtanden hatte, kam ich als Handlungsdiener in ein angeſehenes Haus in Augsburg, für welches ich reiſen mußte.

Gl. Nu? Da wurdeſt du wohl auf der Reiſe weggenommen und unter die Soldaten geſteckt?

M. Ach Gott! wenn dieß wäre, ſo könnte ich mich noch beruhigen, aber ſo — ſich ſelbſt in's Unglück geſtürzt zu haben, das iſt ſchrecklich. Ich ſchäme mich, daß ich es ſagen ſoll.

Gl. Vor mir darfſt du dich nicht ſchämen. Es iſt auch mir vor der Wiege nicht vorgeſungen worden, daß ich Matroſe werden ſollte. Ich bin auch durch meine Schuld hier, und was du mir ſagſt, das bleibt unter uns.

M. Die Hand drauf! Höre alſo, und bedaure mich. Mein Vater und meine Mutter waren ſehr rechtſchaffne Eltern (hier fing er an bitterlich zu weinen) — ach jetzt werden ſie wohl vor Gram über die Schande, die ich ihnen anthat, im Grabe liegen. Sie ließen mir nicht nur guten Unterricht geben, ſondern pflanzten auch Gottesfurcht in mein Herz.

Gl. Die iſt das Beſte, was Eltern ihren Kindern mitgeben können.

M. Da ich von meinem Vater Abſchied nahm, drückte

er mich feſt an ſeine Bruſt und ſagte: Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigeſt, noch thuſt wider Gottes Gebot. So lange ich Lehrling war, führte ich auch einen chriſtlichen Lebenswandel, und konnte von allem meinem Thun Gott und der Welt Rechenſchaft geben. Da ich aber als Handlungsdiener angeſtellt wurde, ging es mit mir rückwärts. Ich gerieth in böſe Geſellſchaft, die von Gott und Religion ſehr leichtfertig ſprach. Sie verleitete mich, ein Haus zu beſuchen, wo ſtark geſpielt wurde. Ich ſpielte mit, gewann und verlor bisweilen. Der Verluſt war immer ſtärker als der Gewinn. Meinen Gehalt, der anſehnlich war, fraß der Spieltiſch. Meines Vaters Uhr, die er mir ſchickte, als ich nach Augsburg zog, ſetzte ich gegen 5 Dukaten auf ein Kartenblatt und verlor ſie.

Gl. Du armer Landsmann!

M. Ja wohl arm! Das iſt aber noch nicht alles. Nun mußte ich reiſen und Geld für das Handlungshaus, in welchem ich als Diener ſtand, eintreiben. Ich brachte über 6000 Gulden, theils baar, theils in Wechſeln zuſammen. Mit dieſem Schatze kam ich in Nürnberg an, und packte die Wechſel zuſammen, um ſie den andern Tag auf die Poſt zu geben. Aber ach! da fand ich etliche junge Leute, die wohl mochten gemerkt haben, daß mein Felleiſen gut geſpickt wäre, und ſich mit einander vereinigt hatten, es mir abzunehmen. Hätten ſie mich als Räuber angefallen, ſo würde ich mich meiner Haut gewehrt haben, denn ich hatte ein Paar ſcharf geladene Piſtolen, und einen gut geſchliffenen Hirſchfänger bei mir. Sie fingen die Sache aber liſtiger an, ſie luden mich ein, mit ihnen

zu ſpeiſen, und ich nahm die Einladung an. Bei Tiſche tranken ſie mir ſtark zu, und am Schluſſe der Mahlzeit ließen ſie noch ein Paar Bouteillen Champagner bringen, die wir auch ausleerten. Dadurch bekam ich wenigſtens einen halben Rauſch. Jetzt fingen ſie an zu ſpielen.

Gl. Nun merke ich, wo die Sache hinaus will.

M. Du kannſt es leicht merken. Sobald ich die Karte erblickte, konnte ich nicht länger halten, ich zog meinen Beutel heraus und ſpielte mit In der erſten halben Stunde ſpielte ich mit abwechſelndem Glück. Bald aber war das Verlieren bei mir an der Tagesordnung. Mein Beutel war bald leer. Die Begierde, das Verlorene wieder zu gewinnen, verleitete mich, mein Felleiſen anzugreifen. Eine Rolle Geld nach der andern wurde mir abgenommen — mein Felleiſen wurde ausgeleert. Jetzt ſtand ich wie ein Verzweifelnder da. Ich begriff, daß ich meinem Herrn nicht wieder unter die Augen kommen dürfe, da ich ſein Geld verſpielt hatte — ich wagte alſo das Aeußerſte. In der Hoffnung, mein Geld wieder zu gewinnen, holte ich auch meines Herrn Wechſel bei, ſetzte ſie auf's Spiel und verlor ſie. Ich ſetzte mein Pferd auf eine Karte und verlor es; — meine geladenen Piſtolen, meinen Hirſchfänger, alles verlor ich. Stelle dir, lieber Landsmann, vor, wie mir jetzt zu Muthe war. Ich ging wie ein Wahnſinniger auf mein Zimmer und warf mich auf das Bette, um zu ſchlafen. Da war aber an keinen Schlaf zu denken. Ich ſprang auf, um mich zu erſchießen, aber meine Piſtolen waren fort; ich wollte mich erſtechen — hatte aber keinen Hirſchfänger mehr; zum Abſchneiden der Kehle fehlte mir das Meſſer, zum Erhängen der Strick, zum Erſäufen das Waſſer, und zum Vergiften Arſenicum.

Barmherziger Gott! ich danke dir, daß du mich vor dem Gedanken bewahret haſt, mich zum Fenſter hinabzuſtürzen. Denn hätte ich dieſen Einfall gehabt, ich hätte es gewiß gethan. Indeß nahm ich mir feſt vor, mit Tagesanbruch in das tiefſte Waſſer zu gehen.

Kaum grauete der Himmel, ſo ſchlich ich mich fort, um meinen Vorſatz auszuführen. Denn wie konnte ich anders? Ich hatte ja nicht einmal ſo viel Geld, als nöthig war, meine Zeche zu bezahlen. Aber der liebe Gott, den ich verlaſſen hatte, verließ mich nicht. Eben als ich zur Hausthür hinausgehen wollte, zog auch ein Werber, mit ein Dutzend Rekruten aus. „Wo geht die Reiſe hin?“ fragte ich. „Nach Amerika,“ war die Antwort, „will Er mit?“ „Wie ſtark iſt das Handgeld?“ erwiederte ich. „Vier Dukaten,“ ſagte der Werber. Ich ſchlug ein, nahm das Handgeld an, bezahlte meine Zeche, und zog mit dem Werber fort. Sieh, ſo bin ich nach Amerika gekommen.

Ich habe auf meiner Reiſe vieles Ungemach ausgeſtanden, auch mein Matroſendienſt iſt mit vieler Beſchwerde verknüpft; dieſes alles, und noch weit mehr wollte ich aushalten, wenn ich nur ein ruhiges Gewiſſen hätte.

Das böſe Gewiſſen verfolgt mich auf mein Lager und ſchreckt mich mit ängſtlichen Träumen. Oft wenn ich am beſten ruhe, ſo erſcheinen mir meine Eltern — todtenblaß — und ringen die Hände, oder mein Herr ſteht vor mir und macht mir Vorwürfe. Da fahre ich denn zuſammen, richte mich in die Höhe — weg iſt der Schlaf.

„Ach Landsmann! Landsmann! (hier faßte er Glaskopfs Hand und ſchüttelte ſie herzlich) Landsmann! was du thuſt — hüte dich vor dem Spiele. In einem unglück-

lichen Abende kann man dadurch zum Bettler und zum Schelme werden!“

Gl. Gib dich zufrieden, lieber Landsmann! ſieh, ich habe ſonſt auch ein wüſtes Leben geführt und meines Vaters Vermögen faſt ganz verſpielt, oder auf andere Art verthan; aber ich habe mich gebeſſert, und da hat mir der liebe Gott vergeben.

M. Gebeſſert habe ich mich auch und werde gewiß nie wieder eine Karte anrühren. Daß mir Gott vergeben habe, glaube ich auch. Aber — Landsmann! Landsmann! ſo lange ich das Böſe, was ich ſtiftete, nicht wieder gut machen kann, ſo lange habe ich keine Ruhe, und wie will ich dieß möglich machen?

Gl. Bei dem Regimente, unter dem ich ſtand, hatten wir einen Feldprediger, der pflegte immer zu ſagen: durch Nachdenken könne der Menſch faſt alles möglich machen. Ich verſtand ihn nicht, war auch mein Tage nicht zum Nachdenken gewöhnt worden. Da mich aber der liebe Gott aus der menſchlichen Geſellſchaft heraus wies, und mich meine Sünden in einer Einöde abbüßen ließ, da brachte mich die Noth zum Nachdenken, und ich habe dadurch gar vieles möglich gemacht, was mir ſonſt unmöglich ſchien. Verſuch' es doch und denke auch nach!

M. Glaubſt du denn nicht, daß ich dieß gethan habe? indeß ſollſt du es mir nicht umſonſt geſagt haben. Ich ſehe wohl, daß es kein anderes Mittel gibt, mir zu helfen, als das Nachdenken. Ich will alſo damit fortfahren — Gott wird es ſegnen — er kennt mein Herz — er weiß, daß ich kein böſer — daß ich nur ein verirrter und betrogener Menſch bin.

Von der Sprachverwirrung.

Jetzt mußten die Landsleute sich trennen, weil sie zur Arbeit abgerufen wurden. So oft sie aber in der Folge abkommen konnten, setzten sie sich wieder zusammen, plauderten deutsch, und versprachen einander, daß sie immer gute Menschen sein wollten.

Glaskopf hatte über den gefundenen Landsmann eine so herzliche Freude, daß er sich um seinen Heinrich wenig oder gar nicht bekümmerte. Dieser befand sich immer unter den Amerikanern, und der Befehlshaber des Schiffes ließ ihn fast nicht von sich und hatte beständig seinen Spaß mit ihm. Da nun die Amerikaner blos englisch sprachen, und sie weit gesprächiger waren als Glaskopf, so vergaß Heinrich sein bischen Deutsch fast ganz und fing an Englisch zu schnattern. Als ihn daher Glaskopf einmal auf dem Verdecke fand, und ihn fragte: „wie geht es, Heinrich?“ so antwortete dieser „very well.“ Dieß war Glaskopfen nun gar nicht recht. Er suchte ihn daher mehr um sich zu haben, und ihn in der deutschen Sprache zu üben. Es half aber wenig. Sobald Glaskopf den Rücken wendete, war sein Heinrich wieder unter den Amerikanern, und er lernte auf diese Weise eine Sprache, die nicht Deutsch und nicht Englisch, sondern ein Gemisch von beiden war. An Heinrich Wurzels Beispiel läßt es sich recht deutlich sehen, wie es möglich war, daß so vielerlei Sprachen entstanden. Wenn nämlich Leute aus einem fremden Lande sich in einem andern niederließen, so mußten sie die Landessprache verstehen und sprechen lernen, und die Landeseinwohner wurden wieder genöthigt, sich mit der Sprache

der Fremden einigermaßen bekannt zu machen. Ein Theil nahm von dem andern in ſeine Sprache etwas auf. Nun heiratheten ſie unter einander und bekamen Kinder, mit denen die Mutter in ihrer und der Vater in ſeiner Sprache redete. Beide Sprachen vermiſchten dann die Kinder unter einander und bildeten ſo eine ganz neue Sprache. Daher findet man weder in England, noch in Spanien, weder in Portugal, noch in Frankreich, noch in Italien die alte reine Landesſprache mehr, ſondern eine ganz neue, die aus der Miſchung mit den Sprachen der Völker entſtand, die dieſe Länder eroberten. So viel von Heinrich Wurzel.

Die beiden Freunde fanden ein Unterkommen.

Um auf den deutſchen Matroſen wieder zurück zu kommen, der eigentlich Franz Hollunder hieß, ſo hatte ſich dieſer hinter die Ohren geſchrieben, was ihm Glaskopf vom Nachdenken geſagt hatte, und ein Langes und ein Breites darüber nachgedacht, wie er ſeine Ehre retten, ſeine Eltern beruhigen, und dem Kaufmanne den Schaden erſetzen wolle, den er ihm zugefügt hatte.

Als er daher eines Tages Glaskopfen einen guten Morgen bot, fiel er ihm zugleich um den Hals und drückte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, daß er ſich durch Nachdenken zu helfen ſuchen möge, die Hand. „Ich habe," ſagte er, „lieber Landsmann! deinen Rath befolgt und nachgedacht, und glaube ein Mittel gefunden zu haben, durch welches ich meine Ehre retten, mein Gewiſſen und meine Eltern beruhigen, und dem Kaufmanne

in Augsburg den Schaden erſetzen kann, den ich ihm zugefügt habe.“

„Darf ich dieſes Mittel nicht wiſſen?“ fragte Glaskopf; „das verſteht ſich,“ antwortete Hollunder. „So lange wir jedoch auf dem Schiffe ſind, iſt davon weiter kein Gebrauch zu machen. Sobald wir uns aber wieder auf feſtem Lande befinden, will ich meine Operation anfangen, und da ſollſt du alles erfahren.“

Nach drei Wochen wurde beider Wunſch erfüllt; ſie erreichten das feſte Land von Amerika und landeten in der Provinz Newyork. Die Mannſchaft wurde ausgeſchifft, und jeder Matroſe konnte nun gehen, wohin er wollte. Glaskopf drückte dem Befehlshaber des Schiffs herzlich die Hand, und dankte ihm für alle die Güte, die er ihm erzeigt hatte. Dann ſagte er zu ſeinem Heinrich: „danke dem guten Herrn für das Gute, das er dir gethan hat! da gab er ihm die Hand und ſagte: „Ich danke yau, lieber sir!“ Der Befehlshaber ſowohl als Glaskopf mußte über dieſe Sprachverwirrung lachen.

Nun nahmen Glaskopf und Hollunder ihre Habſeligkeiten, und Wurzel nahm ſeinen Todtenkopf, begaben ſich damit an das Land, und konnten nun gehen, wohin ſie wollten.

Wohin ſie aber gehen ſollten? das wußten ſie nicht. Glaskopf, der in ſeiner Einöde mit Gott war bekannt geworden, ſeufzte im Stillen zu ihm: „Lieber Vater! du haſt mich nicht verlaſſen, da ich aus der menſchlichen Geſellſchaft geſtoßen war — verlaß mich auch nun nicht, da du mein Gebet erhöret und mich wieder unter Menſchen gebracht haſt! Ich habe Niemanden, auf den ich mich verlaſſen kann, als dich.“ Wirklich verließ ihn Gott nicht.

Da er ungefähr eine Viertelſtunde da geſtanden hatte, trat aus der Menge, die ſich verſammelt hatte, um die Schiffsmannſchaft zu ſehen, und die ſich beſonders um Heinrich Wurzeln drängte, und ſeine Kleidung von Vogelfellen bewunderte, ein Mann hervor und fragte: „befindet ſich hier kein Deutſcher?“

„Hier! hier!“ antworteten Glaskopf und Hollunder.

„Iſt einer von euch,“ fragte der Mann weiter, „ein Gerber?“

„Ich bin ein Gerber,“ antwortete Glaskopf.

„Willſt du,“ fragte der Mann weiter, „bei mir Arbeit nehmen? ich bin auch ein Gerber, und wenn du ein ehrlicher, fleißiger Burſche biſt, werde ich dich gut bezahlen.“

„Herzlich gern,“ ſagte Glaskopf; „Sie ſollen gewiß finden, daß ich ehrlich und fleißig bin, aber —“

M. Nun?

Gl. Aber wenn ich bei Ihnen arbeiten ſoll, ſo müſſen Sie dieſen kleinen Koſtgänger mitnehmen, indem er auf Heinrich Wurzeln wies.

M. Was ſoll ich denn mit dieſem thun? und was für einen Schädel hat denn der närriſche Junge unter dem Arme?

Gl. Es iſt ſeines Vaters Schädel, der mit ihm auf eine wüſte Inſel verſchlagen wurde, und da ſtarb. Der verlaßne Sohn blieb bei dem Leichname ſeines Vaters und da der Schädel abgefault war, nahm er ihn unter den Arm und ließ ihn nicht wieder von ſich. So habe ich dieſen armen Jungen gefunden, und kann nicht wieder von ihm laſſen. Ich bin jetzt ſein Vater, und wo der Vater bleibt, bleibt auch der Sohn.

M. Aber zum Kuckkuck! was ſoll ich denn mit dem Jungen anfangen? ich ſoll ihn füttern, wer bezahlt denn für ihn das Koſtgeld?

Gl. Wie viel Koſtgeld verlangen Sie denn für ihn?

M. Wenigſtens ſechs Dukaten jährlich.

Gl. Die werde ich Ihnen zahlen.

M. So kommt denn mit mir!

Was wurde es denn aber aus Herrn Hollundern? — „Lieber Herr Gerber!“ ſagte dieſer, „können Sie mich denn nicht auch brauchen?

G. Was haſt du denn gelernt?

H. Die Kaufmannſchaft. Ich könnte Ihr Leder vertreiben, und ich glaube, Sie würden dabei etwas Anſehnliches gewinnen.

G. Hm! Das Ding läßt ſich hören. Biſt du denn aber auch ein ehrlicher Burſch? Denn in meinem Hauſe muß alles ehrlich zugehen.

H. Das iſt eine beſondere Frage. Wenn ich ein Schelm wäre, ſo würde ich ja doch ſagen, ich wäre ehrlich. Stellen Sie mich auf die Probe!

G. Das werde ich thun. Jetzt kommt mit mir, lieben Landsleute! in mein Haus.

Sie gingen mit ihm, und der Gerber freuete ſich ſo ſehr Landsleute gefunden zu haben, daß ſeine Frau ſogleich eine Mahlzeit anrichten mußte, zu welcher er noch einen andern Deutſchen einladen ließ, der in ſeiner Nachbarſchaft wohnte.

Ein unverhofftes Wiederſehen.

Als die Mahlzeit angerichtet war, konnten ſie ſich noch nicht ſogleich ſetzen, weil der Deutſche, den der Gerber eingeladen hatte, noch nicht da war. „Wie heißt denn dieſer Deutſche?“ fragte Glaskopf.

G. Der Henker mag den Namen merken. Ich habe ihn wohl fünfzigmal ausgeſprochen, aber immer vergeſſe ich ihn wieder. Glaskopf, Hollunder, Wurzel, das ſind doch chriſtliche Namen, die man merken kann; aber — der Name — der will mir nicht in den Kopf.

Jetzt trat der Deutſche ſelbſt herein.

„Um Vergebung, Herr Landsmann!“ ſagte der Gerber, „ich habe Ihren Namen ſchon wieder vergeſſen. Wie heißen Sie eigentlich?“

„Alcor,“ war die Antwort.

„Alcor?“ rief Glaskopf aus. „Willkommen, Herr Feldprediger Alcor! in Amerika! Kennen Sie mich noch?“

A. Ihn? Geſehen habe ich Ihn wohl, aber — iſt Er nicht Heinrich Glaskopf?

Gl. Heinrich Glaskopf, mit dem Sie es immer ſo gut meinten, dem Sie immer ſo viele gute Lehren gaben, und der Ihnen ſo vielen Verdruß machte.

A. Wahr iſt es freilich.

Gl. Aber — glauben Sie mir, Herr Feldprediger! ich bin der alte Glaskopf nicht mehr. Was Sie nicht möglich machen konnten, das hat der liebe Gott möglich zu machen gewußt. Dieſer hat mich recht herum genommen. Ich habe ihn kennen lernen, und ihm verſprochen, daß ich mein Lebelang ein guter Menſch ſein will.

A. Halte Er nur ſein Wort!

Gl. Dießmal halte ich es gewiß.

„Unser Essen wird kalt, lieben Landsleute,“ sagte der Gerber, „setzt euch und nehmt vorlieb mit dem, was der liebe Gott beschеert hat, und du, liebe Frau! bring vier Flaschen von dem Johannisberger, den mir mein Bruder geschickt hat. Wir wollen heute auf das Wohl des deutschen Vaterlands trinken. Denn Deutschland bleibt doch Deutschland.“

Die Mahlzeit wurde verzehrt, und mit dem Johannisberger wurden viele Gesundheiten auf deutsche Freiheit, deutschen Biedersinn u. dgl. ausgebracht. Aller Herzen wurden guter Dinge.

Herr Alcor ließ während der Mahlzeit seinen ehemaligen Zögling Glaskopf nicht aus den Augen, und beobachtete genau, wie er sich bei dem Trinken benahm. Vier Gläschen leerte er ohne Weigerung aus, bei dem fünften ließ er sich nöthigen, bei dem sechsten aber sagte er: „nun keinen Tropfen mehr! man darf des Guten nicht zu viel thun.“

Der Herr Feldprediger war damit wohl zufrieden, und noch zufriedener wurde er, als Glaskopf ihm seine Geschichte erzählte, und er dadurch überzeugt wurde, daß er nun wirklich gebessert sei. Er gab ihm noch allerlei gute Lehren, und fing dann auch an zu erzählen, wie es ihm gegangen sei. Nachdem er auf der See mancherlei ausgestanden hatte, kam er endlich mit dem größten Theile seines Regiments (denn einige davon waren an der Seekrankheit gestorben, und ein Schiff war mit 150 Mann untergegangen) glücklich in Amerika an. Hier konnte er nur zweimal mit seinen Leuten Gottesdienst halten; bald nach dem andern Male wurden sie befehligt, eine Anhöhe zu

beſetzen. Da aber die Amerikaner Wind davon bekommen hatten, ſo paßten ſie ihnen auf, umzingelten ſie, und nahmen ſie nach einer kurzen Gegenwehr gefangen. Herr Alcor wurde alſo auch ein Kriegsgefangener. „Das war,“ ſagte er, „für mich freilich ein hartes Schickſal; allein da ich ſchon lange gewohnt war, alle meine Schickſale als gütige Fügungen meines himmliſchen Vaters zu betrachten, ſo fand ich mich bald darein, und nun muß ich mit gerührtem Herzen Gott danken, daß er mich ſo gut geführt hat. Die Amerikaner haben mich wie ihren Freund behandelt. Sie ertheilten mir die Freiheit, ihr Land zu durchreiſen, und wie vieles habe ich da gelernt, das ich nie würde gelernt haben, wenn mich Gott nicht in die Gefangenſchaft hätte gerathen laſſen! Wie manche nützliche Pflanzen bemerkte ich, von denen ich Samen mit in mein Vaterland nehmen, und ſie dort anbauen werde. Wie viele Pflanzen lernte ich kennen, die in Deutſchland nicht wachſen, und die ich getrocknet habe, und zum Andenken an Amerika mit nach Deutſchland nehmen werde. In den Hütten der Naturmenſchen, die ich beſuchte, lernte ich manche Kunſtgriffe, wie man die Erzeugniſſe der Natur benutzen, und durch einfache Mittel ſich mehr Bequemlichkeit ſchaffen könne, und manchen Freund habe ich mir gemacht, mit dem ich einen nützlichen Briefwechſel werde unterhalten können. Da nun jetzt der Friede mit Amerika geſchloſſen iſt, und ich wieder in mein Vaterland zurückkehren darf, kann ich mit gerührtem Herzen ſagen: der Herr hat alles wohl gemacht!

„Um Vergebung,“ fragte Hollunder, „werden Sie bald in das Vaterland abreiſen?“

A. Uebermorgen gedenke ich von hier abzugehen, werde

zu Lande nach Boſton reiſen, und mich dort mit meinen Leuten einſchiffen.

H. Wollten Sie wohl die Güte haben, und ein Paar Briefe von mir mit in mein deutſches Vaterland nehmen?

A. Mit Vergnügen.

Gl. Auch von mir?

A. Herzlich gern.

Jetzt nahm er von der Geſellſchaft Abſchied, gab Glaskopfen noch einige gute Ermahnungen und dankte dem Gerber herzlich für die vielen Gefälligkeiten, die er ihm während ſeiner Gefangenſchaft erwieſen hatte.

Für die übrigen Landsleute ließ der gefällige Wirth eine Streue machen, auf welche ſich die beiden Erwachſenen legten; Heinrich mußte aber darauf gelegt werden, weil er ſchon ſeit ein Paar Stunden eingeſchlafen war, und ſo feſt ſchlief, daß er nicht einmal daran dachte, ſeines Vaters Schädel mitzunehmen.

Kaum erwachte er den andern Tag, ſo ſah er ſich nach dem Schädel um, und da er ihn nicht fand, rief er wehmüthig: Vater! Vater!

Glaskopf ſprang ſogleich auf, brachte ihm den geliebten Schädel, und nun war er vollkommen beruhigt.

Es werden Handelsſpekulationen gemacht und Briefe geſchrieben.

Bald darauf trat der Gerber in die Stube, bot ſeinen Landsleuten einen guten Morgen, und ſagte dann: „nun Landsleute! wollen wir ein Paar Stunden mit einander arbeiten, da ſchmeckt hernach das Frühſtück deſto beſſer.“

Glaskopf war ſogleich dazu bereit, Hollunder aber entſchuldigte ſich, und ſagte: „Sie wiſſen, lieber Meiſter, daß ich Ihre Profeſſion nicht gelernt habe, und Ihnen alſo auch bei Ihrer Arbeit nicht beiſtehen kann. Ich kann Ihnen nur als Kaufmann dienen, und dieß geht nicht ſogleich. Ich muß erſt die Landesart kennen lernen und mir Bekanntſchaften machen.“

„Gut! gut!“ verſetzte der Gerber. „Mach' Er aber nur nicht zu lange; bei mir muß alles friſch gehen.“

Glaskopf griff die Arbeit friſch an, ſo daß ihn ſein Meiſter ein paarmal auf die Schulter klopfte und ſagte: „ſo iſt es brav, ſo habe ich es gern.“

Hollunder ſchlich ſich indeſſen in dem Waarenlager des Gerbers herum, ließ ſich die Preiſe von ſeinem Leder ſagen, trug ſie in ſeine Schreibtafel ein, und da er einen großen Vorrath von Ochſenhäuten erblickte, fragte er, woher er dieſe bekäme?

Von unſern Landleuten, antwortete der Gerber. Die Ochſen leben in unſeren Wäldern wild, unſere Leute machen auf ſie Jagd, und wenn ſie welche erlegen, ſo ziehen ſie ihnen die Häute ab und bringen ſie mir. Sie bringen mir ſo viele, daß es mir nicht möglich iſt, ſie alle zu verarbeiten.

Hollunder erkundigte ſich nach dem Einkaufpreiſe, und da er fand, daß dieſer ſehr gering war, legte er den Zeigefinger der rechten Hand an die Naſe, dachte nach, und erſann bald ein Plänchen, wie er aus dieſen Ochſenhäuten großen Vortheil ziehen wolle.

Nun bat er ſich vom Gerber Schreibmaterialien aus, um nach Europa einige Briefe ſchreiben zu können.

Dieſer runzelte die Stirn; da ihm aber Hollunder verſicherte, daß er ſeiner Waare keinen Abſatz verſchaffen könnte, wenn er nicht durch Briefe ſich Verbindungen zu verſchaffen ſuche, ſo verlor ſich die Runzel, und er brachte ihm nicht nur Feder und Dinte, ſondern auch Papier und Siegellack.

Hollunder ſetzte ſich und ſchrieb, zuerſt an ſeine Eltern, dann an ſeinen ehemaligen Freund Lerche, der in Amſterdam eine Handlung angefangen hatte, und endlich an ſeinen ehemaligen Kaufherrn in Augsburg.

Der Brief an ſeine Eltern lautete folgendermaßen:

Meine herzlich geliebten Eltern!

Der Gram, Euch Schande gemacht zu haben, hat mich beinahe getödtet. Ich habe ihn aber überwunden und lebe noch. Wäre ich ein Betrüger, ein Böſewicht, ſo würdet Ihr vielleicht wünſchen, ich möchte nicht mehr leben. Ich kann Euch aber verſichern, daß ich es nicht bin. Ich denke, guter Vater! noch immer an die Lehre, die Du mir gabſt, als ich mich von Dir trennte. Ich habe noch Gott vor Augen und im Herzen und hüte mich, daß ich in keine Sünde willige, noch thue wider Gottes Gebot. Der ſchlechte Streich, den ich meinem Herrn ſpielte, war die Folge eines unglücklichen Abends, an welchem ich mich

durch Betrüger zum Spiele verleiten ließ. Ich werde Euer Angesicht nicht wieder sehen, bis ich meinem Herrn den ihm zugefügten Verlust bis zum letzten Pfennig ersetzt habe. Dazu mache ich schon jetzt ernstliche Anstalten. Bittet Gott, daß er mir zu meinem Vorhaben seinen Segen geben möge. Ich bin bis in den Tod

Euer

dankbarer Sohn

Fr. Hollunder.

In dem Briefe an seinen Freund Lerche that er diesem den Vorschlag, daß er ihm amerikanische Ochsenhäute zuschicken wolle, wogegen er von ihm Leinwand erwarte.

Den Kaufmann in Augsburg versicherte er auch, daß er kein schlechter Mensch sei, daß er durch Spiel, zu welchem ihn betrügerische Leute verleitet hätten, das ihm anvertraute Geld verloren habe, und nicht eher ruhen würde, bis er ihm den verursachten Verlust bis auf den letzten Heller ersetzt habe.

Nachdem er diese Briefe geendigt hatte, zog er Glaskopfen auf die Seite, las ihm den ersten und letzten vor und sagte: „sieh, lieber Freund! so habe ich durch Nachdenken doch ein Mittel gefunden, meine Eltern und den Kaufmann zu beruhigen, und meinen ehrlichen Namen zu retten. Nun bin ich schon ruhiger, und denke nur auf Mittel, den Kaufmann zu bezahlen. Wenn ich nur etwas Geld in Händen hätte, so wüßte ich wohl, was ich thun wollte.“

Gl. Was denn?

H. Ich wollte Ochsenhäute einkaufen, sie nach Holland schicken, Leinwand dafür eintauschen, und diese hier zu

Lande verkaufen. Bei dieſem Handel getraue ich mir etwas Beträchtliches zu gewinnen, das ich zur Bezahlung des Kaufmanns anwenden könnte.

Er ſprach noch weiter, aber Glaskopf hörte nicht mehr auf ihn, ſondern hatte ſeine Gedanken ganz wo anders. Am Ende fragte ihn Hollunder: „und Freund! was ſagſt du denn dazu?“

Glaskopf ſteckte die rechte Hand in die Hoſentaſche, zog ſie dann wieder heraus und antwortete: „was ich dazu ſagen ſoll? daß freilich mit leerer Hand nichts anzufangen ſei; aber nun, da ſie (indem er ihm einen Beutel voll Dukaten in die Hand drückte) gefüllt iſt, wirſt du nun etwas anfangen können?“

Hollunder fuhr zuſammen, da er den ſchweren Beutel in ſeiner Hand fühlte, öffnete ihn, und da er ſah, daß er mit Dukaten gefüllt war, fragte er erſtaunt: „Landsmann! wie kommſt du zu dem Gelde?“

Gl. Es gehöret nicht mir, ſondern Heinrich Wurzeln, weil ich aber ſehe, daß du ein ehrlicher Burſche biſt, und mit dieſem Gelde dein Glück machen kannſt, ſo will ich es dir vorſtrecken. Gib mir nur eine Handſchrift darüber, und zahle mir davon 4 Procent Intereſſe, daß ich davon das Koſtgeld für den kleinen Heinrich bezahlen kann.

Hollunder fiel ihm um den Hals. „Landsmann!“ ſagte er, „du retteſt meine Ehre und mein Leben. Mit Freuden will ich dir eine Handſchrift über das Geld geben, will 4 Procent dafür zahlen, und dir zeigen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.“

Das Geld wurde nun durchgezählt und Glaskopf nahm 4 Dukaten davon zu ſich, Heinrichen davon kleiden, und für ihn auf ein Vierteljahr Koſtgeld bezahlen zu können.

Hollunder fertigte seine Handschrift aus, übergab sie Glaskopfen und fragte ihn: „wann schreibst du denn?“

„Diesen Abend,“ war die Antwort.

Nach Tische setzte er sich auch wirklich an den Tisch, legte einen halben Bogen Papier vor sich, nahm die Feder in die Hand, tunkte sie in das Dintenfaß, kauete daran, legte sie wieder hin, und — schrieb nichts.

Was soll ich, dachte er bei sich selbst, meinem Vater schreiben? ihm danken für die gute Erziehung? das kann ich nicht, denn er hat mich sehr schlecht erzogen. Soll ich mit ihm deßwegen zanken? das läßt doch auch die kindliche Liebe nicht zu. Endlich, da er die Feder fast ganz zerkauet hatte, faßte er sie und schrieb, wie folgt:

Lieber Vater!

Gräme Dich nur nicht um mich, denn ich lebe noch und es geht mir wohl. Ich stehe in der Provinz Newyork bei einem Gerber in Arbeit und habe vollauf zu thun, aber auch satt zu essen und zu trinken, und bekomme einen guten Wochenlohn. Es ist gut, daß mich der liebe Gott unter die Soldaten kommen ließ. Da wurde ich doch vom Müssiggange abgebracht, und zur Arbeit gewöhnt. Ach Müssiggang lehrte viel Böses. Davon weiß ich ein Liedchen zu singen. Nun lebe recht wohl! Ich bin

Dein

treuer Sohn

Heinrich Glaskopf.

Den folgenden Tag wurden sämmtliche Briefe dem Herrn Feldprediger übergeben, der sie alle richtig zu bestellen versprach, und sie auch wirklich bestellte, bis auf den Brief an Meister Glaskopfen. Dieser war verschwun-

den, weil er in Konkurs gerathen, und sein Haus nebst allen Habseligkeiten verkauft worden war.

Bei dem Abschiede vom Feldprediger bestellte Glaskopf noch ein schön Kompliment an den Herrn Hauptmann Benetnasch, welches auch ausgerichtet wurde.

Glaskopf ging nun wieder an seine Arbeit, Hollunder aber steckte einige Proben von des Gerbers Leder zu sich, und reiste aus, um demselben Absatz zu verschaffen.

Eine wichtige Entdeckung.

Bei Tische lobte der Gerber Glaskopfen wegen seines Fleißes, ermahnete ihn, darin fortzufahren, und versicherte, daß es sein Schade nicht sein würde. Dann bezahlte Glaskopf einen Dukaten Kostgeld für Heinrichen, den der Gerber mit einem sanften Lächeln einstrich. Denn, unter uns gesagt, obgleich der Gerber ein sehr fleißiger und ehrlicher Mann war, so hatte er das Geld gewaltig lieb.

Dann kam die Rede auf Heinrichen. Weil die Motten in seine Kleidung gerathen waren, so fiel ihm eine Feder nach der andern aus, und er sah am Ende aus wie eine Henne, die in der Mauser ist. Die Frau Gerberin äußerte, daß sie ihn neu kleiden wolle, wenn Glaskopf dafür Zahlung leisten wolle. Dieser versprach es zu thun.

Endlich fragte Glaskopf, ob nicht in der Nähe ein Uhrmacher sei, der seine Uhr wieder in Gang bringen könne?

„Einen Uhrmacher," antwortete der Gerber, „habe ich in der Nähe nicht. Ich bin aber selbst ein halber Uhrmacher.

Wenn deine Uhr keinen Hauptfehler hat, so getraue ich mir schon zu, ihr zu helfen. Zeige sie mir.

Der Gerber machte sie auf und sagte: „ich denke, dem Werke wird zu helfen sein. Wenn ich es aus einander nehme und frisch in Oel setze, so denke ich, soll es wieder gehen. Dann soll dich der ganze Spaß nicht mehr als einen halben Dollar kosten. Willst du mir diesen geben?

Gl. Gern. Wenn ich ihn auch nicht baar habe, so will ich mir ihn von meinem Wochenlohne abziehen lassen.

Jetzt wollte der Meister die Uhr zurückgeben, da fiel ihm das daran befindliche Petschaft in die Augen. Er besah es auch, aber da hätte man die Augen sehen sollen, die er dazu machte. Ohne ein Wort zu reden, ging er zu seinem Wandschränkchen, holte ein Paar Briefe heraus, und sagte seiner Frau, sie möchte ein Licht bringen. Sobald das Licht da war, nahm er eine Stange Siegellack und drückte das Petschaft auf einem Papiere ab, dann verglich er den Abdruck mit dem Siegel, das auf seinen Briefen war, und fuhr heftig heraus. „Weiß der liebe Gott, das ist es. Glaskopf! wie bist du zu der Uhr gekommen? aber schenke reinen Wein ein!“

„Den kann ich wohl einschenken. Ich bin dazu gekommen, wie ich zu Wurzeln gekommen bin. Ich habe sie in dem Lande gefunden, in welchem ich als Einsiedler lebte. Sie lag neben dem Gebeine von Wurzels Vater, und hat ihm aller Wahrscheinlichkeit nach gehört. Ich habe sie auch gar nicht für mich behalten, sondern für Wurzeln aufbewahren wollen.

G. Hast du sonst nichts bei ihm gefunden?

Gl. Eine Schreibtafel.

G. Zeige sie mir geschwind.

Gl. Hier ist sie.

G. Du hast ja alles ausgelöscht. Doch nein, hier steht noch etwas. Den 14. November einem Matrosen einen Gulden. 15. November für Portwein zwei Dukaten. Ja! ja! das ist seine Hand! Die Thränen liefen ihm über die Backen, als er dieß sagte, und ohne ein Wort weiter zu erklären, ging er fort und suchte den Herrn Feldprediger Alkor auf, der eben im Begriffe war, sich zur Abreise

ertig zu machen. Dieſem trug er den Casus vor und ſagte: „wenn ihn Glaskopf nur nicht gar todt geſchlagen hat!“

Der Feldprediger ging die Briefe durch, die der Verſtorbene geſchrieben hatte, und bewies daraus, daß er ein Paar Jahre vor Glaskopfen abgereiſet ſei, daß ihn alſo dieſer auf der Reiſe nicht könne umgebracht haben.

G. Aber vielleicht auf der wüſten Inſel, wo er ihn allein fand.

F. Sollte dieß Glaskopf gethan haben? Ich dächte, da hätte er das Kind auch umgebracht. Und iſt's nicht wahr, der Knabe kann kein Deutſch?

G. Wenig. Glaskopf gibt vor, da er ihn gefunden, hätte er kein deutſches Wort gewußt, als das Wort Vater.

F. Dieß beweist Glaskopfs Unſchuld. Hätte er den Knaben gleich nach ſeines Vaters Tode zu ſich genommen, ſo würde er ſeine Mutterſprache noch geſprochen, und ſie bei Glaskopfen nicht verlernt haben. Weil der Knabe aber das Deutſche ganz verlernt hat, ſo iſt es außer Zweifel, daß er eine Zeit lang ganz allein nach des Vaters Tode in der Wildniß gelebt hat.

G. Ich danke Ihnen, lieber Feldprediger! tauſendmal für die Auskunft, die Sie mir gegeben haben. Sie haben mir einen großen Stein vom Herzen genommen. Hätte ich den geringſten Verdacht gehabt, daß Glaskopf meines Bruders Mörder ſei, ſo dürfte er keine Stunde länger in meinem Hauſe bleiben. Leben Sie recht wohl!

Jetzt eilete er nach Hauſe, wo er Glaskopfen ſchon wieder bei der Arbeit antraf. So ungern er ihn in derſelben unterbrach, ſo konnte er doch nicht länger warten, ihm das Geheimniß zu entdecken, das ihm beinahe das Herz abgeſtoßen hatte. Er rief ihn alſo zu ſich auf die Stube und ſagte: „weißt du wohl, wer der Mann geweſen iſt, deſſen Gebeine du in einer Höhle fandeſt?“

Gl. Wer anders als Wurzels Vater?

G. Der war er freilich, er war aber auch mein Bruder.

Gl. Iſt es möglich?

G. Ei, das wollte ich meinen. Siehſt du dieſen Ab-

druck von dem Petschaft, das an der Uhr hängt? ist er nicht dem Siegel, das auf diesen Briefen ist, vollkommen gleich?

Gl. Vollkommen!

G. Mein Bruder hieß Christian Grünspecht. Siehst du an seinem Petschafte den Grünspecht, wie er am Baume hinauf läuft? siehst du die Buchstaben C. G.

Gl. Alles richtig.

G. Er war Apotheker in der Pfalz. Da ihm aber seine Frau gestorben war, und er sich deßwegen weit von seinem Hause weg wünschte, so schrieb ich ihm, er solle seine Sachen zu Gelde machen, eine Apotheke in hiesigem Orte anlegen, und seinen Ludwig, so heißt Heinrich Wurzel eigentlich, mir abtreten, da ich keine Kinder habe, und der liebe Gott mich mit Vermögen gesegnet hat. In diesen Briefen meldet er mir nun erst, daß er abreisen wolle, und ein Faß Johannisberger an mich abgeschickt habe. Das ist eben der Johannisberger, von dem wir tranken. Hernach meldete er mir, daß er wirklich abgereiset sei. Ach wie lange habe ich ihn erwartet! und nun bekomme ich von ihm nichts als seinen Schädel und seine Uhr!

Gl. Doch auch seinen Sohn.

G. Das ist freilich wahr. Dieser ist nun mein Sohn. Dir, lieber Glaskopf, danke ich tausendmal, daß du dich des armen Jungen angenommen hast. Hier hast du deinen Dukaten wieder. Für seine Kleidung hast du auch nicht weiter zu sorgen. Jetzt gehe wieder an deine Arbeit!

Nun wurde der ehemalige Heinrich Wurzel, und nunmehrige Ludwig Grünspecht, nebst der Frau Grünspechtin hereingerufen. Der erstere hatte, wie gewöhnlich, seines Vaters Schädel unter dem Arme. Meister Grünspecht nahm ihn weg, wies ihn seiner Frau, und fragte: „weißt du wohl, von wem dieser Schädel ist?“ — Von meinem Bruder Christian, und dieser Heinrich Wurzel ist sein Sohn Ludwig.

Dann nahm er den Kleinen auf seinen Schooß, küßte ihn herzlich, weinte dazu, und sagte: „du sollst nun mein Sohn sein.“

Die Frau Grünspechtin war vor Erstaunen außer sich, und erkundigte sich, woher ihr Mann dies Alles wisse! da

er ſie nun darüber belehret und zum Glauben gebracht hatte, nahm auch ſie den Kleinen auf ihren Schooß, und verſprach, daß ſie ihn als Mutter behandeln wolle. Dieſer wußte gar nicht, wie ihm geſchah, lächelte, reichte aber die Hand nach ſeines Vaters Schädel, der ihm auch gegeben wurde.

Das Schluß-Kapitel.

Nun wurde Anſtalt gemacht, den kleinen Grünſpecht zu entfiedern. Frau Grünſpecht ſchnitt ſogleich ſelbſt für ihn ein Paar Hemden zu, dann wurden Schneider und Schuſter herbeigerufen, die ihm Rock, Weſte, Beinkleider und Schuhe anmeſſen, und dabei verſprechen mußten, daß ſie alles den folgenden Tag eilf Uhr liefern wollten. Ein Paar Strümpfe wurden aus dem Kramladen geholt.

Während dieſer Anordnungen arbeitete Glaskopf fleißig in ſeiner Werkſtatt. Wenn es ihm gleich bisweilen ein wenig ſauer wurde, ſo that er es doch mit Vergnügen. Gott, dachte er, hat dich hier angeſtellt, und du kannſt ihm deine Dankbarkeit für das viele Gute, das er dir erzeigte, nicht beſſer als dadurch beweiſen, daß du ſeinen Willen thuſt und fleißig arbeiteſt.

Da er aber Abends in ſein Bette kam, fuhr ihm auf einmal ein Gedanke durch den Kopf, der ihm eine unruhige Nacht verurſachte. Du haſt, dachte er, das Geld von Grünſpechts Bruder noch. Dieß darfſt du nicht verſchweigen! Zwar weiß kein Menſch etwas davon, aber Gott! du weißt es. Wie ſollt ich ſolch groß Uebel thun und mich an dem Herrn meinem Gott verſündigen! Er würde ſich ſogleich entſchloſſen haben, die Sache dem alten Grünſpecht anzuzeigen, er hatte aber noch folgende Bedenklichkeit: wenn du die Sache anzeigſt, dachte er, ſo wird dein Meiſter das Geld von Hollundern zurückfordern, und dann iſt die Freude des armen Schelms auf einmal zu Waſſer geworden. Er warf ſich deßwegen einigemal im Bette hin und her; endlich kam er doch zu einem feſten Entſchluſſe, den er auch mit Tagesanbruch ausführte. Nachdem er ſeinem Meiſter einen guten Morgen geboten hatte,

zog er ihn bei Seite, und ſagte: „lieber Meiſter! ich habe bei dem Gerippe Ihres Bruders auch einen Beutel voll Geld gefunden, den ich für den kleinen Wurzel aufheben wollte.“

„Das haſt du thun wollen? du biſt doch ein ehrlicher Deutſcher. Jetzt geh' an deine Arbeit, zu Mittage ſollſt du Beſcheid haben.“

In Meiſter Grünſpechts Kopfe begann nun ein mächtiger Kampf zwiſchen der Dankbarkeit gegen den ehrlichen Glaskopf und zwiſchen ſeiner eigenen Liebe zum Gelde. Endlich ſiegte doch die erſtere. Wenn Glaskopf geſchwiegen hätte, dachte er, ſo behielte er das Geld; nun aber, da er es anzeigt, willſt du es ihm nehmen? Fi Meiſter Grünſpecht! ſo darfſt du nicht handeln.

Bei Tiſche alſo, zu welchem auch der Prediger des Orts, nebſt ein Paar Nachbarn, eingeladen war, erſchien der junge Grünſpecht in ſeiner neuen Kleidung, in welche er ſich gar nicht recht zu ſchicken wußte. Beſonders waren ihm die Schuhe im Gehen ſehr hinderlich.

Bei Tiſche wurde wieder Johannisberger eingeſchenkt, und manche Geſundheit getrunken. Endlich nahm Meiſter Grünſpecht ein volles Glas, öffnete den Mund und ſprach: „es lebe der ehrliche, gute Glaskopf, dem wir dieſen vergnügten Tag zu danken haben!“ dann ließ er den Johannisberger in den geöffneten Mund und durch die Speiſeröhre ſanft in den Magen hinabfließen.

Hierauf öffnete er den Mund wieder und ſagte: „lieber Glaskopf! haſt du einen Beutel voll Geld bei meines Bruders Gerippe gefunden?

Gl. Allerdings.

G. Für wen haſt du ihn aufgehoben?

Gl. Für Heinrich Wurzeln.

G. Da haſt du nicht übel daran gethan. So gib Heinrich Wurzeln den Beutel.

Glaskopf wurde ängſtlich, fühlte nach ſeiner Hoſentaſche, ſtammelte und ſagte: — ich — ich habe ihn nicht bei mir. Da brach der alte Grünſpecht in ein Lachen aus, daß ihm der Bauch, der ziemlich dick war, wackelte. Sei kein Kind! ſagte er, der Beutel gehört allerdings Heinrich

Wurzeln. Es gibt ja aber keinen Heinrich Wurzel mehr! Dieß iſt nun mein Sohn Ludwig Grünſpecht, dieſer macht auf den Beutel keinen Anſpruch weiter. Laß mir nur die Uhr und die Schreibtafel zum Andenken an meinen Bruder! den Beutel mit Gelde überlaſſe ich dir.

Man ſtelle ſich Glaskopfs Freude vor. Er ſtand auf, drückte ſeines Meiſters Hand und wollte ſie küſſen. Dieſer aber zog ſie zurück und ſagte: „wa! wa! wa! wozu dieſe Komödie! Du biſt ein ehrlicher Kerl, und daß du ſiehſt, daß ich ehrliche Leute zu ſchätzen weiß, ſo habe ich Zeug zu einem Rocke für dich beſtellt; morgen kannſt du dir ihn anmeſſen laſſen.“

Für den jungen Grünſpecht wurde nun ein Informator gehalten, der ihn im Leſen, Rechnen, Schreiben und dem Katechismus Lutheri Unterricht ertheilete, ihn auch mensa und amo dekliniren und konjugiren lehrete. Glaskopf — arbeitete zu ſeines Meiſters Zufriedenheit, und wenn er da und dort etwas nicht recht wußte, ſo nahm er von ihm guten Rath an.

Nach vier Wochen kam auch Herr Hollunder von ſeiner Reiſe zurück und hatte Meiſter Grünſpechts Leder ſo viel Abſatz verſchafft, daß dieſer nicht genug liefern konnte. Sie wurden darüber einig, daß ſie den Gewinn mit einander theilen wollten, und Herr Hollunder ſtand ſich ſehr gut dabei. Noch beſſer ſtand er ſich aber bei ſeinem Handel mit Ochſenhäuten. Denn da profitirte er nicht nur an den Häuten, ſondern auch an der Leinewand, die er dagegen erhielt. Den Gewinn, den er davon zog, wendete er nun ganz dazu an, den Kaufmann in Augsburg zu bezahlen, und hatte nach vier Jahren die große Freude, denſelben bis auf den letzten Pfennig und Heller befriedigt zu haben.

Nun hatte er ſein reichliches Auskommen und ſchloß daher ein eheliches Bündniß mit Mary Steffens, eines Kaufmanns Tochter, die er bei ihrem Vater in Boſton hatte kennen lernen.

Was fangen wir nun aber mit unſerm Glaskopf an? Dieſer iſt jetzt auch alt genug, um eine Frau nehmen zu *können*. Da er ein fleißiger Arbeiter iſt, ſo wird er ſie

auch ernähren können, und da er sich gebessert hat, so verdient er auch, daß er eine rechtschaffene Frau bekommt.

Sein Meister hat eine Sklavin, ihr Name ist Fanny. Wie wäre es, wenn wir ihm diese gäben? Freilich ist sie schwarz wie ein Rabe; aber Glaskopf, der schon seit einiger Zeit ein Auge auf sie geworfen hatte, wollte bemerkt haben, daß sie ein gutes Herz besäße. Sie diente ihrer Herrschaft redlich, und wenn der alte Grünspecht sie bisweilen anpolterte, so betrug sie sich dabei gelassen. Kurz, Glaskopf glaubte, daß dieß eine Frau für ihn wäre.

Er entdeckte seine Meinung erst Herrn Hollunder. Dieser zuckte zwar die Achseln, am Ende sagte er aber doch: „wenn das Mädchen ehrlich ist, und du es lieb hast, so nimm es in Gottes Namen! Es sollen in Amerika mehrere Europäer mit schwarzen Frauen glücklich leben. Du hast mir einen großen Gefallen damit gethan, daß du mir dein Geld vorstreckteſt. Willst du mit mir in Kompagnie handeln?“ — Glaskopf nahm diesen Vorschlag mit Freuden an.

Er sprach nun seinen Meister um die Fanny an. Dieser lachte aus vollem Halse über den Antrag. Zum Kuckuck, sagte er, was willst du denn mit der Negerin machen?

Gl. Sie heirathen, lieber Meister!

G. Gibt es denn keine weißen Mädchen mehr?

Gl. Diese mag es wohl geben, aber hier zu Lande kenne ich keins, das mir gefiele. Auf die Farbe kömmt es nicht an, wenn nur das Herz gut ist.

G. Aber nun soll ich deine Frau auch ernähren?

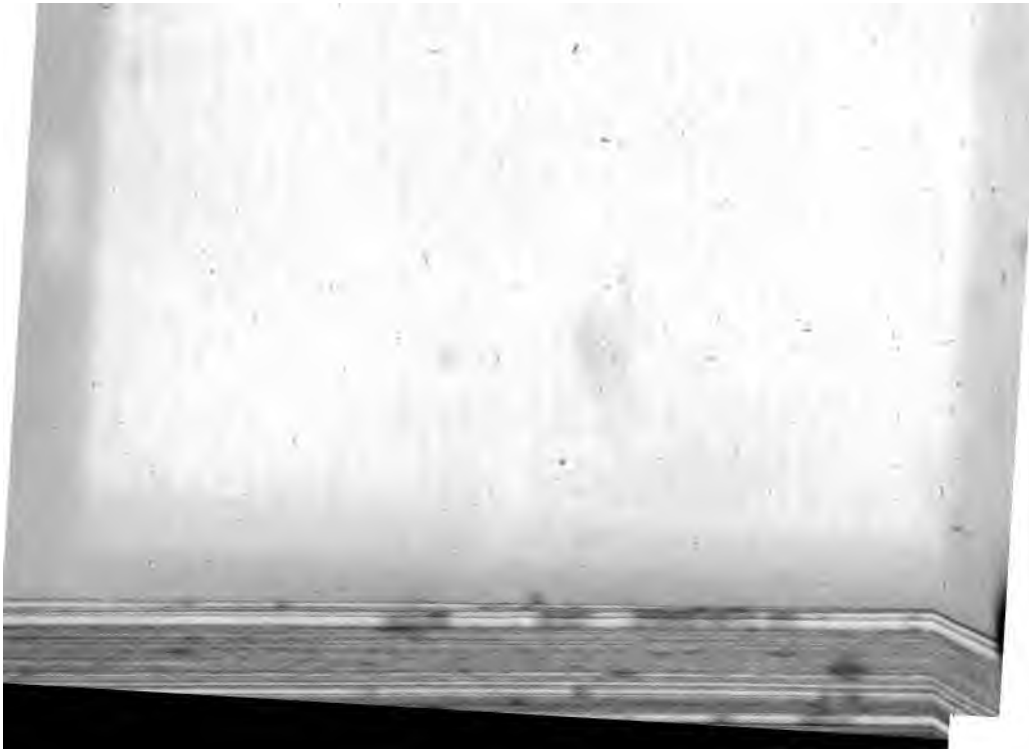
Gl. Das ist meine Meinung gar nicht. Wenn Sie mir, lieber Meister, die Fanny geben, so will ich mich von Ihnen trennen und meine eigene Wirthschaft anfangen.

G. Geh mir aus den Augen!

Meister Grünspecht berechnete, wie vielen Vortheil ihm bisher die Fanny und Glaskopf durch ihre treuen Dienste gebracht hätten, und war darüber aufgebracht, daß er nun beide verlieren sollte. Er ging also zur Frau Grünspechtin und sagte ihr mit vieler Heftigkeit, was für dummes Zeug Glaskopf mache.

Frau Grünspechtin war der Fanny gut, und hatte daher in ihrem Herzen eine heimliche Freude, als sie ver-

nahm, daß sie einen rechtschaffenen Mann haben sollte. Vorerst stellte sie sich indeß doch an, als wenn sie auf den Verliebten böse wäre, und sagte, vielleicht läßt er sich noch zureden. Da sie aber nach ein Paar Tagen einmal merkte, daß Meister Grünspecht bei einem Gläschen Wein guter Dinge war, lenkte sie das Gespräch auf Glaskopfen, lobte seinen Fleiß, seine Ehrlichkeit, und wiederholte, was er an dem jungen Grünspechtchen gethan habe! Am Ende sagte sie: ich dächte doch, lieber Mann, du wärest gegen den redlichen Burschen dankbar, und gäbst ihm die Fanny.“ Sie sagte dieß mit so viel Herzlichkeit, daß er nach einigem Wortwechsel wirklich seine Einwilligung dazu gab.

Die Hochzeit wurde bald, zwar ohne großes Gepränge, aber sehr vergnügt vollzogen. Das neue Ehepaar zog in Herrn Hollunders Haus. Glaskopf reisete im Lande umher und kaufte Ochsenhäute ein, und Herr Hollunder besorgte die Rechnung und den Briefwechsel, und beide erwarben sich ein ansehnliches Vermögen durch Fleiß und gute Wirthschaft.

Frau Glaskopf schenkte ihrem Manne drei Söhne. Von Kindheit auf hielt sie ihr Vater zur Religion an, und flößte ihnen Ehrfurcht und Vertrauen gegen Gott ein. Oft, wenn er unter ihnen saß, pflegte er zu sagen: „Kinder! verlaßt euch auf die Paar Thaler nicht, die eure Eltern durch ihren Fleiß sich erworben haben. Die sind sehr vergänglich, Feuer, Wasser, Krieg, Räuber können uns in Einer Nacht alles rauben, was wir in vielen Jahren mit saurer Mühe erworben haben. Das aber, was man gelernt hat, das bleibt. Und wenn Trübsal eintritt, und böse Menschen unsere Freude uns verleiden, so kann uns Geld und Gut nicht retten. Aber die Religion, lieben Kinder, die stärkt, die beruhigt, die rettet uns in allen Nöthen. Die Religion ist das Beste, was ein Vater seinen Kindern mitgeben kann.